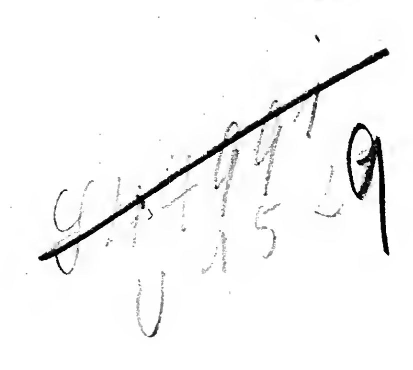
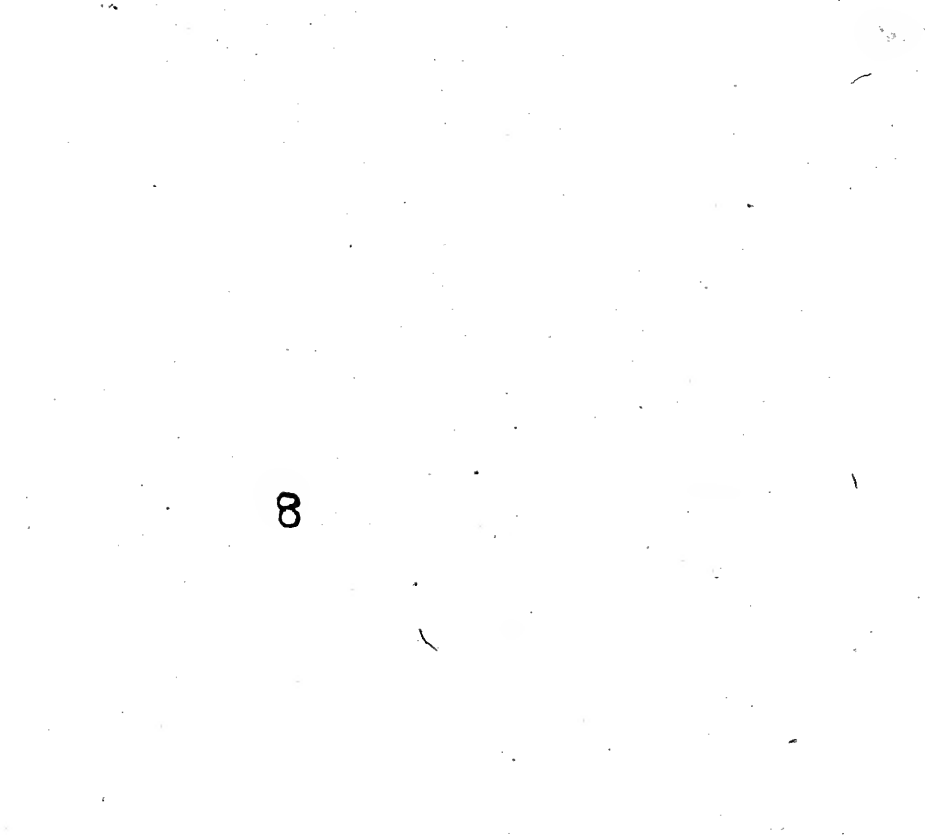




Abhandlungen,
Vorträge und Reden.



Abhandlungen, Vorträge und Reden

von

Felix Stieve.

Mit dem Porträt des Verfassers.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1900.

Vorwort.

Als Felix Stieve am 10. Juni 1898 nach rasch verlaufender Krankheit für immer die Augen schloß, mit denen er klar und frei in die Welt, tief und eindringlich, aber doch voll Güte und mitfühlender Teilnahme den Menschen ins Herz geschaut hatte, war er eben mit einer inneren Entwickelung zum Abschluß und dadurch zu einem Arbeitsplane gelangt, der seinem Wirken neue Wege eröffnen sollte und deshalb seiner weiteren wissenschaftlichen und schriftstellerischen Thätigkeit ein neues höheres Ziel, eine größere Bedeutung verliehen hätte. Dreißig Jahre hatte er der emsigsten und erfolgreichsten Forschung gewidmet, deren Ergebnisse niedergelegt sind in den großartig veranlagten Veröffentlichungen der bayerischen Historischen Kommission, in den „Briefen und Akten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges", in den „Wittelsbacher Briefen", die unter den Abhandlungen der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften erschienen sind, in Einzelwerken „Der Kampf um Donauwörth", „Der oberösterreichische Bauernaufstand des Jahres 1526" und in einer Reihe kritischer Abhandlungen „Das Stralendorfische Gutachten, eine Fälschung", „Verhandlungen über die Nachfolge Kaiser Rudolfs II.", „Ein Nachwort über das Stralendorfische Gutachten", „Ernst von Mansfeld", „Herzog Maximilian von Bayern und die Kaiserkrone", „Über die ältesten halbjährigen Zeitungen", „Der Kalenderstreit des 16. Jahrhunderts". Noch beschäftigten ihn die Vorarbeiten für den Artikel „Wallenstein", der eine empfindliche Lücke der „Allgemeinen Deutschen Biographie" auszufüllen bestimmt war, und die letzten Ergänzungen zu zwei weiteren Bänden der „Briefe und Akten", für welche das von ihm und seinen Mitarbeitern gesammelte Material fast vollständig vorlag.

Nach der Vollendung dieser Werke aber gedachte er die Richtung, in der sich sein Schaffen bis dahin fast ausschließlich bewegt hatte, zu ver-

lassen und sich der Bearbeitung und Darstellung großer Zeiträume, der Lösung welt- und volksgeschichtlicher Probleme zuzuwenden. In den letzten Stunden, die ich wenige Wochen vor seinem Tode im gewohnten vertrauten Gespräche mit ihm zubringen durfte, eröffnete er mir, daß er fest entschlossen sei, die Leitung der ihm zugewiesenen Abteilung der Historischen Kommission niederzulegen, um sich mit ganzer Kraft dem „Wallenstein", der zu einer umfassenden Monographie ausgestaltet werden sollte, und der „Kulturgeschichte" zu widmen, die zwar in der Form von Vorlesungen, gehalten an der Technischen Hochschule, schon bestand, aber in völliger Neugestaltung seine welthistorischen Ideen und Anschauungen zusammenzufassen bestimmt war. Wenn dies gelungen sein sollte, dann mochte wohl mit den Vorlesungen zur deutschen Geschichte, die seit Jahren einen sich stetig erweiternden Zuhörerkreis zu begeisterter Bewunderung hingerissen hatten, ein ähnlicher Umwandlungs- und Vervollkommnungs-Prozeß erfolgen.

Schüler und Freunde begrüßten diesen Entschluß Stieves mit aufrichtigster Freude, denn nun sollte das wahre Wesen und das ganze Können des Mannes, dessen Beruf für die höchsten Aufgaben der Geschichtschreibung ihnen längst feststand, vor der Nation, die er mit so starker Liebe umfaßte, offenkundig werden, nun sollte die Künstlerschaft des Darstellers, die nur zu sehr von der strengen Methode des Forschers zurückgedrängt worden war, ihre Triumphe feiern. Zu dem unermeßlichen Schmerze des persönlichen Verlustes trat daher nach Stieves ungeahnt raschem Ausgange die Trauer über das unvermittelt hereingebrochene Geschick der begonnenen und unvollendeten, ja unwiederbringlich verlorenen geistigen Schöpfungen, die bittere Erkenntnis, daß die Macht seines Geistes für alle, die ihm nicht durch eine glückliche Fügung näher getreten waren, unerkannt bleiben müsse.

Schon beim Austausche der ersten Klagen um den Dahingegangenen in den Stunden wehmütigen Gedenkens und Rückblickens auf die stolzen Hoffnungen, die wir in die uneingeschränkte Verwertung seiner vollen Kraft gesetzt hatten, waren wir aber darin einig, durch eine Sammlung von wenig bekannten Vorträgen und namentlich der Reden, die Stieve an großen nationalen Festtagen gehalten hatte, ein litterarisches Denkmal für ihn erstehen zu lassen, das die Vielseitigkeit seiner Studien, den Reichtum seiner Anlagen, die Kraft seines Ausdruckes, sein warmes Gefühl, seine Begeisterung der Nachwelt zu überliefern vermöchte. Die Bausteine hatte er selbst gebrochen und behauen, sie brauchten nur aneinandergefügt zu werden. Sie zu sammeln war Frau Agnes, die Gefährtin seines Lebens und seiner Arbeit, vertraut mit allen geheimen Sorgen des gegen sich selbst

so strengen Gelehrten, mit allen Absichten des die Erwartungen seiner Zuhörerschaft stets rücksichtsvoll erwägenden Sprechers, schon emsig beschäftigt, als wir den Wunsch aussprachen, dieses Buch vorbereiten zu dürfen. Jede Stunde, jede Minute, die nicht durch die hohen Pflichten der auf eigenen Entschluß und eigene Kraft angewiesenen Mutter und Erzieherin vaterloser Kinder in Anspruch genommen waren, brachte sie damit zu, Blatt für Blatt aus den reichgefüllten Mappen zurecht zu legen, auszuscheiden, was nicht vollends ausgereift und tadellos geraten war, zu vereinigen, was innerlich zusammenhing, vor allem aber jedes Wort abzuwägen, das die Empfindlichkeit eines mitstrebenden Berufsgenossen erregen konnte; denn es sollte ein Vermächtnis des teuren Toten entstehen, das sie, die Vereinsamte, des Trostes für immer Entbehrende, allen denen zugedacht hatte, die sie in Verehrung und Liebe zu ihm mit sich geeint wußte.

Nun galt es, der Frau, die ihren Blick nicht weiter zu senden gewohnt ist, als wo sie Verständnis für die eigene Stimmung; für die Bewegung ihres Gemütes weiß, die Zustimmung dafür abzuringen, daß dies Vermächtnis allen zugänglich gemacht werde, die daran teilzunehmen gesonnen sind, daß das Denkmal für Felix Stieve auf dem offenen Markte des geistigen Verkehrs erstehe, daß jeder Geschichtsfreund sich daran erfreue und zugleich mit Wehmut bedenke, wie abermals die Fittiche eines Genius in dem Augenblicke gebrochen wurden, in dem er den höchsten Flug antreten zu können vermeinte.

Das Verdienst, diese Zustimmung erreicht zu haben, die vermittelnde Thätigkeit, die mir Frau Professor Stieve bei der Drucklegung der Sammlung eingeräumt hat, für welche die hochangesehene Verlagshandlung sich sofort mit seltener Freudigkeit und ehrendem Vertrauen bereit erklärte, berechtigen mich, die Geleitworte einem Sammelwerke zu widmen, dessen Erscheinen mich bei aller Schmerzlichkeit der Erinnerung an die schwer vermißte Wohlthat einer wahren und aufrichtigen Freundschaft zwischen Männern gleichen Alters und gemeinsamen Berufes doch mit Genugthuung und beglückender Befriedigung erfüllt. Dem Geschichtschreiber Stieve muß Gerechtigkeit widerfahren, wenn dieses Buch in die Hände der Leser gelangt, für die es bestimmt ist. Es kann sich ja auch nur an das vornehme Publikum wenden, von dem Rudolf Huch behauptet, daß es nicht mit überladenem Putzwerk und nicht mit Theatergold zu gewinnen sei, weil es nur soliden Reichtum schätzt, aber die aus allen Ständen sich zusammenfindende Gesellschaft verständnisvoller Leser wird den soliden Reichtum erkennen, der ihr hier geboten wird, sie wird die Sicherheit der Untersuchung, die Schärfe und Wahrheit der Charakterisierung bewundern,

in der unserem Freunde kein Zeitgenosse gleichgekommen ist, sie wird sich des hellen Lichtes freuen, das sich von diesen Darstellungen aus über manches für dunkel gehaltene Gebiet der deutschen Geschichte verbreitet, sie wird mit Spannung die Lösung interessanter Probleme verfolgen und sich innerlich gehoben fühlen durch die Reinheit einer patriotischen Gesinnung, die durch Kritik und geistigen Kampf erstarkt ist.

Einer besonderen Einführung bedürfen Stieves Aufsätze und Vorträge nicht, sie wenden sich an jedermann, der überhaupt Geschichte zu lesen gewohnt ist; ja selbst der nur oberflächlich mit den behandelten Ereignissen Vertraute wird so rasch gefesselt und so schnell in die Situation eingeführt, daß er bei einigem guten Willen dem Gedankengange des Erzählers folgen kann. Die Anziehungskraft, die eine vollkommene Beherrschung des Stoffes zu üben vermag, vereinigt sich mit einer außerordentlichen Gewandtheit in dem Gebrauche der Sprache, um den Hörer oder Leser in die Gewalt des redenden oder schreibenden Autors zu geben. Nur zwei der aufgenommenen Abhandlungen verlangen nachhaltigere Aufmerksamkeit und eigene geistige Mitarbeit, wenn sie ihren Zweck erreichen sollen; ich habe mich jedoch nicht entschließen können, auf die beiden Studien aus Stieves umfassender Wallensteinforschung zu verzichten, weil in ihnen die historische Kritik unserer Zeit eine ihrer glänzendsten Leistungen bietet, weil man aus der Art der Quellenbenutzung die Methode, mit der Stieve sich die Seele einer handelnden Person zu erschließen versuchte, erkennen kann und weil man sich ohne große Schwierigkeit, nur mit Ernst und etwas Geduld davon zu überzeugen vermag, daß man die Quellen nicht nur abzuschreiben, sondern auch zu lesen verstehen muß und daß die historische Auffassung nicht in die Quellen hineingetragen, sondern aus ihnen heraus entwickelt werden kann. Es ist begreiflich, daß keiner von Stieves Schülern, auch von jenen nicht, die bis zuletzt fast täglich bei gemeinsamer Prüfung der Überlieferungen ihre Ansichten über die neuen Gesichtspunkte mit ihm ausgetauscht hatten, der lockenden Versuchung erlegen ist, die Wallenstein-Monographie zu vollenden. Man müßte erst Stieves Geschick in der Zerstäubung gehäufter Irrtümer, seine besondre Eignung für die Durchdringung sorgsam verschleierter Verhältnisse erlangt haben, um das Wagnis versuchen zu dürfen.

Aus den Lebensschicksalen des mehr durch seine Persönlichkeit als durch eine glänzende Laufbahn unter den Berufsgenossen weithin bekannt gewordenen Mannes erübrigt nur wenig zum Verständnis seiner litterarischen Wirksamkeit mitzuteilen. Außer der ununterbrochenen Mitarbeit an den Aufgaben der Historischen Kommission, für die ihn sein Lehrer Cornelius gewonnen hat, nahmen die Vorlesungen an der Technischen

Hochschule seine beste Kraft in Anspruch; nach der Besiegung von mancherlei Schwierigkeiten erfüllte ihn sein Lehramt mit wachsendem Interesse und er lohnte die Anhänglichkeit seiner in den letzten Jahren nach Hunderten zählenden Hörer mit einer Hingebung, die weit über das Maß der Pflichterfüllung hinausging, das von der strengsten Gewissenhaftigkeit geboten erscheint. Der Ruf seiner Beredsamkeit und seiner Darstellungsgabe drang über die akademischen Kreise hinaus und veranlaßte häufige Einladungen zu Vorträgen in Vereinen und zu festlichen Ansprachen, deren Mehrzahl in diesem Bande vereinigt sind. Einige von ihnen werden den Meisterstücken deutscher Redekunst beizuzählen sein.

Nur in einer Beziehung scheint es mir notwendig, einige erklärende Bemerkungen für jene Leser vorauszuschicken, die den Nachruf an Döllinger, das Essay über den Altkatholizismus, die Charakteristik seines Vaters in dem Aufsatze über die katholische Abteilung im preußischen Kultusministerium und die Biographie von Karl Jentsch in ihrem Zusammenhange zu erfassen wünschen. Stieve war in seiner Heimat Westfalen und in Breslau, wo sein Vater viele Jahre als Schulrat wirkte, in streng katholischer Gesinnung erzogen worden. Sein Glaube war getragen von „Begeisterung für ein Idealbild der katholischen Kirche von überwältigender Größe und Herrlichkeit, als einer Gemeinschaft, die dem Einzelnen Raum zur vollen Entfaltung seiner sittlichen und geistigen Kräfte gewähre". Wie Alfred Altmann, jener seiner Schüler, der sein Wesen am tiefsten erfaßt hat, in den „Erinnerungen an Felix Stieve" (Münchener Neueste Nachrichten 1898, 3. u. 5. Dezember) ausführt, hat ihn „der Enthusiasmus der Studentenjahre über die Gefahren, die seiner kirchlichen Richtung von dem immer stärker anschwellenden Ultramontanismus drohten, hinweggetäuscht ... Erst die Ereignisse, die der Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas unmittelbar vorausgingen, brachten ihm die schmerzliche Erkenntnis, daß sein bisheriges Ideal ein Trugbild, daß die kirchlichen Reformen, die er gleich seinem Vater und dessen Freunden zur Besserung der bestehenden Verhältnisse ersehnt hatte, unmöglich und ‚daß der Ultramontanismus nichts Anderes darstelle, als das innerste Wesen des Papsttums, wie es sich seit dem sechsten Jahrhundert entwickelt hatte'". Er schloß sich mit Cornelius und seinen Freunden v. Druffel, Berchtold, Lossen der altkatholischen Bewegung an. Aber Stieve „ist innerlich nicht bei den Anschauungen des Altkatholizismus stehen geblieben ... Es verließ ihn die Hoffnung, daß in unserer Zeit die Lehren der alten Kirche noch einmal zu neuem Leben erweckt werden könnten. Dann hat ihn die strenge Folgerichtigkeit seines Denkens, nachdem er die Täuschung seiner Jugend erkannt und das gesicherte Haus der Kirche verlassen hatte, Schritt

um Schritt auf dem einmal betretenen Wege bis zur Loslösung von allem Kirchentum und Dogmenwesen weitergeführt. Wenn er trotzdem äußerlich in der altkatholischen Gemeinschaft verharrte, so geschah das, weil er sich nicht von den alten Freunden trennen wollte, mit denen er einst Schulter an Schulter im Kampfe gestanden hatte, um etwa in seiner äußeren Laufbahn Vorteile zu genießen, auf die sie, wie die Verhältnisse in den 70er und 80er Jahren lagen, verzichten mußten. Stieve hat trotz seines kraftvollen und elastischen Wesens nach seinem eigenen Zeugnis die Folgen dieser schweren Kämpfe nie verwunden. Ihre Spuren sind auch allen, die ihm nahe standen, bis an sein Lebensende sichtbar gewesen. Daß er aber diese Dinge so schwer nahm, und schwerer als andere, lag an seinem überaus tiefen und reichen Empfinden, dessen Regungen von ihm oft nur durch große Selbstbeherrschung unterdrückt wurden und vielleicht auch manchen, die ihn kannten, hinter einer geflissentlich zur Schau getragenen Ruhe und sarkastischen Schärfe verborgen geblieben sind".

Über seine politischen Ideen, über seine Stellung zur Nation und zu ihrem neuen Reiche habe ich nicht nötig, auch nur ein Wort hieher zu setzen. Anschaulicher, in edlerer Begeisterung und mit großartigeren Beziehungen zu der tausendjährigen Geschichte unseres Volkes ist die Gründung des Deutschen Reiches kaum irgend gefeiert worden, als in den Reden zu Ehren Kaiser Wilhelms und Bismarcks, die durch den Wiederabdruck in dieser Sammlung dem Gedächtnis der Zeitgenossen und der kommenden Geschlechter eingeprägt werden sollen. Wer immer, heute und in fernerer Zukunft, Felix Stieves Worte auf sich wirken lassen wird, der wird wie alle, die an seinem Grabe standen, und alle, die seinem Wesen und Wirken ein offenes Herz entgegengebracht haben, den Verlust zu ermessen vermögen, den sein allzufrüher Tod der deutschen Geschichte und dem deutschen Volke verursacht hat.

Graz, im März 1900.

Hans v. Zwiedineck.

Berichtigungen:

S. 181 Z. 4 v. o. lies: grimmigerem.
S. 200 Z. 13 v. u. lies: Christina.
S. 231 Note 2 fällt weg.
S. 246 N. 2 Z. 1 lies: Protokoll.

Inhaltsverzeichnis.

I.

Die Perioden der Weltgeschichte.

Vortrag.

(22. März 1893.)

Zu den Begriffen, welche uns heutigen Menschen gleichsam angeboren werden, gehört die Einteilung der Weltgeschichte in drei Perioden. Mit derselben Sicherheit, womit wir im Gebiete der Natur das Tier-, das Pflanzen- und das Mineralreich unterscheiden, lassen wir in der Geschichte Altertum, Mittelalter und Neuzeit aufeinander folgen. Forschungen, welche im letzten Jahrzehnte ausgeführt wurden, haben jedoch dargethan, daß diese Dreiteilung des geschichtlichen Stoffes weder alten Ursprunges ist, noch aus sachlichen Gründen hervorging. Gestatten Sie mir, Ihnen zunächst die Ergebnisse dieser Untersuchungen darzulegen.

Die erste uns bekannte Periodisierung der Weltgeschichte unternahm der Vater der christlichen Kirchengeschichte, Eusebius von Caesarea, ein Zeitgenosse Konstantins d. Gr., in seiner „allgemeinen Geschichte“ oder Weltchronik. Hatte bereits 500 Jahre früher Polybius den Grund für die Anschauung gelegt, daß die Römer das Hauptvolk der Erde und zur Weltherrschaft berufen seien, so verband die durch Konstantin vollzogene Erhebung des Christentums zur Staatsreligion mit jener älteren römischen Vorstellung die neue christliche, daß die gesamte Menschheit von Adam herstamme, und wie sie in diesem der Sünde verfallen sei, so auch durch Christus in ihrer Gesamtheit der Erlösung teilhaftig werden solle. Die Weltherrschaft des Christentums vermittelst des von ihm durchdrungenen Römerreiches erschien nun als gottgewollter Abschluß der Menschheitsentwicklung. Von dieser Vorstellung aus empfand Eusebius den Trieb,

die Geschichte der Heiden mit der seiner Kirche, d. h. mit der Geschichte des jüdischen Volkes und des Christentums, zu verbinden, und er führte diese Absicht aus, indem er in sechs Punkten Ereignisse der beiden Geschichten als gleichzeitig feststellte. Er dachte nicht daran, einen inneren Zusammenhang der beiden Entwicklungen nachzuweisen und etwa, wie man es in neuerer Zeit gethan hat, die Vereinigung der Mittelmeergebiete zu einem Reiche als Vorbereitung für die Verbreitung des Christentums über die ganze Kulturwelt aufzufassen; es handelte sich ihm einzig und allein darum, chronologische Anhaltspunkte für die äußere Nebeneinanderstellung der Welt- und Kirchengeschichte zu gewinnen.

Seine Erfindung wurde dann im Beginn des 5. Jahrhunderts von dem Kirchenlehrer Augustinus in der Weise umgestaltet, daß derselbe die jüdisch-christliche Geschichte in sechs Zeitalter einteilte, als deren Vorbilder er bald die sechs Tage des biblischen Schöpfungswerkes, bald, und zwar vermutlich in Anlehnung an den älteren Geschichtschreiber Julius Florus, die sechs von dem Arzte Hippokrates unterschiedenen Lebensalter des Menschen bezeichnete. Auf die Geschichte der Heiden nahm er dabei keine Rücksicht. Gleichwohl wurde seine Einteilung im 7. Jahrhundert durch Isidor von Sevilla und im 8. Jahrhundert durch den Angelsachsen Beda Venerabilis für ihre Weltchroniken verwendet, und das maßgebende Ansehen, welches diese Werke erlangten, machte die sechs Zeitalter des Augustinus mehr als neun Jahrhunderte lang zum Gerüste der meisten Weltgeschichten des Abendlandes.

Man kannte allerdings noch eine andere Periodisierung. Der gelehrte Alexandriner Ptolemäus hatte im 2. Jahrhundert nach Christus die assyrisch-babylonischen, die medisch-persischen, die macedonisch-hellenistischen und die römischen Machthaber als eine stetige Reihenfolge von Weltherrschern aufgefaßt. Diese dem geschichtlichen Hergange entsprechende Vorstellung von vier einander ablösenden Weltmonarchien hatte sich seitdem eingebürgert, und am Ende des 4. Jahrhunderts war sie von dem Kirchenlehrer Hieronymus benutzt worden, um zwei Stellen des Propheten Daniel dahin zu deuten, daß dieser die vier Weltherrschaften vorausgesagt und der letzten von ihnen, der römischen, die Fortdauer bis zum Ende der Welt verheißen habe. Diese Behauptung, welche die politische Entwicklung der Heidenwelt als Werk des Christengottes erscheinen ließ, hatte sofort lebhafte Zustimmung gefunden und war um so leichter auf das mittelalterliche Abendland übergegangen, als dieses ja das Kaisertum Karls des Großen und der Deutschen für die Fortsetzung des römischen Imperatorentums ansah. Aber die Geschichtschreiber des Mittelalters wiederholten wohl gewissenhaft die Lehre von den vier Weltreichen, wußten sie jedoch

nicht weiter fruchtbar zu machen und hielten sich für die Einteilung ihres Stoffes stets an die sechs Zeitalter des Augustinus, wobei sie die Jahre vor Christus von Adam oder vom Beginn des betreffenden Zeitalters ab zählten, während sie von Christi Geburt an unsere von dem römischen Abte Dionysius Exiguus im 6. Jahrhundert erfundene und seit Beda Venerabilis zum Gemeingut des Abendlandes gewordene Zeitrechnung anwandten.

Die Jahre nach Christi Geburt hatte Augustinus als sechstes Zeitalter zusammengefaßt. Ihn umbrausten die Wogen der Völkerwanderung, und er lebte in der gewissen Erwartung des baldigen Weltendes; daher hatte er nicht daran gedacht, für die Anfügung eines weiteren Zeitalters Raum zu lassen, und durch den Vergleich mit den sechs Lebensaltern und den sechs Schöpfungstagen, welcher trotz seiner Gedankenleere dem gesetzbegierigen Mittelalter gewaltig imponierte, hatte er die Sechszahl in erhöhtem Maße unwandelbar gemacht. Obendrein aber versah des Hieronymus Deutung der Prophezeihungen Daniels die Lehre von der Fortdauer des römischen Weltreiches mit dem Ansehen eines Glaubenssatzes, und um ihretwillen schien das Festhalten an der Einheit des sechsten Zeitalters um so entschiedener geboten. Deshalb verharrte man denn bei diesem, obgleich es zu einem Umfange anschwoll, welcher immer weniger zu der auf fünf oder sechs Jahrhunderte beschränkten Ausdehnung der vorhergehenden Abschnitte im Verhältnis stand, und wirkungslos blieb es lange Zeit[1], daß seit dem 15. Jahrhundert von nationalen und politischen Erwägungen aus Widerspruch gegen die Lehre von der Fortdauer des römischen Weltreiches erhoben wurde, sowie daß der Humanismus es ablehnte, das ihm als barbarisch geltende Mittelalter für die Fortsetzung des klassischen Altertums zu halten, sich dagegen als Wiedererneuerung des Altertums und als Überwindung der Finsternisse des Mittelalters fühlte. Die durch und durch theologische Denkweise, welche sich infolge der Kämpfe um die Kirchenreform seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wiederum der Menschen bemächtigte, schützte die sechs Zeitalter und die vier Weltmonarchien siegreich gegen alle Bedenken. Nur auf dem Gebiete der Sprach- und Litteraturwissenschaft kam es dahin, daß man die Blütezeit des Altertums von ihrer humanistischen Wiederbelebung durch einen Abschnitt schied, den man media aetas, Mittelalter, nannte und von Augustus oder Antonius Pius bis zum 15. Jahrhundert ausdehnte.

Indes wurde doch die Empfindung, daß die Zeit, in welcher man lebe, von den vorausgegangenen Jahrhunderten der Menschheitsentwicklung ihrem Wesen nach sehr verschieden sei, immer stärker, und die Lebenden fühlten sich immer entschiedener als homines moderni, als heutige

Menschen, im Gegensatz zu der Vergangenheit. So unternahm es denn nach dem dreißigjährigen Kriege, welcher jene Eindrücke wesentlich verstärkte, der Oberpfälzer Georg Horn, welcher als Professor in Leyden wirkte, in seinen Handbüchern der Weltgeschichte die im Bewußtsein bereits vollzogene Trennung auch in der Darstellung auszuführen, und er unterschied eine alte und eine neue Geschichte. Jene erstreckte er zunächst unter dem Einflusse der älteren Periodisierungen bis zum Jahre 1453, wo Konstantinopel von den Türken erobert und im byzantinischen Reiche der letzte Teil der römischen Weltmonarchie zerstört worden war. Hierbei fiel es ihm jedoch sehr schwer, die abendländische Geschichte vom Untergange des weströmischen Reiches bis 1453 unterzubringen, denn dieselbe ließ sich doch weder als ein Anhängsel der byzantinischen noch im Gegensatze zur neuen Zeit als Fortsetzung der alten Geschichte auffassen. Daher schlug denn Horn in einem späteren Werke den Ausweg ein, die gesamte abendländische Geschichte von 476—1453 als historia medii et recentioris aevi, als „Geschichte des mittleren und jüngeren Zeitalters" außerhalb seiner Haupteinteilung aufzustellen. Es war das eine sehr seltsame Maßnahme der Verlegenheit. Bessere Gestalt gab ihr dann ein Zeitgenosse Horns, Christoph Keller (Cellarius) aus Hessen, welcher in verschiedenen Wissenschaften und namentlich in der Philologie thätig war. Als Philologe war er mit der Unterscheidung einer alten, mittleren und neuen Periode in der Sprach- und Litteraturgeschichte vertraut, und er hatte selbst ein Buch über „die Latinität des mittleren und jüngsten Zeitalters" geschrieben. Daher lag es ihm nahe, Horns Versuch in der Weise zu vervollständigen, daß er den ganzen Zeitraum von Konstantin dem Großen bis zum Untergang des oströmischen Reiches als media aetas, Mittelalter, zwischen Altertum und Neuzeit stellte und darin die abendländische, byzantinische und arabische Geschichte vereinte. Er that das in einer Weltgeschichte, welche er seit 1685 veröffentlichte, und sein Vorgang wurde entscheidend. Die Dreiteilung der Weltgeschichte bürgerte sich je länger desto mehr zunächst in den Handbüchern und dann im wissenschaftlichen Bewußtsein ein, und nur bezüglich der Grenzen des Mittelalters erhielt sich bis zur Gegenwart Verschiedenheit der Meinungen.

Diese Entstehung unserer Periodisierungsweise haben Franz von Wegele und Ottokar Lorenz enthüllt. Letzterer hat dabei betont, daß der Begriff Mittelalter lediglich als Notbehelf geschaffen wurde, und daß sachliche Erwägungen weder bei der Geburt noch bei der Festsetzung des Begriffs im wissenschaftlichen Gebrauche mitwirkten. Das ist unzweifelhaft richtig. Ja, man wird dem geistreichen Gelehrten nicht einmal die Behauptung widerlegen können, daß dem Begriffe überhaupt nie ein bestimmt begrenzter

und klar bezeichneter Inhalt gegeben worden sei. Auch diejenigen, welche sich gegen Lorenz zur Verteidigung des Herkommens erhoben, vermochten nicht nachzuweisen, daß das Mittelalter ein ihm eigentümliches Gepräge und einen Gesamtcharakter, welcher sich von dem des Altertums und der Neuzeit deutlich scheide, besitze.

Es mag daher verwegen erscheinen, die Dreiteilung der Geschichte retten zu wollen. Ich muß jedoch bekennen, daß ich mich nicht der Überzeugung entschlagen kann, man habe mit jener instinktiv das Richtige getroffen. Ich hoffe auch Nachsicht zu finden, wenn ich meine Ansicht zu begründen versuche, denn es handelt sich bei dieser Sache, wie ich glaube, nicht um eine Schulfrage, nicht um die Frage, wie der Lehrstoff am bequemsten für Schüler und andere Lernende einzuteilen sei, sondern es handelt sich um tieferen Einblick in den Entwicklungsgang der Menschheit, um eindringenderes Verständnis der Weltgeschichte.

Um dies zu erkennen, müssen wir zunächst feststellen, was wir unter Geschichte im allgemeinen und unter Weltgeschichte im besonderen zu verstehen haben.

Geschichte ist die Darstellung schriftlich bezeugten Geschehens im Leben der Menschen. Auf der niedersten Stufe ist diese Darstellung eine rein erzählende, lediglich die Thatsachen schildernde; dann erhebt sie sich zur pragmatischen oder belehrenden, welche die Beweggründe, Mittel und Wirkungen des Handelns der Menschen darzulegen sucht, um dadurch Nachlebenden Anleitung zu richtigem Urteil über die Vorgänge der eigenen Zeit und zu zweckmäßigem und erfolgreichem Wirken zu erteilen; ihre höchste Aufgabe aber erfüllt und als Wissenschaft bethätigt sich die Geschichte erst dann, wenn sie die Gesamtheit der Verhältnisse, Kräfte und Einflüsse, aus welchen das Geschehende erwächst, zu erfassen und darzulegen trachtet, wenn sie von bloß erzählender oder pragmatischer zur entwickelnden Darstellung vorschreitet. Übertragen wir nun diese Erläuterung auf den Gegenstand der Geschichte, für welchen wir kein eigenes Wort besitzen, so ist Geschichte weder Geschehen noch Handeln, sondern Entwicklung, und wenn auch ihr eigentliches Gebiet das Staatsleben bleibt, so wächst sie doch hinaus auf alle anderen Gebiete des menschlichen Lebens, weil aus diesen allen wesentliche Einwirkungen auf die Staatsentwicklung erfolgen. Unter Weltgeschichte aber haben wir, wenn wir den so gewonnenen Geschichtsbegriff festhalten, nicht die Summe alles dessen, was auf unserer Erde, die wir auf geschichtlichem Gebiete unbescheiden als Welt bezeichnen, jemals geschehen ist, zu verstehen, sondern nur diejenige Entwicklung, welche die Welt zu dem gemacht hat, was sie jetzt für uns ist.

Der Inhalt der Weltgeschichte wird mithin je nach dem Standpunkte

des Betrachtenden ein verschiedener sein, denn die geschichtliche Welt des Arabers oder Inders ist eine andere als die des Westeuropäers. Ebenso wird der Umfang der Weltgeschichte mit den Fortschritten der Entwicklung wachsen. Im 13. Jahrhundert durfte ein Deutscher in seiner Weltgeschichte noch die Türken, im 15. noch Rußland und Amerika, im Beginn des 19. noch Serben, Montenegriner und Bulgaren unerwähnt lassen; jetzt wird er bald auch der Japaner und Chinesen als Teilhaber an der Menschheitsentwicklung zu gedenken haben. Den Rückgrat der Weltgeschichte aber wird für jeden, der sich mit ihr beschäftigt, unveränderlich ein und dieselbe Frage bilden, die Frage nämlich: Wie wurden ich und meine Volksgenossen das, was wir jetzt sind?

Besitzen wir nun in dieser Frage eine sichere Richtschnur, um die Aufgabe, den Inhalt und den Umfang der Weltgeschichte in jedem Falle zu bestimmen, so liegt darin, daß wir als deren Gegenstand eine Entwicklung erkannten, auch das Gesetz für ihre Periodisierung umschlossen. Abschnitte der Weltgeschichte werden wir überall da beginnen, wo in die Entwicklung ein neues Element maßgebend eintritt, und Perioden oder Epochen werden wir da scheiden, wo ein solches neu eingetretenes Element die Entwicklung von der bis dahin eingehaltenen Bahn ablenkt.

Lassen Sie uns nun untersuchen, ob wir mit dem angedeuteten Gesetze die Dreiteilung der Weltgeschichte zu rechtfertigen vermögen, und welche Grenzpunkte wir für die einzelnen Perioden feststellen müssen. Selbstverständlich handelt es sich dabei in letzterer Hinsicht nur darum, ein Ereignis hervorzuheben, welches für das siegreiche Eintreten eines neuen Elementes besonders bezeichnend ist, denn mit einem einzigen Schlage wird ja eine neue Epoche der Weltgeschichte ebensowenig eröffnet, wie ein neues Lebensalter des Menschen mit einer einzelnen Minute beginnt.

Als das neue Element, welches das Mittelalter vom Altertum scheide, giebt man häufig das Christentum aus und will dann das Mittelalter mit Christi Geburt oder mit der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion des römischen Reiches beginnen. Nun wird allerdings auch derjenige, welcher den göttlichen Ursprung des Christentums leugnet, bereitwillig zugeben, daß dasselbe das idealste und wirksamste Element in der Entwicklung unserer Weltgeschichte und eine nie zu erschöpfende Quelle neuer Lebensanregungen bildet; aber andererseits wird auch derjenige, welcher in Christus den Sohn Gottes verehrt, nicht in Abrede stellen können, daß nach dessen Geburt noch mehr als drei Jahrhunderte vergingen, ehe das Christentum als eine maßgebende Macht im Gesamtleben des römischen Reiches hervortrat, und daß es sogar dann, nachdem Konstantin es aus politischer Berechnung zur Staatskirche umgeschaffen hatte, eine

neue, frisch aufstrebende Lebensentwicklung nicht hervorzurufen vermochte. In den ersten drei Jahrhunderten hatte das Christentum in düsterer Weltflucht eine Einwirkung auf das öffentliche Leben verschmäht; sobald es durch die weltliche Gewalt die Herrschaft empfangen hatte, wurden sein Idealismus und seine sittliche Kraft durch das Gift des staatlichen Despotismus und der verderbten weltlichen Kultur in ihrer Leistungsfähigkeit gelähmt. Wie unfähig es dadurch wurde, eine Erneuerung der Lebenskräfte und Ziele zu bewirken, beweist deutlichst die Geschichte des oströmischen Reiches. Noch beinahe elf Jahrhunderte hindurch wurde dieses durch die von Diokletian und Konstantin begründete Verfassung erhalten; aber obwohl die christliche Kirche das allbeherrschende Element im byzantinischen Staate wurde, entfaltete sich in demselben doch niemals die schöpferische Kraft zu neuer Entwicklung, vielmehr spann sich lediglich das, wenn auch oft vielgeschäftige, so doch zeugungsunfähige Greisenleben des späteren römischen Kaiserreiches weiter.

Auch der beste Samen gewährt eben nicht schon an und für sich die fruchtreiche Ernte, sondern er bedarf zu seiner Entfaltung des geeigneten Bodens. Einen solchen Boden aber, welchen Christus selbst in dem verknöcherten Judentum vermißt hatte, fand seine Lehre auch im Römertum nicht, denn dessen Lebenskraft war durch den ruchlosen Despotismus der Imperatoren, durch die Lasterhaftigkeit und Raffiniertheit der Sitten und durch die unheilvolle Gestaltung der socialen Verhältnisse welk gemacht worden. Das Christentum bedurfte frischen Ackers, wenn sich die unermeßliche Fülle seiner Keimkraft entwickeln sollte. Dieser frische Acker aber bot sich ihm erst in den germanischen und den aus der Mischung mit ihnen hervorgegangenen romanischen Völkern.

Die Ahnung, daß mit dem Eintritt der Germanen in die weltgeschichtliche Entwicklung ein neues Zeitalter derselben anhebe, dämmerte schon im 9. Jahrhundert n. Chr. bei Frechulf von Lisieux und im 12. bei Ekkehard von Aura und Otto von Freising; deutlicher trat sie bei Macchiavelli im 16. Jahrhundert hervor, und seitdem gewann sie immer bestimmtere Gestalt. Daher wollen manche das Mittelalter mit dem Jahre 375 n. Chr. beginnen, in welchem der Vorstoß der Hunnen die sogenannte Völkerwanderung einleitete. Diese Völkerwanderung aber war doch nichts als die Fortsetzung einer Bewegung, welche in den Urzeiten der Menschheit begonnen hatte, sich über den ganzen Erdball erstreckte und mit den Wanderungen des 5. Jahrhunderts keineswegs abschloß. Von dieser Bewegung waren die Germanen schon längst ergriffen. Cäsar hatte ihrem Vordringen nach Westen Halt geboten und ein Zurückfluten nach Osten bewirkt. Schon seit der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. aber hatte

das Andringen gegen die römischen Grenzen wieder begonnen und war stetig an Kraft gewachsen. Schon 271 hatte auch eine Provinz des römischen Reiches, Dacien, den Goten eingeräumt werden müssen. Die von den Hunnen angeregte Wanderung kann also nicht als Beginn einer neuen Entwicklung gelten. Allerdings brachte sie rasch den größten Teil des weströmischen Reiches unter die Herrschaft der Germanen, aber damit war noch keineswegs entschieden, ob diese Herrschaft sich behaupten und zu einer neuen Entwicklung führen werde. Der feste Grund für eine solche wurde erst gelegt, indem Chlodwig das Frankenreich schuf. Aus diesem erwuchs dann die Entwicklung, welche das Mittelalter erfüllt.

Mit Chlodwigs Thronbesteigung im Jahre 481 könnten wir also das Mittelalter beginnen. Handlicher für den Gebrauch dürfte indes ein Ereignis sein, welches uns nicht nur den Anfang des Mittelalters, sondern zugleich den Schluß des Altertums zum Bewußtsein bringt, und als solches bietet sich die Verdrängung des letzten weströmischen Kaisers Romulus Augustulus durch den germanischen Heerkönig Odovaker im Jahre 476 dar. Wie unbedeutend auch dieser Vorgang an und für sich ist, da er nur äußerlich zur Erscheinung brachte, was thatsächlich längst vollzogen war, so dürfte er sich dennoch zum Scheidepunkte zwischen Mittelalter und Altertum eignen, weil er einerseits daran erinnert, daß die Entwicklung des Altertums, welche im römischen Reiche ihre Vollendung fand, nunmehr durch eine neue abgelöst wird, andererseits aber darauf hinweist, daß die Träger dieser neuen Entwicklung unter den Germanen zu suchen sind. Obendrein zeigt sich in der Absetzung des Romulus Augustulus zuerst das Bestteben wirksam, welches dann in dem Ostgoten Theodorich und in Karl dem Großen ausgebildet hervortritt und von da aus das ganze Mittelalter beeinflußt, das Bestreben nämlich, das Germanentum in das römische Staatswesen einzufügen oder, um es in mittelalterlicher Weise auszudrücken, das römische Kaisertum in der germanisch-romanischen Welt zu erneuern.

Sie werden mir jedoch einwenden, daß ich mit der Entscheidung über den Beginn des Mittelalters dem Nachweise vorausgeeilt sei, inwiefern denn durch das Germanentum ein neues Element in die Menschheitsentwicklung eingeführt, und wie dadurch das Mittelalter zu einer eigenartigen und in sich geschlossenen Epoche ausgestaltet worden sei. Ich antworte darauf, daß jenes neue Element in dem romantischen Idealismus der Germanen, welchen sie auch den Romanen mitteilten, liegt. Die Hellenen und Römer des Altertums besitzen den Idealismus der Vaterlandsliebe und des Bürgersinns, und der Idealismus der Kunst entfaltet sich bei den Hellenen zu unerreichbarer Schönheit und Harmonie: aber dieser Idealismus erwächst aus der Entwicklung der natürlichen Verhältnisse und löst

sich niemals von diesen, sondern bleibt stets mit einem gesunden Realismus verbunden. Bei den Völkern des mittelalterlichen Abendlandes dagegen gestaltet und beherrscht der Idealismus seinerseits die Entwicklung, und wie er seinen Inhalt häufig einer fremden Welt entnimmt, so schwingt er sich bisweilen zu Höhen auf, in welchen er jede Rücksicht auf das irdisch Wirkliche und Mögliche abstreift.

Die Idee wechselseitiger, hingebender, bis zum Tode sich bewährender Treue, welche schon vor der Wanderung bei den Germanen die Gefolgschaften ausgebildet hatte, wird im Lehenswesen die Grundlage des mittelalterlichen Staatsbaues. Die Idee der Fortdauer des römischen Reichs und der Vererbung des römischen Kaisertums leitet die Staatsbildung des Ostgoten Theodorich und dient sowohl Karl dem Großen wie Otto dem Großen als Schlußstein der Verfassung ihrer Reiche; dann aber durchdringt sie das ganze Abendland und beeinflußt nicht nur die Politik der deutschen Herrscher und die Entwicklung unseres Volkes in tiefgreifender Weise, sondern wirkt auch in wechselnder Stärke auf die Anschauungen und Schicksale anderer Völker ein. Die Idee der christlichen Weltflucht erzeugt die cluniacensische Bewegung, und in dieser erhebt sich der romantische Idealismus zu einer Kraft und Vielseitigkeit der Wirkungen, daß sich ihm darin kein anderes Element der Geschichte vergleichen läßt. Er bedeckt das Abendland mit Klöstern und füllt diese mit büßenden Mönchen und Nonnen; er zeitigt in Gregor VII. den ebenso überschwenglichen wie großartigen Plan, der ganzen Christenheit eine Art mönchischer Verfassung unter Leitung des Papsttums zu geben, und treibt diesen idealsten Schwärmer für das Reich des Jenseits in den Kampf um die Herrschaft im Diesseits; er zwingt dem rauf- und beutelustigen Adel den Gottesfrieden auf, und er begeistert Hunderttausende auf Hunderttausende, Leben und Besitz in den Kreuzzügen einzusetzen, welche sich nach dem fernen Palästina, den unwirtlichen Ostseegebieten und der pyrenäischen Halbinsel richten. Ein Rest dieses Idealismus wirkt auch in den späteren Kämpfen des Papsttums gegen das Kaisertum nach, und leitend sind bei diesen für das Papsttum wiederum Ideen, welche der Bibel und dem römischen Rechte, also nicht im Mittelalter entsprungenen Quellen entstammen. Die gefährlichste Gegnerschaft aber erzeugt den Päpsten die Idee einer auf die Mittelmeergebiete gegründeten Weltherrschaft, welche die Hohenstaufen seit den letzten beiden Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts anstreben, indem sie nicht, wie einst die Römer dem natürlichen Gange allmählicher Entwicklung folgen, sondern derselben mit schwungvollen Entwürfen ohne Rücksicht auf deren Durchführbarkeit vorauseilen.

Ich darf diese Beispiele des mittelalterlichen Idealismus nicht häufen,

ohne Ihre Geduld zu ermüden. Ich weise nur noch darauf hin, wie er den rohen und gewaltthätigen Kriegerstand zum Rittertum mit seiner höfisch-christlichen Zucht und mit seinem dem ganzen Altertum fremden Begriffe der Standesehre umwandelte.

Dieses Rittertum wurde wie die geistliche Hierarchie zu einem Verbande, welcher unbekümmert um die Grenzen der Länder und Nationalitäten alle Genossen des Standes umschloß. Dies aber war nur deshalb möglich, weil die Idee von der Einheit der Kirche allen ihren Anhängern das Gefühl enger Zusammengehörigkeit gab, wie sie sich denn auch mit dem Gesamtnamen der lateinischen Christenheit bezeichneten, während die Menschen des Altertums stets nur in den Angehörigen des eigenen, wenn auch noch so kleinen Staatswesens Gleichberechtigte erblickt und alle anderen als Barbaren, als Menschen niederer Gattung betrachtet hatten.

In dieser Abschwächung des Staats- und Volksbewußtseins berühren wir nur eine Wirkung des romantischen Idealismus, welche den wesentlichsten Gegensatz zwischen Altertum und Mittelalter hervorrief. Im Altertum wachsen Staat und Religion und alle anderen Erscheinungen des Lebens organisch aus dem Volke selbst hervor, und fremde Elemente werden wohl aufgenommen, aber rasch dem eigenen Wesen angepaßt und üben niemals maßgebenden Einfluß auf den Gang der Entwicklung. Im Mittelalter dagegen sehen wir von Anfang an in die Entwicklung der Staaten und Völker zwei Elemente bestimmend eingreifen, welche derselben nicht nur dem Ursprunge nach, sondern vor allem deshalb durchaus fremd sind, weil sie das Ergebnis einer mehrere Jahrtausende alten und bis zur Überfeinerung und Verknöcherung gediehenen Kulturentwicklung bildeten, die Germanen und Romanen aber erst die untersten Stufen solcher Entwicklung überwunden hatten. Diese Elemente waren die christliche Kirche mit ihrer festgegliederten Verfassung und ihrer erhabenen Sittenlehre einerseits und der römische Staatsbegriff nebst den ihn scharf ausprägenden Satzungen des Imperatorenrechts andererseits. Der Idealismus der Germanen, welcher zu der überwältigenden Hoheit der Kirche und zu der großartigen Erscheinung des Römerreiches mit schwärmerischer Bewunderung emporblickte, nahm die beiden Elemente aus dem Altertum herüber und öffnete ihnen immer neue Wege zur Einwirkung: aber die germanischen und romanischen Völker mußten einen langen, mühevollen und kampfreichen Gang vollbringen, ehe sie fähig wurden, jene Elemente sich anzupassen und sie in sich zu verarbeiten oder die in denselben liegenden Hindernisse ihrer Entwicklung zu überwinden. Den wesentlichsten Inhalt der Geschichte des Mittelalters bildet das Ringen um die Bewältigung der angedeuteten Aufgabe, und aus den Schwierigkeiten derselben entsprang es, daß, während

Staat und Kirche im Altertum bei allen Völkern innig verbunden sind und sich gegenseitig fördern und stützen, sie sich im Mittelalter getrennt und häufig feindlich gegenüberstehen, und daß, während im Altertum der Staat das gesamte Leben seiner Angehörigen beherrscht und diese nur durch und für ihn da sind, im Mittelalter sich zahllose kleine, durch Eigeninteressen bestimmte Kreise aus dem Staate aussondern und sich gegen ihn möglichst abschließen.

Erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gelang es der abendländischen Menschheit, in dem Begriffe des Gemeinwohls die Grundlage für die Ausbildung einer wirklichen und selbständigen Staatsverfassung zu gewinnen, und erst im Anfange des 16. Jahrhunderts vermochte Luther den sittlichen Gehalt des Christentums unter der Bergeslast des veräußerlichten Kirchentums hervorzuziehen und ihn der Christenheit zu innerlicher Aneignung darzubieten.

So dürfen wir denn, wie ich glaube, dem Mittelalter wohl einen einheitlichen und eigenartigen Gesamtcharakter zusprechen, und wie es sich durch diesen vom Altertum scheidet, so ist es dadurch auch von der Neuzeit getrennt.

Wollen wir das Wesen der Neuzeit kennzeichnen, so können wir als dessen Kern die Befreiung und Ausbildung der Individualität herausheben. Das Altertum zeigt uns auf dem Gebiete unserer Weltgeschichte keine Volksindividualitäten oder Nationen außer etwa die ägyptische, welche indes ihre Selbständigkeit nicht zu bewahren vermag. Wir finden keine in fester Staatsverfassung geeinten Verbände aller nach Abstammung, Sprache und Wesen Zusammengehörigen, sondern nur kleine Teilverbände solcher, oder große Reiche, welche durch Eroberungen geschaffen sind und in ihrem Umfange die nationalen Unterschiede verwischen und ausgleichen, ohne doch eine neue Nation zu schaffen. Der Individualität der Einzelnen aber gestattet das Altertum nur, wenn sie durch den Besitz des Vollbürgertums geschützt ist, die Entfaltung, und schließt sie auch dann in mehr oder minder enge, durch den Staat gezogene Schranken ein, oder es erdrückt sie vollständig durch Despotismus.

Im Mittelalter zersplittert das Lehenswesen die Nationalitäten in staatlicher Hinsicht, und wie andererseits die Kirche und die vorherrschenden Stände ihren Verband über alle Völker ausdehnen, so ist nicht nur die Sprache der Gelehrsamkeit überall dieselbe fremde, lateinische, sondern fast das gesamte Geistesleben ist ein einheitliches und bewegt sich in den gleichen Anschauungen, Gesetzen und Formen. Die Individualität des Einzelnen aber wird bestimmt und begrenzt durch den Stand oder gar durch die Körperschaft, wozu er gehört, und sie wird niedergehalten durch die

Autorität des Kirchenglaubens, der Überlieferung und hervorragender Persönlichkeiten.

In der Neuzeit dagegen entstehen nationale Staaten, und je länger desto entschiedener trachtet jedes Volk danach, sich in seiner nationalen Eigenart und in einem selbständigen Staatswesen zusammenzuschließen. Die Entwicklung der Staaten beherrscht der Gedanke des Gemeinwohls, d. h. des Wohls aller Einzelnen, und wie die Gleichberechtigung aller in immer weiterem Umfange verwirklicht wird, so wird auch dem Einzelnen immer mehr Freiheit des Wirkens und Verhaltens gewährt. Die Einheit der Kirche löst sich, und es bilden sich Verschiedenheiten des Kirchenwesens, welche sich in gewissem Maße der Volksindividualität anschmiegen. An Stelle des Lateinischen treten die verschiedenen Volkssprachen, und damit entwickelt sich die Individualität des Geisteslebens bei den großen Nationen. Durch die Abstreifung der Fesseln des Staates, des Standes, der Kirche und des blinden Autoritätsglaubens endlich wird den Einzelnen die Freiheit voller und allseitiger Entfaltung ihrer Individualität gewährt, und dadurch wird jene wunderbare Fülle von Entdeckungen und Erfindungen gezeitigt, wodurch Wissenschaften, Technik, Wirtschaftsleben und alle Formen unseres Daseins völlig umgestaltet worden sind und immer mehr bereichert und geändert werden. Mithin dürfen wir die Neuzeit gleich dem Mittelalter als eine besondere Epoche unserer Weltgeschichte betrachten.

Fragen wir aber nach dem Ereignisse, mit welchem wir die Neuzeit beginnen lassen können, so werden wir nach dem von uns gefundenen Gesetze, daß eine Periode durch den Eintritt eines neuen, den Gang der Entwicklung ändernden Elementes eröffnet werde, nicht denen uns anschließen können, welche die Entdeckung Amerikas als Markstein zwischen Mittelalter und Neuzeit bezeichnen. Das ist, so viel ich sehe, zuerst lediglich unter dem frischen Eindrucke der Befreiung Nordamerikas von der englischen Herrschaft geschehen und dann ohne Überlegung beibehalten worden. Amerika hat aber bis tief in das 18. Jahrhundert hinein auf den Gang unserer weltgeschichtlichen Entwicklung fast gar keinen Einfluß ausgeübt und ist sogar für den Handel und das Wirtschaftsleben Europas bis zu der angedeuteten Zeit von geringer Bedeutung gewesen. Ungleich wichtiger war in letzterer Hinsicht die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, doch ist auch deren Wirkung nicht umfassend genug, um sie als Scheidepunkt in der Weltgeschichte anzuerkennen.

In der Regel wird nun der Anschlag der Thesen Luthers als sichtbare Einleitung der Kirchenreformation zur Bezeichnung des Beginnes der Neuzeit erwählt. Auch das erscheint jedoch nicht als gerechtfertigt. Dem Kirchenhistoriker mag es als ein entscheidender Umstand gelten, daß durch

die Reformation an die Stelle der mittelalterlichen Kircheneinheit eine Mehrzahl christlicher Kirchen gesetzt wurde. Vom weltgeschichtlichen Standpunkte aus wird man dieser Thatsache allerdings, wie ich bereits andeutete, große Bedeutung beimessen, doch wird man nicht übersehen, daß sie nicht allein oder in erster Reihe die Entwicklung der Neuzeit bestimmte. Man wird ferner erwägen, daß die Reformation nicht hielt, was sie in ihren Anfängen versprach, daß sie die Individualität nicht befreite, sondern einem Kirchen- und Glaubenszwange, welcher nicht viel milder als der mittelalterliche war, unterwarf, und daß die Sprengung dieses Zwanges erst der im katholischen Frankreich ausgebildeten Philosophie des 18. Jahrhunderts gelang. Vor allem aber wird man in Anschlag bringen müssen, daß die Reformation nur ein Zweig jener großen Bewegung ist, welche wir als Humanismus oder Renaissance bezeichnen, ohne damit ihr tiefgreifendes Wirken auf allen Gebieten des abendländischen Lebens genügend zur Vorstellung zu bringen.

Diese Bewegung, deren Triebfeder nichts anderes war als das die ganze Entwicklung der Neuzeit bestimmende Bestreben nach Befreiung und Ausbildung der Individualitäten, war weit älter als die Reformationsbewegung, und wenn wir uns vom Beginne dieser zu dem Zeitpunkte zurückwenden, wo jene große Bewegung mit Nachdruck und Erfolg in die weltgeschichtliche Entwicklung eintrat, so stoßen wir auf ein Ereignis, welches für ihre Entfaltung und Wirkung und für ihren endlichen Sieg entscheidende Bedeutung erlangte. Ich meine die Erfindung der Buchdruckerkunst im Jahre 1450.

Daß die Reformationsbewegung nicht das Schicksal des Wiclifitismus und Hussitismus und all der anderen sogenannten Ketzereien der vorausgegangenen Jahrhunderte erlitt; daß sich die Geistesfreiheit aus der Knechtschaft des protestantischen und jesuitischen Kirchentums wieder emporrang; daß die Errungenschaften des Denkens und Forschens von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurden und fortzeugend sich immer reicher vermehren konnten, und daß das Wissen, welches im Altertum und im Mittelalter auf enge Kreise beschränkt war, sich in immer breiterem und tieferem Strome über die Gesamtheit der Menschen ergoß: das alles bewirkte in erster Reihe die Erfindung Guttenbergs, welche dessen Zeitgenossen in begeisterter Vorahnung ihrer Wirkungen als göttliche Gabe priesen. Und ebenso ist es die Buchdruckerkunst, welche das, was wir die öffentliche Meinung nennen, zu einem der mächtigsten Faktoren in unserem politischen Leben erhoben und die freiheitliche Gestaltung unserer staatlichen und socialen Verhältnisse in ausgiebigster Weise gefördert hat. Mithin

dürfen wir uns wohl für befugt erachten, die Erfindung der Buchdruckerkunst als Merkmal für den Beginn der Neuzeit zu erkiesen.

Wo aber sollen wir die Neuzeit abschließen? Man hat nicht selten eine vierte Periode der Weltgeschichte mit der großen französischen Revolution anheben wollen, und es lassen sich ja manche Gründe dafür geltend machen. Dieselben erscheinen jedoch näherer Prüfung nicht als durchschlagend, und das treibende Element in der Entwicklung unseres Jahrhunderts ist im Grunde denn doch kein anderes als jenes, welches wir als Ursache der Fortschritte in der weltgeschichtlichen Entwicklung der drei vorausgehenden Jahrhunderte erkannten. Auch vermögen wir ja noch nicht zu ahnen, geschweige denn festzustellen, welches das Ergebnis des die Gegenwart füllenden Ringens sein wird.

Begnügen wir uns also mit der Dreiteilung der Weltgeschichte.

II.

Heinrich IV. in Canossa.

Vortrag.

(3. März 1891.)

Der Name Canossa hat in deutschen Ohren üblen Klang. Die Kirchenbuße, welcher sich Heinrich IV. dort unterzog, gilt als die schmachvollste Demütigung des deutschen Königtums, und in der Erinnerung an sie empört sich das nationale Gefühl so gewaltig, daß sich auch eifrige Anhänger des Papsttums, in welchen nicht Fanatismus jedes deutsche Empfinden erstickt hat, der Tage von Canossa nicht zu freuen vermögen. Aber ist denn die herkömmliche Auffassung dieser Tage nicht vielleicht irrig? Stellen sich nicht vielleicht einer Betrachtung, welche von leidenschaftlicher Parteinahme sowohl gegen wie für das Papsttum frei ist, die Vorgänge in anderem Lichte dar? Zwei neuere Forscher haben diese Fragen bejaht. Zuerst Karl Wilhelm Nitzsch in seiner Geschichte des deutschen Volkes, diesem Meisterwerke eindringenden und zusammenfassenden Denkens, dann Hans Delbrück in einem besonderen Vortrage. Gestatten Sie mir heute, von den durch die genannten Gelehrten gezeichneten Grundlinien aus das Bild des großen Ereignisses zu entwerfen.

Um dieses Ereignis zu würdigen, müssen wir uns die Persönlichkeit der Handelnden und die Entwicklung der Gegensätze, deren Träger sie waren, vergegenwärtigen.

Die kirchliche Bewegung, aus welcher Papst Gregor VII. seinem Wesen und Streben nach erwuchs, entstand zwei Jahrhunderte früher. Damals hatte der Adel unter Beihülfe des rasch ausgebildeten nationalen

Gegensatzes zwischen Romanen und Germanen den weitgedehnten Staatsbau Karls d. Gr. zertrümmert und stürmte mit zügelloser Gewalt gegen Königtum und Kirche an, um jenes seiner Rechte und seines Besitzes, diese ihrer Güter zu berauben. Staat und Kirche und alle die von Karl gepflanzten jungen Triebe christlicher Gesittung schienen rettungslos in den Abgrund zerstörender Auflösung und grauenhafter Verwilderung versinken zu sollen.

Nirgends waren die Zustände entsetzlicher als im westfränkischen Reiche, wo der Adel die Krone und die Geistlichkeit überwältigte, das Volk knechtete und in übermütiger Rohheit waltete. Unter solchem Elend lebte nun dort bei den Wenigen, welche noch religiöse Gesinnung bewahrten, jene düstere Weltanschauung auf, der sich die ersten Christen gegenüber dem despotischen Staatswesen und der entarteten Gesellschaft des heidnischen Römerreiches ergeben hatten und welcher der Kirchenvater Augustinus in seinem Buche vom Gottesstaat den vollsten und erschütterndsten Ausdruck verliehen hatte, als die tosenden Wirbel der Völkerwanderung die staatliche und kirchliche Ordnung und die gesamte Kultur des weströmischen Reiches hinwegzuspülen drohten. Dieses Buch Augustinus vom Gottesstaate wurde jetzt die zweite Bibel derjenigen, welche im Frankenreiche aus gleichen Verhältnissen gleiche Anschaungen schöpften.

Der Kern dieser Anschauungen bestand in der Lehre, daß alles Irdische nichtig und sündhaft sei, daß die Welt nur ein Jammerthal bilde, in welchem der Mensch durch Trübsal zum Übergang in seine wahre, himmlische Heimat geläutert werden soll, und daß der Christ, um sich die ewige Seligkeit zu erringen, sein Fleisch abtöten und sich von allem Irdischen lösen müsse. Nicht Heiligung des ganzen Menschen und der Welt durch freudiges Wirken nach den Grundsätzen des Christentums, sondern büßende und entsagende Weltflucht war demgemäß die Losung der Anhänger dieser Weltanschauung.

Ein festes Heim und volle Vertretung fand sie in dem Kloster Cluny bei Macon, welches im Jahre 910 gegründet wurde, und dort fand sie die Kraft, um ihre Predigt der Weltflucht erobernd hinauszutragen in die Gräuel der Verwüstung, die ringsum walteten. Wie eine Botschaft läuternder Erhebung traf diese Predigt die Herzen derer, welche im Meere weltlicher Bedrängnis umhergetrieben wurden und nach Tröstung schmachteten; wie die Posaune des jüngsten Gerichts dagegen schmetterte sie in das Gewissen der mit Frevel Beladenen und mancher von diesen eilte, wie vom Blitze getroffen, das bluttriefende Schwert mit dem Bußgewande und der Geißel zu vertauschen. So flutete die cluniacensische Bewegung in immer breiterem Strome durch Frankreich und von da drang sie in die

von ähnlicher Zerrüttung der Verhältnisse erfüllten Gebiete Spaniens und Italiens. In Rom selbst fand sie eine Pflegestätte in dem Kloster St. Paul.

Dort, wo auch die großen Äbte Clunys wiederholt verkehrten, wurde Gregor VII. von ihr durchdrungen, als er in dem Kloster, dessen Abt sein Oheim war, erzogen wurde. In Gregors Wesen bildete das Gemüt das herrschende Element. Es äußerte sich, wenn er im Gespräche mit Freunden oft von Rührung überwältigt wurde, wenn er beim Meßopfer in Betrachtung des Leidens Christi in Thränen zerfloß, wenn er der Jungfrau Maria nicht nur jenen geistlichen Minnedienst widmete, der durch ihn in der Kirche eingebürgert wurde, sondern in drangvollen Lagen sogar Erscheinungen und Offenbarungen der Gottesmutter zu empfangen glaubte; wenn er sich mit dem Apostelfürsten Petrus in geistiger Lebensgemeinschaft fühlte und wenn er in zuversichtlichen Weissagungen verkündete, was in naher Zukunft geschehen werde.

In seiner ganzen wahrhaft wunderbaren Kraft aber bewährte sich sein Empfinden in seinem Verhältnis zur cluniacensischen Bewegung. Wie ein weltlich gesinntes Herz von der Liebe ergriffen wird, so daß es keiner anderen Regung mehr Raum bietet und nicht von ihr lassen noch sie auch nur beherrschen kann, so wurde Gregor von den Anschauungen der Weltflucht überwältigt und durchdrungen, und sie beherrschten ihn wie mit Zaubergewalt. Er huldigt ihr nicht aus Ehrgeiz oder Herrschsucht; solche Triebe sind seinem Idealismus völlig fremd. Er dient ihr auch nicht aus jener nüchternen Berechnung, von welcher aus scharfes und methodisches Denken die Verwirklichung seiner Grundsätze verfolgt. Wohl ist er klug und von ungewöhnlicher Gewandtheit in allen Geschäften des öffentlichen Lebens, aber weitsichtiges, sorgsames Planen ist ihm nicht eigen. Er entfaltet die großen Gaben seines Verstandes nur instinktiv unter den Forderungen des Kampfes für seine Anschauung. Für diese aber arbeitet, ringt und streitet er, weil er muß. Bisweilen hat er die Empfindung, daß seine Kräfte der Aufgabe, die er lösen will, nicht gewachsen seien und er schreit auf zu Gott, daß er seine Schwäche entlasten möge. Doch die Aufgabe läßt ihn nicht los. Sie hält ihn fest und zwingt ihn, für sie zu streiten bis zum letzten Atemzuge. Jede Rücksicht auf die eigene Persönlichkeit schwindet ihr gegenüber: ebenso aber auch jede Duldsamkeit für Andere; der weiche, wohlwollende christliche Mann wird hart bis zur Unbarmherzigkeit. Ja, er scheut sogar nicht davor zurück, sehr bedenkliche Mittel und Genossen für seine Ziele zu verwenden. Anderseits vermag ihn keine Niederlage und kein Mißgeschick zu beirren und wie oft auch seinen Weissagungen die Erfüllung ausbleibt, stets sieht er mit uner-

schütterlicher Zuversicht dem Siege der von ihm vertretenen Sache entgegen und ungebeugten Sinnes stirbt er in der Verbannung.

Gerade daraus aber, daß ihn die Begeisterung für seine Anschauungen so voll durchdrang und gleichsam sein ausschließliches Lebenselement bildete, entsprang der überwältigende Eindruck, welchen seine Persönlichkeit trotz seiner kleinen, schmächtigen Gestalt, seiner unruhigen Beweglichkeit und seiner dünnen Stimme hervorrief; gerade daher rührte es, daß er die Einen, wie den heiligen Peter Damiani, der ihn seinen heiligen Satan nannte, trotz allen Widerstrebens unter seinen unbeschränkten Einfluß beugte, die Anderen dagegen und insbesondere solche, die sich von jenem Einflusse wieder lösten, mit leidenschaftlichem Hasse erfüllte, und gerade darauf gründete sich die gigantische Kraft seines Wirkens.

Durch die Gewalt seiner Begeisterung wurde Gregor nicht nur getrieben, sondern geradezu gezwungen, aus seinen Anschauungen bedenkenlos die letzten Folgerungen zu ziehen. Er that es in jeder Beziehung, er that es auch in Bezug auf das Verhältnis von Kirche und Staat. Was er da verlangte, war nur der naturgemäße Abschluß seiner weltflüchtigen Weltanschauung.

Ist alles Irdische sündhaft und hat der Mensch mit Abwendung von allem Irdischen lediglich für das Jenseits zu leben, so folgt daraus mit unabweisbarer Notwendigkeit, daß der Staat keinen Selbstzweck besitzt und daß er abgesehen von niederen Polizeiaufgaben nur dazu da ist, die Kirche bei der ihr allein zustehenden Anleitung des Menschen zum Seligwerden zu unterstützen. Hieraus aber ergiebt sich wieder mit gleicher Notwendigkeit, daß die Kirche oder ihr Oberhaupt, der Papst, den Fürsten auch in weltlicher Hinsicht übergeordnet ist und die Fürsten in der Verwesung dieses ihres Amtes zu weisen und zu beaufsichtigen hat. Mit einem Worte: die Weltflucht erzeugt mit Notwendigkeit das Verlangen nach der Weltherrschaft. Das geschah nun auch bei Gregor VII. Aus der Fülle seiner idealen religiösen Gesinnung erhob er den Anspruch, daß die Fürsten ihre Reiche vom Papste zu Lehen nehmen und ihre Regierung nach dessen Vorschriften führen sollten, ihm aber die Befugnis zustehen müsse, Fürsten, welche ihr Amt nicht im Sinne der Kirche verwalteten oder durch Sünden Ärgernis gäben, zu ermahnen, zu strafen und zu entsetzen.

Ein großes Bild schwebte vor seiner Seele. Die ganze Christenheit sollte eine Kongregation nach dem Muster von Cluny bilden, an deren Spitze der Papst wie in Cluny der Abt mit unbeschränkter Gewalt stehe. Der Geist der Weltflucht sollte diese ganze Kongregation beherrschen und von Laien, Weltgeistlichen und Mönchen in einer dieser Reihenfolge gemäß gesteigerten Ausdehnung bethätigt werden. Alljährlich aber sollten sich die

Würdenträger der Kirche und die Fürsten unter dem Vorsitze des Papstes versammeln, um die gemeinsamen Angelegenheiten der Christenheit zu beraten und Streitigkeiten der Fürsten miteinander oder mit ihren Unterthanen beizulegen oder zu entscheiden. Innerhalb der Christenheit sollte es keinen Krieg mehr geben; die Schwerter sollten nur noch dazu dienen, das Reich Gottes auszubreiten und vor allem Palästina, das Land, wo Christus gelebt und gestorben, den Anhängern des Islams zu entreißen.

Solche Pläne konnte nur ein überschwänglicher, aber zugleich durchaus lauterer Idealismus entwerfen. Die unerläßliche Voraussetzung für ihre Verwirklichung bildete aber die Unabhängigkeit der Kirche von der Staatsgewalt und so begann denn Gregor den Kampf um diese, indem er die Investitur verbot.

Es war in allen christlichen Ländern Gebrauch, daß der König die Bischöfe und Äbte ernannte und durch Überreichung von Ring und Stab mit den ihrem Stifte gehörigen Gütern belehnte. Ring und Stab waren jedoch die Abzeichen der kirchlichen Würde und so konnte es scheinen, als erteile der weltliche Fürst nicht nur den weltlichen Besitz, sondern zugleich das priesterliche Amt. Das fand nun Gregor VII. unzulässig. Er hatte darin ganz Recht und nichts wäre leichter und billiger gewesen, als die Frage in der Weise zu lösen, wie es 50 Jahre später wirklich geschah.

Hinter der Investiturfrage stand jedoch die weitere Frage, ob die kirchlichen Würdenträger noch fernerhin vom Landesfürsten ernannt oder von kirchlichen Körperschaften gewählt werden sollten, und wie Gregor VII. diese Frage beantworten würde und mußte, das konnte nicht zweifelhaft sein, nachdem er den Kaisern die vertragsmäßige Befugnis, die Päpste zu ernennen, entzogen und die Wahl jener den Kardinälen übertragen hatte. Schon diese Maßregel bedrohte aber ein Königtum in seinen Grundlagen und die Einführung der Wahl der Bischöfe und Äbte mußte dessen Macht völlig vernichten. Dieses Königtum war das deutsche.

Otto d. Gr. hatte dasselbe aus seinem Verfall erhoben und er und seine Nachfolger hatten es befestigt und zu immer größerer Machtfülle geführt, indem sie die engste Verbindung mit der Reichsgeistlichkeit, mit den Häuptern der Bistümer und Abteien eingingen. Sie hatten aus diesen ihre Räte gewählt und sie insgesamt zur Teilnahme an der Reichsverwaltung herangezogen, und sie hatten den Stiften mit vollen Händen Güter und Rechte der Krone verliehen. Durch den ihr gewährten Einfluß war die Reichsgeistlichkeit zur eifrigen Förderung der Krongewalt bestimmt worden. Die Vermehrung ihres Besitzes aber hatte nicht allein sie zu kräftigerem Widerstande gegen die dem Königtum feindlichen weltlichen Großen befähigt, sondern zugleich den Königen selbst erhöhte Machtmittel zur Ver-

fügung gestellt, denn die Wirtschaft der Geistlichen war in jener Zeit viel ausgiebiger und zugleich minder kostspielig als die der Laienwelt. Vorzugsweise mit Hülfe der wachsenden Abgaben und Streitkräfte der Reichsgeistlichkeit hatten die Könige seit Otto die Macht des Königtums im Reiche selbst und nach außen hin weiter und weiter verstärkt und ausgedehnt.

Die der Krone so förderliche Verbindung mit der Reichsgeistlichkeit konnte indes nur unter zwei Voraussetzungen gesichert erscheinen. Erstens mußte das Ernennungsrecht den Königen die Möglichkeit bieten, die Reichsstifte mit zuverlässigen Anhängern zu besetzen, und zweitens mußten die Könige auch die kirchlichen Häupter der Reichsgeistlichkeit, die Päpste, unter ihrem Einflusse halten. Diese zweite Notwendigkeit hatte Otto d. Gr. veranlaßt, das Kaisertum zu erneuern.

Das Kaisertum verlieh seinem Inhaber die Schirmvogtei über die ganze lateinische Christenheit, die Oberhoheit über die Stadt Rom und das Recht, die Päpste zu ernennen, und so bildete es denn den unerläßlichen Schlußstein für das von Otto d. Gr. begründete deutsche Staatsgebäude. Die Abhängigkeit des Papsttums sicherte die Abhängigkeit der Reichsgeistlichkeit und wehrte ihr zugleich, sich etwa vom rein kirchlichen Standpunkte aus gegen die Krone zu erheben.

Erwägen wir diese Sachlage, so begreifen wir, daß die Bestrebungen Gregors VII. das deutsche Königtum zum unversöhnlichen Kampfe nötigten, wenn sein Träger nicht auf die im mühsamen Ringen eines Jahrhunderts errungene Machtstellung verzichten wollte. Niemand aber konnte zu solchem Verzichte weniger geneigt sein als der damalige Inhaber der deutschen Krone, als Heinrich IV.

Heinrich zählte beim Ausbruch des Streites mit Gregor erst 22 Jahre, aber die herbsten Lebenserfahrungen hatten ihm jene frühzeitige Reife verliehen, welche nicht selten ist in den Jahrhunderten, in denen Schulmeisterkünste und Übermaß des Lernstoffes noch nicht die Entwicklung des Geistes und des Charakters verzögerten. Noch häufiger und schwerer als sein großer Gegner Gregor wird Heinrich verkannt. Er war keineswegs jener bis zur Gemeinheit lasterhafte, leidenschaftlich unbesonnene, zwischen Übermut und Furcht schwankende Mann, als welchen seine Feinde ihn darstellen. Sein sittliches Verhalten war freilich nicht tadelfrei, denn seine Jünglingsjahre hatte er inmitten seiner Ministerialen zugebracht, welchen ein derber Lebensgenuß auch da als das Recht waffentragender Männer galt, wo er die Schranken christlicher Zucht überschritt. Daß jedoch seine Verirrungen nicht maßlose waren, das beweisen die treue Liebe seiner Gemahlin Bertha und die rastlose Thätigkeit, zu welcher er immer fähig

blieb, und daß er ein edles und großes Herz besaß und behielt, das wird bezeugt durch die Anhänglichkeit, welche ihm treffliche Männer auch im Unglück bewahrten, durch seine Fürsorge für die unteren Schichten des Volkes, durch die Bereitwilligkeit, womit er begangene Fehler eingestand und durch das hochherzige Vertrauen, welches er trotz der bittersten Enttäuschungen stets wieder anderen gewährte, weil er, seinem eigenen Wesen entsprechend, an das Gute im Menschen unerschütterlich glaubte.

Wohl hatte er ferner das heiße, zum Zorn jähe Blut seines salischen Geschlechtes geerbt, dazu gesellten sich jedoch auch andere Gaben seiner Voreltern. Wie an riesiger Größe und Kraft des Leibes glich er seinem Großvater Konrad II. auch an Entschlossenheit, Kühnheit, Zähigkeit, Willensstärke und hochgemutem Ehrgeiz. Jener durchdringende Scharfblick, der die Dinge in all ihren Einzelheiten, die Menschen in all ihren Schwächen erkennt, und jene nüchterne Berechnung, welche alle Möglichkeiten und Folgen einer That oder Lage von vornherein abwägt und in Ansatz bringt, fehlten ihm. Dagegen besaß er eine ganz ungewöhnliche Gabe, Verhältnisse und Bewegungen im großen zu erfassen, ihre Art und Bedeutung zu ermessen, ideale Gesinnung zu verstehen, und daraufhin gewaltige Pläne in kühnen Zügen zu entwerfen.

So war er im Kern seines Wesens Gregor VII. nicht unähnlich. Gerade deshalb aber nahm er den Kampf gegen jenen sofort mit rücksichtsloser Entschiedenheit auf. In dem Investiturverbot sah er bereits mit sicherem Blick die Frage von Sein oder Nichtsein für sein Königtum gestellt, und er entschloß sich daher sie zum Austrage zu bringen.

Das Recht glaubte er voll auf seiner Seite. Dem Verkaufe geistlicher Würden hatte er auf eine Mahnung des Papstes hin entsagt, weil er selbst die Unzulässigkeit solcher Simonie einsah. Zur Ernennung und Investitur der Bischöfe und Äbte dagegen fühlte er sich ebenso befugt wie zur Behauptung der Oberhoheit über die Päpste, denn Herkommen und Verträge wiesen ihm ja diese Befugnis zu und für die cluniacensischen Anschauungen, welche seine Ansprüche als Frevel verwarfen, war Heinrich nicht zugänglich. Er besaß religiöses Gefühl, doch nichts von den weltflüchtigen Neigungen seiner Eltern. Jene und die christlichen Anschauungen und Sittenlehren überhaupt bürgerten sich in der deutschen Laienwelt erst infolge der Kreuzzugsbewegung ein. Bis dahin herrschte dort unter dem Mantel kirchlicher Formen noch unbeirrt die alte germanische Weltanschauung, welche uns aus dem Nibelungenliede in wilder Größe entgegenklingt. Heinrich aber hatte, der harten geistlichen Zucht seiner Knabenjahre zum Trotz, als Jüngling die Einflüsse seiner Ministerialenumgebung in sich aufgenommen.

Kein rechtlicher oder kirchlicher Zweifel konnte ihn mithin in der Verteidigung der von seinen Vorgängern überkommenen Stellung beirren, und da er die Unversöhnlichkeit der von ihm und von Gregor vertretenen Gegensätze von vornherein begriff, so suchte er auch nicht einen Ausgleich in der Investiturfrage.

Gregor VII. hatte das nicht erwartet. Er selbst hatte noch nicht alle praktischen Folgerungen, welche sich aus seinen Grundsätzen ergaben, gezogen. Er dachte noch nicht daran, das Ernennungsrecht des Königs zu bestreiten, und er war noch bereit, sich mit einer Änderung der Formen der Investitur zu begnügen. Er scheute auch den Bruch mit dem Könige, denn er ahnte das unermeßliche Unheil, welches daraus erwachsen mußte, und wie er den Eltern Heinrichs dankbare Verehrung bewahrte, so brachte er dem jungen Könige warmes Wohlwollen entgegen. Doch dieser wies alle Verständigungsversuche zurück, und als ihn Gregor endlich mit dem Banne bedrohte, da ließ er denselben im Jahre 1076 durch eine Synode der Reichsbischöfe des Papsttums verlustig erklären.

Nun konnte auch Gregor keine Rücksicht mehr walten lassen, wenn er nicht auf die Verwirklichung der cluniacensischen Bestrebungen endgültig verzichten wollte. Mit innerem Widerstreben und nur dem furchtbaren Zwange heiliger Pflicht folgend, verhängte er den Bann über Heinrich und entband die Unterthanen desselben ihres Treueides.

Der Krieg, der den einen oder den anderen der beiden Streiter vernichten mußte, war eröffnet. Mit voller Zuversicht trat Heinrich in denselben ein. Er war des Sieges gewiß. Aber er hatte nicht mit dem tiefen Widerstreben gerechnet, welches die deutschen Fürsten gegen das Königtum erfüllte.

Dieses hatte sich seit Otto d. Gr. auf den Schultern der Reichsgeistlichkeit höher und höher erhoben. Heinrich III. hatte bereits daran gehen können, es ganz auf sich selbst zu stellen und die geistlichen Fürsten von jedem Anteil an der Regierung auszuschließen. Sein vorzeitiger Tod hatte die Durchführung des großen Planes vereitelt und während der Minderjährigkeit seines Sohnes hatten geistliche und weltliche Fürsten die Königsgewalt tief unter ihre Hand gebeugt. Doch Heinrich IV. hatte, nachdem er zur Regierung gelangt war, das Werk seines Vaters wieder aufgenommen. Um die silberreichen Höhen des Harzes hatte er sich mit seinen Ministerialen ein von festen Burgen geschütztes Eigengebiet geschaffen, welches die Grundlage seines unabhängigen und unbeschränkten Königtums werden sollte. Aber die Fürsten hatten seine Absicht durchschaut und die Gefahr erkannt, welche ihrer Macht drohte. Da waren sie alle, geistliche wie weltliche, ihm insgeheim feind geworden. Den gegen seinen Königs-

bau gerichteten großen Sachsenaufstand hatte dann Heinrich freilich niedergeschlagen und jeder Widerstand schien bezwungen, als er den Kampf gegen den Papst aufnahm: indes die Macht der Fürsten war nur gebeugt, nicht gebrochen, und als der Bann Gregors ihnen einen Rechtstitel zur Empörung und das Bündnis des päpstlichen Ansehens verlieh, da standen sie insgesamt auf, um das Königtum zu stürzen, welches sie erdrücken wollte.

Einer solchen Empörung hatte sich Heinrich nicht versehen. Er glaubte, daß die Reichsgeistlichkeit durch politisch-kirchliche Gegensätze zu Gregor fest an ihn gekettet sei und hielt es nicht für möglich, daß ihre Abneigung gegen das nationale Königtum stärker sei als ihre Principientreue. Durch die Geistlichkeit aber meinte er auch der weltlichen Fürsten sicher zu sein, die denn auch allerdings auf eigene Hand nie eine Erhebung gewagt haben würden. So wurde Heinrich völlig überrascht und ehe er seine Machtmittel aufbieten konnte, überwältigt. Zu Tribur forderten dann die Sieger im Oktober 1076 von ihm, daß er sich der Regierung enthalten und unter Bewachung in Speier bleiben solle, bis der Papst, den man zum 2. Februar 1077 nach Augsburg einlud, über ihn entschieden habe. Der König ging darauf ein, um Zeit zu gewinnen. Bald aber erfuhr er, daß seine Gegner vereinbart hätten, ihn ohne weiteres abzusetzen, wenn er nicht bis zum 21. Februar, dem Jahrestage seiner Bannung, die Lossprechung erhalten habe, und daß sie diese Lossprechung durch Verhandlungen mit Gregor zu vereiteln suchten. Alsbald erbot sich Heinrich gegen den Papst, die Lossprechung persönlich in Rom nachzusuchen. Gregor lehnte das jedoch ab, denn, wenn er über den König auf deutschem Boden zu Gerichte saß, dann war ja die Oberhoheit des Papsttums über König- und Kaisertum thatsächlich zur Geltung gebracht und der ganze große Streit zu seinen Gunsten entschieden. Indes, das begriff auch Heinrich.

Daher verließ er, seine Wächter täuschend, kurz vor Weihnachten Speier und eilte mit seiner Gemahlin und seinem dreijährigen Söhnchen, die er nicht den Gegnern als Pfand lassen wollte, unter unbeschreiblichen Mühsalen über die winterstarren Alpen nach Italien. In der Lombardei strömten Bischöfe und Große herbei, um ihm ihre Waffen gegen Gregor zur Verfügung zu stellen. Aber Heinrich ließ sich nicht verleiten. Er wußte, daß es nur ein Mittel gab, um seine Stellung in Deutschland zu retten.

Gregor war bereits auf der Reise nach Augsburg. Bei Heinrichs Nahen eilte er nach dem festen Schlosse Canossa der den cluniacensischen Bestrebungen begeistert ergebenen Markgräfin Mathilde von Tuscien. Er fürchtete einen Angriff des Königs. Dieser erbat jedoch Verhandlungen. Darauf erklärte Gregor, daß er sich auf solche nur dann einlassen werde,

wenn Heinrich zuvor auf die Krone verzichte. Damit hoffte er die deutschen Fürsten zu befriedigen, denen er versprochen hatte, sich nicht ohne sie mit dem Könige zu verständigen, und zugleich wollte er sich die Entscheidung über ihren Streit mit Heinrich sichern. Indes gerade, um ihm diese zu entziehen, war ja Heinrich gekommen. Er lehnte ab und die Verhandlungen stockten. Da faßte der König einen Entschluß, wie ihn nur geniale Intuition und nahezu übermenschliche Willenskraft eingeben konnten. Am 25. Januar 1077 erschien er mit seinem Gefolge barfuß und im Bußgewande vor Canossa. Gregor erschrak in innerster Seele. Er begriff, daß ihn der Gegner mit der eigenen Waffe überwinden wollte. Unterwarf Heinrich sich büßend der geistlichen Zuchtgewalt, durfte er dann noch die Strafe aufrecht erhalten? Indes es war auch klar, daß er, falls er den Bann aufhob, die deutschen Fürsten preisgab und mit ihrem Bündnisse und mit dem Banne die kräftigsten Stützen seiner Forderungen verlor. Diese Erwägungen siegten. Die Pforte von Canossa öffnete sich nicht. Aber der königliche Büßer wich nicht, bis die Nacht herabsank, und am folgenden Tage erschien er wieder, und als auch dieser verging, ohne daß er eingelassen wurde, da sah ihn der dritte aufs neue vom Morgen bis zum Abend in Schnee und Kälte ohne Trank und Nahrung harren.

Inzwischen litt Gregor den schrecklichsten Kampf zwischen Einsicht und Empfinden. Seine Umgebung, Abt Hugo von Cluny, Mathilde von Canossa und Heinrichs Schwiegermutter, die Markgräfin von Susa wurden von dem unerhörten Schauspiele so überwältigt, daß sie von flehentlichen Bitten zu dem Vorwurfe übergingen, Gregor übe nicht mehr apostolische Strenge, sondern tyrannische Grausamkeit. Und im Papste selbst waltete ja eben nicht kühle Berechnung, sondern religiöses Gefühl und dieses schrie immer lauter, daß Gott nicht den Tod des Sünders wolle, sondern daß er sich bekehre und lebe, daß der Gott, den er vertrete, nicht nur gerecht, sondern auch gnädig und milde sei. Und endlich siegten Gregors religiöses und menschliches Empfinden über sein Denken.

Als Heinrich am 28. Januar zum vierten Male vor die Pforte von Canossa trat, öffnete sie sich und er wurde in den Vorhof des Schlosses gelassen. Da wurde nun lange hin und her verhandelt über die Forderungen Gregors. Indes, welche kirchliche Zugeständnisse er verlangen sollte und wie diese ausführbar seien, war dem Papste selbst noch im einzelnen nicht klar, denn der Kampf war noch zu jung und die Verhältnisse zu verworren. Gerade darin lag die Schwäche der Stellung Gregors. Nachdem sich im weiteren Verlaufe des Kampfes zwischen Papsttum und Kaisertum die Streitfragen klar und bestimmt herausgestellt hatten, hat

weder Heinrich IV. selbst noch einer seiner Nachfolger mehr versucht, durch Kirchenbuße Erfolg zu erzielen und er würde auch keinen erlangt haben. In Canossa aber konnte Heinrich alle kirchlichen Forderungen Gregors ablehnen, weil sie noch nicht zur Erledigung reif waren. In Bezug auf die deutschen Angelegenheiten aber vermochte Gregor nur mehr den Schein der Erfüllung seiner den deutschen Fürsten gegebenen Zusagen zu retten, nachdem er durch die Öffnung der Schloßpforte die Buße Heinrichs angenommen hatte. Vom Banne befreit, war Heinrich wieder der rechtmäßige König des Reiches und Gregor konnte nicht mehr als Richter, sondern nur noch als Vermittler in Augsburg erscheinen. Das aber war für ihn wertlos und so begnügte er sich in der deutschen Frage mit unbestimmten und unsicheren Zusagen. Dann löste er Heinrich vom Banne und empfing mit ihm gemeinsam das Abendmahl.

Die religiöse Bewegung, welche Gregor vertrat, hatte in der Buße Heinrichs einen glänzenden Triumph gefeiert, der Papst selbst hatte dagegen eine schwere Niederlage erlitten. Dessen war sich auch Gregor voll bewußt, wie sein Entschuldigungsschreiben an die deutschen Fürsten beweist. Lange Zeit konnte er deren Mißtrauen nicht überwinden und lange Zeit suchte er schwankend und unsicher nach einer neuen Grundlage zur Fortführung des Kampfes. Für Heinrich IV. dagegen war in den Augen der Zeitgenossen die Buße von Canossa kein Schimpf, die Frommen bewunderten seine Demut, die weltlich Gesinnten seine Klugheit, und ihrem Ergebnisse nach bedeutete seine Buße einen Sieg des Königtums, allerdings nicht einen entscheidenden und endgültigen Sieg, aber doch einen Sieg, welcher dem bereits völlig zu Boden geworfenen Königtum ermöglichte, sich wieder zu erheben und den Kampf gegen Papsttum und Fürstentum fortzuführen.

Wir Deutsche haben daher keinen Grund, der Tage von Canossa mit Scham und Erbitterung zu gedenken, und vom allgemein menschlichen Standpunkte aus betrachtet, bieten dieselben ein erhebendes Schauspiel in der Entfaltung der mächtigsten und besten Kräfte der menschlichen Seele. Groß erscheint der junge König durch die geniale Sicherheit, womit er den Weg zu seinem Siege erkennt, und durch die gewaltige Stärke des Willens, womit er seinen königlichen Stolz und seinen bitteren Groll jener Erkenntnis unterwirft, nicht minder groß aber auch Gregor, indem er sich durch die Tiefe und Innigkeit seines religiösen Gefühls und durch die Wärme seines Herzens besiegen läßt.

III.

Die hussitische Bewegung.

Vortrag.

(4. April 1897.)

„Das Evangelium, das wir besitzen, haben Huß und Hieronymus von Prag mit ihrem Blute erkauft," sagte Luther im Jahre 1522. Dieser Ausspruch hat seitdem bis zur Gegenwart in der Regel die Auffassung der hussitischen Bewegung beherrscht. Sie galt als eine durchaus oder doch im Kern religiöse und als Vorbereitung der deutschen Reformation.

Das von Luther in den Anfängen seines Wirkens gefällte Urteil beruhte indes auf falschen Voraussetzungen und die entscheidenden Elemente der hussitischen Bewegung waren thatsächlich nicht religiöse, sondern ganz andere, die ihr freilich für uns heutzutage eine besondere Bedeutung verleihen.

Um das zu erkennen, müssen wir weit über die Tage Hussens hinaus in die Vergangenheit Böhmens zurückschauen.

Das Land trägt seinen Namen Bojoheim von dem keltischen Stamme der Bojer, der einst dort wohnte. Nach dessen Abzuge nahmen es im Jahre 12 v. Chr. die germanischen Markomannen ein, und als diese in der Völkerwanderung abgezogen waren, besetzten es im 6. Jahrh. n. Chr. slavische Stämme, worunter die Tschechen die mächtigsten waren und die Herrschaft erlangten.

Dreihundert Jahre später brachten den Tschechen die griechischen Mönche Methodius und Cyrillus das Christentum der griechischen Kirche, aber starke Reste des Heidentums erhielten sich bis in das zwölfte Jahr=

hundert, und bis ins 13. Jahrhundert behauptete sich, wenig gemildert, die wilde Rauhheit der Sitten. Eindringendere Christianisierung und höhere Kultur kamen den Tschechen in langsamem Wachstum von Deutschland zu, dessen Lehenshoheit Böhmen nach schweren Kämpfen im Jahre 1002 unterworfen wurde. Deutsche Fürstinnen, die sich mit den Herrschern Böhmens vermählten, brachen an deren Hofe, deutsche Geistliche im Lande dem deutschen Einflusse Bahn. Unter den 18 Bischöfen, die von 973 bis 1197 auf dem Prager Stuhle saßen, waren mindestens 9 Deutsche; Deutsche bildeten die Mehrheit unter der höheren Geistlichkeit und waren deren geistige Führer, und Äbte und Mönche der im 12. Jahrhundert zahlreich entstehenden Klöster waren durchweg Deutsche.

Durch diese Klöster wurden zugleich zahlreiche deutsche Bauern herangezogen. Die Tschechen hatten den breiten Gürtel waldbedeckter Gebirge, der Böhmen im Westen, Norden und Osten umzog, nicht besiedelt, weil ihnen das ebenere Land Raum genug bot und sie der Rodung und Bestellung der Waldgründe nicht gewachsen waren. Schon im 10. Jahrhundert hatten daher deutsche Bauern hier und da Stellen des herrenlosen Grenzgebietes urbar gemacht. Als nun die deutschen Prämonstratenser und Cistercienser im 12. Jahrhundert in den Waldthälern ihre Klöster gründeten und ihrer Gewohnheit nach den Ackerbau pflegten, da riefen sie die Arbeiter, die sie unter den Tschechen nicht fanden, aus der eigenen Heimat herbei. So bedeckte sich der Grenzgürtel mit deutschen Dörfern und im 13. Jahrhundert schoben sich diese bereits in die tschechischen Gebiete vor.

Es war das die Zeit, wo unser Volk mit dem gewaltigen Überschusse seiner Kräfte die slavischen Gebiete an der unteren Elbe und an der Ostsee germanisierte und seine Siedelungen bis nach Siebenbürgen ausdehnte. Gern zogen da die kernigen deutschen Bauern in das böhmische Nachbarland und den Bauern folgten Bürger, die zahlreiche Städte gründeten, Bergleute, die die reichen Silbergruben Böhmens bearbeiteten, und auch Adlige, die durch Belehnung oder Kauf Güter erwarben. In den Ritterorden der Deutschherren und der Kreuzherren und in den neu entstandenen Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner fand das Deutschtum dann weitere Vorkämpfer und Stützen. Zugleich aber förderten es die Könige seit Wenzel I., der 1230 zur Regierung gelangte, in ausgiebigster Weise, und nicht minder begünstigten es die höheren Adligen, die Barone. Wie Fürsten und Adel Deutschlands im 18. Jahrhundert die Sprache und Sitten Frankreichs sich aneigneten, so nahmen die Könige und Barone Böhmens im 13. Jahrhundert deutsche Sprache und Bildung an und wie hierdurch so wurden sie auch durch die Mehrung ihrer Einkünfte, welche

die Arbeit der deutschen Bauern, Bürger und Bergleute brachte, zur Unterstützung der deutschen Einwanderung bestimmt.

Mit anderen Augen betrachtete dagegen der niedere Adel die Deutschen. Deren Bildung eignete er sich höchstens in Äußerlichkeiten an und die Empfindung dieses Mangels, die sich ihm im Verkehr mit dem Hofe, den Baronen, der Geistlichkeit und den Bürgern oft genug aufdrängen mußte, erfüllte ihn naturgemäß mit Gereiztheit gegen die Träger der fremden Feinheit und Überlegenheit. Die deutsche Arbeit ferner kam ihm nicht zugute, denn er hatte keine Dörfer, Städte und Bergwerke zu vergeben. Der Luxus dagegen, der mit der Entwicklung des Handels, der Gewerbe und des ganzen Wirtschaftslebens zunahm und dem auch der niedere Adel sich nicht entzog, machte die Einkünfte seiner nachlässigen und verschwenderischen Haushaltung unzureichend. Auch in Deutschland standen sich aus ähnlichen Gründen Bürger und Ritter in bitterer Feindschaft gegenüber: in Böhmen steigerte der nationale Unterschied den Grimm.

Die tschechischen Bauern hatten keinen Grund, ihre eingewanderten Standesgenossen zu hassen; diese verdrängten sie nicht und das Beispiel der deutschen Dörfer brachte den tschechischen Bauern Befreiung von der Hörigkeit und das Eigentum an Grund und Boden. Indes auch die tschechischen Bauern sahen mit Neid den größeren Wohlstand der deutschen Ansiedler und die reichen, selbstbewußten Bürger der Städte drückten in Handel und Wandel mannigfach das umwohnende tschechische Landvolk.

Mit der Zeit trübte sich dann auch das Verhältnis der tschechischen Barone zu der deutschen Geistlichkeit und den deutschen Bürgern. Je mehr diese an Zahl und Besitz zunahmen, desto mehr trachteten sie nach politischem Einflusse, den die Barone für sich allein in Anspruch nahmen, und die Entwicklung der Geldwirtschaft ließ bald auch die Barone mit Mißgunst auf den Reichtum der Geistlichen und Städte blicken.

So bildeten sich zwischen den Tschechen und den deutschen Einwanderern schroffe Gegensätze, die in erster Reihe sociale, in zweiter nationale waren. Zum erstenmale brachen sie in blutigen Kämpfen hervor, als 1278 König Ottokar II. im Kampfe gegen Rudolf von Habsburg gefallen war und für seinen siebenjährigen Sohn Wenzel II. schlaffe Vormünder regierten. Allerdings lenkte dann Wenzel, nachdem er mündig geworden, wieder in die Bahnen seiner Vorgänger ein und die deutsche Einwanderung ging in ungemindertem Maße fort, ja nach dem Aussterben des böhmischen Königsgeschlechtes konnte im Jahre 1310 sogar der Sproß eines deutschen Grafengeschlechts, Johann von Luxemburg, den Thron besteigen. Aber die Feindschaft zwischen Tschechen und Deutschen wucherte weiter und wuchs an Stärke. In einer Chronik, die um 1310 vermutlich

von einem Ritter geschrieben wurde, spricht sich ein geradezu höllischer Haß gegen die Deutschen aus und als Losung durchklingt sie der Ruf: Tod den Deutschen! Indes noch fehlte der gärenden und brodelnden Flut des Hasses die zusammenfassende Leitung, wodurch sie zum überwältigenden Ausbruch gelangen konnte und mußte. Diese Leitung erhielt sie durch den Sohn Johanns, Karl IV. Wie leider so mancher Deutsche hatte auch Karl seine deutsche Abstammung vergessen. Er fühlte sich ganz als Slave und suchte das Tschechentum auf jede Weise zu fördern. Das stärkte das Nationalgefühl der Tschechen und verschärfte ihren Gegensatz zum Deutschtum. Doch mehr noch als durch sein bewußtes Streben trug Karl IV. absichtslos zu der verhängnisvollen Entwicklung der Dinge bei. Eifrig bemüht, das Kirchenwesen zu bessern und die kirchliche Gesinnung zu heben, rief er im Jahre 1360 einen Mönch aus Österreich, Konrad Waldhauser, herbei. Der predigte mit gewaltigen Worten Buße und tadelte nicht nur die Fehler der Laien, sondern auch die Laster der Geistlichen.

Die Geistlichkeit Böhmens war ungemein zahlreich geworden. Das Land besaß 200 Pfarreien mehr als es jetzt bei ungleich dichterer Bevölkerung zählt, und daneben gab es noch eine Menge von Kapiteln, Stiften, Kirchen und Kapellen, sowie etwa 120 Klöster. In Prag lebten unter 100 000 Einwohnern 1100 Geistliche außer denen des Hofes. Alle die Geistlichen waren ferner sehr reich mit Gütern und Einkünften ausgestattet. Ein Vierteil, wenn nicht ein Dritteil alles Besitzes in Böhmen gehörte ihnen. Dem Prager Erzbischofe allein waren etwa 400 Städte und Dörfer mit 141 000 Morgen Landes eigen. Der Reichtum aber hatte die Geistlichkeit verdorben. Um die Seelsorge kümmerte sie sich nicht, dagegen war sie üppig, genußsüchtig und lasterhaft und aufs härteste bedrückte sie durch ihre maßlose Habgier die Laienwelt. Diese insgesammt blickte daher mit Neid und Erbitterung auf die Klerisei. Die Tschechen aber waren ihr zugleich deshalb feindlich, weil sie noch immer überwiegend aus Deutschen bestand.

Mußte mithin Waldhausers Eifern gegen das böse Leben der Geistlichkeit die sociale und nationale Bewegung bei den Tschechen fördern, so führte er dieser auch dadurch Nahrung zu, daß er, der in den Städten predigte, neben den Lastern der Geistlichkeit, besonders die Üppigkeit der reicheren Bürger bekämpfte. In den ursprünglich rein deutschen Städten hatten sich allmählich Massen von tschechischen Handwerkern und Arbeitern niedergelassen und bildeten jetzt in vielen Städten und namentlich auch in Prag bereits die Mehrheit. Sie waren aber mit wenigen Ausnahmen arm. Geld und Grundbesitz waren noch meist in den Händen der deutschen

Bürger und diese führten auch noch ausschließlich die Verwaltung der Städte, woran die Tschechen vergeblich Anteil zu erlangen suchten. Auch innerhalb der Städte hatten sich also die socialen, politischen und nationalen Gegensätze gebildet, die im ganzen Lande bestanden, und auch hier mußten sie durch Waldhausers Auftreten verschärft werden.

Besondere Kraft aber erhielt die tschechische Bewegung, indem sie durch Waldhauser zugleich eine kirchliche Färbung empfing. Bald ahmten denn auch tschechische Geistliche und Ritter Waldhausers Wirken nach und führten es weiter. Dabei gestaltete es sich nun zu einem Angriffe auf die Verfassung und Lehre der bestehenden Kirche. Das römische Kirchentum war voll und eindringend erst durch Karl IV. um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Böhmen zur Herrschaft gebracht worden. Bis dahin hatten sich Reste des durch Cyrillus und Methodius eingeführten griechischen Kirchenwesens erhalten und in ausgedehntem Maße waren Einflüsse einer religiösen Bewegung, die sich im ganzen Abendlande seit dem 12. Jahrhunderte verbreitete, eingedrungen. Den Kern dieser Bewegung bildete der Widerspruch gegen die Veräußerlichung der Religion in der römischen Kirche und gegen den Anspruch der päpstlichen Hierarchie: das Seelenheil des Christen sei von ihrer Vermittelung bei Gott abhängig. Auf diesen Widerspruch griffen nun die Vorkämpfer des Tschechentums zurück und entwickelten die daraus entspringenden Anschauungen zum Teil mit rücksichtsloser Schärfe. Indes die Dogmatik spielte in der Bewegung, die sie ausbildeten, nur eine Nebenrolle. Maßgebend blieben die alten Gegensätze zu den Deutschen, und mit Recht sagt ein französischer Geschichtsforscher, der entschieden für die Tschechen Partei nimmt: „Der Haß gegen das Deutschtum war der Hauptzug im Leben des böhmischen Volkes“.

Ihren Mittelpunkt fand die deutschfeindliche kirchlich gefärbte Bewegung in der Bethlehemkapelle zu Prag, die ein tschechischer Bürger mit der Bestimmung stiftete, daß nur tschechische Geistliche an ihr angestellt und nur tschechische Predigten in ihr gehalten werden sollten. Den offenen Kampf gegen die Deutschen aber begann man auf dem Gebiete der prager Universität, die Karl IV. 1348 gegründet hatte. Deren Professoren und Studenten waren zu vier Fünfteilen Deutsche. Die Führer der tschechischen Bewegung traten diesen zunächst auf wissenschaftlichem Gebiete entgegen. Die Theologen des Abendlandes schieden sich damals nach zwei philosophischen Systemen, die man Nominalismus und Realismus nannte. Die deutschen Professoren waren Nominalisten; also wurden die Tschechen Realisten. Bald aber stritten sie um greifbarere Ziele. Die Professoren lebten zum Teil in sogenannten Collegienhäusern, die ihnen Wohnung und Verpflegung nebst Geldbezügen gewährten. Die Tschechen suchten nun die

Deutschen von diesen Häusern auszuschließen, und es gelang ihnen gegen Ende des 14. Jahrhunderts, da König Wenzel IV., der Sohn und Nachfolger Karls IV., sie noch mehr als dieser begünstigte. Seitdem wuchs die Zahl der tschechischen Professoren und im Jahre 1409 ließ sich Wenzel durch die nationale Partei bewegen, die Verfassung der Universität umzustürzen und der tschechischen Minderheit die Alleinherrschaft an ihr einzuräumen. Die deutschen Professoren und Studenten verließen darauf Prag und die Universität war somit rein tschechisch.

Als Leiter der Tschechen bei diesem großen Erfolge erscheint Johann Huß. Wie alle anderen geistlichen und ritterlichen Häupter der nach ihm benannten hussitischen Bewegung stammte Huß aus einem Teile Böhmens, wo Tschechen und Deutsche neben einander saßen. Den Haß gegen die Deutschen, die fanatische Begeisterung für das eigene Volk hatte er so mit der Muttermilch eingesogen. Er war kein theologischer Kopf, kein selbständiger Denker. Seine Lehren hat er, wie neuerdings nachgewiesen worden ist, wortwörtlich aus den Schriften des englischen Theologen Wiclif abgeschrieben, und wie wenig er ihren Inhalt und ihre Tragweite begriff, zeigt die Thatsache, daß er ihrer ungeachtet in der römischen Kirche zu stehen glaubte und zu verharren meinte. Die Widersprüche, worin er sich bei ihrer Vertretung verwickelte, kann man, wenn man sie nicht auf bewußte Unwahrheit zurückführen will, nur aus der verworrenen Unklarheit seiner Anschauungen erklären. Die Lehre war ihm aber auch ebenso wie den Nachahmern Waldhausers nur Nebensache. Sein Absehen war auf eine sittliche Reform der Christenheit gerichtet; diese aber glaubte er mit der Besserung der Geistlichkeit beginnen zu müssen, und für eine solche erschien ihm als unerläßliche Vorbedingung, daß die Quelle alles Verderbens in der Kirche, ihr Reichtum, ihr entzogen werde; da aber die reichen Geistlichen durchweg Deutsche waren, so deckten sich die Ziele seines Reformeifers völlig mit denen seines Deutschenhasses.

Wer das menschliche Herz und die wunderlichen Verschlingungen der in ihm wirkenden Kräfte kennt, wird keineswegs die Lauterkeit seines Eifers in Zweifel ziehen: hat Huß diese doch auch durch die Strenge seines Lebenswandels und durch den Tod auf dem Scheiterhaufen besiegelt. Aber der Vorurteilslose kann sich nicht darüber täuschen, daß der Reformeifer Hussens nicht durch seine von ihm selbst nicht verstandene Lehre, sondern durch sein Tschechentum erzeugt wurde. Erst während des Kampfes gegen die Deutschen erwachte dieser Reformeifer, denn Huß gesteht selbst einmal, daß er anfangs prächtige Kleider geliebt und leidenschaftlich gespielt habe. Es ist auch nicht wie bei Luther ein furchtbarer sittlicher Seelenkampf, der seine Auflehnung gegen die bestehende Kirche hervorruft,

sondern diese Erhebung ist das Ergebnis des Gegensatzes zu den Deutschen, und wie sein Schicksalsgenosse Hieronymus von Prag die Kirche, die er bekämpft, nicht die katholische oder römische, sondern die deutsche nannte, so betonte auch Huß selbst, daß es die deutsche Geistlichkeit sei, die der Reform bedürfe und widerstrebe.

Die Entwicklung der politischen und kirchlichen Zeitverhältnisse, worauf ich hier nicht näher eingehen kann, brachte es nun mit sich, daß sich Hussens Kampf gegen die deutsche Geistlichkeit bald auch zum socialen und politischen Ringen gegen die deutschen Bürger ausgestaltete. So verschmolz also der kirchliche Kampf ganz mit der alten tschechischen Bewegung und sein socialer, politischer und nationaler Kern war es, der ihm die begeisterte Gefolgschaft des ganzen niederen Adels, der gesamten tschechischen Bevölkerung der Städte, aller tschechischen Bauern und zunächst auch des ganzen höheren Adels gewann, wobei freilich in stärkerem oder schwächerem Maße auch religiöse Empfindungen mitwirkten. Huß selbst begnügte sich dabei keineswegs, den Kampf mit kirchlichen Mitteln zu führen, sondern wirkte bald auch mit politischer, socialer und nationaler Verhetzung.

Das Wesen der Bewegung offenbarte sich rasch. Als König Wenzel IV. im Beginn des Jahres 1411 aus politischen Gründen gegen den Papst und den prager Erzbischof Stellung nahm, zog der hohe Adel sofort eine Menge von Gütern und Einkünften der Geistlichkeit ein und in Prag wurden bis 1414 die Deutschen aus dem Rate und den städtischen Ämtern durch Tschechen verdrängt. Dagegen fanden päpstliche Ablaßprediger, die 1412 erschienen und in rohester Weise mit dem Ablasse Handel trieben, ungeheuren Zulauf, bis Huß sich gegen sie erhob: seine Anhänger hatten also bis dahin noch nicht begriffen, daß der Ablaßschwindel nicht zu seiner Reform passe. Immer wird ferner betont, daß der Reformkampf eine nationale Sache der Tschechen sei und jede Anfechtung Hussens das tschechische Volk und alle Slaven beleidige.

Von dieser Anschauung aus traten tschechische und polnische Herren beim Konzil von Konstanz für Huß ein und von dieser Anschauung aus erfüllte sich das ganze Tschechenvolk auf die Nachricht hin, daß sein Vorkämpfer am 6. Juli 1415 vom Konzil als Ketzer verbrannt worden sei, mit leidenschaftlicher Erbitterung. Alsbald wurden an vielen Orten die deutschen Geistlichen vertrieben und alsbald griff der hohe Adel wieder nach den Kirchengütern. Schon wurde auch ein Kloster von den Bauern erstürmt und der Abt zu Tode gemartert. Die Mehrheit des Adels ferner schloß ein Bündnis zur Verteidigung und erklärte statt des Erzbischofs die mit tschechischen Professoren besetzte theologische Fakultät der Prager Uni=

versität als oberste Kirchenbehörde. Damit war die tschechische National-kirche äußerlich geschaffen. Als ihr sichtbares Merkmal wurde das Abend-mahl unter zwei Gestalten angenommen. Dieses hatte sich in Böhmen wie anderwärts durch das ganze Mittelalter an einzelnen Orten erhalten und noch 1390 hatte Papst Bonifaz IX. es den deutschen Bergleuten zu Kuttenberg bewilligt. Bei den Anhängern Hussens hatte es erst nach dessen Verhaftung in Konstanz Hieronymus von Prag eingeführt. Jetzt wurde der Kelch das Symbol der tschechischen Kirche; Huß selbst aber wurde der Nationalheilige der Tschechen, dem man überall Bildsäulen errichtete. Da-her nannte man nun auch seine Anhänger Hussiten.

Mit verstärktem Triebe gährte die Bewegung weiter. Immer schärfer schieden sich die Tschechen als Hussiten von den deutschen Katholiken. Schon kam es auch von seite dieser zu Gewaltthaten. Zum vollen Aus-bruche gediehen indes der Kampf der Nationalitäten und alle anderen Elemente der tschechischen Bewegung erst vier Jahre später, als König Wenzel IV., der bis dahin immer die Tschechen begünstigt hatte, plötzlich mit Nachdruck für die deutsche Kirche eintrat, und nach seinem rasch er-folgenden Tode die Krone an seinen Bruder Sigismund fiel, der ent-schiedener Katholik war, der Huß wortbrüchig dem Konzil preisgegeben hatte und der, was noch mehr ins Gewicht fiel, König der den Slaven feindlichen Ungarn und Kaiser von Deutschland war.

Sofort schieden sich aber nun die Hussiten in zwei große Parteien, deren jede wieder eine Reihe von Abstufungen vereinigte. Die eine nannte man Utraquisten oder Calixtiner, weil für sie die Austeilung des Abendmahles unter beiden Gestalten und der Gebrauch des Kelches das Hauptanliegen auf kirchlichem Gebiete bildeten. Die andere Partei be-zeichnete man nach ihrem Hauptversammlungsorte als Taboriten. Einig waren diese Parteien innerhalb ihres Verbandes und einander gegenüber nur im Hasse gegen die Deutschen und, wo es diesen zu bethätigen galt, wirkten sie kräftig zusammen. Gemeinsam waren ihnen außerdem die Forderungen der vier Prager Artikel, die 1420 vereinbart wurden, daß nämlich das Abendmahl unter zwei Gestalten gespendet werden müsse, daß den Geistlichen alle Güter und politischen Rechte zu nehmen seien, daß die weltliche Obrigkeit die dem Gesetze Gottes zuwiderlaufenden Miß-bräuche abstellen und die Todsünden strafen solle, und daß die Predigt des Wortes Gottes nicht gehindert werden dürfe. Aber die letzten beiden Forderungen verstanden die Parteien in sehr verschiedenem Sinne.

Ein Teil der Utraquisten wollte nur die gröbsten Mißbräuche im Kirchenwesen abgestellt wissen, im übrigen aber die Lehren, die Gebräuche und die Einrichtungen der katholischen Kirche nicht angetastet sehen. Die

Mehrheit der Utraquisten stellte dagegen mit den Taboriten die Forderung auf, daß die hl. Schrift allein die Richtschnur für Kirchenwesen und Lehren bilden müsse. Über den Sinn dieser Forderung waren aber deren Vertreter wiederum ganz abweichender Meinung. Die ihr huldigenden Utraquisten wollten von den katholischen Überlieferungen nur die aufgeben, welche der hl. Schrift ausdrücklich widersprächen. Sie nahmen damit den größten Teil der katholischen Überlieferung an und blieben thatsächlich fast ebenso katholisch wie ihre gemäßigtsten Namensgenossen. Die Taboriten dagegen wollten nur das gelten lassen, was im Evangelium ausdrücklich vorgeschrieben sei; während aber die eine Gruppe von ihnen diesen Grundsatz in jeder Beziehung durchführen wollte, trachtete die andere ihn mit Umgehung der Dogmatik nur in Bezug auf das äußere Kirchenwesen und auf die politischen und socialen Verhältnisse zur Geltung zu bringen. Diese letztere Gruppe der Taboriten, die zuerst durch Johann von Zizka geleitet wurde und sich nach dessen Tode die Waisen nannte, stand in Bezug auf die Dogmatik den Utraquisten und also auch den Katholiken ziemlich nahe, sonderte sich aber dafür von ihnen im Kirchenwesen und in Hinsicht auf Staat und Gesellschaft gleich den eigentlichen Taboriten aufs schärfste.

Zu den Utraquisten gehörten die Mehrheit des hohen Adels, die Prager Universität nebst ihren Angehörigen und die wohlhabende tschechische Bevölkerung der Städte. Den Baronen war es abgesehen von einigen Ausnahmen lediglich darum zu thun, die Kirchengüter an sich zu reißen, die maßgebende Gewalt im Staate zu behaupten und die Städte nicht nur von allem politischen Einfluß auszuschließen, sondern sie auch wirtschaftlich auszubeuten. Manche von ihnen traten daher bald zu der katholischen, bald zu der hussitischen Partei über, wie denn eine beträchtliche und sehr mächtige Minderheit der Barone überhaupt katholisch blieb und nur die nationalen Ziele der Tschechen und die politisch-socialen Bestrebungen ihrer Standesgenossen verfolgte. Die Universität und die wohlhabenden Bürger begehrten außer der Vertreibung der deutschen Geistlichen und Bürger ernstlich nichts, als daß man ihnen gestatte, in der katholischen Kirche eine slavische Abteilung zu bilden und zu deren Kennzeichnung das Abendmahl unter zwei Gestalten zu empfangen.

Die Taboriten andererseits bestanden aus dem niederen Adel, den Handwerkern und Arbeitern und den Bauern. Wie die Ritter, die Handwerker und die Arbeiter sich in wirtschaftlich ungünstiger Lage befanden, ist bereits erwähnt. Ich habe nur hinzuzufügen, daß der hohe Adel die Ritter im Beginn des 15. Jahrhunderts auch von der Landesregierung ausgeschlossen hatte. Die Bauern waren im 14. Jahrhundert von den adligen, geistlichen und städtischen Grundbesitzern in die Leibeigenschaft

herabgedrückt und mit Frohnden und Abgaben überbürdet worden. Die drei mehr oder minder armen und politisch rechtlosen Stände lasen nun aus der h. Schrift, wie das vor und nach ihnen so oft unter ähnlichen Verhältnissen geschehen ist, die Lehre der Freiheit und Gleichheit aller Menschen heraus. Kleine Gruppen gingen so weit, daß sie in paradiesischer Nacktheit Güter- und Weibergemeinschaft pflegten. Die Masse der Taboriten aber verkündete Aufhebung aller Standesvorrechte, der Leibeigenschaft, Frohnden und Abgaben, volle politische Gleichberechtigung und wenn nicht Aufhebung des Privateigentums so doch Gemeinschaft der Erträgnisse. In militärisch gegliederten Genossenschaften verwirklichten sie diesen Kommunismus. Da wurde auch zugleich das Kirchenwesen unter Abschaffung aller nicht in der Bibel enthaltenen Lehren und Gebräuche in entsprechender Weise gestaltet. Die Taboriten drangen freilich nicht zur Lehre vom allgemeinen Priestertum durch; sie behielten besondere Priester, aber neben diesen durften alle predigen, die den Beruf dazu fühlten. Sogar Frauen war es gestattet und diese sollen sich, glaubwürdigen Berichten zufolge, durch Beredsamkeit ausgezeichnet haben.

Die Taboriten begnügten sich indes nicht, ihre Auffassung der h. Schrift unter sich selbst zur Geltung zu bringen. Wie die hussitische Bewegung überhaupt eine Angriffsbewegung war, so bewährte sie sich als solche auch in den Taboriten. Zunächst fielen sie, wo sie die Übermacht hatten, über die deutschen Bürger und Bauern her, nahmen ihnen ihre Häuser und Güter und verteilten sie an Tschechen. Dann aber wandte sich Zizka auch gegen die tschechischen Bürgerschaften und Herren, um sie mit der Schärfe des Schwertes zur Freiheit des Evangeliums zu zwingen. Vielleicht wäre dem furchtbaren Streiter das beabsichtigte Werk gelungen, schon 1424 unterbrach es jedoch sein Tod und seine Nachfolger lenkten die Kraft der Taboriten in großen Raubzügen nach außen hin ab.

Inzwischen schrumpfte die Kraft des Taboritentums zusammen. Nur die Fanatiker und die Krieger, denen der Kampf Genuß und die Beute Bereicherung bot, hielten an den alten Zielen und Gesinnungen fest. Die ruhigeren und friedlicheren Genossen wurden des steten Krieges müde; die Ritter mochten auf die Dauer die Gemeinschaft mit den Handwerkern und Bauern nicht ertragen; bei diesen selbst lehnten sich das Selbstbewußtsein, die Selbstsucht und das Vorwärtsstreben vieler gegen die militärische Gewaltherrschaft in den Genossenschaften auf und diejenigen, die durch die Beraubung der Deutschen und Utraquisten zu Besitz gelangt waren, wollten nicht mehr weiter teilen. Es zeigte sich hier wie immer und überall, daß der Kommunismus der menschlichen Natur zuwiderläuft und die Gleichheit nicht durch Freiheit, sondern nur durch Herrschaft aufrecht zu erhalten ist.

Die Herrschaft der Taboriten, die für die gemeinsame Sache große Opfer an Leistungen und Abgaben erforderte, wurde aber breiten Schichten des Volkes je länger desto unerträglicher, weil Handel und Gewerbe vernichtet waren, die Äcker verwüstet wurden oder oft nicht bebaut werden konnten und niemand bei Tag oder Nacht sicher war, daß ihm nicht Feinde oder Freunde oder die immer wachsenden Räuberscharen seine Habe nahmen, sein Haus in Brand steckten und ihn mit Weib und Kind zu Tode marterten. Unter diesen Einflüssen verlor die Taboritenpartei immer mehr an Zahl und Kraft.

Anderseits wuchs immer mehr die haßvolle Besorgnis, womit die Barone und die wohlhabenden Bürger auf die kommunistischen Bestrebungen der Taboriten hinblickten, und die Sehnsucht, womit sie nach Friede und Ordnung verlangten. So verbündeten sich denn schließlich die Utraquisten mit den katholischen Herren und den Überresten der Deutschen, und im Jahre 1434 brachen sie in einer blutigen Schlacht die Kraft der Taboriten. Seitdem verloren diese jeden Einfluß und verschwanden allmählich. Die Utraquisten aber schlossen zwei Jahre später ihren Frieden mit der römischen Kirche und König Sigismund.

Das Ziel, von dessen Erstrebung sie ausgegangen war, hat die hussitische Bewegung nicht erreicht. Die Deutschen waren nicht vollständig aufgerieben oder verjagt worden und neue Einwanderer zogen in der Folge ein. Die Deutschen bilden heute mehr als ein Drittel der Bevölkerung Böhmens.

Auf politisch-socialem Gebiete erfolgte der Rückschlag, den maßlose Bestrebungen immer verursachen. Die Eifersucht, die zwischen adligen und geistlichen Grundbesitzern bestand, hatte früher die Bauern immer noch einigermaßen geschützt. Jetzt, wo der gesamte Grundbesitz an den Adel übergegangen war und ihm infolge des Friedensschlusses blieb, wurden die Bauern härter denn je geknechtet. Auch die Handwerker und Bürger in den Städten wurden durch ein engherziges Patriziat von der Verwaltung ausgeschlossen und schwerer Bedrückung unterworfen. Die Städte selbst aber verloren jeden Einfluß auf die Landesregierung. Nur die Ritter trugen neben den durch die Beraubung der Kirche ungemein bereicherten Baronen politischen Gewinn aus der Hussitenbewegung davon, indem sie Anteil an der Landesregierung erhielten. Aber die Adelsherrschaft wurde nicht nur dem Volke verderblich, sondern gereichte auf die Dauer auch dem Adel selbst nicht zum Heil, denn sie führte in ihrer Entwicklung zur Schlacht am Weißen Berge, die 1620 die politische Macht des Adels niederbrach und viele Herren und Ritter bettelarm aus der Heimat trieb.

Auch auf kirchlichem Gebiete endlich scheiterte die hussitische Bewegung

völlig. In dem Frieden, den der Utraquismus 1436 in den Basler Kompaktaten mit der römischen Kirche schloß, ließ er sich mit trügerischen Zugeständnissen abfinden und führte dann ein klägliches Scheinleben, bis er im Protestantismus aufging. Er war eben nicht fähig gewesen, aus den von Huß bei Wiclif entlehnten und verworren zusammengehäuften Lehren ein klares System zu entwickeln und eine eigene, in sich selbständige Kirche zu gründen. Er war im letzten Grunde nie über die Feindseligkeit gegen die deutsche Geistlichkeit und über ein verschwommenes nationales Streben hinausgediehen. Er und der gesamte Hussitismus hatten, wie der protestantische Theologe Herzog treffend bemerkt hat, wohl das formelle, nicht aber das materielle Princip der deutschen Reformation gefunden. Sie hatten wohl den Grundsatz, daß die hl. Schrift allein die Richtschnur des Glaubens sein solle, aufgestellt, aber nur in Bezug auf äußere Einrichtungen der katholischen Kirche damit Ernst gemacht. Darum kann der Hussitismus auch nicht als Vorläufer der Reformation gelten, die mit dem Grundsatze der Rechtfertigung durch den Glauben das auf Werkheiligkeit gegründete System der römischen Kirche niederbrach. Erst mit dieser That Luthers wurde die Grundlage für eine neue, schöpferische Entwicklung gewonnen. Aus dem haßerfüllten Realismus des Tschechentums konnte die Erneuerung des Christentums nicht hervorgehen. Nur Liebe und Idealismus schaffen im Leben des Einzelnen und der Völker Großes und Segensreiches.

IV.

Die Reformationsbewegung im Herzogtum Bayern.

Vortrag.

(3. Februar 1892.)

Es gehört zu den folgenreichsten Vorgängen der deutschen Geschichte, daß die beiden Hauptlinien des Wittelsbacher Hauses gegenüber der Reformationsbewegung nicht das gleiche Verhalten wie die anderen weltlichen Stände des Reiches beobachteten, sondern die Kurfürsten von der Pfalz sich dem nach der Lehre Calvins gestalteten reformierten Bekenntnisse zuwandten, die Herzoge von Bayern dagegen in der alten Kirche verharrten und mit ihr zu dem Katholizismus übergingen, welcher durch das Konzil von Trient und die Jesuiten ausgebildet wurde.

Hätten auch die kurpfälzischen und die bayerischen Fürsten die lutherische Lehre angenommen, so würde — man darf das mit voller Bestimmtheit behaupten — die päpstliche Kirche in Deutschland völlig vernichtet und das Haus Österreich der Kaiserkrone und seiner eigenen Länder beraubt oder selbst zum Protestantismus hinübergedrängt worden sein. Dann aber würden auch die deutschen, ja die gesamten europäischen Verhältnisse eine wesentlich andere Entwicklung erhalten haben, als sie in der That empfingen. Daß diese Entwicklung unserm Volke von vornherein weniger Unheil als die wirklich eingetretene gebracht haben würde, darf man freilich bezweifeln, denn durch die Einziehung aller kirchlichen Güter und Einkünfte von seiten der weltlichen Stände und durch die Einigkeit dieser im Glaubensbekenntnisse würde das alte, auf die Zersetzung des Reiches und der Nation gerichtete Streben der Territorialgewalten nur noch ver-

stärkt worden sein. Dagegen würde die spätere Einigung unserer Nation nicht mehr das schwerste und vielleicht nie völlig zu überwindende Hindernis in dem Gegensatze der Kirchen, welchen die Bewohner des Reichsgebietes zugethan sind, gefunden haben.

Wie die Entwicklung unsres Vaterlandes und Volkes, so ist aber auch das Schicksal der Wittelsbacher selbst durch ihre kirchliche Sonderstellung tiefgreifend beeinflußt worden. Die Kurpfälzer einerseits wurden vornehmlich durch ihren Calvinismus, welcher sie im Reiche vereinzelte und den schwersten Gefahren auszusetzen schien, zu jener unruhigen, angreifenden und ebenso verworrenen wie weit über ihre Machtmittel hinausstrebenden Politik getrieben, welche in der Schlacht am Weißen Berge ihren wohlverdienten Ausgang fand und durch die tiefgeminderte Bedeutung des Kurpfälzer Hauses bis zu dessen Erlöschen gestraft wurde. Die bayerischen Wittelsbacher andrerseits wurden durch ihr katholisches Bekenntnis, welches sie an die habsburgischen Kaiser und an die bestehende Reichsverfassung kettete, mehr als ein Jahrhundert lang abgehalten, die Vorteile, welche sich ihnen durch die politische Entwicklung boten, ergiebig auszubeuten, und so konnte das von ihnen um des Glaubens willen gerettete Österreich sie nachmals von jener Bahn politischen Aufschwunges, welche Preußen erfolgreich beschritt, mit überlegener Gewalt abdrängen und sie bis zum Zusammenbruch des alten Deutschen Reiches in die dritte Reihe seiner Mitglieder herabdrücken.

Im Angesichte dieser Wirkungen, welche aus der eigenartigen Stellungnahme der Wittelsbacher zur Reformationsbewegung erwuchsen, gewinnt die Frage, wodurch jene bestimmt worden sei, erhöhte Bedeutung.

Die Antwort muß für die Kurpfälzer ohne Zweifel dahin lauten, daß ihr Übergang von dem bereits angenommenen Luthertume zum reformierten Bekenntnisse lediglich verursacht wurde durch den wütigen Haß gegen das Papsttum, von welchem der ungewöhnlich beschränkte und allen politischen Verständnisses entbehrende Kurfürst Friedrich III. und sein nicht viel begabterer, aber noch weit leidenschaftlicherer Sohn Johann Kasimir erfüllt waren. Dies nachzuweisen, unternehme ich heute nicht, sondern beschränke mich darauf, zu erörtern, weshalb die Reformationsbewegung im Herzogtum Bayern nicht zur Entfaltung gelangte und weshalb sie von dem Landesfürsten sowohl bei ihrer ersten Erhebung wie bei ihrem zweiten Anschwellen um die Mitte des 16. Jahrhunderts bekämpft und unterdrückt wurde.

Die Annahme, daß das Volk selbst sich in Bayern der Reformationsbewegung anfangs verschlossen habe, ist nicht zulässig, denn auch in Bayern waren diejenigen Ursachen wirksam, welche die ungeheure Mehrheit der

übrigen Deutschen Luthers Empörung gegen das bestehende Kirchentum und dessen Vertreter mit begeistertem Beifall begrüßen ließen.

Dieser Beifall entsprang nicht der unwiderstehlichen Überzeugungskraft der lutherischen Lehre. Dogmatik allein wird nie im Stande sein, breitere Schichten der Menschheit in tiefgehende und andauernde Bewegung zu versetzen; insbesondere aber war Luthers ungemein idealistische und von philosophischen Anschauungen getragene und durchdrungene Lehre nicht geeignet, bei seinen realistisch gesinnten und an schulmäßiges Denken nicht gewöhnten Landsleuten aus sich selbst jene beispiellos raschen und umfassenden Erfolge, welche ihr zu teil wurden, zu erzielen. Dazu bedurfte es anderer Kräfte; und solche standen in der That bereit und erhoben sich auf Luthers Ruf mit elementarer Gewalt aus wirtschaftlichen Verhältnissen, aus nationalen Stimmungen und aus dem bittern, durch tiefe Verachtung geschärften Hasse, welchen die Lasterhaftigkeit, die Geistesroheit oder Frivolität, die aussaugende Habgier und der anmaßende Hochmut der meisten Vertreter und Diener der alten Kirche bei der gesamten Laienwelt erzeugt hatten. Die mächtigste Bundesgenossin aber fand Luther in der religiösen Gesinnung, welche die Mehrheit der Deutschen erfüllte, wie sie ihn selbst zu seinem Vorgehen trieb.

Unsere Nation war seit lange in kräftigem Aufstreben begriffen und drängte immer gewaltiger zu allseitiger Neugestaltung ihres Lebens. Am stärksten und allgemeinsten bekundete sich ihr Aufschwung auf dem Gebiete der Religion, welches für die meisten ja damals noch alles umschloß, was die Zeit ihnen an idealen Gedanken zu bieten vermochte. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts entwickelte sich eine so innige, lebhafte und thätige kirchliche Gesinnung, wie sie unserem Volke niemals, außer etwa vor dem zweiten Kreuzzuge eigen gewesen ist. Man konnte sich gar nicht genug thun in Andachten und Wallfahrten, in Heiligenverehrung und Ablaßverbrauch, in Schenkungen und Stiftungen für kirchliche und milde Zwecke.

Indes je mehr sich unter dem Einflusse der neu erfundenen Buchdruckerkunst und der in Italien und in den Niederlanden erblühenden Renaissance das geistige Leben unseres Volkes befreite und entfaltete, desto weniger fand es in der Werkheiligkeit innere Befriedigung. Was hinter der sich in Äußerlichkeiten abmühenden Frömmigkeit trieb und gärte, das offenbart sich in der Thatsache, daß immer häufiger und sogar in ganz kleinen Städten von Bürgern Pfründen gestiftet wurden, um den Laien die von der Kirche völlig vernachlässigte Predigt des göttlichen Wortes zu gewähren, und daß die so bestellten Prediger überaus zahlreiche Zuhörer fanden. Man sehnte sich nach geistigem Inhalte der Religion und Tausende durchlebten gleich Luther den qualvollen Kampf religiösen

Empfindens und sittlichen Strebens gegen das ganz veräußerlichte Kirchentum. Dieses Kirchentum und den ganzen unsäglichen Druck der Hierarchie wagte man jedoch nicht abzuschütteln, weil man eben fromm und gläubig war und die Überzeugung hegte, daß die Last, worunter man stöhnte, kraft göttlicher Vorschriften und Vollmacht auferlegt worden sei. Gerade deshalb begrüßte man es als Evangelium, als frohe Botschaft der Erlösung, daß Luther verkündete, der Christ solle frei sein von Menschensatzungen und das bestehende Kirchentum beruhe nicht auf der Anordnung Gottes, sondern gegen dessen Wort und Willen habe das Papsttum die Christenheit in der babylonischen Gefangenschaft willkürlicher Gesetze geknechtet.

Mit dieser Lehre löste Luther die Fesseln, welche die Deutschen im Joche des römischen Kirchentums festgehalten hatten, und jauchzend eilten sie nun, es abzuwerfen.

Die Reformationsbewegung erwuchs ganz aus den deutschen Verhältnissen und darum griff sie in Deutschland — aber eben auch nur dort — so rasch und unwiderstehlich um sich.

Die Zustände nun, welche ihr das übrige Deutschland gewannen, waren ganz ebenso in Bayern vorhanden. Wir besitzen dafür die vollgültigsten Zeugnisse und wir bedürfen daher nicht einmal der zahlreichen Äußerungen des Anschlusses an Luthers Erhebung, welche uns bekannt sind, um gewiß zu sein, daß die Reformationsbewegung in Bayern die gleichen Erfolge wie anderswo erzielt haben würde, wenn ihr nicht die gemeinsam regierenden Herzoge Wilhelm IV. und Ludwig X. frühzeitig mit größtem Nachdrucke entgegengetreten wären.

Was die Herzoge dazu bestimmte, war keineswegs die Überzeugung, daß Luthers Lehre ketzerisch sei. Die oft wiederholte Behauptung, daß bei ihnen oder doch bei Herzog Ludwig anfangs eine gewisse Hinneigung zu jener vorhanden gewesen, beruht allerdings nur auf Mißverständnissen. Indes kann nicht zweifelhaft sein, daß die beiden erst in den zwanziger Jahren stehenden, wenig gebildeten und wenig begabten Fürsten die dogmatischen Fragen ebensowenig zu verstehen und zu beurteilen vermochten, wie die anderen mitlebenden Laien dazu die Fähigkeit besaßen. Die grundlegenden Sätze Luthers waren ja bis dahin kaum erörtert, geschweige denn durch Beschlüsse der maßgebenden Kirchengewalten verurteilt worden und der Mangel an theologischer oder überhaupt höherer Bildung und an systematischer Schulung hinderte die meisten Zeitgenossen, den Kern der Streitigkeiten zu erfassen oder sich gar in diesen selbständig zurechtzufinden. Ist doch, wie Theodor Kolde nachgewiesen hat, sogar der Schirmer Luthers, Kurfürst Friedrich von Sachsen, welcher den Beinamen des Weisen trägt,

bis an sein Lebensende nicht zum Verständnisse der neuen Lehre gediehen und beweisen doch die immer wiederholten Ausgleichsversuche und Religionsgespräche, wie weit die regierenden Kreise von der Einsicht entfernt waren, daß zwischen dem lutherischen und dem römischen Dogmensystem ein unversöhnlicher Widerstreit der Grundsätze bestehe.

Die Erkenntnis der Tragweite der lutherischen Lehren hat mithin sicherlich nicht den Widerstand der bayerischen Herzoge gegen die Reformationsbewegung veranlaßt.

Übrigens war auch deren persönliche Gesinnung nicht das maßgebende Element in ihrer Regierung. Dieses bildete vielmehr der vertraute Rat Wilhelms, Leonhard von Eck, welcher den schwachen Fürsten so unbedingt beherrschte, daß noch eine Enkelin des Herzogs den boshaften Witz wiederholte, ihr Ahne habe jedesmal erklärt, er lasse sich gefallen, was Eck sagen werde.

Eck war nun so wenig von Eifer für den alten Glauben und für die alte Kirche an sich erfüllt, daß er später die Erziehung seines einzigen Sohnes dem kirchlich sehr anrüchigen Aventin anvertraute und der auswärtigen Politik Bayerns eine Richtung gab, welche sehr wesentlich dazu beitrug, den Protestantismus in Deutschland zu erhalten und zu befestigen. Er war nichts als der vollendete Typus des Beamtentums, welches sich damals aus dem Streben nach Ausbildung eines festgefügten und einheitlichen Staatswesens und aus dem Studium des römischen Rechts entwickelte und welchem die alleinige Richtschnur seines Wollens und Handelns gegeben wurde durch das Verlangen, die Herrschergewalt, den Besitz und den politischen Einfluß seines Fürsten zu mehren. Deshalb aber müssen wir von vornherein voraussetzen, daß die von Eck geleitete Regierung in der Behandlung der kirchlichen Fragen durch Rücksichten der Territorialpolitik bestimmt wurde, und August von Druffel hat denn auch in seinen eindringenden Untersuchungen dargethan, daß diese Voraussetzung vollauf begründet ist.

Zunächst waren es ebenso lebhafte wie unklare Hoffnungen, von dem eben erwählten Kaiser Karl V. große Vorteile für sich zu erlangen, wodurch die Herzoge veranlaßt wurden, sich dem Verhalten desselben gegen die Reformationsbewegung anzuschließen. Dann, nachdem die auf den Habsburger gesetzten Erwartungen keine Erfüllung gefunden hatten, trat die Absicht in den Vordergrund, sich die Gunst des päpstlichen Hofes zu erringen.

Deren bedurften die Fürsten zu verschiedenen Zwecken. Ihr jüngerer Bruder, Herzog Ernst, war dem geistlichen Stande bestimmt worden, um zu verhüten, daß er einen Teil der bayerischen Lande oder eine stattliche

Entschädigung für den Verzicht darauf verlange. Er zeigte indes nicht die mindeste Lust, in dem ihm aufgenötigten Berufe zu verharren und sich dem von seinem Vater aufgerichteten Erstgeburtsgesetze zu unterwerfen. Deshalb wünschte man ihn durch zahlreiche und einträgliche Kirchenpfründen zu beschwichtigen. Es war jedoch vorläufig nur gelungen, ihm das Bistum Passau zu verschaffen, und die deutschen Domkapitel waren nicht geneigt, den Sprossen eines mächtigen Fürstenhauses an ihre Spitze zu stellen. Ihr Widerstreben zu überwinden schien nur mit päpstlichem Beistande möglich. Ferner erfüllte die Herzoge, entsprechend den Zielen der Territorialpolitik, das Verlangen, das Visitations- und Reformationsrecht über die Klöster ihres Landes zu erhalten und dessen Geistlichkeit ihrer Strafgerichtsbarkeit zu unterwerfen; beides aber war nur durch päpstliche Privilegien zu erreichen. Endlich gesellte sich auch bald der Wunsch hinzu, den bis dahin von staatlichen Abgaben befreiten Klerus in ausgedehntem Maße zu besteuern, und auch das konnte nur durch den Papst gestattet werden.

Politische Gründe also waren es, welche die bayerischen Herzoge bestimmten, gegen die Reformationsbewegung einzuschreiten, nachdem dieselbe 1521 auf dem Reichstage zu Worms verurteilt worden war, und wie wenig sie religiöser Eifer dabei leitete, beweist nicht nur die Lässigkeit ihres Eingreifens während der ersten drei Jahre, sondern auch die Thatsache, daß Herzog Ludwig seinen Bruder noch Ende 1523 warnte, sie müßten sich wohl vorsehen, weder zu viel noch zu wenig zu thun, da andere Fürsten nicht so wie sie verführen.

Nun könnte freilich eingewendet werden, daß doch die Herzoge die ihnen beigemessenen Ziele weit leichter und umfassender verwirklicht haben würden, wenn sie zum Protestantismus übergegangen wären. Das war jedoch in Wahrheit nicht der Fall. In jenen Zeiten wagte noch kein einziger Reichsfürst, das alte Kirchentum niederzubrechen und am wenigsten durften die Bayern dazu schreiten, da sie zahlreichen geistlichen Fürsten und insbesondere den übermächtigen Habsburgern benachbart waren. Sogar in Kursachsen wurde damals noch nicht durch die Regierung, sondern nur durch das Volk reformiert. Dieses aufzurufen oder walten zu lassen, trugen indes die bayerischen Herzoge und Leonhard von Eck keine Neigung.

Es ist uns eine für den Herzog bestimmte Aufzeichnung erhalten, worin der eifrige Gegner Luthers, der Ingolstädter Theologieprofessor Johann Eck, die stärksten Ausfälle gegen Kaiser und Fürsten, welche Luther seiner derben Feder gestattet hatte, zusammengestellt hat. Offenbar erwartete er, daß jene vor allem geeignet seien, seine Herren gegen den Wittenberger einzunehmen. Um so bereitwilliger werden wir daher

Wilhelm IV. Glauben schenken dürfen, wenn er im Jahre 1527 versicherte, ihn und seinen Bruder habe bei der Bekämpfung der Reformationsbewegung von Anfang an die Sorge geleitet, daß dieselbe auch Ungehorsam und Auflehnung gegen die weltlichen Obrigkeiten erzeugen werde.

Noch stärker wirkte diese Sorge in Leonhard von Eck, dem leidenschaftlichen Vorkämpfer unbeschränkter Fürstengewalt, und es kann kein Zweifel obwalten, daß in ihr die Quelle der heftigen Erbitterung fließt, womit er von Anfang an das Eindringen der lutherischen Lehren in Bayern abzuwehren suchte. Schon geraume Zeit bevor Luther diejenigen drei Schriften veröffentlichte, welche die Nation für ihn begeisterten und die Reformationsbewegung in Fluß brachten, schon im Januar 1520 sprach Eck die Ansicht aus, daß die in Deutschland vorhandene Gärung durch die kirchlichen Wirren zur Empörung gezeitigt werden würde.

Der Ritteraufstand unter Sickingen und der schreckliche Bauernaufruhr von 1525, in welchem die Einwirkung der Lehren, ja der fürstenfeindlichen Schmähungen Luthers nicht zu verkennen war, mußten als unwiderlegliche Bestätigung der Voraussage Ecks erscheinen und wie ihn so die Herzoge in ihrer Revolutionsfurcht befestigen. Waren ihre Schritte gegen die Reformationsbewegung anfangs überwiegend durch das Verlangen nach Vermehrung ihrer Fürstenmacht hervorgerufen worden, so wurden sie von nun an vorzugsweise durch die Sorge um die Erhaltung dieser Macht bestimmt. Zur Bethätigung der Sorge aber mußte sie auch der Umstand anfeuern, daß die strengen Vorkehrungen, welche die Herzoge gegen das Eindringen der neuen Anschauungen und gegen jede Äußerung kirchlicher oder politischer Aufklärung getroffen hatten, die Fortpflanzung des Bauernaufstandes in ihre Lande verhinderten. Die Bekämpfung des Protestantismus wurde von nun an — allerdings nur soweit es das eigene Gebiet anging — zum unerschütterlichen Grundsatze der bayerischen Regierung.

Seit 1525 unterwarfen die bayerischen Herzoge ihr Land immer strengerer Absperrung nnd Überwachung gegen die Einwirkungen der kirchlichen Kämpfe, unterdrückten und straften immer strenger jede Äußerung ketzerischer Gesinnung und ließen nicht wenige Unterthanen den Übergang zu den Lehren der Neuerer mit dem Tode büßen.

Dabei verkannten jedoch Leonhard von Eck und seine Fürsten keineswegs, daß die Ausbreitung der Ketzereien sehr wesentlich gefördert werde durch die schweren Mißstände des alten Kirchenwesens und durch die ungeheuerliche, immer noch zunehmende Verkommenheit der römischen Geistlichkeit. Unablässig waren sie daher bemüht, sowohl durch eigenes Einschreiten Ordnung zu erzielen, als auch die kirchlichen Behörden zu durchgreifenden Reformen zu veranlassen.

In letzterer Hinsicht erreichten sie jedoch nur Beschlüsse, nicht Thaten, weil die Päpste aus politischen Gründen, welche dem Besitze des Kirchenstaates entwuchsen, den Zusammentritt des heißbegehrten Konzils verhinderten und die Bischöfe, zu deren Sprengeln Bayern gehörte, teils aus Gleichgültigkeit, teils aus Eifersucht auf ihre Gerichtsbarkeit die Bemühungen der Herzoge mehr hemmten als förderten, vor allem aber, weil in der alten Kirche ein Strom inneren Lebens, welcher der kräftig vordringenden Reformationsbewegung Widerstand zu leisten vermocht hätte, noch nicht vorhanden war.

Unter diesen Umständen reichten die Polizeimaßregeln der Regierung nicht hin, das Eindringen protestantischer Einflüsse zu verhüten.

Über die Zustände, welche sich dadurch herausbildeten, gewähren uns die Ergebnisse eingehender Visitationen, welche seit 1558 von der Regierung veranstaltet wurden, zuverlässige Auskunft.

Es ist ein Irrtum, wenn man annimmt, die Mehrheit der Geistlichen und Laien in Bayern habe sich damals den protestantischen Glauben angeeignet. Nur den geheimen Sendboten der Wiedertäufer war es gelungen, die Wirksamkeit der Behörden zu hintergehen und ihrer Lehre in den unteren Schichten der Bevölkerung hie und da Anhänger zu gewinnen. Dagegen hatte die Regierung, indem sie protestantische Prediger fernhielt und die Einfuhr protestantischer Bücher außerordentlich erschwerte, denn doch zu verhindern vermocht, daß der Bevölkerung die protestantische Lehre ihrem ganzen Inhalte und ihrem Zusammenhange nach bekannt wurde. Die neue Dogmatik war jener ebenso fremd geblieben wie die alte, im Hinblick auf welche sogar bei den Geistlichen eine so tiefe Unwissenheit herrschte, daß manche von ihnen nicht einmal die Lossprechungsformel der Beichte oder die Konsekrationsformel der Messe kannten und sogar der als tüchtig gerühmte Abt von Fürstenzell nicht anzugeben wußte, wie viel Sakramente die römische Kirche zähle.

Einzelne protestantische Anschauungen aber waren durch den nicht zu hindernden Verkehr mit dem übrigen Deutschland eingeführt worden, und zwar, wie es in derartigen Lagen stets geschieht, nicht sowohl aufbauende als zerstörende, nämlich solche, welche sich gegen die Verfassung und die äußere Bethätigung des alten Kirchentums richteten. So entstand ein Gemisch, für welches die Bezeichnung Kompromißkatholizismus geeignet erscheint, weil es nicht eine grundsätzliche Abwendung von der katholischen Lehre, sondern nur eine Anbequemung an die von Luther bewirkten Änderungen im Kirchentum bildete.

Dieser Kompromißkatholizismus hielt vom Papste nichts und von den Bischöfen wenig; verwarf die Ohrenbeichte, die Firmung und die letzte

Ölung; forderte das Abendmahl unter beiden Gestalten und die Beseitigung oder Verdeutschung der Messe; verlachte den Ablaß und glaubte deshalb auch nicht an das Fegefeuer; erklärte das Fasten und die kirchlich vorgeschriebene Enthaltung von Fleischspeisen für unnötig; eiferte gegen Wallfahrten und Kreuzgänge sowie gegen die Anrufung der Heiligen und die Verehrung der Reliquien; verachtete das Klosterleben und das Cölibatsgesetz und verurteilte noch manches andere, worin die Eigenart der römischen Kirche sich äußerlich darstellte.

Wie weit nun diese Anschauungen unter Herzog Wilhelm IV., der nach seines Bruders Tode noch bis zum Jahre 1550 allein regierte, hervorzutreten wagten, ist nicht bekannt. Wilhelms Nachfolger, Albrecht V., fand 1558 bei der ersten Visitation das bayerische Kirchenwesen in ausgedehntestem Maße durch den Kompromißkatholizismus beeinflußt, und die Geistlichen hatten sich fast ohne Ausnahmen Frauen beigesellt, welche mit ihren Kindern ungescheut bei ihnen lebten. Wo aber ein Geistlicher noch die alten Formen des Kirchenwesens festhielt, da blieben die Laien dem Gottesdienste fern und nahmen von den Sakramenten nur noch die Taufe und die Trauung oder sie schritten wohl gar zur Mißhandlung der Priester.

Ja, da Albrecht die Absperrung und Überwachung der Unterthanen seit Beginn seiner Regierung gemildert hatte, war die Entwicklung bereits weiter gediehen. Adel und Bürger hatten sich Bücher verschafft und aus ihnen die protestantischen Dogmen erlernt; Schulmeister unterrichteten aus Luthers Katechismus und einzelne Geistliche predigten den neuen Glauben von der Kanzel. Der Kompromißkatholizismus schickte sich an, in Protestantismus überzugehen.

Dazu wollte indes der Herzog nicht Raum gewähren. Wie er selbst in der alten Kirche zu verharren gedachte, so war er nicht gesonnen, seinen Unterthanen den Austritt aus derselben zu gestatten. Das war von vornherein sein fester Entschluß, doch ging dieser ebensowenig wie bei seinem Vater aus der Überzeugung hervor, daß die protestantische Lehre mit der katholischen schlechterdings unvereinbar sei.

Die meisten deutschen Fürsten machten im 16. Jahrhundert trotz aller Religionsgespräche, Reichstagsverhandlungen und Fehden der Theologen nur äußerst geringe Fortschritte in theologischer Einsicht, weil sie zu wenig geistige oder doch gelehrte Bildung besaßen. Diese Thatsache hat man immer übersehen, aber sie ist dennoch Thatsache. Sogar den protestantischen Fürsten fehlte in der Regel das Verständniß für die dogmatischen Gegensätze, obgleich sie sich unablässig mit ihnen und mit den Lehrstreitigkeiten, welche in ihrer eigenen Kirche entbrannten, beschäftigten. Noch auf einer Zusammenkunft protestantischer Fürsten, welche 1561 zu Naumburg

stattfand, vermochte nur einer, Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz, die Bedeutung der verschiedenen Auffassungen der Abendmahlslehre zu erkennen, und einer der klügsten protestantischen Fürsten, Kurfürst August von Sachsen, ließ sich bis 1574 darüber täuschen, daß er statt des strengen Luthertums, dem er angehören wollte, den ihm verhaßten Krypto-Calvinismus in seinem Lande hegte. Auf der andern Seite begriff auch der hochbegabte Kaiser Maximilian II. nie das Wesen der Lehrunterschiede und gelangte nie über den Kompromißkatholizismus hinaus, obwohl er theologischen Erörterungen lebhaften Anteil widmete. Um wieviel weniger dürfen wir also dogmatisches Verständnis bei denjenigen katholischen Fürsten erwarten, welche gewohnheitsmäßig an der alten Kirche festhielten und jede von ihr verdammte Lehre ohne weiteres abwiesen! Zu diesen Fürsten aber gehörte ohne Zweifel Albrecht V.

Des Herzogs geistige Begabung wird in der Regel weit überschätzt. Sein Eifer, Kunstwerke und Antiquitäten zu sammeln, und die Freundlichkeit, welche er Künstlern und Gelehrten bewies, haben ihm Ruhm erworben; sie entsprangen indes, wie bei sehr vielen Fürsten des 16. und 17. Jahrhunderts, nur einer Modeneigung. Mit wirklicher und zwar leidenschaftlicher Liebe pflegte er einzig die Musik. Im übrigen fand er den Reiz des Lebens in der gewöhnlichen Fürstenlust seiner Zeit, in der Jagd, in glänzenden Festen, in Prunk aller Art, in weinreichen Gelagen und in den Leistungen jener niederen Künstler, welche man damals unter dem Namen der Gaukler zusammenfaßte. Den Staatsgeschäften dagegen widmete er sehr geringen Anteil und vernachlässigte sie über seinen Liebhabereien so sehr, daß sich seine Räte zu den nachdrücklichsten Vorstellungen genötigt sahen.

Von einem solchen Fürsten dürfen wir nicht vermuten, daß er durch eingehende Erforschung der Lehrstreitigkeiten eine das Wissen anderer Standesgenossen unendlich weit überragende Erkenntnis erlangt habe. Nur aus dem Mangel einer solchen läßt es sich auch erklären, daß Albrecht zunächst die Kirchenpolitik seines Vaters aufgab und sich in seinem Lande weder der Neubelebung des Katholizismus noch der Bekämpfung der zum Protestantismus hindrängenden Gesinnung annahm, im Reiche aber sich den protestantischen Ständen noch weit freundlicher zeigte, als sein Vater.

Er entließ die eben erst von Wilhelm berufenen Jesuiten, er lehnte die Verhängung nachdrücklicher Strafen und die Anordnung einer Inquisition gegen seine nicht streng katholisch gesinnten Unterthanen ab und er half eifrig mit zu den Friedensschlüssen von Passau und Augsburg, welche den protestantischen Reichsständen eine staatsrechtlich gesicherte Stellung, das

Reformationsrecht in ihren Gebieten und den Besitz der von ihnen der alten Kirche entrissenen Güter und Einkünfte zugestanden.

Seine Mitwirkung zu jenen Verträgen bedauerte der Herzog später selbst und entschuldigte sie damit, daß er das Wesen des Protestantismus zu jener Zeit noch nicht erkannt habe. Diese Versicherung in Zweifel zu ziehen, liegt kein Grund vor und wir dürfen dieselbe mithin als vollgültige Bestätigung für unsere Auffassung der sein Verhalten bestimmenden Gründe anrufen.

Ob er in seiner Kirchenpolitik selbständig vorging oder sich von seinen Räten leiten ließ, ist noch nicht aufgeklärt. Maßgebend für dieselbe aber waren, wie eine Reihe von Äußerungen andeutet, wohl diejenigen Anschauungen, von welchen auch sein Schwiegervater, Kaiser Ferdinand I., je länger desto mehr bestimmt wurde. Diese gingen dahin, daß es nur darauf ankomme, die Bildung einer besonderen protestantischen Kirche zu verhüten und daß man zu diesem Zwecke sowohl Änderungen im äußeren Kirchenwesen wie abweichende Lehrmeinungen dulden dürfe. Man glaubte eben, daß die Kraft der Reformationsbewegung vorzugsweise in dem Kampfe gegen das, was man papistische Mißbräuche nannte, beruhe, der dogmatische Zwist dagegen verglichen werden könne, oder sich mit der Zeit abstumpfen werde.

Demgemäß ließ sich Albrecht, durch seine Schuldenlast gedrängt, seit 1556 auf Anhalten seiner Landstände herbei, den Genuß von Fleischspeisen an Abstinenztagen und den Empfang des Abendmahls unter zwei Gestalten zu gestatten, und bemühte sich, beim Konzil von Trient und beim Papste die Bewilligung des Laienkelches und der Priesterehe zu erwirken.

Wie er aber schon in den ersten Jahren seiner Regierung offenen Abfall von der Landeskirche gestraft oder doch mit seiner Ungnade geahndet hatte, so ließ er jetzt seinen Zugeständnissen Bemühungen um die Besserung des Kirchenwesens und der Geistlichkeit zur Seite gehen und rief die Jesuiten zurück, damit der Katholizismus an innerem Halte gewinne, was er an seinen Formen verliere.

Das Ungestüm, womit ihn die Landstände auf der Bahn der Neuerungen weiter zu drängen suchten, erweckte jedoch in Herzog Albrecht bald eben jene Besorgnis, welche seinen Vater zum grundsätzlichen Gegner der Reformationsbewegung gemacht hatte: die Besorgnis, daß die Auflösung der alten kirchlichen Ordnung und die Erregung der Gemüter die politische Revolution herbeiführen könne. Schon 1558 sprach er sich in diesem Sinne aus.

Das war von entscheidender Bedeutung. Das absolutistische Fürstenbewußtsein, welches sich in jener Zeit mächtig entwickelte, war in Albrecht V.

besonders stark. Nicht ohne Grund geben ihm die Zeitgenossen den Beinamen „Magnanimus“, welcher ihn nicht, wie man später übersetzte, als den großmütigen, sondern als den hochgemuten, fürstlichgesinnten bezeichnete. Gerade auf ihn mußte daher die angedeutete Besorgnis tiefgehende Wirkung ausüben und ohne Zweifel war sie es, welche seine Kirchenpolitik von Grund aus änderte.

Auf einem Landtage, welcher 1563 zu Ingolstadt gehalten wurde, forderte ein Teil des Adels hartnäckig die Zulassung protestantischer Predigt und Glaubensübung. Schon das erschien dem Herzoge als Antastung seiner landesfürstlichen Rechte und Stellung, da die Reichsgesetze jeder Territorialobrigkeit die Verfügung über die Religion ihrer Unterthanen zuwiesen und nach den Anschauungen und Verhältnissen der Zeit der Bestand des Staates gefährdet erschien, wenn ein Teil seiner Angehörigen sich zu einer anderen Kirche als der Fürst bekannte. Noch mehr aber beunruhigten und erbitterten den Herzog andere Umstände.

Es wurden ihm drohende und beleidigende Reden hinterbracht, welche einzelne protestantisch gesinnte Adelige während des Ingolstädter Landtages wider ihn geführt haben sollten. Bald darauf führte Graf Joachim von Ortenburg, welcher auf dem Landtage der Führer der Widersetzlichen gewesen war, in seiner an Bayern grenzenden Grafschaft mit Berufung auf deren Reichsunmittelbarkeit, welche der Herzog bestritt, das protestantische Kirchenwesen ein, schrieb seinen Unterthanen den Übertritt zu diesem vor, ließ Massen bayerischer Bürger und Bauern an seinem Gottesdienste teilnehmen und trotzte allen Gegenbefehlen. Endlich fiel dem Herzoge ein Briefwechsel Ortenburgs in die Hände, worin protestantisch gesinnte Adelige sich in derben Schmähungen und bitteren Klagen gegen ihn ergingen.

Diese Dinge besaßen an und für sich geringe Bedeutung und es entbehrt jeder Begründung, wenn man behauptet, es habe eine Verschwörung des Adels gegen den Herzog bestanden. Die Zeitverhältnisse gaben jedoch zu einer übertrieben ernsten Auffassung Anlaß.

Vor kurzem hatte der hugenottische Adel Frankreichs gegen seinen König in offenem Kriege gestritten; in den Niederlanden schloß eben damals der Adel den Geusenbund gegen die spanische Regierung und im October 1563 hatte der fränkische Reichsritter Wilhelm von Grumbach mit seinen adeligen Freunden Würzburg überfallen und dort Bischof und Domkapitel zu einem sehr ungünstigen Vertrage gezwungen. Aus diesen Vorgängen schloß man auf eine allgemeine Verschwörung des mitteleuropäischen Adels gegen die Fürstengewalt, und die deutschen Regierungen erwarteten jetzt den Ausbruch der längst von ihnen besorgten Empörung des reichsritterlichen und landsässigen Adels.

In solchem Zusammenhange betrachtete nun Albrecht V. auch das Verhalten seiner Landstände und Ortenburgs, und darum fühlte er sich nicht nur zu scharfem Einschreiten gegen die Widerspenstigen bewogen, sondern es reifte auch jetzt in ihm die bereits aufgekeimte Anschauung, daß Protestantismus und politischer Umsturz gleichbedeutende Begriffe seien. Damit war aber selbstverständlich jedes weitere Zugeständnis an die Reformationsbewegung und jede weitere Nachgiebigkeit gegen den Kompromißkatholizismus ausgeschlossen und der Herzog mußte nun zum vorbehaltlosen Vertreter der eben damals beginnenden Gegenreformationsbewegung werden.

Bemerkenswerth ist, daß die entscheidende Wendung in Albrechts Kirchenpolitik schon einige Wochen vor der Entdeckung des Ortenburger Briefwechsels erfolgte. Daraus erhellt, daß sie nicht durch die Furcht vor einer bestimmten in Sicht tretenden Gefahr, sondern nur durch die angedeuteten allgemeinen Erwägungen veranlaßt wurde.

Den maßgebenden Einfluß in der Regierung übte von nun an der Kanzler Simon Thaddäus Eck, ein schroffer Vertreter der jesuitisch-katholischen Richtung, und mit allen Mitteln, welche der Staatsgewalt zur Verfügung standen, wurden in der Folge die Unterdrückung der Ketzerei und die Einführung des vom Tridentiner Konzil dogmatisierten und vom Jesuitenorden getragenen Katholizismus betrieben.

Die Hinrichtung der Anhänger des Luthertums hatte der Augsburger Religionsfriede verboten. Man zwang daher die Bürger und Bauern, welche sich der neuen Staatsreligion nicht unterwerfen wollten, auszuwandern, den Adeligen aber verwehrte man jede Ausübung ihres abweichenden Glaubens. Binnen wenigen Jahren wurde dadurch der Reformationsbewegung in Bayern ein Ende bereitet. Die große Mehrheit der Bevölkerung hatte ja den protestantischen Glauben nicht kennen gelernt oder sich doch noch nicht in denselben eingelebt; dem Kompromißkatholizismus aber fehlte der innere Rückhalt für zähen Widerstand gegen die Gewaltmaßregeln der Regierung.

Der entschiedene Wechsel in der inneren Kirchenpolitik beeinflußte dann naturgemäß auch Albrechts Verhalten in den Reichsangelegenheiten, und indem er nun dort derjenigen Partei der protestantischen Fürsten entgegentrat, welche die ihnen durch den kaum erst geschlossenen Religionsfrieden gezogenen Schranken niederbrechen wollte, steigerte sich seine Feindseligkeit gegen den Protestantismus selbst. Andrerseits aber wurde sein Bund mit dem Papsttum, wie Max Lossens trefflicher „Kölnischer Krieg“ nachgewiesen hat, mehr und mehr durch jenes Familieninteresse gefestigt, welches wir frühzeitig die Haltung seines Vaters gegenüber der Reformationsbewegung beeinflussen sahen, nämlich durch den Wunsch,

seinen jüngeren Sohn Ernst mit Bistümern auszustatten und damit sowohl ihn zu versorgen, wie die junge Unteilbarkeit des bayerischen Herzogtums zu sichern.

Auf diese Weise wurde die Vertretung der streng katholischen Richtung zur stetigen Richtschnur der Politik Albrechts.

Sie blieb es auch seinen Nachfolgern und wurde diesen, die im Geiste der Gegenreformation erzogen wurden, zugleich Sache der Überzeugung und religiösen Eifers.

Mit wachsendem Nachdrucke schritten sie auf der von Albrecht eingeschlagenen Bahn fort und suchten mit äußerster Strenge das katholische Kirchentum aufzubauen und jede Einwirkung des Protestantismus fernzuhalten. Dieser aber verlor je länger desto mehr auch die erobernde Kraft, da er dem Staatskirchentum verfallen war und dieses seine Angehörigen ebenso unter ein Geist und Herz lähmendes Joch beugte, wie es der Jesuitismus mit Hilfe der ihm ergebenen Regierungen that. So blieb denn die Herrschaft der römischen Kirche über Bayern hinfort unangefochten.

Diese aus der Revolutionsfurcht geborene Zwangsherrschaft brachte freilich der Religiosität nicht mehr Förderung als das protestantische Staatskirchentum. Äußere Übungen der Frömmigkeit konnten die Polizeimittel wohl erzwingen: die Sitten der Laien und der Geistlichkeit aber besserten sich wenig und die entsetzliche Unwissenheit in allen Glaubenslehren bestand fort; nur Aberglaube und Heuchelei wucherten üppig empor.

Die Gesinnung ist eben einmal der äußeren Gewalt unzugänglich, und wer nicht die Geister geistig zu gewinnen vermag, wird nie Religion und Religiosität schaffen.

V.

Die Entwicklung des Zeitungswesens.

Vortrag.

(6. Dezember 1887.)

Die wertvollste Geistesgabe, welche dem Menschen zu teil wurde, ist der Trieb zum Wissen, der Drang zum Forschen. Schon im Kinde regt er sich und mit jedem Fortschritte der Geistesbildung wächst er. Sobald eine gewisse Höhe der Kultur erreicht ist, mag deshalb der Mensch sich nicht mehr mit der Kenntnis seiner Umgebung begnügen, sondern es verlangt ihn, auch das zu erfahren, was außerhalb seines Dorfes, seines Gaues, seines Stammes sich bewegt und zuträgt. Bei noch recht wenig entwickelten Völkern begegnen uns daher bereits Erfindungen zu schneller Verbreitung von Nachrichten, wenn deren Vermittlung durch die Reisenden, denen in dieser Hinsicht eine bedeutungsvolle Wirksamkeit zufiel, nicht mehr genügte.

Bei weiteren Fortschritten der Kultur begehrt aber der Mensch eine zuverlässigere und regelmäßigere Art der Mitteilung als die mündliche des zufällig Vorüberreisenden. Diesem Begehren nun verdanken die Zeitungen ihr Entstehen. Es hat indes nicht nur, wie selbstverständlich, die Ausbildung und Verbreitung der Schreib- und Lesekunst und die Entwicklung des Verkehrswesens zur Voraussetzung, sondern es ist auch dadurch bedingt, daß größere Kreise ein Interesse oder ein Anrecht dafür besitzen, daß Mitteilungen in anderer Form als mündlich veröffentlicht oder verbreitet werden. Die letztere Vorbedingung war in den despotisch regierten Kulturstaaten der alten Welt und des Orients überhaupt nicht erfüllt, weil die Massen der Beherrschten von jedem Anteil am politischen und geistigen Leben ausgeschlossen waren und auch Handel und Gewerbe noch zu geringe Entwicklung erlangt hatten. Deshalb haben weder die Ägypter,

Babylonier und Assyrer, welche so ungemein schreibselig waren, noch die Perser, welche die Posten erfanden, noch die Araber, deren Herrschaft sich vom Indus bis zum Atlantischen Meere erstreckte, Zeitungen besessen.

In manchen Staaten Griechenlands waren durch die Teilnahme einer zahlreichen Bürgerschaft an der Regierung und durch die Blüte des Handels alle drei Vorbedingungen für die Schöpfung von Zeitungen ebenso gegeben wie sie in den Staaten, welche aus dem Weltreiche Alexanders des Großen hervorgingen, durch den ausgedehnten Handelsverkehr und die Verbreitung geistiger Bildung erfüllt waren. Ob es jedoch in diesen Staaten wirklich Zeitungen gegeben hat, ist uns nicht überliefert. Nur für Rom ist uns durch gelegentliche Erwähnungen von Schriftstellern das Erscheinen einer Zeitung bezeugt.

Man hat in neuerer Zeit ihre Entstehung bis in den Anfang des 7. Jahrhunderts v. Chr. hinaufrücken wollen. Das ist jedoch nur Flunkerei unserer klassischen Philologen, welche nicht Ruhe geben werden, bis sie bewiesen haben, daß Tullia, die Gemahlin des Königs Tarquinius Superbus, den Leichnam ihres ermordeten Vaters Servius Tullius mit der Trambahn überfahren habe.

Die ersten Zeitungen schuf vielmehr Cäsar, indem er, um das Volk über den Verlust seiner politischen Rechte zu täuschen, seit dem Jahre 49 v. Chr. Acta diurna populi Romani, Tagesberichte des römischen Volkes, und Acta senatus, Berichte über die Senatsverhandlungen, durch Staatsbeamte abfassen und öffentlich aushängen ließ. In der Kaiserzeit verschmolzen beide Zeitungen zu einer unter dem Titel der erstgenannten. Jeder durfte sie lesen und abschreiben und so wurden sie in der ganzen Stadt und in den Provinzen des Riesenreiches verbreitet und fehlten bald auch nicht auf den Putztischen der vornehmen Damen. Sie enthielten Nachrichten vom Hofe, von Schlachten, öffentlichen Festen und anderen Staatsereignissen, Verordnungen der Regierung und städtische Neuigkeiten, außerdem aber auch nicht nur amtliche Ausschreibungen von Versteigerungen öffentlicher Arbeiten, sondern vielleicht auch Privatanzeigen von Geburten, Hochzeiten, Ehescheidungen und Todesfällen. Abgesehen von dem Mangel kaufmännischer Inserate glichen sie also ganz den offiziellen Zeitungen des vorigen Jahrhunderts.

Diese Tagesberichte hörten im 3. Jahrhundert n. Chr. auf. Seit Konstantin der Große den Sitz der Regierung nach Konstantinopel verlegt hatte, erschienen dann dort zwei Zeitungen, eine Hof- und eine Amtszeitung. Aber sie versanken in den Strudeln der Völkerwanderung und der bureaukratische Despotismus der byzantinischen Kaiser ließ keine Nachfolgerinnen aufleben.

Die nächstälteste Zeitung entstand in China, wo 1366 n. Chr. zu Peking eine Hofzeitung geschaffen wurde, welche bis zur Gegenwart besteht und wöchentlich — nach chinesischer Weise mit geschnittenen Platten — gedruckt wird. Sie trägt den Namen „Sin-Puo“ (Neue Nachrichten) und meldet den wißbegierigen Söhnen des Reiches der Mitte von Vorgängen am Hofe und im Staate. Ähnliche Zeitungen entstanden in der Folge auch in Japan, Indien und anderen orientalischen Staaten.

Auf die Entstehung und Ausbildung der Zeitungen in der heutigen Kulturwelt haben jedoch alle diese Hofblätter ebensowenig Einfluß geübt, wie sie selbst einer weiteren Entwicklung fähig und teilhaftig waren. Unser Zeitungswesen mußte aus selbständigen Wurzeln ersprießen, deren erste Triebe nur zu den Stammvätern der heutigen Kulturvölker, zu den Kelten und den Germanen, zurückführen.

Bei den Kelten, welche Frankreich, Spanien, England, Schottland und Irland bewohnten, und bei den Germanen war in ihrer mehr oder minder freiheitlichen Verfassung und in den steten Fehden, wodurch die einzelnen Stämme miteinander in Berührung traten, dem einen Erfordernis für das Entstehen von Zeitungen von vornherein genügt. Aber an den beiden andern Vorbedingungen, an dem Besitze der Kunst des Lesens und Schreibens und an der Ausbildung des Verkehrs gebrach es. Man mußte daher nach diesen Richtungen hin Ersatz suchen und fand ihn in den Barden der Kelten und den Sängern der Germanen.

Diese hatten nicht nur die Lieder für Schlachten und religiöse Feste zu dichten und zu lehren, sondern sie verkündeten auch bei Gelagen den Ruhm lebender und jüngst gefallener Helden und erzählten von Ereignissen aus der Nähe und Ferne, welche sie gesehen oder vernommen hatten. Es war natürlich, daß sie sich dabei dichterischer Form bedienten, denn diese war ihnen gewohnt und brachte von selbst Schwung in die Erzählung, vor allem aber prägte sie sich dem Gedächtnisse leichter ein und sprach, von einer aus Singen und Sagen gemischten Vortragsweise unterstützt, die Zuhörer mehr als die einfache Rede an.

Bei den Kelten hören wir von den Barden schon in den vorchristlichen Jahrhunderten und schon damals gab es solche, die im Lande umherwanderten, und andere, die im festen Dienste eines Fürsten standen. Letztere hatten natürlich vor allem ihren Herrn zu preisen und wurden gelegentlich auch im Auslande wie offizielle Zeitungen verwendet. So führte eine Gesandtschaft von Galliern (Allobroger), welche im Jahre 119 v. Chr. nach Rom kam, gemäß dem Gebrauch ihres Volkes einen Barden mit sich, der, um das beabsichtigte Bündnis den Römern zu empfehlen,

das Geschlecht, die Tapferkeit und den Reichtum seines Königs, seines Volkes und seiner Gesandten in Liedern verherrlichen sollte.

Auch die Sänger der weit roheren Germanen müssen frühzeitig von den Thaten ihrer Volkshelden berichtet haben. Wenigstens meldet Tacitus, daß noch zu seiner Zeit, also im 1. Jahrhundert n. Chr. Arminius, der Befreier vom römischen Joche, bei den Cheruskern in Liedern gefeiert wurde. Zu rechter Entfaltung gedieh indes das germanische Sängertum erst während der Völkerwanderung, welche ihm große Stoffe in den Thaten und einen lohnenden Zuhörerkreis in den Höfen der gewaltigen Heerkönige bot. Damals entstanden jene historischen Volkslieder, welche im Nibelungenliede, in der Gudrun, in den Liedern von Dietrich von Bern und in anderen Dichtungen nachklingen.

Wie die Barden, so waren auch diese germanischen Sänger hochgeehrt und gehörten gleich dem Fiedler Volker im Nibelungenliede zu den Besten ihres Stammes. Nachdem sich jedoch die Germanen auf römischem Boden niedergelassen und das Gift der verkommenen römischen Kultur in sich aufgenommen hatten, vermischten sich mit den edlen Sängern wie schon vorher mit den keltischen Barden die gemeinen Spaßmacher und Tausendkünstler der Römer, und so entstand das fahrende Völklein der verachteten und rechtlosen, aber dennoch überall willkommenen und begehrten Spielleute.

Mit Recht hat Scherer (Geschichte der deutschen Litteratur S. 59) diese Spielleute die wandernden Journalisten des Mittelalters genannt. Sie waren nicht nur Kunstreiter, Taschenspieler, Feuerfresser u. dgl., sondern sie brachten, wie W. Herz in seinem ebenso gelehrten wie anziehenden Spielmannsbuche ausführt, der damaligen Welt Alles, was uns die Zeitungen bieten: das Beste und Neueste auf musikalischem Gebiete, die Erzeugnisse der Dichtkunst jeder Art und als weithin Gewanderte auch die Kunde von fremden Ländern und die großen und kleinen Neuigkeiten des Tages. Was immer sich ereignete, wurde von den Spielleuten in einem ihrer markigen, epigrammatisch zugespitzten, nur die ergreifenden oder persönlichen Momente hervorkehrenden Lieder für Gesang, Ohr und Gedächtnis zugerichtet und von Land zu Land getragen. Solche gesungene Zeitungen — denn so darf man die geschilderten Spielmannslieder nennen — werden frühzeitig erwähnt. Als z. B. im Jahre 871 Kaiser Ludwig II. durch Adelgis von Benevent in Italien gefangen genommen wurde, sang man davon in Italien und im Frankenreiche auf allen Gassen und über die Geschicke unseres Vaterlandes in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts sind wir nur durch Spielmannslieder unterrichtet, welche spätere Chronisten ausschrieben und so ihrem dichterisch zugestutzten Inhalte nach den neueren

Geschichtsschreibern zur bedenkenlosen Benutzung überlieferten. Noch im 12. Jahrhundert sang man die im 10. gedichteten Lieder, und Sänger, nicht Schreiber waren es im Mittelalter, welche den Ruhm eines Mannes bei den Zeitgenossen und der Nachwelt verbreiteten. „In der Macht der Spielleute vor allem lag es", bemerkt Herz S. 32, „ob der Name der Großen der Bewunderung, dem Spotte oder der Vergessenheit überliefert wurde". Darum sehen wir denn auch die Spielleute mitunter ganz wie einst die gallischen Barden als offizielle Zeitungen verwendet und schon im 13. Jahrhundert erwähnt ein Dichter als alten Spruch das schnöde Wort: „Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe".

Das ganze Mittelalter hindurch ertönten die gesungenen Zeitungen bald preisend, bald scheltend und spottend von jedem Ereignisse Kunde gewährend.

Als nun die Buchdruckerkunst im Jahre 1450 erfunden wurde, da lag es nahe, solche Spielmanns- oder Volkslieder, sobald sie entstanden, zu drucken. Die Kunst zu lesen, wurde ja bald ähnlich verbreitet wie heutzutage oder es fand sich doch überall jemand, welcher einem wißbegierigen Kreise Gedrucktes vorzulesen vermochte. Die Spielmannslieder selbst aber hatten sich für den Druck vorbereitet, indem sie allmälig langatmig und nüchtern geworden waren. Daher benutzte man denn in der That die neuerfundene Druckerkunst sehr bald zur Verbreitung der Lieder und damit gingen die gesungenen Zeitungen in gedruckte über. Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts bildeten die Volkslieder den Inhalt der Mehrzahl der gedruckten Zeitungen. Dann erlahmte die Dichtkraft des Volkes. Indes so sehr war dieses daran gewöhnt, seine Zeitungen in dichterischer Form zu empfangen, daß man die ihm bestimmten Mitteilungen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts gewöhnlich in schwunglose Reime schmiedete, ja gegen Ende des 16. sogar dickleibige Auszüge, die sog. Postreiter, aus den Zeitungen ganzer Jahre in Knittelversen veröffentlichte. Und als in den beiden ersten Jahrzehnten des dreißigjährigen Krieges die Volkslieder noch einmal auflebten, da gingen sie auch sofort wieder als gedruckte Zeitungen in alle Lande hinaus.

Dieses Aufleben war jedoch nur von kurzer Dauer. Seit dem Jahre 1650 etwa verstummte das historische Volkslied bis auf spärliche Nachklänge. Wohl sangen die Enkel der Spielleute, die Bänkelsänger, noch fort und fort dem Volke bei Tänzen, in den Schänken und auf Jahrmärkten die Neuigkeiten des Tages, aber es waren nur noch gereimte Zeitungen, was sie vortrugen. Die argwöhnische Polizei des staatlichen Despotismus wehrte ihnen auch je länger desto mehr die politischen Stoffe, sodaß ihnen schließlich nur die Mord- und Schauergeschichten blieben, und

als ihnen auch diese in unserem Jahrhunderte durch die Verbreitung der gedruckten Zeitungen vorweggenommen wurden, da starb das stolze Geschlecht der Barden und Sänger und die fröhliche Sippe der Spielleute aus in jenen Männern mit schlotternden Gliedern, schnapsroter Nase und fadenscheinigen Röcken, welche auf Jahrmärkten ihre herzerschütternden Weisen mit heiserer Stimme zur Drehorgel sangen.

Wenn diese letzten Sprossen des älteren Zweiges der Journalistenfamilie dabei ein Bild, welches mit einem die heutige Malerei noch überflügelnden Realismus den Inhalt ihres Gesanges veranschaulichte, zu zeigen pflegten, so rührte das vielleicht von einer zweiten Art der ältesten Zeitungen her, von den sog. Einblattdrucken, welche — nicht selten von der Hand eines sehr hervorragenden Künstlers gearbeitet — ein Zeitereignis in Holzschnitt oder Kupferstich darstellten und es mit gereimtem Texte erläuterten. Wie sie sich mit prosaischem Texte oder auch ohne Erklärung bis in unsere Zeit in Bilderbogen fortgepflanzt haben, so mögen sie die Gemälde der Bänkelsänger veranlaßt haben.

Sowohl diese Bilderzeitungen wie die gedruckten Volkslieder und die gereimten Zeitungen wurden jedoch mit der Zeit überwuchert und verdrängt von den prosaischen Druckzeitungen. Auch solche erschienen, sobald die Buchdruckerkunst und mit ihr das Lesen größere Verbreitung gewann. Konnte man doch auch in Prosa viel eingehender und viel bequemer berichten. Schon aus dem Jahre 1474 sind uns prosaische Druckzeitungen erhalten. In der Folge wuchs ihre Zahl von Jahr zu Jahr.

Die Form dieser prosaischen Zeitungen war wie die der poetischen stets ein kleines Quart, und beide Arten wurden sehr häufig mit Holzschnitten ausgestattet. Titel von oft sehr bedeutender Länge kündigten ihren Inhalt an und dienten so für die in den Läden und Buden der Buchhändler aushängenden Blätter zugleich als Reklame. In sehr verschiedener Weise wurden diese darin bezeichnet: „Bericht, Beschreibung, Relation“ u. dgl. wechselte ab mit „Abschrift, Auszug, Copie“ u. s. w. oder mit Andeutungen des Inhalts. Verhältnismäßig selten nennt sich ein Blatt „Zeitung“, doch wurde dieses Wort neben dem Ausdruck „Avisen“ von Anfang an als ständiger Name für die ganze Gattung gebraucht, denn mit dem Wort „Zeitung“ verband sich ursprünglich nicht der Begriff der periodischen Veröffentlichung einer Sammlung von verschiedenen Berichten, worin wir ja das Wesen einer Zeitung erblicken, sondern „Zeitung“ bedeutete nur eine Nachricht von einem einzelnen Zeitereignisse.

Die ältesten gedruckten Zeitungen, die poetischen wie die prosaischen, betreffen denn auch immer nur einen Gegenstand. Diesen bieten ihnen

zum Teil Krönungen, Hoffeste, Aufzüge und Leichenbegängnisse der Fürsten, andere Vorkommnisse im öffentlichen Leben und namentlich Kriegsereignisse. Auch Aktenstücke, Briefe u. dgl. werden in den prosaischen Zeitungen veröffentlicht. Anderseits aber füllen sich diese und mehr noch die poetischen mit Berichten über Naturereignisse, über Unglücksfälle, über Hinrichtungen von Verbrechern und Hexen, über Morde und Räubereien, über Besessene, Verzauberte und Verzückte, über allerhand Teufelsspuk und über Mißgeburten, von welchen man mit ganz besonderer Vorliebe hörte. An diese Unglückszeitungen wurden, namentlich wenn sie von Geistlichen verfaßt waren, gern fromme Betrachtungen und Ermahnungen angeknüpft. Bei den politischen Zeitungen dagegen fehlt, obwohl sie häufig von den Regierungen ausgingen, immer jede Erörterung. Allerdings wurde es seit dem Beginne der Reformationszeit sehr gebräuchlich, die öffentliche Meinung, welche auch damals schon eine gewaltige Macht darstellte, durch die Presse zu bearbeiten, dies geschah jedoch nur in eigenen Flugschriften, in sog. „Deduktionen" oder „Traktaten", nie in den Zeitungen selbst.

Die Einzelzeitungen haben sich bis Anfang des 19. Jahrhunderts hinein behauptet. Um neben ihnen Zeitungen in unserem Sinne, regelmäßige Sammlungen von Nachrichten über verschiedene Zeitbegebenheiten entstehen zu lassen, bedurfte es der Ausbildung einer Einrichtung, welche noch jetzt für das Zeitungswesen die größte Bedeutung besitzt: der Post. Schon im Mittelalter hatte sich das Botenwesen der Fürsten und Orden, der Städte, der Metzger und der Universitäten zu lebhaftem und ausgedehntem Betriebe entwickelt und in den auf diese Weise besorgten Briefen hatte man sich natürlich auch Zeitungen, d. h. Tagesneuigkeiten, mitgeteilt. Die 1464 in Frankreich, 1516 in Deutschland erfolgende Schöpfung staatlicher Posten förderte dann im Verein mit den großen politischen und kirchlichen Kämpfen, welche seit 1495 Europa erfüllten, den Austausch brieflicher Zeitungen. Die regelmäßige Mitteilung von Nachrichten auf weitere Entfernungen hin wurde jedoch erst ermöglicht und bewirkt, als der Postmeister Kaiser Karls V., Leonhard von Taxis, im Jahre 1543 die Anordnung traf, daß zur Belebung der von ihm besorgten Postverbindung zwischen Brüssel und Rom von diesen beiden Städten alle acht Tage je ein Postreiter oder Kurier abging. Rasch schloß sich daran von Augsburg aus ein achttägiger Postverkehr mit Wien und allmälig entwickelte sich von allen Hauptorten aus, welche die Taxispost berührte, ein regelmäßiger Verkehr mit den seitabliegenden Fürstensitzen oder Handelsplätzen.

Die Schöpfung des Taxis wurde nun sogleich von den großen Handelshäusern benutzt, um sich aus der Fremde von ihren Faktoren oder Geschäftsfreunden politische und wirtschaftliche Nachrichten, welche für ihre

Unternehmungen von Bedeutung sein konnten, allwöchentlich zuschreiben zu lassen. Bald ahmten auch die Fürsten das Beispiel der Kaufleute nach und beauftragten an den wichtigen Orten, wo sie keine Gesandten hielten, Leute, welche durch ihre Stellung oder Verbindungen viel erfahren konnten, mit der allwöchentlichen Zusendung von Zeitungen.

Die wachsende Nachfrage nach geschriebenen Wochenzeitungen hatte dann zur Folge, daß gewandte Leute aus deren Sammlung und Abfassung ein Gewerbe machten und sie gegen eine bestimmte jährliche Vergütung oder gegen Bezahlung nach der Bogenzahl an „Abonnenten" verschickten. Schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatten nicht nur Kaufleute und Fürsten, sondern auch Stadträte sowie reiche und wißbegierige Adelige in Deutschland an allen Hauptpoststationen solche Novellisten oder Avisenschreiber in Sold.

Der Preis ihrer Erzeugnisse war jedoch ein so hoher, daß z. B. der Rat von Hildesheim im Jahre 1606, als er erfuhr, ein Kaufmann der Stadt halte sich eine Zeitung, diesen ersuchte, ihm dieselbe gegen Erlag des halben Preises mitzuteilen. Die geschriebenen Zeitungen waren daher auf enge Kreise beschränkt. Die Wißbegier des minder Wohlhabenden war auf die „gemeinen" oder „Ordinari-Zeitungen" angewiesen, welche schon sehr bald nach der Einführung des regelmäßigen Postverkehrs von den Postmeistern oder deren Schreibern mit ihren Amtsgenossen an den Hauptstationen ausgetauscht wurden und gegen ein geringes Entgelt von jedermann abgeschrieben oder gelesen werden konnten. An Inhalt standen diese Postzeitungen jedoch sehr weit hinter den Mitteilungen der Zeitungsschreiber von Beruf zurück.

Die Art der ältesten Zeitungen bewahrten die geschriebenen insofern, als sie nur von einem Orte Nachrichten brachten. Sehr bald wurden indes an Orten, wo mehrere Posten und mithin auch Zeitungen zusammentrafen, die Mitteilungen zusammengeschrieben und in dieser Vereinigung nebst den Platzneuigkeiten weitergeschickt. Als die älteste derartige Sammelzeitung betrachtete man bisher eine, welche Nürnberger Kaufleute seit 1587 an Leipziger Geschäftsfreunde sandten. Die Münchener Staatsbibliothek besitzt jedoch eine schon mit 1583 beginnende Sammlung, welche der Augsburger Ratsherr Hans Merer, Zeitungen seiner Herren, der dortigen Fugger, ausschreibend, für den Rat der Reichsstadt Regensburg an dessen Stadtkämmerer Stephan Fugger schickte; und schwerlich war auch diese die erste ihrer Art.

Nach der Erfindung dieser wöchentlichen Sammelzeitungen hätte unserer Anschauung zufolge gewiß nichts näher gelegen, als dieselben durch den Druck zu vervielfältigen. Das geschah jedoch nicht so bald, denn

abgesehen von anderen Hindernissen wünschten weder die Verfasser noch die Empfänger der handschriftlichen Zeitungen deren Wert durch Veröffentlichung zu vermindern.

Die ersten gedruckten Zeitungen, welche durch Vereinigung von Nachrichten und durch periodisches Erscheinen unserem Begriffe von Zeitungen genügten, waren die sogenannten „Meßrelationen", welche halbjährig zu den zwei Messen von Frankfurt a. M., von Leipzig und von anderen Handelsplätzen die Neuigkeiten der nächstvergangenen sechs Monate darboten, indem sie gedruckte Einzelzeitungen und Postzeitungen zusammenstellten. Ihr Erfinder war Michael von Aitzing, ein gelehrter Mann, aus einem alten österreichischen Adelsgeschlechte, welcher sich in Köln niedergelassen hatte. Im Anschluß an geschichtliche Werke über den spanisch-niederländischen Krieg und die Kölner Stiftsfehde gab er im März 1588 die erste halbjährige „Relatio historica", wie er sie nannte, heraus und ließ ihr sich dann zu den folgenden Frankfurter Herbst- und Fastenmessen Fortsetzungen anschließen. Sein Unternehmen hatte großen Erfolg und fand daher rasch zahlreiche Nachahmungen, welche alle den von ihm gewählten Titel „Relatio historica" beibehielten oder doch einen ganz ähnlichen wählten. Manche von diesen sind Jahrzehnte lang erschienen; eine hat bis zum Jahre 1805 fortbestanden. Es war die Relatio historica, welche der Prediger Konrad Lautenbach zu Frankfurt a. M. Ostern 1591 unter dem Namen Jacobus Francus begann und dann Theodor Meurer fortsetzte.

Ein weiterer Fortschritt des Zeitungswesens folgte der Erfindung der halbjährigen Zeitungen sehr bald. 1597 ordnete Kaiser Rudolf II., vermutlich um der Verbreitung falscher Nachrichten über den Krieg, welchen er gegen die Türken führte, zu hindern, an, daß die Zeitungen über diesen nur monatlich gedruckt werden sollten. So erschienen denn (zu Prag in tschechischer, sowie ohne Zweifel auch in deutscher Sprache) während der Jahre 1597/98 Monatszeitungen und gleichzeitig gab solche der augsburger Buchdrucker Samuel Dilbauen heraus. Sie dürften jedoch ebenso wie die um jene Zeit herausgegebenen Vierteljahrszeitungen keinen Bestand gehabt haben.

Wurden sie ja doch auch für die am öffentlichen Leben eifrig teilnehmenden Kreise leicht durch die nicht zu unterdrückenden Einzelzeitungen überholt; für die Verbreitung in weiteren Kreisen aber kam ihnen nicht wie den Meßrelationen der Vorteil zu gute, daß sie als frische Neuigkeiten auf die großen Märkte des Buchhandels, die mit den Messen vereint waren, gelangten.

Weit günstigere Aussichten boten sich dagegen dem Absatz, wenn man

im Anschluß an die wöchentlich eintreffenden Posten Nachrichten druckte und sie sowol am Orte selbst feilbot wie durch die Post verbreitete. Nach der Erfindung der Meßrelationen war man auf derartige Unternehmungen gleichsam hingestoßen. Schon aus dem Jahre 1598 wird denn auch eine gedruckte Sammelzeitung, welche vermutlich aus Wien stammte, erwähnt. Ob sie das Glied einer längeren Reihe von Wochenzeitungen war, ist indes nicht festzustellen. Die älteste, regelmäßig erschienene Wochenzeitung, von welcher wir bis jetzt sichere Kenntnis besitzen, gehört dem Jahre 1609 und der Reichsstadt Straßburg an; sie bezeichnet sich indes selbst als Fortsetzung eines bereits seit mehreren Jahren bestehenden Unternehmens. Aus dem Jahre 1610 sind uns Nummern einer Wiener Zeitung erhalten, welche ebenfalls schon seit längerer Zeit erschien. Wie die Straßburger ein Buchhändlerunternehmen, so war die Wiener Zeitung eine Schöpfung der Regierung. In den folgenden Jahrzehnten erhielten dann wol die meisten wichtigeren Städte ihre Wochenzeitung, so z. B. München noch vor 1627, und die noch heute bestehende „Magdeburger Zeitung“ soll in ununterbrochener Linie von einem im Jahre 1626 gegründeten Wochenblatt abstammen und mithin nächst dem 1615 geschaffenen „Frankfurter Journal“ die älteste der noch jetzt bestehenden Zeitungen sein.

Es befremdet Sie vielleicht, daß ich bezüglich der Entstehung der gedruckten Zeitungen nur von unserem Vaterlande rede. Deutschland ist jedoch thatsächlich wie die Erfinderin der Buchdruckerkunst und der gedruckten Einzelzeitungen, so auch die der regelmäßig erscheinenden Sammelzeitungen, also der Zeitungen in unserem Sinne. Allerdings wird häufig behauptet, in Venedig habe die Regierung schon 1536 Berichte über den damaligen Türkenkrieg abfassen und gegen Erlag einer kleinen Münze, der Gazetta, jedermann Einsicht und Abschrift derselben gestattet. Diese Nachricht ist indes an und für sich im höchsten Grad verdächtig und in jedem Falle waren die fraglichen Berichte keine regelmäßigen Zeitungen. Wenn die Münze Gazetta in Italien, in Frankreich, in Spanien und auch in England den älteren Zeitungen ihren Namen gegeben hat, so lag das wohl darin, daß der Preis für die ältesten italienischen geschriebenen Zeitungen in ihr bezahlt wurde. Solche geschriebene Zeitungen besitzt man aus Italien seit 1556, doch sind sie nicht, wie man gemeint hat, die ältesten Europas, denn in Deutschland gab es solche schon vorher. Sie werden gleichzeitig in Deutschland und in Italien durch die Taxispost hervorgerufen worden sein. Die erste gedruckte Zeitung erhielt Italien zu Florenz im Jahre 1636, und da die geistliche und weltliche Censur in der Bekämpfung der gedruckten Zeitungen wetteiferten, so blieb deren Zahl bis 1847 eine sehr beschränkte und ihr Inhalt sehr unbedeutend.

In Frankreich gründete der Arzt Theophraste Renaudot 1631 das erste gedruckte Wochenblatt, welches bald Staatszeitung wurde und seit 1762 wöchentlich zweimal erschien.

Der mißtrauische Despotismus der Könige hielt sie jedoch in sehr engen Grenzen und erst 1777 trat in Paris eine zweite, tägliche erscheinende Zeitung hinzu, während von den Provinzialstädten nur wenige eine Zeitung besaßen. Die große Revolution ließ dann die Zeitungen wie Pilze hervorschießen. Schon 1790 besaß Paris deren 350. Durch Napoleon I. wurde jedoch die Zahl der Blätter wie die Freiheit ihrer Äußerungen wieder auf ein sehr geringes Maß herabgedrückt. Erst nach dem Sturze des Tyrannen begann ein stetiger Aufschwung des Zeitungswesens, welchem jede der späteren Revolutionen neue Anstöße gab.

Noch später als Frankreich und Italien erhielten Spanien, Portugal und die nördlichen und östlichen Staaten Europas gedruckte Zeitungen, Norwegen sogar erst 1763, Zahl wie Inhalt der Blätter blieben dort bis in die 30er oder 40er Jahre unseres Jahrhunderts beschränkt. Auch Nordamerika besaß bis 1718 nur eine Zeitung und erst der Unabhängigkeitskrieg gegen England ließ eine bedeutende Zahl entstehen, welche dann bald riesig anwuchs. Reicher war die Entwicklung in der Schweiz, in Belgien und namentlich in Holland, doch folgten auch sie mit der Schöpfung einer Wochenzeitung den Deutschen erst nach.

England sah 1622 seine erste gedruckte Wochenzeitung. Die Blätter, welche schon 1588 beim Herannahen der spanischen Armada veröffentlicht sein sollten, haben sich als Fälschungen erwiesen. Die kräftige Entwicklung begann mit der Revolution von 1640, doch legte ihr die im Jahre 1712 erfolgende Einführung einer Stempeltaxe, welche bis 1855 bestand, Zügel an und erst seit 1789 hob sie sich trotz derselben ihrer jetzigen Größe entgegen.

Es würde zu weit führen, wollte ich auf die Entwicklung des Zeitungswesens in allen Ländern eingehen. Ich beschränke mich auf Deutschland.

Hier war es ihr förderlich, daß eine so große Zahl von Staaten, welche kirchlich, politisch und wirtschaftlich verschiedene Richtungen verfolgten, bestand. Die Zahl der Zeitungen nahm daher beständig, wenn auch langsam, zu. Ihr Format blieb lange das der alten Einzelzeitungen, ein kleines Quart; erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts fing es an zu wachsen, ohne indes bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts hinein über das Quartformat hinaus zu gedeihen. Wenn die englischen Zeitungen schon seit 1712 immer riesigere Bögen verwandten, so hatte das seinen Grund in der erwähnten Stempeltaxe, welche nach der Bogenzahl berechnet wurde. Die deutschen Zeitungen wußten auch selten mehr als 4 Quartseiten zu füllen.

Die Frist ihres Erscheinens blieb lange Zeit die wöchentliche. Täglich erschien zuerst 1660 die eben damals gegründete und noch jetzt bestehende „Leipziger Zeitung“, doch kehrte sie bald zu viermaligem Erscheinen zurück und gelangte erst später zu fünf- und erst Ende des 18. Jahrhunderts zu sechsmaligem Erscheinen. Eine vielleicht einzig dastehende Ausnahme mochte der „Nürnberger Postillon“ bilden, welcher schon seit 1722 achtmal in der Woche erschien. Viele Zeitungen verharrten bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts in zwei-, drei- oder viermaligem Erscheinen. Sogar in Frankfurt a. M. erschienen die Zeitungen bis 1740 nur einmal und erst seit 1795 fünfmal in der Woche.

Den Inhalt der periodischen Zeitungen bildeten die gleichen Gegenstände, von welchen wir die Einzelzeitungen erfüllt sahen. Ihre Quelle waren in der Regel nur die Ordinari-Zeitungen der Posten, wie denn auch häufig die Postmeister oder Postschreiber die Herausgabe der periodischen Blätter besorgten. Die Postzeitungen aber blieben nach wie vor sehr dürftig. Obendrein wurden die periodischen Blätter durch die Censur, der sie unterworfen waren, sehr beschränkt und wie die eigenen, so überwachte jede Regierung auch die Zeitungen anderer Länder mit argwöhnischer Empfindlichkeit, stets bereit, ihnen den Vertrieb in ihrem Gebiete zu entziehen oder die Bestrafung der Herausgeber zu verlangen, wenn dieselben sich nur im geringsten Maße ungünstig oder respektlos über sie geäußert hatten. Friedrich der Große sprach allerdings gleich mit seiner Thronbesteigung das berühmte Wort: „Gazetten müssen, wenn sie interessant sein sollen, nicht geniert werden“, und gewährte Censurfreiheit. Schon nach wenigen Monaten hob er jedoch diese wegen angeblichen Mißbrauchs wieder auf und in der Folge handhabte er die Überwachung nicht nur gleich streng wie der empfindlichste der Höfe, der österreichische, sondern er erfüllte sich auch mit solcher Geringschätzung gegen die Zeitungen und ihre Leser, daß er jene, um sie lächerlich zu machen, wiederholt zwang, handgreifliche Lügen aufzunehmen. Nur in den Reichsstädten wurde die Censur gewöhnlich milder gehandhabt, und hier durften denn auch die Zeitungen über innere Angelegenheiten berichten. Die übrigen Zeitungen brachten über die Stadt und das Land, wo sie erschienen, in der Regel nichts als Berichte von Familienereignissen und Festen oder dergl. am Hofe und von siegreichen Feldzügen. Später wurden in den Hofzeitungen auch die Beförderungen unter devoter Gegenüberstellung der allerhuldreichsten Motive und der unterthänigsten Verdienste gemeldet. Die Masse der Mitteilungen betraf, abgesehen von dem bunten Gewimmel der Unglücksgeschichten, fast nur das Ausland, und in dieser Hinsicht waren die Zeitungen bei der Armut der Ordinarizeitungen nur dann von Belang, wenn die Landes-

regierung ihnen, wie es z. B. bei der „Leipziger Zeitung“ geschah, aus ihren handschriftlichen Korrespondenzen Mitteilungen machte, oder die gedruckten Zeitungen des Auslandes eingehendere Berichte boten.

Deshalb erhielten sich denn auch die geschriebenen Zeitungen, welche der Censur nicht unterworfen waren und von wohlunterrichteten Leuten verfaßt wurden, trotz wiederholten Verboten der Regierungen bis in unser Jahrhundert und einzelne von ihnen gewannen so großen Absatz, daß sie — aber immer nur wie unsere lithographierten Korrespondenzen für feste Abonnenten und unter der Hand — durch den Druck vervielfältigt wurden.

An die Verleger gedruckter Zeitungen wurden diese handschriftlichen Zeitungen in der Regel, um ihren Wert zu wahren, nicht abgegeben und nur ausnahmsweise hatten jene also die Möglichkeit, ihren Inhalt über die Ordinarizeitungen zu erhöhen. Trotzdem wurden jedoch die periodischen Druckzeitungen hochgeschätzt, weil sie eben für minder Begüterte das einzige Mittel boten, sich rasch über Zeitereignisse zu unterrichten. In überschwänglicher Weise wird ihr Wert von gleichzeitigen Schriftstellern gepriesen, man schrieb zahlreiche Abhandlungen über sie, man verfaßte Zeitungslexika, die Vorläufer unserer Konversationslexika, um das Verständnis zu erleichtern, und es wurden an verschiedenen Universitäten, namentlich an der Leipziger, sogar Kollegien zur Erläuterung der Zeitungen gelesen.

Diese Wertschätzung hatte zur Folge, daß seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts die Herausgabe mancher Zeitungen von bedeutenderen und sogar von berühmteren Männern übernommen wurde. Die Art und Bedeutung der Zeitungen änderte sich dadurch indes nicht und so wenig wie vorher wurden Erörterungen oder Leitartikel den nur das Thatsächliche enthaltenden Berichten beigefügt. Sie blieben wie von Anfang an den Flugschriften vorbehalten und an diese, nicht an die Zeitungen, mußte man sich wenden, um zu erfahren, wie die öffentliche Meinung beeinflußt wurde und sich äußerte. Für einen Zeitungsschreiber oder, wie man damals auch sagte, Zeitunger, galt das Beurteilen der Ereignisse als unbedingt unstatthaft, ja als lächerlich, und noch im Jahre 1808 verpflichtete die sonst sehr milde sächsische Regierung den Herausgeber der „Leipziger Zeitung“, daß er sich jeder Erörterung der Thatsachen enthalten solle. Ein wesentlicher Fortschritt im Zeitungswesen vollzog sich daher durch das Eingreifen jener hervorragenden Männer nur insofern, als die Hexen-, Teufels-, Wunder- und Mordgeschichten verschwanden und unter Beihilfe der litterarischen Bewegung der entsetzliche, mit Fremdwörtern überfüllte Stil der Zeitungen allmählich einer Sprache Raum gab, welche durch Schönheit, Reinheit und Glanz nicht nur die

heutigen Zeitungen, sondern auch die meisten heutigen Schriftsteller und Gelehrten weit hinter sich zurückläßt.

Der Absatz der Zeitungen blieb ein beschränkter. Es waren infolge des Ausschlusses des Volkes vom politischen Leben und infolge der geringen Verbreitung der Bildung doch immerhin nur Wenige, welche Zeitungen lesen wollten, und wie deshalb so war der Preis der Zeitungen auch darum ein ungemein hoher, weil die Kosten lediglich durch das Abonnement bestritten werden mußten und man noch nicht gelernt hatte, durch Billigkeit den Absatz zu vergrößern. Die „Leipziger Zeitung“ z. B. hatte nicht mehr als 200 Abonnenten und kostete 10 Rth. jährlich, nach unserem Gelde etwa 100 Mk.

Sie werden fragen, ob es denn damals noch keine Inserate gab? Die Benutzung der Zeitungen für solche begann erst mit dem 18. Jahrhundert und blieb bis in die letzten Jahrzehnte desselben eine sehr geringe. Viele Zeitungen brachten niemals welche, andere beinahe nur Buchhändler- oder Lotterieanzeiger. Vielfach wurden auch den politischen Zeitungen die Anzeigen zum Teil durch die sogen. Intelligenzblätter, welche seit 1722 hier und da aufkamen, weggenommen. Indes enthielten auch diese für Inserate und die Hebung des wirtschaftlichen Lebens bestimmten Blätter nur sehr wenige Anzeigen. Handel und Gewerbe waren wenig entwickelt und von den Regierungen despotisch gegängelt und das Publikum scheute wie die Regierungen die Öffentlichkeit. Widersetzten sich doch sogar in Frankfurt a. M. die Familien der vom Magistrat angeordneten Veröffentlichung der Geburten, Heiraten und Todesfälle im Intelligenzblatt aufs heftigste, ja ein Teil der dortigen Kaufleute wollte noch 1797 nicht einmal die Veröffentlichung der Börsenkurse dulden. So blieb denn das Inseratenwesen ebenso unentwickelt wie der politische Teil der Zeitungen.

Ein kräftiger Aufschwung begann erst, als 1776 der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg gegen England losbrach. Wie auch demjenigen, der keinen Kalender kennt, das Brausen der warmen Märzstürme verkündet, daß der Frühling nahe, um des Winters Eis zu brechen, so ließ der Hauch der Freiheit, der über den Ocean herüberstrich, die Völker Europa's ahnen, daß die Fesseln staatlicher und kirchlicher Knechtung, welche sie seit 3 Jahrhunderten gedrückt hatten, gesprengt werden sollten. Nun begann Jeder, der lesen konnte, die Zeitungen zu verlangen und ihr Inhalt wurde der vorzüglichste Gegenstand aller Gespräche. Die Ereignisse der französischen Revolution und die ihr folgenden Kriege steigerten das Interesse an den Zeitungen noch mehr. Bald fand man, wie ein Zeitgenosse sagt, Zeitungen in der Seitentasche jedes Kammerhusaren und in den Reifröcken jeder

Zofe, in den Werkstätten der Handwerker und in den Schänken der Bauern.

Wie aber der Leserkreis wuchs, so sank naturgemäß der Preis der Blätter und stieg die Zahl der Inserate. Hatte man bis dahin nur Verkäufe, Dienste, Darlehen, Vermietungen, gefundene und verlorene Sachen angezeigt, so häuften sich jetzt nicht nur Anzeigen dieser Art, sondern auch neue Arten entstanden. Um 1790 begannen die Todesanzeigen, und ihnen folgten bald die Geburts-, die Heirats- und die Verlobungsanzeigen. Theater- und Konzertanzeigen, die schon früher vereinzelt vorgekommen waren, mehrten sich. Dadurch wuchsen die Einnahmen der Zeitungen gewaltig und so waren sie denn im stande, öfter zu erscheinen und ihren politischen Inhalt durch Gewinnung tüchtiger Korrespondenten zu bessern.

Seit in dieser Weise eine innere Entwicklung der Zeitungen einmal begonnen hatte, ist sie stetig weitergegangen. Die raschesten Fortschritte machte das Inseratenwesen, welches den immer kräftigeren Aufschwung von Handel und Gewerbe und nicht minder durch die seit den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts sich entwickelnde Reklame mächtig gefördert wurde. Die Reklame begann über den bekannten Verantwortlichkeitsstrich mit scheinbar aus dem Herzen der Redaktion hervorgegangenen Lobpreisungen, bald aber gedieh sie auch unter dem Strich zu jener Vollendung, welche uns noch heute alltäglich die „goldene Neun“ und der „Prophet“ bewundern lassen. Auch entstanden fortwährend neue Inserate. So in den 50er Jahren der nicht mehr ungewöhnliche Weg der Heiratsgesuche und in unserem Jahrzehnt die Danksagungen für Beileid bei Todesfällen. Von wenigen Zeilen in der Woche schwollen so die Inserate binnen 100 Jahren auf viele Seiten, ja Bogen an.

Eine sehr wesentliche Förderung erfuhr zugleich die Verbreitung der Zeitungen durch die Erfindung der Dampfpresse, deren erste in Deutschland 1833 angewandt wurde, und durch das Papier ohne Ende. Während die Handpresse in der Stunde höchstens 300 Abzüge zu liefern vermocht hatte, brachte die Dampfpresse es allmählich auf 36000.

Die Entwicklung der Zeitungen in politischer Hinsicht wurde noch mehr als ein halbes Jahrhundert lang zuerst durch die tyrannische Willkür und dann durch die Zensur der durch die hl. Allianz eingeleiteten Reaktion gehemmt. Aber wie es nicht zu verhüten war, daß die am Ende des vorigen Jahrhunderts zum Durchbruch gelangten Ideen das gesamte öffentliche Leben beeinflußten, so mußten auch sie und die durch sie bewirkte Teilnahme des Volkes am politischen Wirken die Zeitungen befruchten. Und im Beginn der 40er Jahre erfolgte der bedeutsame Fort-

schritt, daß die Zeitungen von den bloßen Berichten der Thatsachen zur Beurteilung und Erörterung derselben und zu Leitartikeln übergingen.

Es geschah das zunächst aus Mangel an Stoff, dessen die ruhigeren 40er Jahre weniger lieferten als die vorausgegangenen bewegten Jahrzehnte. Schon seit 1815 hatte aus dem gleichen Grunde das Feuilleton begonnen. Aber rasch bürgerte sich die neue Erfindung, die Flugschriften und Brochüren aus ihrer 3½jährigen Herrschaft verdrängend, ein und wurde für die Lesewelt ein Bedürfnis. Damit erhielten die Zeitungen eine bestimmte Parteifärbung, welche ihnen bis dahin so gut wie ganz gefehlt hatte, damit gewannen sie Einfluß auf die Gestaltung der öffentlichen Meinung und das politische Leben und damit bereiteten sie sich auf die Aufgabe vor, welche ihnen zufiel, als das Jahr 1848 Volksvertretungen schuf und die Presse von dem Joche der Zensur befreite. Und wie die Menschheit sich stets die zur vollen Ausbildung der erreichten Kulturstufe notwendigen Mittel verschafft, so verbreiteten sich seit jener Zeit die Eisenbahnen, die Dampfschiffe uud die elektrischen Telegraphen, welche den Zeitungen von allen Enden der Kulturwelt in überwältigender Fülle und mit wunderbarer Schnelligkeit Nachrichten zutragen.

Wie sich seit 1848 in der ganzen Welt das Zeitungswesen entwickelt hat, das ist vor Ihren Augen. Etwa 30000 politische Zeitungen erschienen 1884 in der Kulturwelt, mehr als 450 Millionen kgr Papier wurden für sie bedruckt und der Weltpostverein allein beförderte mehr als 2½ Milliarden Nummern. Und mit der Ausdehnung des Zeitungswesens hielt sein innerer Reichtum, hielt sein Einfluß gleichen Schritt. Durch die Zeitungen sind alle Kulturvölker zu einer Gemeinschaft geworden, deren Leib die Berührung des kleinsten Nervs durchzuckt, das gesamte Wissen der Gegenwart wird unablässig in zahllosen Kanälen durch die Zeitungen jedem danach Verlangenden zugeführt und Handel und Gewerbe werden durch sie in der ausgiebigsten Weise unterstützt. Zugleich sind sie die Führer der Massen und wie die wichtigsten Bildner, so auch die stärksten Vertreter der öffentlichen Meinung geworden. Napoleon nannte die Presse die sechste Großmacht. Seither ist sie die erste geworden, vor welcher wie die Einzelnen, so die Parteien und die Regierungen selbst sich beugen. Nicht immer entspricht freilich die Presse der Größe und Würde ihrer Aufgabe und bisweilen bleibt sie weit dahinter zurück. Aber in ihrer Gesamtheit ist sie dennoch der stärkste und nützlichste Faktor der heutigen Kulturentwicklung.

VI.

Herzogin Jakobe von Jülich.

Vortrag.

(30. März 1886.)

Es ist das traurige Schicksal einer unglücklichen Fürstin, welches ich Ihnen heute berichten will. Manche wissenschaftliche Arbeit, mancher Vortrag und manche Dichtung hat sich mit demselben befaßt. Erst in neuerer Zeit ist es jedoch gelungen, es in seinem Zusammenhange klar zu legen und die heftig umstrittene Frage zu entscheiden, ob es verschuldet oder unberechtigt war. Ich glaubte es zum Gegenstande meines Vortrages wählen zu dürfen, weil es, wie ich meine, nicht nur zur Charakteristik des 16. Jahrhunderts, in welchem die Fürstin lebte, dient, sondern auch allgemein menschliches Interesse bietet. Spräche ich am Niederrhein, so würde auch von vornherein die Teilnahme der Hörer am Schicksal der Fürstin meinem Berichte zu gute kommen, denn dort hat sich ihr Andenken sogar im Volke bis zur Gegenwart erhalten. Unter Ihnen dagegen ist wohl niemand, dem Herzogin Jakobe von Jülich auch nur dem Namen nach bekannt wäre. Und doch hat sie ihre Jugend hier in München verbracht und hier sind die Eigenschaften in ihr ausgebildet worden, welche für ihren Lebensgang bestimmend waren.

Jakobe, welche am 16. Januar 1558 geboren wurde, war eine Tochter des Markgrafen Philibert von Baden, welcher einen Teil der damals noch sehr beschränkten Gebiete des badischen Hauses besaß. Nachdem ihre Mutter, eine bayrische Prinzessin, schon 1567 gestorben, fiel ihr Vater 1569 in der Schlacht bei Moncontour, wo er in Diensten des Königs

von Frankreich gegen die Hugenotten stritt. Zum Vormunde seiner Kinder hatte er seinen Schwager Herzog Albrecht V. bestellt und so wurden denn die elfjährige Jakobe, ihr Bruder Philipp und ihre zwei jüngeren Schwestern nach München gebracht. Ihre Eltern waren zum Protestantismus übergetreten und auch sie waren in diesem erzogen worden. Der Gesinnung jener Zeit nach war es jedoch selbstverständlich, daß Albrecht sie sofort katholisch erziehen ließ.

Der bayrische Hof war damals der glänzendste Deutschlands. Die verschwenderische, aber durch die Künste veredelte Pracht und das heitere Genießen der italienischen Höfe war durch Albrecht V. an der Isar eingebürgert worden, und es fehlte auch nicht ein Beisatz der in Italien herrschenden Leichtfertigkeit. Mit der Weltlust aber hatten sich seit 1563, wo politische Ursachen den Herzog mit Furcht und Abscheu vor dem Protestantismus erfüllten, ein unduldsamer und fanatischer Eifer für den Katholizismus und eine bigotte Frömmigkeit verbunden.

Diese kirchliche Richtung, die Richtung der katholischen Restauration, wie man sie nennt, erlangte das Übergewicht, als Albrechts Sohn Wilhelm V. im Jahre 1579 zur Regierung kam, doch behaupteten sich auch unter diesem noch die Verschwendung und Prachtliebe, wenngleich weltliche Lustbarkeiten und jede Leichtfertigkeit verbannt wurden.

Unter solchen Einflüssen wuchs Jakobe heran und sie nahm beide in sich auf. Sie wurde mit glühendem Eifer für den katholischen Glauben und von ungewöhnlicher Frömmigkeit, zugleich aber auch mit Genußsucht und mit der Neigung zu Pracht und Verschwendung erfüllt.

Über ihr Äußeres liegen keine Berichte vor. Aber Prinzessinnen sind ja, wie Sie, verehrte Anwesende, ohne Zweifel aus den Zeitungen wissen, immer schön, oder mindestens anmutig, und so werden Sie es begreiflich finden, daß der junge Graf Hans Philipp von Manderscheid, welcher 1578 an den bayrischen Hof kam, in heißer Liebe für Jakobe entbrannte. Bald erwiderte die warmblütige Prinzessin seine Neigung und die jungen Leute verlobten sich heimlich, da dem Grafen seine ungünstigen Vermögensverhältnisse, obwohl er sich als ebenbürtig betrachten durfte, eine offene Werbung nicht gestatteten und er erst am bayrischen Hofe eine auskömmliche Anstellung suchte, Jakobe selbst aber nur eine sehr dürftige Ausstattung aus dem Nachlaß ihres verschuldeten Vaters zu erwarten hatte.

Das Verhältnis Jakobes zu Manderscheid mochte die Ursache sein, daß in den folgenden Jahren Bewerber, die am münchner Hofe erschienen, ihre jüngeren Schwestern heimführten, während sie selbst unvermählt blieb. Wenigstens wissen wir urkundlich, daß sie sich entschieden ablehnend verhielt, als ihr im Herbst 1583 durch den Erbprinzen von Jülich, Johann

Wilhelm, ein ungleich glänzenderes Los, als ihren Schwestern zugefallen war, geboten wurde.

Kurfürst Ernst von Köln, der Bruder Herzog Wilhelms V. von Bayern, hatte den Antrag veranlaßt. Eben erst hatte derselbe seinen Vorgänger, Gebhard Truchseß, der Protestant geworden war und sich verheiratet hatte, mit Waffengewalt aus dem Besitz des Erzbistums Köln verjagt. Er bedurfte eines kräftigen Rückhaltes, um Versuche seines Gegners, sich wieder einzudrängen, erfolgreich abwehren und den im Erzstift viele Anhänger zählenden Protestantismus unterdrücken zu können. Da war es ihm denn von höchstem Werte, sich der Unterstützung seines Nachbarn, des Herzogs von Jülich-Kleve, welcher der mächtigste deutsche Fürst am Niederrhein war, zu versichern. Diese Unterstützung konnte ihm zugleich das Bistum Münster, nach dessen Besitz er trachtete, verschaffen und auch dort dem Katholizismus zur Alleinherrschaft verhelfen. Ferner mußte ein kräftiges Eintreten des jülicher Herzogs für den Katholizismus die Unterdrückung des Protestantismus im ganzen Westen Norddeutschlands, wo er auch in den Gebieten katholischer Herren sich ausgebreitet hatte, und namentlich in den jülicher Landen selbst, wo sich die Mehrheit des Adels und der Städte zu ihm bekannte, wesentlich fördern und die Macht der katholischen Partei im ganzen Reiche bedeutend verstärken. Endlich war auch die Haltung des jülicher Hofes für die großen europäischen Verhältnisse von nicht geringem Belang, denn die jülicher Lande grenzten an die Gebiete der Holländer, welche seit Jahrzehnten in heldenmütigem Kampfe ihre Freiheiten und ihren Glauben gegen Spaniens Riesenmacht verteidigten. Standen die jülicher Lande den spanischen Heeren offen oder sperrten sie den Holländern mindestens den Verkehr mit Deutschland, so schien ihre Bezwingung wesentlich erleichtert.

Von dem regierenden Herzoge Jülichs, Wilhelm IV. und von dessen Räten war jedoch ein entschiedenes Wirken für die katholische Kirche und Partei nicht zu erwarten, denn der Herzog und ein Teil seiner Räte huldigten einer vermittelnden Glaubensrichtung, die übrigen Räte aber waren geradezu Protestanten, und alle waren den Spaniern abgeneigt, weil sie fürchteten, daß dieselben die Unabhängigkeit Jülichs beeinträchtigen und Freundschaft mit ihnen Feindseligkeiten der Holländer veranlassen werde. Die Hoffnung des Kurfürsten Ernst beruhte daher auf dem Erbprinzen Johann Wilhelm. Dieser war eifrig katholisch, aber er besaß ebensowenig Thatkraft wie Verstand, und man mußte daher fürchten, daß er dem Einflusse der Räte und des protestantischen Landesadels erliegen werde. Dem nun dachte Ernst zu begegnen, wenn er dem Prinzen eine eifrig katholische und kluge Frau als Stütze und Leiterin beigäbe. Jakobe

besaß beide Eigenschaften und daß sie vier Jahre älter war als Johann Wilhelm, konnte für ihre Aufgabe nur förderlich erscheinen.

Der bayrische Hof, der Kaiser, die Spanier, der Papst, kurz die ganze Restaurationspartei stimmten dem Plane Ernsts mit Eifer zu, denn sie teilten seine Befürchtungen und Hoffnungen. Je lebhafter aber diese waren, desto stärker war auch das Mißvergnügen über Jakobens Weigerung. Den Grund derselben kannte man in München und man ließ daher Manderscheid eine Reise ins Ausland unternehmen. Mit ergreifender Innigkeit und unter heiligen Schwüren gelobte Jakobe in Briefen, die uns erhalten sind, dem Scheidenden Treue. Aber ihre Verwandten ließen nicht nach, sie zu bestürmen. Sie stellten ihr vor, wie es gelte der Kirche und der katholischen Partei einen Dienst zu leisten, der eines schweren und schmerzlichen Opfers wohl würdig sei, wie sie durch ihre Einwilligung Hunderttausende von Seelen erretten, durch ihre Ablehnung aber dieselben der ewigen Verdammnis preisgeben und die Verantwortung dafür vor Gott auf ihre Seele laden werde. Solche Vorstellungen konnten auf die fromme und fanatische Prinzessin ihre Wirkung nicht verfehlen. Auch ihr Ehrgeiz und ihre Neigung für Glanz und Genuß mochten sich geltend machen. Nach Jahresfrist gab sie ihre Einwilligung und am 18. September 1584 wurde die Verlobung mit Johann Wilhelm vollzogen. Im folgenden Jahre führte sie dann ihr Bruder Markgraf Philipp nach Düsseldorf hinab, wo am 16. Juni 1585 die Trauung stattfand. Die Damen wird es interessieren, daß damals nur der Bräutigam der Braut einen Ring gab, diese dagegen einen Kranz, der bei fürstlichen Hochzeiten aus Gold und Edelsteinen bestand, schenkte und der Priester des Bräutigams Haupt damit schmückte.

Mit einer auch in jener üppigen Zeit ungewöhnlichen Pracht wurde die Hochzeit begangen. 15 Fürsten und Fürstinnen und 17 Gesandte befreundeter Fürsten mit einem Gefolge von 300 Personen, über 200 Räte und adlige Herren und Damen aus den jülicher Landen, sowie 1000 Reisige oder Trabanten und über 1200 Pferde kamen nach Düsseldorf und wurden zehn Tage lang verschwenderisch verpflegt, während Tag für Tag Turniere und großartige Feuerwerke auf dem Rhein die Schaulust befriedigten. Glänzender noch., als Jakobe erwartet, schien sich ihr Los gestalten zu sollen. Aber rasch folgte trübe Enttäuschung.

Wohl waren die Gebiete ihres Schwiegervaters, die Herzogtümer Jülich und Kleve und die Grafschaften Mark, Berg und Ravensberg ausgedehnt und wie wenige von der Natur gesegnet. Doch durch die steten Einfälle der Spanier und der Holländer waren sie weithin verwüstet und ausgesogen und die Not des Landes, sowie die schlechte Wirtschaft des

Hofes hatten eine erdrückende Schuldenlast aufgehäuft. Da fehlte es denn durchaus an Geld für ein Hofleben, wie Jakobe es gewohnt war und wünschte. Und auch den Einfluß, den sie üben sollte, gestand man ihr nicht zu. Die Räte hatten früher dem Erbprinzen in Aussicht gestellt, daß ihm die Regierung übertragen werden solle, weil sein alter Vater infolge einer seit 20 Jahren andauernden Krankheit mehr und mehr zur Leitung der Geschäfte unfähig wurde. Aber Wilhelm IV. war nicht gesonnen, auf den Schein der Macht zu verzichten und die Räte selbst dachten noch weniger daran, den Besitz derselben aufzugeben. Während der Krankheit Wilhelms hatten sie die entscheidende Gewalt in ihre Hände gebracht und sie besaßen einen festen Rückhalt an den Landständen, aus deren Mitte sie hervorgegangen waren. Darum konnten sie es auch wagen, dem Erbprinzen selbst zu trotzen.

Seine Heirat mit einer Prinzessin, welche nur als ein Werkzeug der spanischen und katholischen Partei erschien und nicht einmal durch eine reichliche Mitgift die leeren Kassen in Düsseldorf füllte, war von vornherein bei Wilhelm IV. und dessen Räten auf heftigen Widerstand gestoßen. Nur die nachdrückliche Befürwortung des Kaisers hatten denselben besiegt. Mit Feindseligkeit und Mißtrauen wurde die junge Herzogin empfangen. Und sie besaß nicht die Fähigkeiten, um aus so schwieriger Lage siegreich hervorzugehen. Ihre Klugheit wird gerühmt. Aber es fehlten ihr die kühle Berechnung und politischer Scharfblick, zähe Energie und innere Selbständigkeit. Kränkungen und Widerwärtigkeiten erfüllten sie mit zehrendem Gram, statt sie zu gesteigerter Gegenwirkung zu spornen. Sie war eben eine Frau. Das Empfinden überwog das Denken und Wollen. Aber sie war doch auch nicht eine Frau, die still zu dulden und leiden weiß, der das Opfer an sich Befriedigung gewährt. Ihr heißes Herz schrie nach Ersatz für das Opfer, welches sie durch ihren Treubruch an Manderscheid gebracht hatte. Die Liebe zu ihrem Gemahl konnte ihr solchen Ersatz nicht bieten, denn für diesen dem Blödsinn nahen Schwächling konnte ein Weib kein Lieben empfinden. Daher dürstete sie nach Glanz und Macht und lehnte sie sich auf gegen die Lage, die ihr bereitet wurde. Hierdurch steigerte sie jedoch nur die Feindseligkeit ihres Schwiegervaters und seiner Räte. Dazu kam, daß sie leicht in Zorn aufbrauste, vom Hofe Albrecht V. von Bayern eine Vorstellung von der fürstlichen Würde mitgebracht hatte, welche sie hochfahrend erscheinen ließ, und dem in ihrer Jugend beobachteten Beispiele gemäß Belustigungen huldigte, welche ihre jetzige Umgebung unpassend fand.

Bald erwuchs jedoch auch Anlaß zu ernsteren Zerwürfnissen. Johann Wilhelm ließ es sich anfangs gefallen, daß er von allen Regierungs-

geschäften ausgeschlossen blieb, und näherte sich sogar den politischen und kirchlichen Anschauungen des Hofes. Allmählich aber gewann Jakobe Einfluß auf ihn und als sich nicht ohne ihr Zuthun in dem reizbaren Prinzen eine krankhaft unruhige Herrschbegier entfachte, lenkte sie dieselbe auf das kirchliche Gebiet. Seit dem August 1586 versuchte der Erbprinz wiederholt eigenmächtig den Protestantismus in einzelnen Landesteilen zu unterdrücken. Das verfeindete ihn mit den protestantischen Landständen, mit den Räten und sogar mit seinem Vater, erbitterte aber alle diese vornehmlich gegen Jakobe, der man ihres Gatten Vorgehen schuldgab. Zwischen ihr und ihrem Schwiegervater kam es zu einem heftigen Auftritt und bald mied Wilhelm jeden Verkehr mit seinem Sohne und dessen Gemahlin.

Die katholische Partei eilte, die jungen Fürsten zu unterstützen. Papst Sixtus V. zeichnete Jakobe 1587 durch Verleihung der goldenen Tugendrose aus und suchte durch einen Nuntius dem Erbprinzen größeren Einfluß auf die Regierung zu verschaffen. Auch der Kaiser und Herzog Wilhelm V. von Bayern thaten Schritte in gleicher Richtung. Die Räte wußten jedoch, durch den alten Herzog gedeckt, alle Bemühungen zu vereiteln und ließen, je mehr Johann Wilhelm nach Einfluß rang und je eifriger er für den Katholizismus eintrat, um so nachdrücklicher ihn und seine Gemahlin ihre Abneigung empfinden. Während sie selbst sich auf Kosten des Landes bereicherten, waren dem jungen Paare nur 800 Thaler jährlich, damals etwa der Gehalt eines kleinstaatlichen Ministers, angewiesen und sogar diese geringe Summe wurde unter dem Vorwande, daß die herzoglichen Kassen leer seien, nur unregelmäßig ausgezahlt. Oft konnte das junge Paar nicht einmal beim Kirchenbesuch die gebräuchlichen Almosen spenden oder mußte, um einem Boten ein Trinkgeld zu geben, bei den düsseldorfer Bürgern um ein Anlehen von ein paar Thalern hin- und herschicken. Dabei wurde ihm jede Entfernung vom Hofe, jede freiere Bewegung mißtrauisch verwehrt.

Dem Druck dieser unwürdigen Lage und der Aufregung, worein er durch den Verdruß über seinen Ausschluß von der Regierung und durch andere Kränkungen und Sorgen versetzt wurde, vermochte die schwächliche Gesundheit Johann Wilhelms auf die Dauer nicht zu widerstehen. Er verfiel in Schwermut und da für die Beseitigung derselben nichts geschah, ja man ihre Ursache ungeschwächt fortwirken ließ, wurde er am 1. Januar 1590 tobsüchtig und blieb seitdem in einem Zustande, der zwischen angsterfülltem Trübsinn und Wutanfällen wechselte.

Es war das ein Ereignis von größter politischer Bedeutung. Johann Wilhelms Ehe war nämlich kinderlos geblieben. Starb er nun, so standen,

wie man meinte, die nächsten Erbansprüche seinen drei älteren Schwestern zu, welche an protestantische Fürsten verheiratet waren. Verzögerte sich aber auch noch sein Tod, so mußte doch der seines 74jährigen Vaters binnen kurzem erfolgen, und dann gehörte nach Reichsrecht die Vormundschaft über den wahnsinnigen Johann Wilhelm wiederum dessen Schwägern oder, wie man sie nannte, den Interessenten. Diese Sachlage erfüllte in ganz Europa die Protestanten mit Jubel, die Anhänger der Restaurationspartei mit Schrecken. Die Katholiken sahen jetzt alle die Hoffnungen, die sie an Jakobes Heirat geknüpft hatten, mit Vernichtung bedroht und weit ernstere Gefahren als je zuvor der Verwirklichung nahen. Aber auch die jülicher Räte wurden mit Besorgnis erfüllt, denn von den Interessenten hatten sie die Beseitigung ihrer willkürlichen und eigennützigen Herrschaft zu erwarten. Es kam mithin für sie darauf an, eine Anordnung herbeizuführen, welche die Interessenten fernhielt. Nun wäre es leicht gewesen, unter dem Vorgeben, daß Johann Wilhelms Genesung zu erwarten sei, dessen Gemahlin zur Regentin zu bestellen. Diesen Weg verschloß jedoch den Räten ihr Haß gegen die Herzogin und daher baten sie denn den Kaiser, ihnen allein die Leitung der Regierung zu übertragen. Rudolf II. entsprach ihrem Wunsche ohne Zögern, denn ihm lag daran, sich gegen die Interessenten der jülicher Räte zu versichern.

So sah sich denn Jakobe auch für den Fall, daß ihr Schwiegervater starb, von jedem Einfluß ausgeschlossen. Das empörte sie aufs tiefste. Was sie bis dahin als Lohn für ihr Opfer begehrt hatte, glaubte sie ja jetzt als ihr Recht fordern zu dürfen. Es würde ihr nun wohl durch Hilfe ihrer katholischen Freunde gelungen sein, den Kaiser zur Änderung seiner Maßnahme zu bewegen. In ihrer Leidenschaft und Kurzsichtigkeit schlug sie jedoch einen Weg ein, auf welchem sie rascher zum Ziele zu gelangen hoffte.

Eine Minderheit unter den Räten war der herrschenden Mehrheit seit lange feindlich und der protestantische Adel der jülicher Lande sah den Anschluß der Mehrheit an den Kaiser, welchem die Annäherung an die Spanier und die katholische Restaurationspartei folgen mußte, mit tiefem Mißvergnügen. Beide wandten sich nun an Jakobe, um durch sie die Mehrheit der Räte zu stürzen, und die Herzogin ließ sich bewegen, auf die Verbindung einzugehen. Dadurch verschoben sich jedoch die Verhältnisse in verhängnisvoller Weise. Jakobe erschien jetzt als Gegnerin des Kaisers, der Spanier und der Restaurationspartei, während diese in der Mehrheit der Räte die Stütze ihrer Interessen erblicken mußten.

Die herrschenden Räte säumten nicht, diese Sachlage auszubeuten und sie wurden dabei eifrigst unterstützt durch die jüngere Schwester Johann

Wilhelms, die Herzogin Sibylle. Mit dieser hatte sich 1586 Jakobes Bruder Philipp verlobt, er war jedoch vor der Trauung gestorben. So lebte denn die nun 33 Jahre alte Prinzessin noch immer unvermählt am Hofe ihres Vaters. Mit Jakobe war sie längst zerfallen. Sie war eine vollendete Betschwester; fanatisch und bigott, dumm und hochmütig, jähzornig, zanksüchtig und rachgierig und insgeheim voll sinnlicher Glut. Von vornherein hatte es ihre Eifersucht erregt, daß Jakobe als Gemahlin des Erbprinzen sie von dem seit der Verheiratung der älteren Schwestern Jahre lang eingenommenen Platze der ersten Dame des Hofes verdrängt hatte, und von vornherein war die Vergnügungssucht der Schwägerin ihrer frommen Seele ein Gräuel gewesen. Bald war es zwischen den beiden Damen zu Reibungen gekommen und Jakobes Heftigkeit und hochfahrende Art hatten die Zwietracht gefördert. Allmählich hatte sich Sibylle mit Haß gegen Jakobe erfüllt und derselbe war um so giftiger geworden, je mehr Sibylle durch die Vereitlung ihrer ersten Heirat und die mit ihrem zunehmenden Alter wachsende Unwahrscheinlichkeit einer anderen Vermählung verbittert worden war. So ließ sich Sibylle denn jetzt durch die Vorstellung der herrschenden Räte, daß die Haltung Jakobes die katholische Religion gefährde, leicht bewegen, die Schwägerin bei den katholischen Höfen zu verdächtigen und anzuklagen.

Ihre Stimme aber hatte dort Gewicht gewonnen, seit die Erkrankung Johann Wilhelms die Aussicht auf das Erlöschen des jülicher Mannesstammes eröffnet hatte. Nun erinnerte man sich plötzlich, daß das Erbrecht der älteren Schwestern aus gewichtigen Gründen angefochten werden könne und die Heirat mit Sibylle die Möglichkeit gewähre, das reiche Erbe zu gewinnen und der katholischen Partei zu erhalten, und so wurde sie denn der Gegenstand politischer Berechnungen und achtungsvoller Berücksichtigung.

Ihre Anklagen, die Vorstellungen der herrschenden Räte und das durch Jakobes eigenes Auftreten erzeugte Vorurteil bewirkten sehr bald, daß die Herzogin von allen, welche einst ihre Heirat befördert hatten, verlassen wurde. Der Papst, der Kaiser, die Spanier und der Herzog von Bayern traten auf die Seite Sibylles und der Räte. Nur der Freund ihrer Jugend, Kurfürst Ernst von Köln, fuhr in treuem Eifer fort, ihr mit Rat beizustehen und für sie zu wirken. Aber sie selbst vereitelte seine Bemühungen durch Leidenschaftlichkeit, Unbeständigkeit, eigenmächtiges Vorgehen wider die Anordnungen des Kaisers und durch engeren Anschluß an den protestantischen Adel und sogar an die Interessenten, wodurch sie das Mißtrauen gegen sich verstärkte.

So zog sich der Kampf zwischen ihr und den Räten 2 Jahre lang

hin und seine Heftigkeit wuchs, nachdem der alte Herzog Wilhelm am 5. Januar 1592 gestorben war. Erst gegen Ende 1592 ließ sich die Herzogin endlich durch Kurfürst Ernst bewegen, entschieden auf die Seite der katholischen Partei zurückzutreten; und nun gelang es ihr mit Hilfe des Kurfürsten und des päpstlichen Nuntius zu Köln, ihre heftigsten Gegner unter der Mehrheit der Räte zu stürzen und mit den übrigen Räten eine Vereinbarung zu treffen, welche ihr Antheil an der Regentschaft sicherte. Aber dieser Sieg vermochte die Wirkung ihrer früheren Fehlgriffe nicht mehr zu beseitigen. Durch ihre Schwenkung verfeindete sie sich nur mit den Interessenten und dem protestantischen Adel, gewann dagegen keinen neuen Anhang und beseitigte das Mißtrauen des Kaisers so wenig, daß dieser Jahr um Jahr vergehen ließ, ohne die getroffene Vereinbarung zu bestätigen. So stand denn Jakobe ohne irgend welchen festen Halt dem Hasse ihrer alten Feinde gegenüber, welcher durch ihren Erfolg nur noch grimmiger geworden war.

Der Mächtigste und Erbittertste unter diesen Feinden war der bergische Adelsmarschall Wilhelm von Wardenburg, genannt Schenkern, der, bis Jakobe ihn stürzte, der eigentliche Leiter der Regierung gewesen war. Von vornherein war er der Herzogin am schroffsten entgegengetreten, weil er in ihr eine Nebenbuhlerin seines Einflusses fürchtete. Als dann ihre Ehe kinderlos blieb, hatte sich seine Feindseligkeit gesteigert. Er war ein eifriger Vorkämpfer und Vertreter der ständischen Rechte. Deren Fortbestand schien jedoch bedroht, wenn durch die Interessenten ein kräftigeres Regiment eingeführt wurde. Überhaupt aber widerstrebte es dem Heimatsstolze des Marschalls, einen Fremden zur Herrschaft über die jülicher Lande gelangen, oder diese vielleicht gar unter die Interessenten teilen zu lassen. Er wünschte daher, Johann Wilhelm aufs neue zu vermählen, und dieser Wunsch wurde immer dringender, seit des Herzogs Erkrankung dessen baldigen Tod möglich erscheinen ließ. Schon 1591 sprach Schenkern offen den Plan aus, daß man Johann Wilhelm von Jakobe scheiden und wieder verheiraten müsse. Aber als Katholik durfte der Herzog nur nach dem Tode seiner ersten Gemahlin eine zweite nehmen. Jakobe selbst wies darauf gegenüber den ihr zu Ohren gekommenen Umtrieben im Februar 1594 hin. Von da an plante Schenkern ihre gewaltsame Beseitigung. Anfang 1595 machte er ihrem Leibarzte den Antrag, sie zu vergiften. Als dieser ihn mit Entrüstung abwies, entschloß er sich zu einem anderen Wege, über welchen er sich bereits mit dem katholischen Adel Jülichs und Bergs und mit Herzogin Sibylle verständigt hatte.

Am 23. Januar 1595 wurde ein Landtag der Stände von Jülich und Berg in Grevenbroich gehalten. Hier hatte der katholische Adel die

Mehrheit. Die protestantische Minderheit, welche der Herzogin den Wechsel ihrer Politik nicht verziehen hatte, ließ sich von Schenkern umgarnen. Am folgenden Morgen zogen die sämtlichen Stände mit Soldaten, die Schenkern bereit gehalten, nach dem am anderen Ufer des Rheins liegenden Düsseldorf und nahmen Jakobe gefangen. Schenkern und ihm ergebene Männer wurden mit der Regierung betraut und dann trat Sibylle mit einer schweren Anklage gegen Jakobe hervor.

Die Herzogin hatte ihren Gatten das Opfer ihrer Jugendliebe nicht entgelten lassen. Ihr Verhältnis zu ihm war ein herzliches geworden und nach seiner Erkrankung hatte sie ihn treulich gepflegt und selbst die Nächte mit dem heftig erregten, jeden anderen mit Waffen bedrohenden Manne in verschlossener Kammer zugebracht. Aber seit dem November 1592 hatte sich Johann Wilhelms Zustand so sehr verschlimmert, daß ihm auch Jakobe nicht mehr nahen durfte, und so verlor sie mit der Möglichkeit zur Ausübung ihrer Pflicht gegen den Gatten auch den sittlichen Halt, welchen ihr die gewissenhafte Erfüllung jener Pflicht verliehen hatte. Tiefere Neigung für den kläglichen Mann, der ihr aufgenötigt worden, hatte sie nicht zu fassen vermocht. Nun kam ihr wohl erst so recht zum Bewußtsein, wie öde ihr Leben war, das rings von Feindschaft und Neid umlauert war und in welchem ihr keine Freundesseele zur Seite stand. Da trat der Einsamen ein junger Hofmann, Dietrich von Hall, nahe, welcher in heftiger Leidenschaft für sie erglühte. Seine Teilnahme und Verehrung gewannen ihm das Herz der Fürstin und ihre leidenschaftliche Natur ließ sie schließlich das Gebot der Pflicht vergessen. Seit Ende 1593 flüsterte man am Hofe, daß die Herzogin mit Hall in unerlaubtem Verkehr stehe, und die fromme Jungfrau Sibylle gab sich in ihrem giftigen Hasse dazu her, durch schamloses Spionieren den Beweis der Schuld Jakobens zu gewinnen. Jubelnd verbreiteten darauf ihre Feinde die Kunde in den jülicher Landen und im Reiche. Zu spät sandte die Herzogin den Geliebten ins Ausland. Ihre Feinde besaßen die Waffe, deren sie bedurften, um Jakobe zu verderben, und nachdem diese gefangen gesetzt worden, entblödete sich Sibylle nicht, den Räten und Ständen ihre Anklage mit frecher Umständlichkeit vorzutragen.

Die Absicht Schenkerns, Sibylles und ihres Anhangs war, daß Jakobe auf Grund alter Rechtssatzungen wegen Ehebruchs hingerichtet werden solle, um eine zweite Heirat Johann Wilhelms zu ermöglichen. Die herrschenden Räte wagten jedoch weder selbst die Hinrichtung anzuordnen, noch den Namen ihres unzurechnungsfähigen Herzogs dafür zu mißbrauchen. Sie ersuchten daher den Kaiser das Urteil zu fällen. Dieser ordnete auch eine Untersuchung an, doch zeigte er keine Neigung für ein bei den Fürstinnen

jener Zeit nicht gerade seltenes Vergehen eine längst außer Übung gekommene Strafe zu verhängen. Umsonst drangen Sibylle, Schenkern und die Räte auf Entscheidung. Beinahe drei Jahre vergingen erfolglos, ja schließlich zeigte sich der Kaiser sogar geneigt, den Prozeß niederzuschlagen und Jakobe, die immer noch zu Düsseldorf in harter Haft gehalten wurde, ihrem Schwager Leuchtenberg zu übergeben.

Inzwischen aber war Johann Wilhelms Zustand durch Gewaltmittel eines englischen Arztes soweit gebessert worden, daß man ihn aus dem Gewahrsam nehmen und an seine Wiederverheiratung denken konnte. Um so dringender schien daher Schenkern die Beseitigung Jakobens geboten. Sie mußte sterben, wenn nicht ihre Befreiung die Absichten Schenkerns für immer vereiteln sollte, und so fand man sie denn auch am Morgen des 3. September 1597, nachdem sie am Abend zuvor sich frisch und gesund niedergelegt hatte, tot im Bette. Sofort ging das Gerücht, daß Schenkern und seine Miträte sie hätten ersticken lassen und eine Reihe von Umständen bestätigten diesen Verdacht. Eine Untersuchung aber wurde nicht angestellt, denn der Glaube an Jakobes Schuld herrschte vor und am kaiserlichen Hofe war man froh, daß die leidige Angelegenheit beendigt sei.

Ganz ungerächt sollte Jakobe indes doch nicht bleiben. Die zweite Gattin, mit welcher Schenkern am 20. Juni 1599 den Herzog Johann Wilhelm vermählte, Herzogin Antonie von Lothringen, besaß die Eigenschaften, welche Jakobe gefehlt hatten: kühle Überlegung und zähe Thatkraft. Nach kurzem Ringen brach sie die Herrschaft Schenkerns und seines Anhangs und trieb den Marschall in die Verbannung. Die Hoffnung, daß der Herzog einen Erben erhalten werde, erfüllte dagegen auch sie nicht. Nutzlos war Jakobe ermordet worden, wie sie ihre Jugendliebe und ihr Lebensglück nutzlos geopfert hatte.

Nicht ohne Schuld, aber nicht wegen ihrer Schuld war die Herzogin untergegangen. Der Haß ihrer Feinde verfolgte sie auch noch über den Tod hinaus. Ohne jede Feierlichkeit wurde ihr Leichnam beigesetzt und nicht einmal die üblichen Gottesdienste wurden gehalten. Weder ihr Gemahl noch ihre Diener durften Trauer um sie anlegen. Kein Denkmal schmückte ihre Ruhestätte und bald war diese vergessen. Aber die Volkssage umwob das Andenken der Fürstin mit dem verklärenden Schimmer eines unschuldig durch die Herrschsucht und den Neid ihrer Feinde erlittenen Todes, als wolle die Sage gutmachen, daß Jakobe schwerer gebüßt als gesündigt hatte.

VII.

Staatskunst und Leidenschaften im 17. Jahrhundert.

Vortrag.

(24. März 1885.)

Als Talleyrand, der intriguanteste und berechnendste Diplomat unseres Jahrhunderts, starb, frug ein Witzbold sinnend: „Was mag er nun damit wohl bezwecken?“ Dieser Scherz, der die Methode der Staatskunst Talleyrands fein ironisierte, könnte nahezu im Ernst als Wahlspruch verwendet werden für die Betrachtungsweise, welche uneingeweihte Kreise dem Wirken der Regierungen im allgemeinen und hervorragender Staatsmänner insbesondere zu widmen pflegen. Jede Bestrebung, jede Handlung und jede Bewegung solcher wird als Ausfluß zielbewußter und klug überlegender Politik aufgefaßt.

Aber auch Geschichtsforscher überschätzen nicht selten den Anteil der Politik an den Ereignissen, welche sich im Leben der Staaten abspielen. Indem sie sich bemühen, die geschichtliche Entwicklung in ihrem inneren Zusammenhange zu erfassen und die großen, in ihr wirkenden Zeitströmungen zu erkennen und darzulegen, stellen sie oft die Persönlichkeiten lediglich als Vertreter oder gar Werkzeuge solcher Zeitströmungen hin und lassen dieselben, unbeirrt durch alle individuellen Eigenschaften, Empfindungen und Einflüsse immer und überall nach Plänen arbeiten, welche fein und weitsichtig im Anschlusse an eine jener Zeitströmungen entworfen sind. Höchstens ein größeres oder geringeres Maß von Fleiß und Geschick in der Ausführung des Programms wird bei den Handelnden in Ansatz gebracht; als Leiterin ihrer Thätigkeit gilt immer die Politik, die berechnende Staatskunst.

Unzweifelhaft eignet einer solchen Auffassung eine begeisternde Großartigkeit, aber dem bunten Getriebe des wirklichen Lebens und der thatsächlichen Bedeutung der Individualitäten dürfte sie selten völlig entsprechen.

Ein altes Sprichwort versichert allerdings: „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand", es trifft jedoch leider keineswegs in allen Fällen zu. Geburt, Gunst und Zufall bringen vielmehr häufig an die maßgebenden Stellen Persönlichkeiten, welchen der Wille oder die Fähigkeit, politisch zu denken und zielbewußt zu handeln, durchaus abgeht, und man kann mit einiger Übertreibung geradezu sagen, daß man, um die Geschichte zu verstehen, weniger mit der Klugheit als mit der Dummheit der Menschen zu rechnen habe. Aber auch der klügste und willensstärkste Staatsmann wird nicht im stande sein, den Forderungen seines politischen Programms stets mit jener Ruhe, Klarheit und Sicherheit zu genügen, womit etwa ein Mathematiker ein wissenschaftliches Problem bearbeitet. Welcher Sterbliche dürfte sich denn rühmen, daß er nie anderen Einflüssen als den Geboten seiner Vernunft gefolgt sei und daß er sich niemals geirrt habe?

Und noch Eines muß der Geschichtsforscher in Betracht ziehen. Er kennt die Entwickelung, wodurch die Ereignisse vorbereitet wurden, und die Folgen, welche aus den Handlungen erwuchsen. Den geschichtlichen Persönlichkeiten dagegen waren nicht nur die Ergebnisse, sondern oft auch die Voraussetzungen der Ereignisse sowie die bei diesen mitwirkenden Beziehungen verborgen und sie vermochten häufig die Tragweite ihrer Handlungen durchaus nicht zu ermessen. Je weiter wir in der Geschichte zurückgehen, um so größere Bedeutung ist dieser Erwägung einzuräumen, denn, da die Hilfsmittel zur Erlangung umfassenden geschichtlichen und politischen Wissens fehlten, war dieses meist ein sehr beschränktes und der gegenwärtig durch Philosophie und Unterricht fast zum Gemeingut gewordene Trieb, über das Nächstliegende hinauszublicken, die Bedeutung und den Wert des Geschehenen und des Geschehenden festzustellen und die Richtung einer im Fluß begriffenen Bewegung vorauszuerkennen, war vielen Jahrhunderten der Vergangenheit völlig fremd.

So hat denn der Geschichtsforscher, welcher ein lebenswahres Bild zu gewinnen trachtet, auf die von allgemeinen Gesichtspunkten aus konstruierende Methode zu verzichten und auf dem mühseligen Wege eindringender Untersuchung dem wechselnden Walten und Wirken der Individualitäten nachzugehen. Dabei wird er erkennen, daß der Gang der Geschichte allerdings durch allgemein wirkende Ideen, Strömungen und Verhältnisse wesentlich beeinflußt wird, daß aber für Siegen oder Unterliegen der aus jenen allgemeinen Elementen hervorgehenden Bewegungen in der Regel Individualitäten entscheidend sind, und daß für die Thätigkeit dieser statt großer

Gesichtspunkte häufig persönliche Eigenart, mangelnde Erkenntnis, Leidenschaften, ja sogar Stimmungen und Launen sowie Zufälle und fremde Einflüsse maßgebend wirken. Was auf den ersten Anblick als wohlüberlegtes, weitschauendes Streben nach großen Zielen erscheint, erweist sich sorgsamer Forschung häufig als unbewußtes Benutzen sich darbietender Gelegenheiten oder als die Äußerung unklaren Thatendranges, und was wir als Ergebnis großartiger Politik zu bewundern geneigt sind, erkennen wir mitunter als Frucht durchaus unstaatsmännischer Leidenschaft.

Lassen Sie mich Ihnen heute ein Beispiel letzterer Art vorführen, welches sich in dem jülicher Erbfolgestreite des 17. Jahrhunderts bietet.

Am 25. März 1609 starb Herzog Johann Wilhelm von Jülich und Kleve, der letzte männliche Sproß seines Hauses, ohne Kinder zu hinterlassen. Seine zu beiden Seiten des Rheins sich ausbreitenden Lande waren nicht nur das drittgrößte der Fürstentümer des damaligen Deutschen Reiches und sie waren nicht nur vor allen fruchtbar und ergiebig, sondern sie besaßen auch für die politischen und kirchlichen Verhältnisse Deutschlands und des ganzen Abendlandes hervorragende Bedeutung. In Deutschland trat die protestantische Bewegungspartei immer kühner mit ihren Plänen hervor, welche auf Zertrümmerung der Reichsverfassung und auf Säkularisierung der geistlichen Fürstentümer abzielten, und schon drohte ihre bewaffnete Erhebung gegen den Kaiser, die katholischen Fürsten und die reichstreuen Protestanten. Da mußte es nun schwer ins Gewicht fallen, ob die jülicher Lande, welche das einzige weltliche Fürstentum im nordwestlichen Deutschland bildeten und rings an kleinere geistliche Stifte grenzten, wie bis dahin zur kaiserlich-katholischen Partei hielten oder zu den protestantischen Gegnern übergingen. Für die allgemeinen europäischen Verhältnisse aber lag der Wert des Herzogtums darin begründet, daß es den Niederlanden benachbart war, deren südlicher Teil, das heutige Belgien, noch von Spanien beherrscht wurde, während der nördliche, welchen wir jetzt unter dem Namen Holland zusammenfassen, seit 60 Jahren in heldenmütigem Kampfe seine politischen Rechte und seinen protestantischen Glauben gegen die Unterdrückungssucht des Madrider Hofes verteidigte. Auf den Ausgang dieses Kampfes, welcher zugleich für das Ringen Spaniens und Frankreichs um die Vorherrschaft in Europa entscheidend werden mußte, konnten die jülicher Lande tiefgreifend einwirken, je nachdem ihr Herr den Holländern die Unterstützung der deutschen Protestanten abschnitt oder vermittelte und ihre Südgrenze deckte oder den Spaniern öffnete.

Diese Sachlage bewirkte, daß sich zahlreiche Bewerber um das erledigte Erbe einstellten und daß ganz Europa dem Austrage des Erbstreites mit Spannung entgegensah. Die richterliche Entscheidung stand nach der

Reichsverfassung dem Kaiser zu. Zwei Bewerber aber, der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg, welche als Mitglieder der protestantischen Bewegungspartei nicht auf des kaiserlichen Spruches Gunst rechnen zu dürfen glaubten, warteten diesen nicht ab, sondern entsendeten auf die Nachricht vom Tode Johann Wilhelms sofort ihre Söhne, um die jülicher Lande in Besitz zu nehmen, und es gelang den Prinzen, welche sich bald verständigten, die Regierung vorläufig gemeinsam zu führen, ohne viele Mühe den größten Teil der streitigen Gebiete ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Die Abmachungen und Räumungsbefehle des Kaisers wurden von den Possidierenden, wie man die Prinzen nun nannte, nicht beachtet. Da stellte sich unvermutet am 23. Juli 1609 Erzherzog Leopold in der Festung Jülich, welche der kaisertreue Befehlshaber ihm öffnete, ein und erklärte, daß er die Erbschaft bis zum Urteile des Kaisers in dessen Namen sequestrieren wolle. Dies gab den Anlaß zu einer großen politischen Verwicklung.

Gestatten Sie mir, diese zunächst nach der älteren Auffassung in kurzen Worten zu schildern. Der Kaiser, wird berichtet, sandte seinen Neffen Leopold im Einverständnisse mit Spanien, um die jülicher Lande für sein Haus in Besitz zu nehmen. Die deutschen und die spanischen Habsburger wollten sich am Niederrhein die Hände reichen, um die Holländer und die deutschen Protestanten niederzuwerfen und Frankreichs Meister zu werden. Aber die Bedrohten erkannten die Gefahr und an ihrer Spitze erhob sich Heinrich IV. von Frankreich zur Abwehr. Seit langer Zeit hegte des Königs schwungvoller Geist den sogenannten großen Plan, demzufolge Russen und Türken nach Asien gejagt, die habsburgischen Staaten verkleinert, dann in Europa sechs Erbmonarchien, fünf Wahlreiche und vier Republiken geschaffen und diese unter Frankreichs Leitung zu einem Staatenbunde vereinigt werden sollten. Zur Ausführung dieses großen Planes wollte der König jetzt den jülicher Erbstreit als Anlaß benutzen, mindestens aber gedachte er, die Übermacht der Habsburger zu brechen, die Holländer und die deutschen Protestanten unabhängig zu machen und dem beträchtlich vergrößerten Frankreich die Vorherrschaft in Europa zu sichern. So stand ein Kampf von weltgeschichtlicher Bedeutung, der Kampf zwischen dem mittelalterlichen und dem modernen Staats- und Kirchensystem bevor. Heinrich aber hatte sich zu dem Unternehmen, in welchem er seinen welthistorischen Beruf erblickte, trefflich vorbereitet. Große Heere und gewaltige Geldmittel hatte er gesammelt, und er hatte sich die bewaffnete Mitwirkung Englands, Hollands, Savoyens und der protestantischen Union Deutschlands gesichert. Die Habsburger dagegen waren zum Widerstande unfähig. Wie eine Schilfhütte vom Sturm würde das prangende Gebäude ihrer

Macht von den Stößen Heinrichs niedergeschmettert worden sein und auf den Trümmern würde eine ganz neue Gestaltung der europäischen Verhältnisse sich erhoben haben.

So die herkömmliche Darstellung, welche uns ein großartiges Bild politischer Gegensätze und Bestrebungen entrollt. Ganz anders lagen jedoch die Dinge in Wahrheit, wie eine Reihe neuerer Untersuchungen und noch unveröffentlichter Akten erweisen.

Lassen Sie mich zunächst von Kaiser Rudolf II. und Erzherzog Leopold sprechen.

Rudolf II., welcher seit 1576 regierte, war ein hochbegabter Herr In seltenem Maße besaß er künstlerische und wissenschaftliche Neigungen, Fähigkeiten und Kenntnisse, und auch für die politischen Angelegenheiten eignete ihm eine nicht gewöhnliche Gabe von Verständnis und Urteil. Indes von seiner Kindheit an machte sich in seinem Wesen eine seit vier Geschlechtern in der habsburgischen Familie erbliche Anlage zur Geisteskrankheit bemerklich und seit 1598 entwickelte sich diese zu jener eigentümlichen Form von Störungen, welche als Cäsarenwahnsinn im Altertum bei den Nachfolgern des Augustus und in unseren Tagen bei König Ludwig II. von Bayern hervorgetreten ist. Die Zeitgenossen Rudolfs begriffen diese Krankheit nicht und da dieselbe das Walten und Verhalten des Kaisers wohl beirrte, ihn aber nie im alltäglichen Sinne unzurechnungsfähig machte, so konnte er die Regierung nach wie vor weiterführen. Sein krankhaftes Wesen erzeugte indes in seinen Landen mit der Zeit Zustände, welche es im Jahre 1608 seinem Bruder Matthias geboten erscheinen ließen, ihn mit Hilfe der Landstände von Ungarn, Mähren und Österreich gewaltsam vom Throne zu entfernen. Das Unternehmen gelang nur zum Teil. Die drei mit Matthias verbündeten Länder mußte Rudolf allerdings seinem Bruder abtreten, dagegen bewahrten ihm die Böhmen aus tschechischer Querköpfigkeit die Krone ihres Landes und auch die Reichsfürsten setzten den Kranken aus Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Herrscherwürde und aus anderen Gründen nicht ab.

Die entscheidende Rolle in diesem Hausstreite hatten die protestantischen Stände gespielt. Diese säumten daher nicht, als Lohn die Gewährung der ihnen bis dahin stets verweigerten Religionsfreiheit und die Erweiterung ihrer politischen Rechte zu fordern, und es gelang ihnen, ihre Ansprüche in ausgedehntem Maße durchzusetzen. Katholizismus und Herrschergewalt schienen in den Landen Rudolfs und Matthias' rasch der Vernichtung entgegenzueilen.

Mit tiefem Schmerze und wachsender Erregung beobachtete diese Entwicklung Erzherzog Leopold, ein Sproß des über Steiermark, Kärnten und

Krain herrschenden Nebenzweiges des habsburgischen Hauses. Wie sein älterer Bruder, der nachmalige Kaiser Ferdinand II., war er von glühendem Eifer für den Katholizismus und von einem sehr starken Fürstenbewußtsein erfüllt. Zugleich war er ehrgeizig und thatenlustig. Er fühlte sich daher getrieben, dem drohenden Unheil vorzubeugen. Zunächst bemühte er sich angelegentlich, Rudolf und Matthias zu versöhnen, damit sie geeint den Ständen zu begegnen vermöchten. Als aber seine Anstrengungen scheiterten, wandte er sich dem Plane zu, daß der Kaiser ihn selbst an Stelle des zunächst berechtigten Matthias in Böhmen und in Deutschland zu seinem Nachfolger erwählen lassen solle, damit er mit Hilfe der eben unter den katholischen Reichsfürsten errichteten Liga und der ausländischen katholischen Mächte die Ketzer zunächst in Böhmen und dann auch in den Landen des Matthias niederwerfen könne.

Es läßt sich nicht feststellen, ob dieser Plan von ihm selbst entworfen oder ob er ihm von seinem Beichtvater, dem Jesuiten Heinrich Aquentius, eingegeben wurde, welchen später die öffentliche Meinung und sogar ein so unverdächtiger Zeuge, wie der in unseren Tagen heilig gesprochene Kapuziner Laurentius von Brindisi als Verführer des Prinzen bezeichnete. An die Ausführbarkeit des Gedankens konnte niemand glauben, der die in Betracht kommenden Verhältnisse und die Art des kranken Kaisers kannte. Indes in jenen Zeiten war politisches Verständnis so selten und abenteuerliche Projektenmacherei so gewöhnlich, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn nicht nur der 22jährige Prinz und sein geistlicher Berater, sondern auch ältere und erfahrenere Leute sich für das Unternehmen begeisterten.

Zu dessen Durchführung erachteten indes der Erzherzog und sein Beichtvater die Hilfe des Kaisers doch nicht für ausreichend, vielmehr meinten sie, sich auch im vorhinein die Unterstützung des mächtigen, hochangesehenen und reichen Herzogs Maximilian von Bayern, des Hauptes der katholischen Liga, sichern zu müssen, und das glaubten sie am leichtesten und zuverlässigsten dadurch erreichen zu können, daß Leopold für den Fall des Gelingens seiner Absichten die Hand der Schwester Maximilians, Magdalena, erbitte. Allerdings war der Erzherzog schon als elfjähriger Knabe zum Bischof von Passau und Straßburg erwählt und zum geistlichen Stande erzogen worden, aber er hatte an diesem niemals Geschmack gewonnen, und es erschien ihm weit verdienstlicher, die geplante Rettung von Kirche und Thron in den gesamten österreichischen Landen zu vollziehen, als in zwei kleinen Bistümern mit sanftem Krummstabe bockbeinige Schäflein zu weiden. Da er die höheren Weihen noch nicht empfangen hatte, stand auch ein kirchliches Hindernis seiner Vermählung nicht im Wege. So entschloß er sich denn rasch zur Werbung und reiste im Mai 1609 nach München.

Dort fanden seine Entwürfe bei dem besonnenen und umsichtigen Maximilian keinen Anklang und an seiner Werbung hatte dieser um so weniger Gefallen, als eben einzig und allein das Gelingen der politischen Unternehmung dem Erzherzoge die Möglichkeit zur Vermählung bieten konnte, da derselbe, wenn er auf seine Bistümer verzichtete, als nachgeborener Sohn des überschuldeten steirischen Hauses nicht die Mittel zur Führung eines Hofhaltes besaß. Maximilian konnte jedoch dem naheverwandten Prinzen nicht den Zutritt zu seiner Schwester versagen, noch ihn von Verhandlungen mit seinem Vater, Wilhelm V., welcher zwar die Regierung niedergelegt hatte, aber in Familienangelegenheiten vollen Einfluß behauptete, abhalten, und bei Magdalena und Wilhelm erhielt nun Leopold sehr bereitwilliges Gehör.

Magdalena zählte nur acht Monate weniger als der 22jährige Werber und stand mithin in einem Alter, in welchem an Prinzessinnen bereits die Sorge, sitzen zu bleiben, herantritt. In der That beschäftigte denn auch diese Sorge sie und ihren Vater sehr lebhaft. Nachdem ein früherer Versuch, sie zu vermählen, verunglückt war, hatte sich vor zwei Jahren Rudolfs Bruder, König Matthias, um ihre Hand beworben, und sie war sehr geneigt gewesen, ihr Jawort zu geben. Allerdings war Matthias 30 Jahre älter als sie und eine keineswegs begehrenswerte Persönlichkeit, aber, da Magdalena ihrer religiösen Gesinnung nach nicht daran denken konnte, einen Protestanten zu heiraten, gab es für sie, wie sie selbst klagte, kaum noch eine andere Aussicht auf Vermählung, und zur Nonne fühlte sie nicht den mindesten Beruf. Kaum waren jedoch die Verhandlungen mit Matthias recht in Gang gekommen, so war das Gerücht nach München gelangt, der König sei von seiner langjährigen Geliebten Susanna Wachter in der Weise verzaubert, daß er kein anderes Weib lieben könne, solange ein in einem Kloster hergerichtetes Licht brenne, und wenn dieses Licht nicht vor dem Tode Susannas ausgelöscht werde, müsse der König lebenslang in den Banden des bösen Zaubers schmachten. Herzog Wilhelm hatte darauf zwar alsbald einen Vertrauten ausgesendet, um das Licht auszulöschen, dieser hatte es jedoch nicht gefunden, dagegen Mitteilungen heimgebracht, welche es ziemlich zweifellos machten, daß Matthias niemals Nachkommen haben werde. So war denn dieser im März 1609 abgewiesen worden, und seitdem hatten Wilhelm und Magdalena ängstlich hin und hergesonnen, wo etwa noch ein Bräutigam aufzutreiben sei. Unter diesen Umständen mußte jetzt Leopold als Retter in der Not begrüßt werden. Obendrein war sein Plan, mit Hilfe der Heirat den Katholizismus und die Monarchie in den habsburgischen Landen zu retten, so recht geeignet, den frommen Herzog, welcher mehr auf das Ziel,

als auf den Weg dazu sein Auge zu richten pflegte, einzunehmen, der Prinzessin aber den Erzherzog wie einen gottgesendeten Helden erscheinen zu lassen.

Die beiden jungen Leute faßten rasch eine tiefe Neigung für einander und da Herzog Wilhelm seiner Tochter gegenüber von jener Schwäche beherrscht wurde, welche gutmütige Männer im Alter oft ihren jüngsten Kindern beweisen, so kam es trotz aller Bedenken Maximilians rasch dahin, daß eine — natürlich vorläufig geheim zu haltende — Verlobung erfolgte.

Von kühnen Hoffnungen und süßen Träumen erfüllt, reiste Leopold darauf nach Prag. Er konnte es jedoch nicht verhindern, daß der Kaiser am 11. Juli 1609 den böhmischen Protestanten volle Religionsfreiheit und politische Rechte, welche kaum noch mit einer monarchischen Verfassung vereinbar waren, bewilligte. Damit schien die Verwirklichung seines Planes abgeschnitten. Aber sein von Ehrgeiz und Liebe erregter Sinn entdeckte sofort einen Ausweg. Konnte vorläufig nicht an seine Wahl in Böhmen gedacht werden, so ließ sich doch der Anfang zur Ausführung seiner Entwürfe mit seiner Erwählung zum Nachfolger des Kaisers in Deutschland machen, und es kam, wie er meinte, nur darauf an, im Reiche die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken und die Mehrheit der Kurfürsten für ihn zu gewinnen. Hierfür glaubte er nun den jülicher Handel benützen zu können.

Wenn es ihm gelang, die Possidierenden, die beiden in dem jülicher Lande eingedrungenen Fürsten, zu vertreiben, so mußten die deutschen Katholiken, Spanien und der Papst sich ihm zum größten Danke verpflichtet fühlen, und auch der Kurfürst von Sachsen mußte dadurch für ihn gewonnen werden, da derselbe ebenfalls Ansprüche auf die Erbschaft erhob und der Kaiser geneigt war, sie ihm zuzusprechen, weil Sachsen trotz seines protestantischen Bekenntnisses stets treu zu Österreich und zur Reichsverfassung hielt. Mit den Stimmen Sachsens und der drei geistlichen Kurfürsten aber war die Wahl Leopolds gesichert und jeder Widerstand mußte sich vor dem Bündnisse seiner Freunde beugen. So rechnete Leopold und ohne sich zu fragen, inwieweit seine Rechnung zuverlässig sei, bat er den Kaiser, ihn mit der Sequestrierung der Erbschaft zu beauftragen.

Rudolf II. ging auf diesen Vorschlag ein. Seine Krankheit steigerte nicht nur in ihm die Empfindlichkeit für Beeinträchtigungen seines Ansehens und seiner Macht, wie sie ihm durch das eigenwillige Vorgehen der Possidierenden zugefügt waren, sondern diese Krankheit erfüllte ihn vor allem mit ingrimmigem Hasse gegen seinen Bruder Matthias. Un-

ablässig sann er seit dem Jahre 1608 darauf, sich an diesem zu rächen und ihm die abgetretenen Länder wieder zu entreißen, und die Aussicht, diese Wünsche zu erfüllen, schien sich ihm nun durch Leopolds Plan zu bieten. Darum eilte er, diesen nach Jülich zu entsenden. Weder er noch der Erzherzog dachten daran, die streitigen Lande für sich zu erwerben, und wie sie sich nicht mit Spanien oder irgendwem sonst verständigt hatten, so verfolgten sie auch keine auf die allgemeinen deutschen und europäischen Verhältnisse gerichteten Ziele. Die jülicher Unternehmung sollte nur den persönlichen Absichten Leopolds und Rudolfs dienen.

Aber die Gegner Habsburgs ahnten nicht, wie wenig Anteil die hohe Politik an Leopolds Entsendung besaß. Erfüllt von dem auf mangelhafter Kenntnis der Verhältnisse beruhenden Mißtrauen, welches damals das öffentliche Leben mehr als zu irgend einer anderen Zeit vergiftete, waren sie überzeugt, daß die Maßregel die Einleitung zu einem großen Vorstoße des von Spanien und dem Papste geleiteten Papistenbundes bilde, von welchem ihre Einbildungskraft seit Jahrzehnten träumte. Die Possidierenden riefen die Union, in welcher sich die protestantische Bewegungspartei Deutschlands vor kurzem verbündet hatte, um Hilfe an, die Union wandte sich an die ausländischen Gegner der Habsburger, an Frankreich, Holland und England, und diese drei Mächte, vor allem aber Heinrich IV. von Frankreich, zeigten sich zur Unterstützung bereit.

Heinrich nun wurde dabei nicht von dem berühmten große Plane zur Umgestaltung der gesamten Verhältnisse geleitet. Dieser große Plan ist, wie neuere Forschungen erwiesen haben, nichts als eine Fälschung, welche des Königs Finanzminister Sully lange nach Heinrichs Tode zum eigenen Ruhme erdichtete. Heinrichs klarer Kopf hat sich niemals mit solcher Phantasterei beschäftigt. Aber als die Aufgabe seines Lebens betrachtete es der König, die habsburgische Macht zu zertrümmern und die Vorherrschaft in Europa für Frankreich zu erwerben, und zur Verwirklichung dieser Ziele glaubte er nun die Zeit gekommen, denn es schien ihm zweifellos, daß nicht nur die protestantischen, sondern überhaupt alle die Übermacht Spaniens fürchtenden Staaten um ihrer eigenen Interessen willen am Kriege teilnehmen würden.

Aus allen Kräften begann er zu rüsten, und zugleich richtete er nach allen Seiten hin seine Mahnungen zur Mitwirkung. Diese fanden indes nicht die erwartete Aufnahme. Einzig und allein die deutschen Unierten und das kleine, unzuverlässige Savoyen zeigten sich zu dem von Heinrich geplanten, umfassenden Kriege bereit. Andererseits strengte sich Spanien aufs äußerste an, um zur Abwehr gefaßt zu sein; Kaiser Rudolf veranstaltete beträchtliche Rüstungen, welche allerdings in Wahrheit gegen

Matthias gerichtet waren, aber als zur Handhabung des kaiserlichen Ansehens in Jülich bestimmt bezeichnet wurden; die deutsche Liga nahm eine drohende Haltung an; der Papst mahnte Heinrich dringend ab, für die ketzerischen Possidierenden und gegen die katholischen Interessen das Schwert zu ziehen, und in Frankreich selbst belebte sich gegenüber einem solchen Vorhaben der Fanatismus der heiligen Ligue, welcher in den Hugenottenkriegen so furchtbar gewütet hatte, aufs neue und es wuchs das nie ganz erstorbene Mißtrauen gegen Heinrich, der ja selbst einst Protestant gewesen war, wieder mächtig empor.

Alles das erweckte dem König denn doch ernste Bedenken. Nur von den deutschen Unierten und von Savoyen unterstützt, fühlte er sich Spanien, dem Kaiser und ihren Verbündeten nicht gewachsen. Obendrein hatte er mit der Möglichkeit zu rechnen, daß, wenn er eine Niederlage erleide, die heftig erregten Ligisten oder die Großen seines Landes, welche er kaum erst nach langen Kämpfen zum Gehorsam gebracht hatte, sich wider ihn erheben würden. Ja, er hatte zu besorgen, daß, wenn er während des Krieges sterbe, das Erbrecht seiner Kinder angefochten werden könne, denn diese stammten aus einer zweiten Ehe, die er eingegangen hatte, nachdem seine erste aus sehr anfechtbaren Gründen aufgelöst worden war.

So neigte sich denn Heinrich zum Frieden und dieser würde leicht erhalten worden sein, da auch Spanien denselben wünschte und Rudolf II. nicht den Willen, Leopold nicht die Macht besaß, die Sequestrationsforderung gegen den Druck des friedensbedürftigen Auslandes zu behaupten. Plötzlich ließ jedoch ein nichts weniger als staatsmännischer Grund den König zu seinen früheren Ansichten zurückkehren.

Heinrich IV. besaß alle Gaben eines großen Herrschers und lediglich sein, nicht Sullys Verdienst war es, wenn Frankreich unter seiner Regierung aus tiefem Verfall zu reicher Blüte erhoben und jene Machtstellung vorbereitet wurde, welche es in den folgenden zwei Jahrhunderten einnahm. Dabei war er jedoch als echter Sohn seiner Zeit und seines Volkes leichtfertig und unsittlich bis zur Liederlichkeit. Die Prinzessin Conti hat in einem gelehrten Buche mehr als 60 Damen aufgezählt, mit welchen er längere oder kürzere Zeit Liebschaften unterhielt und zwar nicht nur während seiner ersten, sehr unglücklichen Ehe, sondern auch während der Verbindung mit Maria von Medici, welche ihm fast alljährlich ein Kind gebar. Im Anfange des Jahres 1609 war er nun der trübsten und lächerlichsten seiner Verirrungen verfallen. Der 55jährige Fürst hatte sich in die erst 14 Jahre zählende Prinzessin Margaretha Charlotte von Montmorency verliebt, obwohl eben damals drei andere Verhältnisse ihn beschäftigten.

Margaretha war nicht nur schön und durch blendende Weiße der

Haut ausgezeichnet, sondern sie besaß auch in ganz ungewöhnlichem Maße jenen aus natürlicher Anmut, unschuldiger Koketterie und sprudelndem Geiste gemischten Liebreiz, welcher frühreifen Französinnen mitunter eigen ist. Sogar der würdige, kluge und ernste Nuntius Bentivoglio zu Brüssel konnte sich dem bestrickenden Zauber ihres Wesens nicht entziehen. In Heinrich IV. entfachte dieser eine tolle Leidenschaft. Eine Liebschaft gewöhnlicher Art war jedoch ausgeschlossen, weil Margaretha dem ältesten Geschlechte Frankreichs angehörte und ihr Vater Connetable, der höchste Kronbeamte Frankreichs war. Der König verheiratete sie daher mit seinem Vetter, dem sehr jungen, armen, wenig begabten und ganz von ihm abhängigen Prinzen Heinrich von Condé. Dieser erwies sich indes eifersüchtiger, ehrliebender und entschlossener als Heinrich erwartet hatte. Als seines Oheims Liebeswerbungen immer überschwänglicher und zudringlicher wurden, zog er sich mit seiner Gattin auf seine Güter zurück und als Heinrich sich in deren Nähe einfand, um in der Verkleidung eines Jagdgehilfen die angebetete Prinzessin wenigstens zu sehen, flüchtete Condé, eine gewaltsame Entführung besorgend, Ende November 1609 mit Margaretha nach Brüssel an den Hof der Erzherzoge, wie man die dort im Auftrage Spaniens regierenden Fürstlichkeiten, den Erzherzog Albrecht und seine Gemahlin Isabella, die Tochter Philipp II., nannte.

Die Nachricht von dieser Flucht brachte Heinrich außer sich. In einer Beratung mit seinen Ministern, welche er, was für seine sittlich verlotterte Gesinnung bezeichnend ist, am Bette seiner vor drei Tagen schwer niedergekommenen Gemahlin abhielt, entwarf er die abenteuerlichsten Pläne, um die Entflohenen wieder in seine Gewalt zu bringen, und nachdem ein Versuch, Condé gütlich zur Rückkehr zu bewegen, mißglückt war, entblödete er sich nicht, die Erzherzöge aufzufordern, daß sie ihm das Ehepaar ausliefern sollten. Als sie sich weigerten, entschloß er sich von neuem zum Kriege, dessen Zweck jetzt in erster Reihe die Befreiung der Prinzessin, wie er es nannte, bilden sollte.

Wohl gesellten sich zu den alten Bedenken gegen einen solchen neue, denn die öffentliche Meinung in Frankreich und in allen Ländern verurteilte des Königs Kriegsabsichten, deren wahre Ursache bald allgemein bekannt wurde, noch entschiedener als zuvor und Condé konnte in den Händen Spaniens eine äußerst gefährliche Waffe bilden, indem gerade er es war, welchem die Thronfolge in Frankreich zufiel, wenn Heinrichs zweite Ehe für ungültig erklärt wurde.

Wiederholt bemühte sich daher Heinrich auch noch, sein Ziel durch Verhandlungen zu erreichen. Wiederholt suchte er selbst den Geschäftsträger der Erzherzoge und den spanischen Botschafter an seinem Hofe durch

Drohungen einzuschüchtern oder durch gewundene Vorstellungen zu überzeugen, daß die Auslieferung der Prinzessin ohne Nachteil für Ehre und Gewissen der belgischen und der spanischen Fürsten erfolgen könne. Es kam dabei zu Auftritten, in welchen er seine Würde völlig preisgab. So berichtet Cardenas: „Während ich die politischen Fragen mit dem Könige erörterte, fuhr er plötzlich auf und schrie mich an: Man hält die Prinzessin Condé zu Brüssel wie eine Gefangene und doch ist sie Frankreichs und nicht Spaniens Unterthanin. Ich erwiderte: Sie ist die Unterthanin ihres Gemahls. Nein, schrie er, Frankreichs. Ich wiederholte: ihres Gemahls, und so wechselten wir viermal Behauptung und Gegenbehauptung, wobei er im Zimmer auf- und ablief und wie ein Löwe brüllte.

Ein anderes Mal suchte der König die heimliche Entführung der Prinzessin zu bewerkstelligen. Dann wieder schlug er Umwege ein. Er zwang die Eltern Margarethas, in ihrem Namen deren Rückgabe zu fordern, damit die Erzherzoge einen anständigen Vorwand zum Nachgeben erhielten, und er mutete sogar seiner Gemahlin ein ähnliches Ansuchen zu. Seine Minister, welche immer offener betonten, daß von der Auslieferung der Prinzessin allein Krieg und Friede abhänge, Heinrichs Beichtvater, der Jesuit Cotton, die Nuntien zu Paris und Brüssel, ja der heilige Vater selbst rieten, daß die Erzherzoge die Prinzessin wie ohne ihr Vorwissen abreisen lassen sollten. Unerschütterlich blieben jedoch Albrecht und Isabella dabei, daß sie die ihnen von Condé anvertraute Frau nur auf dessen Verlangen herausgeben würden. Sie fürchteten den Krieg, denn ihre Lande waren wie Spanien selbst bis ins Mark hinein erschöpft, aber sie waren mit König Philipp III. einig, eher die letzten Kräfte einzusetzen, als einen Schritt zu thun, welchen sie als ehrlos und sündhaft betrachteten.

Ihre Festigkeit steigerte in Heinrich das Gefühl, wie schmachvoll und lächerlich seine Leidenschaft sei. Die freudige Entschlossenheit, welche ihm sonst eignete, schwand. Düstere Ahnungen und Träume quälten ihn. Bisweilen schickte er sich an, seiner politischen Einsicht, den Vorstellungen seiner Minister und dem immer stärker werdenden Widerstande der Volksstimmung nachzugeben. Doch immer wieder riß ihn die Leidenschaft hin. Margaretha hatte, solange sie am Pariser Hofe weilte, über die Tollheiten des alten Herrn gelacht. Als sie jedoch diesen nicht mehr vor Augen sah, hatten allmählich seine schwärmerischen Briefe, die für jene Zeit entzückenden Verse, welche er durch seinen Hofdichter Malherbe an sie richten ließ, und das ihrer Eitelkeit schmeichelnde Aufsehen, welches der Handel erregte, Eindruck auf sie gemacht. Daß dann ihr Gatte sie zu einer äußerst beschwerlichen Flucht zwang und sie mit eifersüchtigen Vorwürfen und Drohungen überhäufte, hatte sie gegen ihn gereizt, und die Langeweile,

welche sie an dem klösterlich strengen Hofe von Brüssel empfand, sowie die Einflüsterungen des dortigen französischen Gesandten und seiner Frau hatten sie noch mehr gegen Condé aufgebracht und dem Könige noch geneigter gemacht. Sie beantwortete dessen Briefe in zärtlichem Tone und seufzte nach Befreiung durch ihren Ritter, wie sie den verliebten Herrscher nannte. Das schürte in diesem die Glut des Verlangens und schlug die Regungen der Besonnenheit in ihm stets wieder nieder. Mit fieberhafter Hast fuhr er daher in seinen Rüstungen fort.

Es gelang ihm, mit den deutschen Unierten, mit England und mit Holland Verträge abzuschließen, wodurch sie sich verpflichteten, zur Eroberung Jülichs mitzuwirken. Das Unternehmen gegen die Festung sollte ihm aber nur den Vorwand bieten, an der Spitze eines großen Heeres gegen Brüssel zu ziehen, während ein zweites Heer Spanien selbst, ein drittes im Verein mit Savoyen die spanischen Besatzungen in Italien anzugreifen bestimmt war. Der 19. Mai 1610 wurde von ihm als Tag des Aufbruches festgesetzt. Da traf den König am 14. das tötliche Messer Ravaillacs.

Die französische Geistlichkeit hatte auf den Kanzeln gegen den antikatholischen und ehebrecherischen Krieg geeifert und im Volke hatte sich die Anschauung verbreitet, der König ziehe gegen den Papst zu Felde. So war der alte ligistische Fanatismus wieder emporgelodert und hatte den Arm Ravaillacs bewaffnet.

Heinrichs Tod änderte die politische Lage mit einem Schlage von Grund aus. Seine Witwe, Maria von Medici, welche für seinen unmündigen Erben die Regentschaft übernahm, hatte keinen Anlaß, für die Befreiung der Prinzessin Condé zu streiten, dagegen empfahlen ihr viele und gewichtige Gründe die Verständigung mit Spanien. Unverweilt vollzog sie dieselbe und gegen Jülich schickte sie nur die wenigen Truppen, zu deren Stellung sie die von ihrem Gemahl geschlossenen Verträge verpflichteten.

Mit Hilfsscharen der deutschen Unierten, Englands und Hollands vereint, fanden sie leichte Arbeit. Rudolfs II. kranker Geist hatte sich längst anderen Wegen zur Befriedigung seiner Rachgier an Matthias zugewandt, und von ihm verlassen, hatte Erzherzog Leopold sich bereits vor Heinrichs Tode mit Hinterlassung einer schwachen Besatzung aus Jülich entfernen müssen. Am 12. September 1610 ergab sich die Festung. Unmittelbar danach zogen die französischen Truppen heim und nötigten dadurch die Engländer und Holländer, ihrem Beispiele zu folgen; die Unierten aber sahen sich nun gezwungen, auf den Umsturz der Reichsverfassung und die Eroberung der geistlichen Fürstentümer, welche sie an das jülicher Unternehmen anschließen gewollt hatten, zu verzichten.

So wurde der europäische Krieg, der unabwendbar zu drohen schien, im letzten Augenblicke verhütet. Er wäre, auch wenn Heinrich IV. ihn geführt hätte, nicht, wie man gemeint hat, ein rascher Triumphzug seiner Heere geworden. Spanien, Belgien und der Kaiser hatten beträchtliche, den Franzosen an Kriegstüchtigkeit weit überlegene Heere bereit und die deutsche Liga rüstete mit Macht. Es wäre ein Kampf herbeigeführt worden, umfassend, andauernd und schwer, wie nachmals der dreißigjährige Krieg. Nicht aber die Lebensinteressen der Völker und weitsichtige Berechnungen der großen Politik hätten ihn entzündet; diese standen nur mitwirkend im Hintergrunde: die entscheidenden Ursachen für den Ausbruch des Kampfes wären die Leidenschaften und persönlichen Eigenschaften der von uns geschilderten Fürsten gewesen: die Rachgier des geisteskranken Kaisers, die religiöse Schwärmerei, der Ehrgeiz und die Liebe des Erzherzogs Leopold, das stolze Ehrgefühl der belgischen Herrscher und Philipps III. von Spanien und in erster Linie die tolle Liebesraserei Heinrichs IV.

VII.

Rudolf II., deutscher Kaiser.

(Allgemeine deutsche Biographie.)

Rudolf II., deutscher Kaiser, geboren am 18. Juli 1552 kurz vor 7 Uhr abends zu Wien; † am 20. Januar 1612 zu Prag, war der zweite Sohn Kaiser Maximilians II. und der Tochter Kaiser Karls V., Maria; sein älterer Bruder Ferdinand war indes schon kurz vor seiner Geburt gestorben. Über seine frühste Kindheit ist nichts bekannt. 1561 versprach Maximilian, um das Mißtrauen König Philipps II. von Spanien gegen seine kirchliche Gesinnung zu stillen, daß er seinen Erben an dessen Hofe erziehen lassen wolle. Demgemäß wurde Rudolf am 3. Oktober 1563 mit seinem nächstältesten Bruder Ernst nach Spanien gesandt. Als Hofmeister begleitete die Prinzen Adam v. Dietrichstein, als Lehrer Dr. jur. Johann Tonner, als Kämmerer Wolfang v. Rumpf. Von ihrem Aufenthalte in Spanien fehlen wiederum alle Nachrichten. Im Juni 1571 ließ Philipp II. sie durch ein von Don Juan de Austria befehligtes Geschwader nach Genua bringen, von wo sie wohl durch Oberitalien nach Wien zurückkehrten. Schon Ende August wohnten sie dort der Hochzeit Erzherzog Karls an. Aus dem Dunkel der folgenden Jahre tritt Rudolf nur selten hervor. Am 26. September wurde er zum König von Ungarn und am 22. Sept. 1575 zum König von Böhmen gekrönt, am 27. Oktober 1575 aber zu Regensburg als römischer König erkoren und am 1. November gekrönt. Außerdem ließ ihn sein Vater der eigenen Kränklichkeit halber Landtage in Ungarn und Böhmen abhalten, und 1576 betraute er ihn, während er selbst dem Regensburger Reichstage anwohnte, mit der Statthalterschaft in den Hauslanden. Im übrigen zog er den Sohn, dessen Wesen ihm vermutlich nicht zusagte, nicht zu den Regierungsgeschäften

heran. Schon am 12. Oktober 1576 legte jedoch Maximilians Tod die Herrschaft in Rudolfs Hände. Ferdinand I. hatte Innerösterreich und Tirol mit Vorderösterreich an seine jüngeren Söhne überwiesen. Maximilians Testament bestimmte den Brüdern Rudolfs nur ein Jahrgehalt von 25 000 Gulden und setzte Rudolf zum Alleinerben der ihm gebliebenen Hausländer ein. So fielen diesem mit dem Deutschen Reiche die Erzherzogtümer Österreich ob und unter der Enns, das Königreich Ungarn und das Königreich Böhmen mit dessen Nebenländern Mähren, Schlesien und der Ober- und Niederlausitz zu. 1595 kehrten dann auch Tirol und Vorderösterreich durch den Tod des Erzherzogs Ferdinand an die Hauptlinie des Hauses zurück.

Rudolf war ungewöhnlich begabt und hatte sich eine Bildung erworben, welche die der meisten Fürsten seiner Zeit weit überragte. Er beherrschte nicht nur außer der Muttersprache die lateinische, spanische, italienische, französische und — in geringerem Maße — die tschechische, sondern er besaß auch ausgedehnte und eindringende wissenschaftliche Kenntnisse. Diese zu mehren, war er auch als Herrscher unablässig bemüht. Er vergrößerte die von seinem Vater ererbte Bibliothek beträchtlich und zog an seinen Hof zu Prag nicht nur die in der Stadt lebenden, sondern auch zahlreiche auswärtige Gelehrte, oder knüpfte doch mit diesen Verbindungen an. Seine Vorliebe galt der lateinischen Dichtkunst und der Geschichte, besonders aber der Mathematik, der Astronomie, der Physik und der Naturwissenschaft überhaupt. Unter den ihn umgebenden „Poeten" ragten hervor Thomas Mitis, Nikolaus Pelargus, Karl v. Karlsberg, Kaspar Cropacius, Georg und Berchtold Pontanus v. Breitenberg, Johann Chorinus, Hugo Blotius u. a. Namhafte Historiker begegnen uns am Hofe nicht, außer Johann Pistorius, welcher es vielleicht seinen Geschichtsforschungen zu danken hatte, daß er zum Beichtvater des Kaisers ernannt wurde; eine Reihe von damals angesehenen Männern aber empfing den Titel eines kaiserlichen Historiographen, und insbesondere ehrte und unterstützte Rudolf den verdienstvollen Franz Guilliman. Gern nahm er die Widmung geschichtlicher Werke entgegen, und häufig las er in solchen, das Beachtenswerte eigenhändig anzeichnend. Sehr groß war die Zahl der Mathematiker und Naturforscher, die er um sich versammelte, und hervorvorzuheben sind aus ihr der Professor am Prager Karlskolleg Peter Codicillus, der zugleich ein tüchtiger Philologe war, der Botaniker Zaluzansky, die Ärzte Bartholomäus und Hippolytus Guarinoni aus Trient, Georg Handsch aus Lymuso, Johann Jessenius aus Breslau und Anselm Boetius de Boodt aus Brügge, vor allem aber Tycho de Brahe und Johann Kepler. Nichts bekundet deutlicher das tiefe Verständnis Rudolfs für die

Wissenschaft, als daß er Kepler nach nur kurzem Aufenthalte in Prag zum Nachfolger des hochberühmten Brahe bestellte, und nichts bezeugt klarer seine Liebe zur echten Wissenschaft, als daß er 1611 den aus Not in andere Dienste getretenen Kepler bat, wenigstens noch bis zu seinem, des Kaisers, Tode in Prag zu bleiben. Dankbar hat daher der große Gelehrte durch seine „Tabulae Rudolphinae“ das wissenschaftliche Andenken Rudolfs mit seiner Unsterblichkeit verbunden. Wie dieser die Arbeiten seiner Gelehrten mit dem lebhaftesten Anteil verfolgte, so war er auch selbst stundenlang im Laboratorium, auf der Sternwarte und in Studien thätig. Wenn er sich daneben nicht minder eifrig mit Astrologie, Alchymie und ähnlicher Afterweisheit befaßte und deren Vertreter, wie die Goldmacher Michael Sendivog und John Dee oder der Spiritist und Gedankenleser Hieronymus Scoto, bei ihm bereitwillige Aufnahme fanden, so war das durch die Richtung der Zeit bedingt und entsprang wiederum nur seinem Streben, die Geheimnisse alles Werdens und Seins zu ergründen. Er erwarb sich den Ruf, daß er in jenen dunklen Künsten tief eingeweiht sei, und, wie eine Inschrift im Prager Schloß verewigte, daß Sendivog ihm eine Tinktur bereitet habe, mit der er die Metalle umgewandelt, so zeigte man noch im 18. Jahrhundert in Wien Bleistangen, welche Rudolf zur Hälfte in Gold umgeschaffen, in Prag aber einen Sessel, von dem aus unter Vermittlung Scodos der Teufel mit ihm verkehrt habe. Die gleiche Neigung und Begabung wie den Wissenschaften brachte Rudolf der Kunst, dem Kunsthandwerk und der Technik entgegen. Er malte und schnitzte mit Geschick, fertigte schöne Gewebe, Uhren und mechanische Geräte aller Art, und auch in Goldschmiedearbeiten soll er gewandt gewesen sein. Noch zahlreicher als die Gelehrten waren an seinem Hofe die Maler, wie Bartholomäus Spranger und Georg Hufnagel aus Antwerpen, Hans v. Achen aus Köln, Johann Breughel aus Brüssel, Roland Saveri aus Kortrijk, Josef Heinz aus Basel und Johann Hofmann aus Nürnberg; die Kupferstecher, wie Ägidius Sadeler aus Antwerpen; die Bildhauer, wie Giovanni da Bologna aus Douai und Adrian de Fries aus dem Haag; die Medailleure und Bossierer, wie Alessandro Abondio aus Florenz; die Kameen- und Gemmenschneider, die Edelsteinschleifer, die Kunstschneider, Uhrmacher, Erzgießer, Brokatwirker u. s. w. Die Glasarbeiter Rudolfs wetteiferten mit denen Venedigs und führten die böhmische Glasindustrie zu jener Blüte, welche sie für Jahrhunderte zum einträglichsten Gewerbszweig des Landes erhob. Weniger pflegte er die Baukunst, dagegen vermehrte er die von seinem Vater geschaffene Musikkapelle, an deren Spitze die Belgier Philipp v. Monte und Jakob Regnard standen, durch ausgezeichnete Kräfte, wie Leo Haßler aus Nürnberg, Johann B. Pinelli aus

Genua, Tiburtio Massaini und Johann Morsellini aus Cremona. Ebensowohl der Kunst wie der Gelehrsamkeit dienten seine Antiquare, wie Ottavio Strada, seine Mechaniker, Techniker und mancherlei „Erfinder“. Das Schaffen all dieser Männer verfolgte er gern in seinem Werden und Fortschreiten, und nicht selten gab er ihm selbst die Vorwürfe; was gut vollendet war, begrüßte er mit inniger Freude; ein Relief des Giovanni da Bologna stellte er eigenhändig in seinem Arbeitszimmer auf mit den zufriedenen Worten: „Das ist mein“. Der Besitz der in seinen Diensten gefertigten Werke allein genügte ihm indes nicht. Von nah und fern brachte er vielmehr mit unermüdlichem Eifer, feinem Verständnisse und gewaltigen Kosten Gemälde der hervorragendsten Meister oder doch deren Kopien, alte und neue Werke der Bildhauerkunst, Kameen und Gemmen, Medaillen und Münzen und Erzeugnisse des Kunsthandwerkes herbei. Die Sammellust seiner Zeit war ihm im vollsten Maße eigen, und dem damaligen Gebrauche gemäß dehnte sie sich zugleich auf Edelsteine, Perlen, Kostbarkeiten, Seltenheiten und Wunderlichkeiten aller Art aus. Vier große Säle und mehrere Gänge seines Schlosses auf dem Hradschin füllten seine Sammlungen. Neben Gemälden von Raphael, Leonardo da Vinci, Tizian, Correggio und Dürer, neben der Apotheose des Augustus, neben Bildsäulen und Büsten sah man da eine als achtes Weltwunder gerühmte, von seinen Künstlern gefertigte Tischplatte aus Jaspisstücken, welche durch ihre natürliche Färbung und ihre kaum wahrnehmbare Zusammenfügung eine reiche Landschaft darstellten, einen schmiedeeisernen Thronsessel aus Nürnberg, den silbernen Kodex des Ulfilas, die „Teufelsbibel“ von Braunau, die riesigste der Handschriften, Globen und Uhren, Porzellan-, Thon- und Glaswaren, indische und amerikanische Waffen und Geräte, Einhörner, Muscheln, Früchte u. dergl. unzähliges. Im Prager Zeughause häufte er zugleich kunstvolle und merkwürdige Rüstungen, Geschütze und Waffen auf. In seinem Schloßgarten pflegte er ausländische Bäume, Blumen und Heilkräuter, in seinen Zwingern, Vogelhäusern und Teichen die Tiere aller Zonen, in seinen Ställen die edelsten Rosse verschiedener Arten. Wie er selbst, so spähten auf seine Weisungen hin auch seine Gesandten und Agenten und die mit ihm in Verbindung stehenden Kaufleute unablässig nach neuen Erwerbungen aus, und durch nichts konnten ihn Fürsten, Städte und andere sich leichter gewinnen, als durch Schenkung oder Überlassung von Gegenständen, welche eine Zierde seiner Sammlungen bilden konnten. Mit der Zeit übertrafen diese an Mannigfaltigkeit und Wert alle anderen Europas. Nach seinem Tode leerten sich die Tierbehälter und Ställe bald; der Garten blieb noch längere Zeit eine Zierde der Burg; von den Sammlungen, namentlich von den Gemälden, wurde ein Teil

nach Wien übergeführt, einzelnes im böhmischen Aufstande zerstört oder entfremdet, vieles 1631 von den Sachsen, 1648 von den Schweden geraubt; der Rest ging im 18. Jahrhundert zu Grunde oder wurde nach Wien gebracht.

Der Ruhm, welchen Rudolf sich durch seine Sammlungen und seine nicht aus Prunksucht und Eitelkeit, sondern aus innerem Anteil hervorgegangene Pflege der Wissenschaften und Künste bei der Mitwelt erwarb, hat seinem Namen bis zur Gegenwart mit Recht hellen Glanz bewahrt. Um so dunklere Schatten umweben das Andenken seiner Regierung. Nicht als ob sein ganzes Sinnen und Trachten in jenen Liebhabereien und Bestrebungen aufgegangen wäre, oder als ob es ihm an Fähigkeit und Wissen für politisches Wirken gefehlt hätte. Er besaß den entschiedensten Willen, die Herrschaft auszuüben, und wenngleich er beim Regierungsantritte mit den Staatsgeschäften durchaus nicht vertraut war und in seiner Unerfahrenheit und Schüchternheit den Eindruck geringer Begabung hervorrief, so erregte er doch sehr bald und in der Folge stets durch eindringende Kenntnis aller Verhältnisse und durch treffendes Urteil Bewunderung, und zeigte er sich nicht selten seinen tüchtigsten Räten an Scharfblick überlegen. Aber es lastete auf ihm das unselige Verhängnis einer Geisteskrankheit, welche er von der Mutter ererbt hatte. Dieselbe entsprach in ihren Formen ganz dem Leiden, von welchem in unseren Tagen der ebenfalls so reich begabte König Ludwig II. von Bayern heimgesucht war. Sie beeinträchtigte nicht die Denkkraft des Kranken, und nie ist es dahin gekommen, daß Rudolf intellektuell zur Regierung unfähig geworden wäre, wenngleich manche wunderliche Laune und in den letzten Jahren seines Lebens auch mancher tolle Plan durch die Krankheit erzeugt wurde; aber diese lähmte von vornherein seinen Willen; sie erschwerte es ihm je länger desto mehr, sich zu Entschlüssen und Handlungen aufzuraffen, und sie erfüllte ihn in steigendem Maße mit angstvoller Schwermut, Menschenscheu, Verfolgungs- und Größenwahn. Die Neigung zur Abschließung vom Verkehr und zur übertriebenen Schätzung seiner Würde hatte ohne Zweifel durch den Aufenthalt am Hofe Philipps II. Nahrung empfangen, und seinem Hange zur Schwermut konnte derselbe nicht entgegenwirken. Wie die spanische Tracht hatte er auch die spanische „Grandezza", die steife Förmlichkeit und Gemessenheit, angenommen. Schon seiner Erhebung auf den deutschen Thron stellten sich bei den Reichsfürsten wegen seines zurückhaltenden und gedrückten Benehmens Bedenken entgegen, und seit dem ersten Jahre seiner Regierung werden Klagen laut, daß ihn gehäufter Geschäftsdrang melancholisch mache, und daß es schwer falle, Zutritt bei ihm zu erlangen. Im Verein mit anderen Leiden, welche seinen ohnehin

schwächlichen Körper im Herbst 1578 und vom Ende 1580 bis tief in den Sommer 1581 hinein heimsuchten, trat dann die böse Anlage bereits als ausgesprochene Krankheit hervor, und seit dem zweiten Auftreten hielt sie ihn dauernd gefangen. Bis dahin war er ein Freund vom Jagen und Reiten, von Turnieren und glänzenden Festen gewesen. In der Folgezeit widmete er sich solchen Vergnügungen nur mehr ganz ausnahmsweise. Zu Reisen war er kaum noch zu bewegen. Nur noch dem ungarischen Landtage von 1583 und den Reichstagen von 1582 und 1594 wohnte er bei, und nur die Furcht vor der Pest vermochte ihn noch, 1599 und 1606 Prag zu verlassen. Seit 1598 eröffnete er nicht einmal mehr die böhmischen Landtage persönlich. Wenn er vom Beginn seiner Regierung an mit Vorliebe in Prag verweilte und dort seit Ende 1582 dauernd seinen Hofhalt aufschlug, so schrieben das Eingeweihte ohne Zweifel mit Recht dem Umstande zu, daß er sich in Wien dem Verkehr mit seinen Brüdern nicht entziehen konnte. In den ersten Jahren seiner Regierung hatte er regelmäßig die Sitzungen der verschiedenen an seinem Hofe bestehenden Ratskollegien besucht; seit 1580 erschien er sogar in dem obersten derselben, im geheimen Rate, nur mehr selten. Öffentlich ließ er sich fast niemals sehen; er beschränkte sich darauf, täglich durch seine Gärten und bisweilen durch seine Ställe zu wandeln. Dabei und bei seinen Mahlzeiten liebte er keine Gesellschaft; nur ein Kämmerer hatte ihm bei letzteren die Speisen, ein anderer den Wein zu reichen. Er sprach sehr wenig und lachte nie; die sonst so gesuchten Hofnarren waren ihm verhaßt. Seine Lebensweise war höchst einförmig. Seine Kleidung war stets von demselben Stoff und Schnitt; seine Mahlzeiten mußten stets in gleicher Weise, zur gleichen Stunde, im gleichen Gemach aufgetragen werden. Alles Ungewohnte verursachte ihm Mißbehagen. Schwere Regierungssorgen aber, unglückliche Ereignisse, Todesfälle in seiner Umgebung, körperliches Unwohlsein, ja sogar die Erörterung ihm unangenehmer Angelegenheiten und das Erscheinen von Gesandtschaften und fürstlichen Besuchen konnten ihn so sehr aufregen, daß er heftigen Anfällen von Schwermut unterlag. Mit den Jahren wuchs seine Krankheit überhaupt an Stärke, und wie sie durch die Zurückgezogenheit, das nächtliche Studieren und das Verweilen in qualmigen Laboratorien und Werkstätten gefördert wurde, so zerrüttete Rudolf seine Kraft im Verkehr mit Weibern, dem er sich mit seltener Maßlosigkeit und Wechsellust hingab. Ein wesentlicher Fortschritt des Leidens wurde beobachtet, seit die Bewerbung des Erzherzogs Maximilian um die polnische Krone 1588 einen so schimpflichen Ausgang genommen hatte. Im Herbst 1598 kam dann die Krankheit zu voller Entfaltung. Weniger noch als zuvor war Rudolf seitdem zugäng-

lich, und seltener noch verließ er seine Gemächer und Gänge. Höchstens in den Ställen vermochten ihn noch Fremde, als Stallknechte verkleidet, zu Gesicht zu bekommen, und im Jahre 1609 konnten die böhmischen Stände zweifeln, ob er überhaupt noch lebe. Rings um ihn her mußte Todesstille herrschen, nur einzelne aus seinen Ministern, Räten und Dienern durften ihm — indes nur auf seinen Ruf — nahen, und in der Furcht, ermordet zu werden, ließ er in den nach außen gekehrten Gängen die Fenster bis auf kleine, schiefgeneigte Öffnungen vermauern. In seiner Jugend war er leicht vom Zorn übermannt worden; später hatte sich derselbe in stillen Grimm, der ihm am Herzen fraß, verkehrt; jetzt brach er wieder leicht mit zügelloser Heftigkeit hervor und riß den Kaiser zu Schmähungen und zu Thätlichkeiten gegen seine Leute, ja gegen seine Minister hin. Jene Anlässe aber, welche früher schon ein stärkeres Auftreten der Krankheit bewirkt hatten, zogen jetzt häufig eine an Raserei grenzende Erregung nach sich, welche ihn mit dem Glauben erfüllte, er sei verzaubert oder vom Teufel besessen, ihn bei Tag und Nacht ruhelos umhertrieb und ihn zur Mißhandlung seiner Kämmerer und Diener, zum Zerschlagen von Geräten und sogar zu Selbstmordversuchen verleitete. Eine Besserung war nun um so weniger mehr zu erzielen, als Rudolf seinen Ärzten nicht folgen mochte und seine Lebensweise nicht änderte. Obendrein pflegte er, während er vorher äußerst mäßig gewesen war, in seinen letzten Jahren stark zu trinken.

Es konnte nicht fehlen, daß die Krankheit von Anfang an sein ganzes Wesen beeinflußte. Er war von Natur wohlwollend, gütig, dankbar und anhänglich. Dem Städtchen Reichenberg und dessen Söhnen bewahrte er sein ganzes Leben lang huldvolle Gesinnung, weil es ihm in seiner Jugend bei einem Besuche große Ehre erwiesen hatte, und als 1589 der Wein in Böhmen mißriet, erließ er den Winzern alle ihm zustehenden Abgaben auf anderthalb Jahre. Kaum zur Regierung gelangt, ernannte er seinen Hofmeister Dietrichstein zum Oberhofmeister, seinen Lehrer Tonner zum Reichshofrat und Wolfgang von Rumpf zum Oberstkämmerer. Den letzteren, der vor allem sein Herz gewonnen hatte, überhäufte er in der Folge mit Würden und Reichtum. Gegen diejenigen, welche seine Gunst oder seine Achtung erwarben, zeigte er sich überhaupt sehr freigebig, und seinen Gelehrten und Künstlern spendete er gern Gehälter, Geschenke, Titel und Adelsdiplome. Wenn er sich anderen karg erwies, so hatte das seinen Grund nur in dem Zwange seines Geldmangels und in der Erfahrung, daß manche, die er bereichert hatte, seinen Dienst verließen. Er strafte ungern und verzieh den Bittenden leicht. Niemandem wollte er Leid zufügen und allen begegnete er milde und herablassend. Aber seine Krank-

heit bewirkte, daß er sich im allgemeinen gegen die Menschen mit Mißtrauen erfüllte, einzelnen dagegen ein ungemessenes Vertrauen zuwandte. Schon 1582 durfte ihm während eines heftigeren Krankheitsanfalles nur Rumpf nahen, und allmählich kam es dahin, daß alle Angelegenheiten nur durch diesen an den Kaiser gebracht werden konnten. Wie jedoch die Krankheit wuchs, so richtete sie seinen Argwohn auch gegen Rumpf und die anderen Minister und bestimmte Rudolf nun, ganz untergeordneten Leuten sein maßloses Vertrauen zu schenken. Bereits 1594 wird der Kammerdiener Hans Popp als sein „Augapfel" bezeichnet, und 1597 wird erwähnt, daß Audienzen nicht durch den Oberstkämmerer, sondern durch die Kammerdiener zu erlangen seien. Lange Zeit hielt freilich den Kaiser seine Scheu vor jeder Veränderung davon zurück, die Räte, welche seinem Argwohn verfallen waren, zu entlassen. Nachdem jedoch seine Krankheit zur vollen Ausbildung gediehen, ließ er sich durch einen Wutanfall hinreißen, am 26. September 1600 Rumpf und den nächst diesem einflußreichsten Minister, den Obersthofmarschall Graf Paul Sixt von Trautson plötzlich wegzujagen. Seitdem begann das „Kammerdienerregiment". Kammerdiener wie Hieronymus Machowsky, Philipp Lang, Johann Ericius und Kaspar Rutzky, Ofenheizer, Kunsthandwerker, Alchymisten, Maler und Ärzte erlangten in allen Beziehungen den größten Einfluß und konnten denselben in frechster Weise mißbrauchen, bis des Kaisers Argwohn sich auch gegen sie kehrte und sie — bisweilen plötzlich — ins Verderben stürzte. Den Ministern und Räten gegenüber wechselte Rudolfs Stimmung wie Aprilwetter, und einer nach dem andern fiel in Ungnade und wurde weggejagt oder veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen. Erst seit dem Jahre 1607, seit dem Ausbruch der Streitigkeiten mit Matthias, trat wieder Stetigkeit in den politischen Würden ein, und nun erlangte namentlich Andreas Hannewald und Hans Rupprecht Hegenmüller Vertrauen und Einfluß, ohne jedoch die „Winkelräte" beseitigen zu können. Der einzige von den Räten aus früherer Zeit, welcher sich in seiner Stellung behauptete, war der Geheimsekretär Johann Barvitius, der seit 1594 das Vertrauen Rudolfs genoß und oft sogar in der Nacht von ihm berufen wurde; wohl fiel auch er mehrfach in Ungnade, entbehren konnte ihn der Kaiser jedoch nicht, und so stand er noch an seinem Sterbebette. Wie sich aber das Mißtrauen des Kaisers gegen die Räte seit 1598 vermehrte, so ging seitdem seine Scheu vor den Menschen in Ekel und Verachtung gegen sie über, indem er die Wirkungen seiner Stimmungen der Undankbarkeit und Erbärmlichkeit des Menschengeschlechts zuschrieb. Nicht weniger als in seinem Verhältnisse zu den Menschen machte sich ferner Rudolfs Krankheit in der Schätzung seiner Persönlichkeit und seiner politischen Stellung

geltend. Er besaß großartigen, echt königlichen Sinn. Schmeichler verachtete er, und wenn auch kühner Freimut seinen Zorn aufbrausen ließ, so wußte er ihn dennoch, sobald er sich beruhigt hattte, zu schätzen. In den größten Bedrängnissen und unter den schwersten Demütigungen wußte er stets eine würdevolle Haltung zu bewahren. Diese Gesinnung und die Gemessenheit seines Benehmens, welche mit liebenswürdiger Herablassung verbunden war, verlieh ihm bis in seine letzten, von Krankheit und Kummer gebeugten Jahre hinein etwas sehr Imponierendes, obgleich er klein und schmächtig war und sein von krausem, blondem, früh ergrauendem Haare und Bart umrahmtes Gesicht mit den hellblauen, von buschigen Augenbrauen fast bedeckten Augen, der großen Nase und dem auffallend vorgeschobenen Unterkiefer nicht schön und ansprechend gefunden werden konnte. Indes von Anfang an zeigten sich daneben die Wirkungen der Krankheit. Wenn man an seinem Hofe versicherte, daß er in seinen Eigenschaften Karl V. gleiche, so entsprach das wohl seiner eigenen Meinung: durch Adrian de Fries ließ er von sich eine Büste als Gegenstück zu einer solchen jenes Kaisers schaffen. Er kleidete sich stets in kostbaren Silberbrokat, seine Gemächer stattete er mit außerordentlicher Pracht aus, bei den Festen, die er gab, entfaltete er große Verschwendung, und noch als er bereits jedes öffentliche Auftreten scheute, ließ er sich Krone, Scepter und Reichsapfel für eine Million Gulden und eine Halskette von ungeheurem Werte anfertigen. Von seinen Räten und Dienern verlangte er die größte Ehrfurcht, und jede Verletzung derselben, jede Versäumnis gegen seine Person empfand er sehr schwer; sein Nachfolger bemerkte einmal, man erkenne die in seinem Dienste Gewesenen sofort an ihrem ehrfürchtigen Benehmen und ihren tiefen Verbeugungen. Ohne Zweifel geschah es auch gutenteils zur Vermehrung des eigenen Ansehens, daß er die Gebeine seiner Vorgänger auf dem böhmischen Throne 1589 im Prager Dom in ein prachtvolles Mausoleum barg. Durch das Kaisertum, dessen wirkliche Macht so sehr geschwunden war, fühlte er sich ganz im Sinne des Mittelalters zum Erben der römischen Weltherrschaft und zum Oberhaupte und Schirmherrn der Christenheit berufen. Deshalb verweigerte er nicht nur gleich seinen Vorgängern den Päpsten den Obedienzeid und die Annahme einer Bestätigungsbulle, sondern er lehnte auch ab, sich vom Papste zum Kaiser krönen zu lassen, verteidigte hartnäckig die hergebrachten Hoheitsrechte über die Kirche in seinen Erblanden und suchte sogar die Ansprüche der mittelalterlichen Kaiser auf die Vogtei über die Stadt Rom wieder zur Geltung zu bringen. Dem Könige von Spanien versagte er die begehrte Übertragung des Reichsvikariates in Italien, während er selbst von jenem das Herzogtum Mailand und die Niederlande als alte Reichsgebiete wiederzuerlangen

wünschte. Daß Spanien seinen Forderungen nicht willfahrte, trug wesentlich dazu bei, daß seine Heirat mit Philipps II. Tochter Isabella, worüber von 1579—97 verhandelt wurde, nicht zu Stande kam, und erfüllte ihn im Verein mit der Besetzung italienischer Reichslehen, welche Philipp sich erlaubte, ebenso gegen Spanien mit tiefer und nachhaltiger Abneigung, wie die Haltung der Päpste in den oben berührten Fragen ihn mit Groll gegen den römischen Stuhl durchdrang. Auch an der Hartnäckigkeit, womit Rudolf seit 1598 dem Frieden mit den Türken widerstrebte, hatten die überspannte Auffassung des Kaisertums und sein krankhaftes Ehrgefühl großen Anteil. Als Schirmherr der Christenheit fühlte er sich zum Kampfe gegen die Ungläubigen verpflichtet, und unsterblichen Ruhm hoffte er aus demselben davonzutragen. Jeden Sieg verewigte er durch Denkmünzen, und nach den Erfolgen des Jahres 1597 ließ er nicht nur eine große Anzahl von Denksäulen errichten, eine Geschichte des Feldzuges veröffentlichen, eine prachtvolle Medaille prägen und eine von ungarischen Flußgöttern umgebene Bildsäule der Geschichte ausführen, sondern er entriß sich noch einmal seiner Einsamkeit, um die errungenen Siege in Turnieren, Ritterschlägen und anderen Festlichkeiten zu feiern. Diese Gesinnung trieb ihn zur Fortsetzung des Kampfes und ließ ihn auch nach schweren Niederlagen und in höchster Bedrängnis den Frieden abweisen, weil dieser nur durch Gebietsabtretungen zu erlangen war. Noch deutlicher als in all diesen Thatsachen bekundete sich jedoch die Krankheit des Kaisers in der Eifersucht und Gereiztheit, womit er über dem Besitze seiner Macht wachte, in dem Argwohn, womit er bei jedem Versuche, seine Nachfolge festzustellen, die Absicht, ihn der Herrschaft zu berauben, voraussetzte, und in der grimmigen, sich zuletzt jeder vernünftigen Erwägung verschließenden Rachgier, womit er Antastungen und Beeinträchtigungen seines Ansehens und seiner Gewalt nachtrug und zu vergelten suchte. Diesen Wirkungen seiner Krankheit entsprangen die traurigen Verwicklungen und Schicksale seiner letzten Jahre, und von ihnen dürfen wir die beiden Strafgerichte herleiten, welche die Böhmen und Deutschen ganz besonders gegen ihn erbitterten. Ohne Prozeß setzte er 1594 den böhmischen Landhofmeister Georg Popel von Lobkowitz ab, warf ihn ins Gefängnis und beraubte ihn und seinen ins Ausland entflohenen Bruder Ladislaus aller Güter, weil sie beschuldigt wurden, unter den böhmischen Ständen hochverräterische Verbindungen angezettelt zu haben, und nach 13jähriger Haft ließ er Georg, den Landesgesetzen zuwider, foltern und verursachte dadurch seinen Tod, weil mit Georgs Vorwissen eine Rudolf in sehr beleidigender Weise angreifende Schrift erschienen war. 1605 aber übergab er den hochverdienten und lange Zeit durch seine vollste Gunst ausgezeichneten Feldmarschall Hermann

Christof von Rösworm dem Henker, und zwar wohl nicht wegen des Raufhandels, der einem Italiener das Leben gekostet hatte, sondern weil Rosworm „mit dem kaiserlichen Frauenzimmer Ungebühr getrieben“ und so an der Person seines Herrn gefrevelt hatte.

Die Geschichte der Geisteskrankheit Rudolfs und ihres wachsenden Einflusses bietet den Schlüssel zur Geschichte seiner Regierung. Auch abgesehen von ihren schlimmsten Ausartungen mußte sie seinem politischen Walten ihr Gepräge aufdrücken. Die Arbeit, welche damals ein Fürst zu leisten hatte, war weit größer als in späterer oder früherer Zeit, weil alles schriftlich abgehandelt wurde, auch geringfügige Angelegenheiten an den Fürsten gebracht und auch unbedeutende Erlasse und Briefe von ihm unterzeichnet werden mußten, das gesamte Verwaltungswesen in der Umwandlung zu neuer Gestaltung begriffen war und die Zahl der Beamten, namentlich der höheren, der Geschäftslast nicht entsprach. Rudolf war nun infolge seiner Krankheit zu angestrengter Regierungsthätigkeit nicht fähig, anderseits aber nicht geneigt, wie es so manche Fürsten seiner Zeit thaten, seinen Räten die Entscheidung zu überlassen. Er wollte nicht das mindeste ohne sein Vorwissen geschehen lassen, und keiner seiner Räte hätte wagen dürfen, ein an ihn gerichtetes Schreiben zu erbrechen. Diejenigen, welchen er sein Vertrauen schenkte, vermochten wohl ihn zu beeinflussen, aber in wichtigen Fragen blieb sein Urteil stets selbständig, und zäh hielt er an seinen Absichten fest: wenn man meinte, er habe ihnen entsagt, war er mehr als je auf ihre Durchführung bedacht. Sich zu entschließen, fiel ihm jedoch schwer. So mußte denn Verschleppung der Geschäfte um so ausgedehnter Platz greifen, je mehr die Hindernisse der Erledigung in Rudolfs Persönlichkeit mit dem Fortschreiten seiner Krankheit wuchsen. Seit 1598 harrten oft viele Hunderte von Schriftstücken wochen-, ja monatelang auf seinem Tische der Unterzeichnung. Dazu kam, daß er von Sachen, die ihm unangenehm waren oder Kummer bereiteten, nicht hören mochte, und daß er immer nur wenigen, oft nur einzelnen Zutritt gewährte. Deshalb mußten und konnten ihm seine Vertrauten vieles verheimlichen, und die Minister waren zu Willkürlichkeiten nicht nur ermutigt, sondern geradezu gezwungen. Seit dem Herbst 1600 wurden ferner die Gebrechen der Regierung nicht nur durch den raschen Wechsel der Minister, sondern auch dadurch gesteigert, daß Rudolf Leute, welche mit den Geschäften nicht vertraut waren, anstellen mußte, weil Fähigere den unsicheren Dienst ablehnten, daß ein Mann, dem sich die anderen Minister untergeordnet hätten, fehlte, und daß die Räte sämtlich durch Rudolfs Launenhaftigkeit und Unschlüssigkeit verdrossen, unsicher und nachlässig wurden. Höchst nachteilig wirkte endlich auch seine Abgeschlossenheit auf seine Be-

ziehungen zu anderen Fürsten und zu den Unterthanen. Auf den persönlichen Verkehr legte man damals hohen Wert, und er bot das Mittel zu großem Einfluß; ein geschicktes Wort, ein freundliches Benehmen konnte Zugeständnisse und Gnaden von hoher Bedeutung ersetzen und ernste Schwierigkeiten beseitigen. Rudolf aber suchte die Reichsfürsten nicht auf und zog sie nicht an seinen Hof; Gesandte mußten oft monate-, ja jahrelang auf Audienz warten und wurden dann angewiesen, ihren Vortrag auf wenige Minuten zu beschränken. Unterthanen wurden, auch wenn sie eine hervorragende Stellung einnahmen oder in wichtigen Angelegenheiten erschienen, noch seltener vorgelassen. Das empfand man als Geringschätzung, und mit voller Schärfe wurden die Beschwerden, wurde die Nichterfüllung der gehegten Wünsche empfunden. Im einzelnen sind wir über Rudolfs politisches Walten mit Ausnahme der letzten sechs Jahre noch keineswegs erschöpfend unterrichtet. Sein Archiv scheint größtenteils verloren gegangen zu sein, Aufzeichnungen eingeweihter und verständiger Personen fehlen und die Forschung hat sich wie mit einem Teile der Geschichte des Reiches, so besonders mit jener der Hausländer, noch nicht eingehend genug beschäftigt. Äußerst dürftig ist die Kunde von der Verwaltung der letzteren. Wir erfahren jedoch, daß Rudolf sich um die Ausbildung einer Landwehr in denselben bemühte; daß er in Böhmen und Ungarn die Städte begünstigte; daß er sich in Böhmen emsig des Bergbaues und der Goldwäscherei in den Flüssen wie der Glasindustrie annahm, Handel, Schifffahrt und Straßenbau zu fördern suchte, ein einheitliches Stadtrecht einführte und zur Abwehr von Epidemien vier Kreisphysiker anstellte; daß er für Böhmen und für Wien eine Gewerbepolizeiordnung erließ; daß er in den Erzherzogtümern Österreich die Bauern von dem übermäßigen Druck der Grundherren befreite und für alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens zahlreiche Verordnungen gab: wir dürfen daher wohl annehmen, daß er sich in jeder Beziehung das Wohl seiner Lande angelegen sein ließ. Auch dem Reiche bezeigte er Sorge für das allgemeine Wohl. Ihm verdankt es die letzte Reichspolizeiordnung. Er bemühte sich ferner, Einheit und Ordnung in das Münzwesen zu bringen, den Krieg zwischen Spanien und den Niederlanden beizulegen, die infolge desselben sich häufenden Streifzüge und Einfälle der Heerhaufen und Freibeuter beider Teile zu verhüten und abzuwehren, Livland aus den Händen der Moskowiter zu befreien, die Verbindung der von Frankreich geraubten Bistümer Metz, Toul und Verdun mit dem Reiche zu erhalten, den Handel der Hansa gegen die Bedrückungen Englands, Dänemarks und Schwedens zu schützen u. s. w. All seine Bemühungen in dieser Richtung wurden indes freilich durch den Zwist der Parteien im Reich und durch das Territorialbestreben der

Stände von vornherein lahm gelegt oder an der Erreichung ihres Zieles gehindert.

Die leitenden Gesichtspunkte für seine Regierung wurden Rudolf durch das Streben nach Erweiterung seiner Herrschergewalt und durch die katholische Restaurationsbewegung gegeben. Jenes Streben entsprach seinem Wesen und der Richtung seiner Zeit; obendrein wurde es im Reiche durch das Ankämpfen der Stände gegen den Einfluß des Kaisertums und die Verfassung und Einheit des Reiches herausgefordert, und in den Hauslanden war es ein schon von Ferdinand I. erkanntes und befolgtes Gebot der Selbsterhaltung für die habsburgischen Herrscher, die Macht der Stände zu beugen und auf die Umwandlung der lockeren Personalunion in einen einheitlichen Staat hinzuarbeiten. Die Anschauungen der Restaurationspartei aber hatte Rudolf in Spanien in sich aufgenommen, und er wurde in ihnen ebensowohl durch sein absolutistisches Streben, welches seine vornehmsten Gegner in Protestanten fand, wie durch seine kirchliche Gesinnung befestigt. Man hat behauptet, die Religion sei ihm gleichgültig gewesen. Dazu berechtigt indes weder die Thatsache, daß er in späteren Jahren wiederholt mit protestantischen Politikern Beziehungen anknüpfte und Protestanten unter seine Dienerschaft aufnahm, noch der Umstand, daß er bei der Auswahl seiner Gelehrten und Künstler das Bekenntnis nicht berücksichtigte. Jenes war die Folge der Rachsucht und des Mißtrauens, womit ihn seine Krankheit erfüllte; dies ging aus jener lebhaften Neigung für Kunst und Wissenschaft hervor, welche ihn auch trotz den Vorurteilen seiner Zeit den gelehrten Prager Rabbi Bezalel Löw in dessen Hause besuchen ließ. Wenn er seit der vollen Entfaltung seiner Krankheit beim Nahen der Osterbeichte große Aufregung zeigte, so beweist das nur, daß er den Gegensatz seiner Ausschweifungen zum christlichen Sittengesetze sehr wohl empfand, sich dem Zwange der Kirchengebote aber nicht zu entziehen wagte. Religiöse Stimmung drücken seine Wahlsprüche: „Omnia ex voluntate Dei“ und „Adsit“ aus. Die richtige Deutung des letzteren, mit dem er seit seinem Regierungsantritte den ersteren vertauschte, dürfte sein: „Auxilium Domini sit iniquis terror“. Noch 1588 wohnte er der feierlichen Übertragung der Gebeine des hl. Procopius bei, noch 1593 gab er selbst den Vorwurf zu Türkenpredigten, noch 1596 wird uns bezeugt, daß er täglich der Messe und der Vesper anwohnte, und noch 1606 besuchte er mehrmals einen Marienwallfahrtsort. Sollte er, wofür indes keine Zeugnisse vorliegen, in den äußerlichen Übungen der Frömmigkeit mit der Zeit nachgelassen haben, so wäre das gewiß nur seiner Krankheit beizumessen. Sein Verhalten im Kampfe um den böhmischen Majestätsbrief zeigt ihn noch beherrscht von dem Einflusse jener streng katholischen

Gesinnung, welche eifrige Anhänger Roms ihm in früheren Jahren wiederholt nachgerühmt hatten. Der Verwirklichung seiner Absichten stellten sich jedoch sowohl in kirchlicher wie in politischer Hinsicht seine Unentschlossenheit und der Mangel an Thatkraft entgegen. Obendrein gebrach es ihm wie an physischem so an moralischem Mute, und er war daher voll Vorsicht und Ängstlichkeit. Dazu kamen dann andere, außer seiner Persönlichkeit liegende, nicht minder starke Hindernisse. Sein Vater hinterließ ihm das Geldwesen in tiefer Zerrüttung, und diese wuchs durch den Mangel an Ordnung, durch die übergroßen Ausgaben Rudolfs für Künste und Wissenschaften, für deren Vertreter und seine Sammlungen und für seine Günstlinge, vor allem aber durch die Kosten, welche die Verteidigung der Grenzen und später der Krieg gegen die Türken verursachte. Die regelmäßigen Einkünfte reichten von Anfang an kaum hin, um die Zinsen der Schulden zu bezahlen. Rudolf war also auf die außerordentlichen Steuern der Hausländer und des Reiches angewiesen. Diese waren jedoch von der Bewilligung der Stände abhängig. In den Hausländern nun hatte sich die Masse der Herren, Ritter und Stände dem Protestantismus zugewendet. Dadurch war nicht nur ihre materielle Macht gewachsen, indem sie manche kirchliche Güter und Rechte an sich brachten, sondern sie wurden auch bis auf einen gewissen Grad unter Zurückdrängung ihrer Sonderinteressen dem katholischen Landesfürsten gegenüber geeinigt und angetrieben, mit jenem um die politische Gewalt zu ringen. Unter Rudolfs schwachem Vorgänger hatten sie auch bereits gelernt, die Regierung durch Zurückhaltung in den Bewilligungen gefügig zu machen. Im Reiche lagen allen Ständen zuvörderst ihre Territorialinteressen am Herzen, die katholischen waren meist schlaff und furchtsam, die Kurpfälzer und die von ihnen geleitete Partei wurden durch ihre kirchlich-politischen Bestrebungen in feindseligen Gegensatz zum Kaiser gebracht und die ausschlaggebende Macht, Kursachsen, war anfangs Rudolf nicht geneigt, und stets stand zu fürchten, daß entschiedenes Vorgehen wider die Protestanten es zu ungünstiger Haltung bestimmen werde. Ferner lag die Möglichkeit nahe, daß die in den Niederlanden und in Frankreich im Gange befindlichen Kriege in das Reich hinübergetragen würden oder in diesem selbst ein umfassender Kampf der Parteien losbreche, womit dann, abgesehen von anderen Nachteilen, sofort die Türkenhilfen aufhören mußten. Endlich hatte auch Rudolf lange Zeit Minister, die weder fanatische Katholiken noch zu kühnen Wagnissen geneigt waren. Gleich nach seinem Regierungsantritte erscholl allerdings im Reiche das Geschrei, er habe seinen Hof von allen nicht eifrig katholischen Persönlichkeiten gesäubert. Das entbehrte jedoch der Begründung. Der leitende Minister Maximilians II., Johann Weber, behielt bis an seinen Tod

sehr großen Einfluß, und von den anderen Ministern und Räten klagt der fanatische Reichshofrat Eder 1578: „Sie machen den Kaiser und den Erzherzog Ernst so kleinmütig, daß diese sich bald fürchten werden, öffentlich Messe zu hören“. Auch Rumpf war zwar für seine Person gut katholisch, aber in seinem Wirken gemäßigt. Erst seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts traten in den geheimen Rat eifrige und rücksichtslose Vorkämpfer des Katholizismus und des Absolutismus. Diese Verhältnisse bestimmten nun bis zum Ende des 16. Jahrhunderts die Wege, auf welchen Rudolf den beiden Hauptzielen seiner Regierung zustrebte. Er ging nicht mit raschen, durchgreifenden und umfassenden Thaten auf sie los, aber er behielt sie stetig im Auge. In seinen Hausländern duldete er es, daß man seine auf die Herstellung des Katholizismus gerichteten Befehle nicht beachtete, ja ihnen den keckstem Trotz entgegenstellte; aber er wurde nicht müde, sie zu wiederholen, bis sich endlich die Gelegenheit fand, den Gehorsam zu erzwingen. Er bemühte sich ferner, eifrige Geistliche in die wichtigen Kirchenämter zu bringen, und er begünstigte die Orden und besonders die Jesuiten, mit denen er übrigens nicht in persönliche Beziehungen trat; er förderte die Ansiedlung katholischer Herren aus dem Reiche, aus Spanien und aus Italien in seinen Ländern und katholischer Einwanderer in den Städten; er besetzte die Hofbehörden und die höheren Landesämter allmählich mit eifrigen Katholiken; er nötigte vielfach den Städten katholische Richter, Stadtschreiber und Ratsherren auf und verbot häufig die Aufnahme von Protestanten zu Bürgern, und er schützte und unterstützte das Vorgehen entschlossener kirchlicher Würdenträger und eifrig katholischer Herren gegen den Protestantismus in ihren Bezirken. Dabei kam ihm die sich durch die Einflüsse Deutschlands und Italiens auch in den Hausländern immer kräftiger entwickelnde Restaurationsbewegung je länger desto nachdrücklicher zu Hilfe. Eine umfassende Einschränkung des Protestantismus erfolgte indes bis zum Ende des 16. Jahrhunderts nur in Österreich unter und ob der Enns, wo die Brüder des Kaisers, Ernst und Matthias, unter dem Einflusse Khlesls die Vertreibung der protestantischen Prediger und Lehrer aus denjenigen Städten, Märkten und Dörfern, welche nicht dem Besitz und Patronate protestantischer Grundherren unterstanden, durchsetzten. Erst die großen und leichten Erfolge, welche Erzherzog Ferdinand in Inneröstereich bei der Bekämpfung des Protestantismus davontrug, gaben dann Rudolf den Mut, im Anfang des 17. Jahrhunderts für Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitzen Verfügungen zu erlassen, welche den Protestantismus mit völliger Vernichtung bedrohten. Sie im ganzen Umfange durchzuführen, wagte er indes wieder

nicht; nur in einzelnen Fällen und besonders in Städten erfolgten empfindlichere Bedrängungen der Protestanten.

Hand in Hand mit den kirchlichen Angriffen gingen — und zwar ebenfalls seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts in verstärktem Maße — Angriffe auf die politischen Rechte der Stände. An und für sich mußte deren Macht durch die Rückforderung der eingezogenen Kirchengüter und durch die Herstellung der Katholiken zustehenden Patronatsrechte geschmälert werden. Rudolf tastete aber auch geradezu die Landesverfassungen an. Insbesondere suchte er die ständischen Landesgerichte lahm zu legen und die Rechtsprechung an seine Behörden zu bringen, während er zugleich an Stelle der Landrechte das römische zu setzen trachtete. Auch in die den Ständen zustehende Verwaltung des Steuerwesens gestattete er sich weitreichende Eingriffe, und während dem Herkommen und den bestehenden Gesetzen nach in jedem Lande nur Eingeborene oder doch Ansässige zu den Landschaftsämtern, zu den magistratischen Würden und mitunter auch zum Bürgerrecht gelangen sollten, drängte er hier und da ausländische Katholiken ein, welche dann, da die kirchlichen Gegensätze für die Auffassung aller Verhältnisse maßgebend waren, wie die eifrigen Katholiken insgemein als Vorkämpfer der landesherrlichen Gewalt auftraten. In den slavischen Ländern und in Ungarn bemühte sich Rudolf überdies, die Ausbildung des Einheitsstaates und die Sicherung der habsburgischen Herrschaft durch die Verbreitung und Stärkung des Deutschtums zu fördern. In den Hofbehörden für Ungarn wuchs stetig die Zahl der Deutschen; die oberen Befehlshaberstellen in den wider die Türken streitenden Heeren und in den Festungen wurden ausschließlich an Deutsche verliehen; die Besatzungen der Festungen wurden so viel wie möglich aus Deutschen gebildet; dem Fiskus verfallende Güter wurden an Deutsche gegeben, und sogar verwaiste reiche Erbinnen des Adels wurden von Rudolf als Obervormund mit Vorliebe an Deutsche vermählt. Ebenso wurden in Böhmen und Mähren Deutsche angestellt und angesiedelt, und wir dürfen annehmen, daß die großen Fortschritte des Deutschtums, welche sich dort unter Rudolfs Regierung vollzogen, nicht nur dem unwillkürlichen Einfluß seines Hofes und anderer Umstände, sondern auch seinem zielbewußten Bemühen zu danken waren. Wenn die tschechische Sprache damals ihr „goldenes Zeitalter“ erlebte, so war das gewiß nicht sein Werk, und nur als bedeutungslose Höflichkeit ist es zu betrachten, daß er auch einen tschechischen Versmacher zum Hofpoeten ernannte. Wie er sich als Deutscher fühlte, so sprach er nichts lieber als Deutsch: das Tschechische dagegen soll er nie besser als notdürftig haben erlernen mögen. Die Erfolge, welche das langsame, zähe und stetige Vorgehen des Kaisers erzielte, waren nicht unbedeutend. Ungleich größer war

indes die Erbitterung, welche es hervorrief, und sie empfing weitere Nahrung durch die Bestechlichkeit, den Eigennutz und die Willkür seiner Beamten, diese drei vornehmsten und häufigsten Gebrechen damaliger Regierungen, ferner durch das Eindringen von Verwandtengruppen in die höheren Ämter sowie durch die Gütereinziehungen und anderen Strafen, welche ohne einleuchtende Gründe und ohne ordnungsmäßiges Rechtsverfahren verhängt wurden, vor allem aber durch die Lasten des Türkenkrieges. Trotz dem Waffenstillstande, welcher von Maximilian II. 1568 mit der Pforte auf acht Jahre geschlossen und 1576 von ihm auf die gleiche Frist, 1584 von Rudolf auf neun Jahre verlängert wurde, erfolgten häufig Einfälle der Türken in die Grenzgebiete, und zu deren Abwehr sowie zur Sicherung der Grenzfestungen mußten fort und fort Geldhilfen der Hausländer in Anspruch genommen werden. 1593 erklärte dann Sultan Murad III. den Krieg. In diesem zeigten sich große Gebrechen des kaiserlichen Heerwesens. Die Hilfsscharen des deutschen Reiches trafen meist erst im Sommer in Ungarn ein, und so endete das Nahen des Winters, in welchem damals stets die Waffen ruhten, oft allzu rasch die begonnenen Unternehmungen. Der Geldmangel hinderte die Bezahlung und die Verpflegung der Truppen und die Beschaffung des nötigen Kriegsgerätes, woraus Verzögerung und Hinderung von Angriffen, Krankheiten, Zuchtlosigkeit und Meutereien nachfolgten. Der bittere Haß zwischen Ungarn und Deutschen, zwischen diesen und Italienern rief im Schoße des Heeres lähmende Zwietracht nnd böse Händel hervor. Die Brüder des Kaisers, Matthias und Maximilian, welche mit dem Oberbefehl betraut wurden, besaßen wie einige andere Führer keine kriegerische Begabung, eine Reihe der tüchtigsten Feldherren aber wurde rasch durch den Tod hinweggerafft. Nichtsdestoweniger konnte später ein urteilsfähiger Venezianer behaupten, Rudolf habe den Krieg sehr kräftig geführt, und dessen Verlauf war den kaiserlichen Waffen nicht ungünstig. Eine Reihe glänzender Siege wurde erfochten, der Verlust wichtiger Festungen durch die Eroberung anderer wettgemacht und Siebenbürgen unterworfen. Die Opfer, welche der Krieg erforderte, drückten jedoch immer härter auf die kaiserlichen Länder. Jahraus jahrein mußten schwere Steuern geleistet und Truppen gestellt werden; jahraus jahrein litt man unter den Plünderungen, Gewaltthaten und Verwüstungen der durchziehenden oder im Quartier liegenden Truppen; ein großer Teil von Ungarn wurde durch die Züge der Türken und das Hausen der Kaiserlichen, ganz Siebenbürgen durch die wilde Grausamkeit der sich bekämpfenden Parteien verwüstet. Wiederholt vermehrten auch Blattern und andere Seuchen, Mißwachs und Wetterschaden das Elend. Dieses aber verschärfte den Unwillen über das kaiserliche Regiment. Je länger desto mächtiger wucherte Neigung zum

Widerstande, zur Auflehnung empor. Wie die großen Heere, welche dem Kaiser alljährlich zur Verfügung standen, seine kirchlich-politischen Maßnahmen unterstützten und sein Ansehen hoben, so lähmten sie freilich auch jene Neigung, und durch die Sorge um ihre eigene Sicherheit sahen sich die Stände gehindert, ihren Beschwerden durch Steuerverweigerung Nachdruck zu verleihen. Überdies wurde eine Erhebung durch die Abneigung und Eifersucht, welche die verschiedenen Länder, die verschiedenen Stände und die einzelnen Herren gegeneinander hegten, sowie durch die politische Unfähigkeit und sittliche Schwäche oder Verkommenheit der meisten Adligen erschwert. Indes die Lage wurde von Jahr zu Jahr gespannter, und ein kräftiger Anstoß konnte den Bruch herbeiführen. Er erfolgte, indem sich im Oktober 1604 ein siebenbürgischer Großer, Stephan Bocskay, empörte und der erste Angriff auf ihn fehlschlug. Nun breitete sich der Aufstand rasch über Siebenbürgen und Ungarn aus, und schon im Sommer 1605 brachen Bocskays Scharen unter entsetzlichen Gräueln in Mähren und Österreich ein. Die Türken nahmen das hochwichtige Gran, und in den Ländern diesseits der Leitha bekundeten sowohl die Bauern wie die Adligen Neigung zum Aufruhr. Die kaiserlichen Truppen aber waren zusammengeschmolzen und von allem entblößt, meuterten oder drohten doch mit Auflehnung und lagerten sich zum Teil eigenmächtig in Österreich und Mähren ein. Dieser furchtbaren Gefahr gegenüber versank Rudolf in den Abgrund seiner Krankheit und vermochte nicht, sich zur Abwehr aufzuraffen; gleichwohl aber wollte er sich auch jetzt nicht zum Frieden verstehen. Der Papst, Spanien und Venedig spornten ihn zur Fortsetzung des Krieges, und seine kirchliche Gesinnung sträubte sich gegen die von den Ungarn aufgestellte Forderung der Glaubensfreiheit; vor allem aber hielten ihn sein Größenwahn und seine krankhafte Rachgier ab, der Not der Lage zu gehorchen. Erst nach langen Bemühungen ließ er sich durch seine Minister und Erzherzog Matthias bewegen, am 23. September 1606 zu Wien mit Bocskay und den Ungarn, am 11. November aber zu Zsitvatorok mit den Türken Friedensverträge zu schließen, worin er auf Siebenbürgen und den größten Teil von Ungarn verzichtete und dem ihm gebliebenen Rest Ungarns Religionsfreiheit, Ständeherrschaft und Einstellung aller Germanisierungsversuche zusicherte. Indem er jedoch die Urkunden unterzeichnete, legte der Kranke heimlich Verwahrung gegen die darin enthaltenen Zusagen ein und den türkischen Vertrag hielt er hartnäckig in seinen Händen zurück, wodurch sowohl die Abmachungen mit den Türken wie die mit den Ungarn wieder in Frage gestellt wurden. Die flehentlichen Bitten seines Bruders und seiner Räte, die wachsende Geldnot und Zerrüttung seiner Regierung, die zunehmende Gärung in seinen

Ländern, die Drohungen der Türken und die feindliche Haltung der Ungarn machten auf ihn keinen Eindruck. Längere Zeit hindurch konnte er sich freilich nicht zu entscheidenden Entschlüssen erheben. Seit dem Sommer 1607 unternahm er jedoch Schritte, welche den Wiener Frieden offen verletzten und seine Absicht, den Türkenkrieg zu erneuern, unzweideutig kundgaben. Demgegenüber stifteten die Türken oberungarische Heiducken zum Aufstande an, und rasch drangen diese Ende 1607 nach Westen vor. Die Stände in Ungarn und in den Ländern diesseits der Leitha waren durch Rudolfs Verhalten und durch die Bedrückung von Seite der kaiserlichen Truppen im höchsten Grade erbittert. Wie die Dinge lagen, stand ein allgemeiner Aufstand in nächster Sicht, und zugleich war ein nachdrücklicher Angriff der Türken zu fürchten. Der Kaiser aber zeigte sich wiederum völlig unfähig, der von ihm heraufbeschworenen Gefahr zu begegnen und steigerte durch sein Verhalten nur noch die Erregung. Da entschloß sich Erzherzog Matthias, auf eigene Hand mit Hilfe der Stände Rettung für die Hauslande zu suchen. Als er jedoch zu diesem Zwecke im Januar 1608 auf dem Preßburger Landtag erschien, wurde er zu einem noch viel weiter reichenden Unternehmen geleitet.

Die gefährlichen Erkrankungen, von welchen Rudolf in jüngeren Jahren wiederholt heimgesucht wurde, die zunehmenden Ausbrüche seines Geistesleidens und der Umstand, daß er sich nicht verheiratete, hatten seit dem Jahre 1581 zahlreiche und angelegentliche Bemühungen um die Ordnung der Nachfolge von Seiten der Erzherzoge, Spaniens, des Papstes und der dem Hause Österreich freundlichen Kurfürsten veranlaßt. Galt auch für Ungarn und Böhmen mit dessen Nebenländern das Erbrecht der herrschenden Familie, so war dasselbe doch nicht gegen Anfechtungen gesichert und bedurfte von Fall zu Fall erneuter Anerkennung; der Besitz der deutschen Krone aber war von völlig freier Wahl des paritätischen Kurfürstenkollegs abhängig und durch die Abneignng der Kurpfälzer sowie durch die Umtriebe Frankreichs und anderer Mächte ernstlich gefährdet; ja auch das Eintreten eines Zwischenreiches bedrohte das habsburgische Haus und die katholische Restaurationspartei in Deutschland und in Europa mit schwerem Nachteil. Nur in den ersten drei Jahren zeigte sich indes Rudolf den an ihn gebrachten Wünschen geneigt. In der zweiten Hälfte des Jahres 1584 scheint sich bereits seine Stimmung ins Gegenteil verkehrt zu haben und zwar dadurch, daß man ihm vorschlug, sein Bruder Ernst solle die Infantin Isabella heiraten und mit ihrer Hand die Niederlande erhalten, damit er in den Besitz einer fürstlichen Stellung gelange und zum römischen Könige erwählt werden könne, ohne vorher die Kronen von Ungarn und Böhmen erhalten zu haben. Man gedachte damit wol den

Bedenken des Kaisers, seinem Bruder bereits die Nachfolge in den Hausländern sichern zu lassen, die Spitze abzubrechen. Da jedoch Rudolf die Niederlande für sich begehrte und da er auf die Heirat mit Isabella ebensowenig verzichten wollte, wie er sich dazu entschließen konnte, so mochte ihn der Antrag unter dem Einflusse seiner Krankheit mit dem Argwohn erfüllen, daß man ihm mit der Braut und den Niederlanden auch die Herrschaft überhaupt zu entziehen trachte. Seitdem bestimmte dieser Verdacht seine Stellung zur Nachfolgefrage und je mehr sein Verfolgungswahn sich entwickelte, desto mehr beeinflußte ihn die Sorge vor Entthronung. Jedem Antrage auf Ordnung der Nachfolge wich er von vornherein oder doch sehr bald aus und gegen die Brüder, welchen dieselbe gesichert werden sollte, erfüllte er sich mit Mißtrauen und Abneigung: zuerst gegen Ernst, dann nach dessen Tode gegen Albrecht, welcher mit Isabella vermählt und zum Statthalter der Niederlande ernannt wurde, und schließlich auch gegen Matthias, welcher dem Alter nach auf Ernst folgte und mithin nach diesem zunächst erbberechtigt war. Dabei konnte er sich jedoch auch nicht zur Heirat entschließen, obwohl er seit der Vermählung Albrechts oft genug Miene machte, um die Hand dieser oder jener Prinzessin anzuhalten. So blieb die Nachfolgefrage offen. Inzwischen aber schritt seine Krankheit fort und gestalteten sich die Verhältnisse im Reich und in den Hausländern immer bedenklicher. Schon im November 1600 einigten sich daher die Erzherzoge Matthias, Maximilian und Ferdinand zu Schottwien, daß, man, falls der Kaiser sich nicht bewegen lasse, Matthias zum Regenten zu bestellen und ihm die Nachfolge zu sichern, die böhmischen Stände und die Kurfürsten zu selbständigem Vorgehen auffordern solle. Nachträglich fand man indes die Aufmahnung der Stände zur Beseitigung des Kaisers zu bedenklich und unter den Kurfürsten, an die man sich wandte, konnten sich mehrere nicht in den Gedanken finden, daß ihr von Gott gesetztes Oberhaupt geisteskrank sei, vor allem aber konnten sie sich nicht entschließen, die Ehrfurcht vor dem Kaiser so weit beiseite zu setzen, daß sie ohne dessen Zustimmung zur Wahl geschritten wären. Das gleiche Hindernis stellte sich einem zweiten Versuche entgegen, welchen die Erzherzoge 1606 nach einer in Linz gehaltenen Besprechung unternahmen, um sich über Rudolfs Widerstreben hinwegzusetzen. Darauf schlossen sie mit Zuziehung des inzwischen mündig gewordenen Erzherzogs Maximilian Ernst von der Grazer Linie am 25. April 1606 zu Wien einen Vertrag, welcher Rudolf wegen seiner Geisteskrankheit für unfähig zur Regierung erklärte, Matthias zum Haupte des Hauses ernannte, ihm unbeschränkte Vollmacht zur Betreibung der Nachfolgefrage übertrug und ihm ihren vollsten Beistand dazu versprach, daß man den Kaiser mit Hilfe der Katholiken in den Haus-

ländern und dem Reiche sowie Spaniens und des Papstes zur Abdankung bewege oder gewaltsam absetze. Auch diese Vereinbarung erwies sich jedoch als unausführbar. Dagegen that Rudolf in seinem Haß und Argwohn gegen Matthias Schritte, welche denselben mit dem Verlust der Nachfolge bedrohten, und er zwang ihn in seinem Mißtrauen, diejenigen Räte zu entlassen, welche bis dahin einer Vereinigung des Erzherzogs mit den unzufriedenen Ständen der Hausländer entgegengearbeitet hatten. Anderseits gedieh die Gefahr der Lage durch den Haiduckenaufstand, wie erwähnt wurde, zum äußersten und es bildeten sich unter den Ständen in Ungarn, Mähren und Österreich Verschwörungen, welche nicht nur den Kaiser, sondern sein ganzes Haus mit dem Verlust der Herrschaft bedrohten. Unter diesen Umständen ließ sich Matthias in Preßburg bewegen, an die Spitze einer ständischen Empörung gegen Rudolf zu treten. Unter dem Vorwande, die Bestätigung des Türkenfriedens erwirken zu wollen, barg sie die Absicht, ihm alle Hausländer außer Tirol und Vorderösterreich zu nehmen und ihn mit seinem Hofhalt nach Innsbruck zu weisen. Am 1. Februar 1608 wurde zu Preßburg das Bündniß zwischen Matthias und den ungarischen und österreichischen Ständen geschlossen. Die widerstrebenden Mitglieder der beiden Landschaften zwang man durch Drohungen zum Beitritt. Den Anschluß der Mähren bewirkten die dortigen Verschworenen. Mitte April brach Matthias mit einem großen Heere von Ungarn und Österreichern auf und rückte, unterwegs die Böhmen an sich ziehend, gegen Prag.

Rudolf täuschte sich nicht über den wahren Zweck des Preßburger Bundes, aber seine Krankheit, welche in dieser Bedrängnis wieder mit voller Gewalt hervortrat, ließ ihn weder durch schleunige Zugeständnisse dem Angriffe vorbeugen noch rasch genügende Vorkehrungen zur Abwehr treffen noch, als er endlich bedeutende Streitkräfte gesammelt hatte, deren Verwendung zum Kampfe wagen. Durch Verhandlungen suchte er Zeit zu gewinnen und durch weithergeholte Vermittlung sich zu retten. Seine erbitterten und mißtrauischen Gegner ließen sich jedoch nicht mehr hinhalten und beschwichtigen. Wenn sie ihr Ziel nicht vollständig erreichten, so hatte das Rudolf lediglich dem Umstande zu danken, daß die Böhmen den Anschluß an die Empörung verweigerten und die Schlesier und Lausitzer ihrem Beispiele folgten. Am 25. Juni 1608 mußte Rudolf durch den Vertrag von Lieben Ungarn, Österreich und Mähren an Matthias abtreten und ihm unter Bürgschaft der böhmischen Stände die Anwartschaft auf die Krone Böhmens zusichern. Den Beistand der Böhmen mußte Rudolf damit bezahlen, daß er ihnen die Beobachtung ihrer politischen Vorrechte gelobte und volle Religionsfreiheit in Aussicht stellte. Sehr bald

erließ er jedoch sowol in Böhmen wie in Schlesien neue gegen den Protestantismus gerichtete Befehle und nachdem im Januar 1609 der böhmische Landtag, welcher die kirchlichen Verhältnisse ordnen sollte, zusammengetreten war, zeigte sich sofort, daß er den Protestanten nicht die mindesten Zugeständnisse zu machen beabsichtigte. Seine kirchliche Gesinnung und seine Krankheit wehrten ihm die gewohnten Bahnen zu verlassen. Als jedoch nun die Böhmen sich zum Aufstande anschickten, vermochte er sich wiederum nicht zu bewaffneter Abwehr zu entschließen und allmählich gelang es den Böhmen, ihn soweit einzuschüchtern, daß er am 9. Juli 1609 einen „Majestätsbrief" unterzeichnete, welcher allen Einwohnern Böhmens ohne Unterschied des Standes Religionsfreiheit und den Herren, den Rittern und den Bürgern der königlichen, d. h. der Krone unmittelbar unterworfenen Städte das Recht, Kirchen und Schulen anzulegen, zugestand, das alte utraquistische Konsistorium und die Prager Universität den Protestanten überwies und zu deren Verwaltung die Einsetzung von „Defensoren" durch die protestantischen Stände gestattete. Außerdem mußte Rudolf einen von den katholischen und protestantischen Ständen geschlossenen Vertrag genehmigen, welcher u. a. auch den Protestanten auf den königlichen Gütern die Erbauung von Kirchen und Friedhöfen erlaubte. Im weiteren Verlaufe des Landtages mußte er ferner nicht nur zulassen, daß den Defensoren die Wahrnehmung der gesamten Interessen der Protestanten übertragen würde, sondern er mußte auch bewilligen, daß jene ermächtigt wurden, zur Abwehr von Beeinträchtigungen der Protestanten einen Ausschuß der Stände und die protestantischen Landesbeamten zu gemeinsamer Beratung zu berufen, und daß ein paritätischer Gerichtshof Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten entscheiden solle. Auf diese Weise wurden die böhmischen Protestanten als selbständige, festgeschlossene Körperschaft der Regierung gegenübergestellt, während die politischen Rechte der Landschaft, in welcher sie weitaus die Mehrheit bildeten, durch die im Jahre 1608 gemachten und neuerdings erfolgende Zugeständnisse wesentlich erweitert wurden. Durch das Beispiel der Böhmen ermutigt, forderten aber auch die Protestanten der Nebenländer Glaubensfreiheit und Abstellung ihrer politischen „Beschwerden", und wie Rudolf in Hinsicht auf letztere eine Reihe von Bewilligungen nicht zu versagen wagte, so gewährte er durch Majestätsbriefe den Schlesiern, der Ober- und Niederlausitz, der Grafschaft Glatz und dem Kreise Eger volle Glaubensfreiheit, eigene Konsistorien und das uneingeschränkte Recht, Kirchen und Friedhöfe anzulegen.

An seiner Nachgiebigkeit hatte wesentlichen Anteil die Furcht, daß Matthias die protestantischen Stände an sich ziehen und so das 1608 begonnene Werk zum Abschluß bringen könne. Seit dessen Empörung war

Rudolfs Abneigung gegen den Bruder zu grimmigem Hasse gewachsen und mit diesem verband sich ein glühendes Verlangen nach Rache. All sein Sinnen und Wünschen richtete sich mit der ganzen Kraft seiner Krankheit darauf, die abgetretenen Länder wieder an sich zu bringen und Matthias von der Nachfolge in Böhmen und im Reiche auszuschließen. Daß jener mit den protestantischen Ständen seiner Länder durch deren kirchliche und politische Forderungen in harte Kämpfe verwickelt wurde, suchte Rudolf zu benützen, um die Unzufriedenen wieder für sich zu gewinnen. Anderseits wandte er sich an einen Kurfürstentag, der im Juli 1608 in Fulda zusammentrat, und dann an die geistlichen Kurfürsten insbesondere, um durch Hilfe des Reiches die Wiedereinsetzung zu erlangen. Seit Ende Dezember 1608 ließ er sogar durch Erzherzog Leopold mit Matthias selbst wegen der Rückgabe der Länder verhandeln. Im Juli 1609 aber faßte er den Plan, jenem Vetter zu den Kronen von Böhmen und Deutschland zu verhelfen, damit Leopold nicht nur Matthias derselben beraube, sondern auch die abgetretenen Gebiete wieder erobere und die Stände sämtlicher Hausländer durch Vernichtung ihrer Glaubensübung und ihrer politischen Rechte für ihre Empörung strafe. Den Weg zur Ausführung dieser Entwürfe glaubten der wahnsinnige Kaiser und der unerfahrene, durch Liebeshoffnungen und Ehrgeiz verblendete Leopold dadurch eröffnet, daß am 25. März 1609 Herzog Johann Wilhelm von Jülich gestorben war, ohne Söhne oder Brüder zu hinterlassen, und damit seine reichen und weiten Lande erledigt waren. Dieser Erbfall war in Aussicht getreten, als im Jahre 1590 Johann Wilhelm, der einzige Sohn seines damals bereits hochbetagten und schwachsinnig gewordenen Vaters tobsüchtigem Wahnsinn verfallen war, und man hatte sich seitdem in der politischen Welt lebhaft mit der Angelegenheit beschäftigt, weil die Lande sowol an und für sich wie namentlich wegen ihrer Lage für die im Reich und in Westeuropa mit einander ringenden Parteien und Mächte nicht geringe Bedeutung besaßen und, während Johann Wilhelm sich wie sein Vater zum Katholizismus bekannte, nun die sogenannten „Interessenten“, drei protestantische Fürsten, welche mit seinen Schwestern vermählt waren, und später auch das Haus Sachsen Ansprüche auf das Erbe erhoben. Rudolf hatte alsbald Schritte gethan, um zu verhüten, daß sich die Interessenten der Regentschaft bemächtigten; aber in seiner Unschlüssigkeit und Zaghaftigkeit hatte er weder die Erbfrage zum Austrage gebracht noch die Erbansprüche Sachsens, wie dieses anbot, für sein Haus erworben, noch auch seinen Vetter, den Markgrafen Karl von Burgau, nachdem sich derselbe mit der jüngsten Schwester Johann Wilhelms vermählt hatte, dessen wiederholten Bitten entsprechend in den Jülicher Landen festen Fuß fassen lassen.

Sogar nach dem Tode des Herzogs hatte er sich mit der Abordnung einiger Kommissare von geringem Ansehen, welche das Erbe bis zu seinem Rechtsausspruch in Sequestration nehmen sollten, begnügt und so war es zwei Interessenten möglich geworden, den größten Theil der erledigten Gebiete in ihre Gewalt zu bringen. Jetzt dagegen entschloß sich Rudolf plötzlich den Erzherzog Leopold als Kommissar zu entsenden. Er dachte nicht daran, das Erbe sich oder seinem Hause zu gewinnen. Leopold sollte sich nur Ansehen erwerben und den Dank der katholischen Partei und Sachsens verdienen, damit seine Wahl zum römischen und böhmischen König ermöglicht werde und er dann Rudolfs Rache vollstrecken könne. Die Verwirklichung dieser Absichten wurde jedoch durch die Entwicklung vereitelt, welche sich im Reich vollzogen hatte.

Seine Reichspolitik entsprach in Zielen und Wegen derjenigen, welche er bis zum Ende des 16. Jahrhunderts in seinen Hauslanden beobachtete. In der Sorge, die vorhandene Spannung zum offenen Bruch zu treiben, vermied er umfassende Gewaltmaßregeln gegen die Protestanten, nahm den Trotz und die Übergriffe der Kurpfälzer und ihrer Freunde hin, gestattete sogar dem keckſten und unruhigsten seiner Gegner, dem Pfalzgrafen Johann Kasimir, die Vormundschaft über den unmündigen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz auf sehr wol anzufechtende Ansprüche hin zu übernehmen, enthielt sich der bewaffneten Teilnahme an den hier und da ausbrechenden Kämpfen und suchte vielmehr zu vermitteln und wies nicht nur die wiederholten Anträge, an die Spitze eines katholischen Bundes zu treten, ab, sondern bemühte sich auch, die Bildung eines solchen zu verhindern. Die päpstlichen Bemühungen um einen Bund aller christlichen Mächte wider die Türken begegneten bei ihm kühler Zurückhaltung, denn er fürchtete, daß auch dieser Bund das Mißtrauen der Protestanten erregen werde. Diesem Mißtrauen keine Nahrung zu geben und Verbindungen der Protestanten oder der Katholiken mit dem Auslande, die das Reich in die großen westeuropäischen Kämpfe verwickeln konnten, zu verhüten, das schien ihm unumgänglich geboten. Als die Exkommunikationsbulle, welche Sixtus V. 1585 gegen König Heinrich von Navarra und Condé erließ, das Gerücht erzeugte, der Papst wolle auch die protestantischen Kurfürsten absetzen, bemühte Rudolf sich angelegentlich, den römischen Eiferer zu bewegen, daß er durch eine ausdrückliche Erklärung diese Sorge beseitige. Daß die Mahnungen der Päpste, die von den Protestanten eingezogenen Kirchengüter zurückzuforderu, bei ihm keinen Anklang fanden, versteht sich bei solcher Gesinnung von selbst; mitunter ertheilte er sogar protestantischen Stiftsinhabern Indulte, welche ihnen ohne die verfassungsmäßige Bestätigung des Papstes die Ausübung der Hoheitsrechte zugestanden, und wie

er seit 1588 die ordentlichen Kammergerichtsvisitationen einstellte, um den Administrator von Magdeburg nicht offen zurückweisen zu müssen, so zog er auch auf den Reichstagen in der von den Katholiken angeregten Frage der Ausschließung aller protestantischen Administratoren und in dem Streite über die dem Religionsfrieden zuwider säkularisierten Kirchengüter gütliche Vermittelung einer schroffen Entscheidung vor. Ebensowenig benützte er — worüber ein Venezianer sein Erstaunen ausdrückt — die sich ihm durch die Zwietracht der deutschen Stände und günstige Fügungen darbietenden Gelegenheiten, seinen Besitz zu erweitern, und die bescheidene Unterstützung, welche er seinem Bruder Maximilian bei dessen Bewerbung um die polnische Krone lieh, war der einzige Schritt, durch welchen er sich angriffsweise an ausländischen Händeln betheiligte. Aber wo andere zum Schutze und zur Ausbreitung des Katholizismus im Reiche die Hand anlegten, da verfehlte er nicht, durch Mandate, Kommissionen und Achtserklärungen — oft genug mit grober Verletzung der Formen und der Wesenheit des geltenden Rechtes — Beistand zu leisten, und als Vermittler in Streitigkeiten suchte er stets den Vorteil der katholischen Pártei zuzuwenden. So geschah es im Kölner Bistumskriege, im Straßburger Kapitels- und Bistumsstreite, im Kampfe um die Abtei Fulda, in zahlreichen kirchlich gemischten Reichsstädten und auf den Reichsversammlungen. Die mächtig wachsende Restaurationsbewegung häufte die Gelegenheiten zum Eingreifen des Kaisers und ermöglichte dessen Erfolge. Mit der Förderung des Katholizismus wuchs aber wie in den Hausländern so auch im Reiche der politische Einfluß des Kaisers. Jeder Gewinn, welchen er dem Katholizismus erringen half, hob sein Ansehen und je mehr die katholischen Stände von der Restaurationsbewegung ergriffen wurden, desto entschiedener standen sie um ihrer Kirche willen zum Kaiser und zur Reichsverfassung. Die Lahmlegung des Kammergerichtes, welche seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts durch den Vierklosterstreit erfolgte, zog eine bedeutende Erweiterung der Thätigkeit des Reichshofsrates, des kaiserlichen Hofgerichtes, nach sich, wie denn von vornherein die Wirksamkeit dieser Behörde durch die Restauration, der Rudolf mit ihren Mandaten und Urteilen beistand, sehr gehoben wurde. Ihren Wert für seine Macht im Reiche würdigte Rudolf voll und daher wies er die Angriffe der Protestanten auf die Gerichtsbarkeit des Reichshofrates stets mit der größten Entschiedenheit zurück. Auch im Reiche war wie in den Hausländern Erweiterung der Herrschergewalt sein Ziel. Den Reichsstädten gegenüber stellte er 1582, als sie sich weigerten, die von den Kurfürsten und Fürsten beschlossenen Türkensteuern vor Abstellung ihrer „Beschwerden" zu bewilligen, geradezu absolutistische Grundsätze auf und der hartnäckige Widerstand, welchen sie ihm

leisteten, mochte dazu beitragen, daß er nicht nur damals sondern auch mehrfach später Fürsten gegen Reichsstädte begünstigte, obgleich die Richtung seiner Politik ihm nahe gelegt hätte, in den Städten eine Stütze gegen die Fürsten zu suchen. Trotz allen seinen Bestrebungen und Erfolgen blieb nun freilich seine Macht im Reiche eine sehr beschränkte, indeß immerhin konnte man im Beginn des 17. Jahrhunderts nicht mehr wie bei Rudolfs Regierungsantritt behaupten, der Kaiser vermöge nichts als Privilegien zu unterzeichnen.

Ganz wie in den Hausländern ging jedoch auch im Reiche dem Walten des Kaisers eine stets wachsende Erbitterung und Gärung in protestantischen Kreisen zur Seite. Das Streben nach politischer Unabhängigkeit, welches seit der Gründung des deutschen Reiches die örtlichen Gewalten immer aufs neue und immer stärker zum Kampfe gegen das Kaisertum und die Reichseinheit getrieben hatte, war seit der Abdankung Karls V. in den katholischen Ständen durch kirchliche, bei einem Teile der übrigen Stände durch sonstige Interessen gedämpft, in den Kurpfälzern und anderen protestantischen Ständen dagegen durch die kirchlichen Verhältnisse verschärft worden. Empfing der Kaiser von der ersten Gruppe und bis auf gewisse Punkte auch von der zweiten Unterstützung, so trat ihm die dritte schroff entgegen. Den Kampfplatz für sie boten vornehmlich die Reichsversammlungen. Rudolf würde daher am liebsten die Berufung solcher gänzlich unterlassen haben. Das Bedürfnis nach Türkensteuern zwang ihn jedoch 1582 zu Augsburg und 1594, 1598 und 1603 zu Regensburg Reichstage und in deren Gefolge einige Deputationstage zu halten. Dadurch wurde die stille Zerbröckelung des Reiches in Territorien, welche sonst ohne Zweifel eingetreten sein würde, verhindert, die protestantische Bewegungspartei aber in ihrem Gegensatze zu Kaiser und Reich weitergeführt, indem sie mit ihren kirchlichen und politischen Forderungen, welche sie teils zu ihrer Verteidigung teils zum Angriffe aufstellte, auf den Widerstand des Kaisers und der reichstreuen oder doch der katholischen Stände stieß. In unvermeidlicher Folgerichtigkeit vorschreitend, bestritt sie die Gerichtsbarkeit des Reichshofrates und die Befugnis des Kaisers und der Reichstage, den Eintritt in ausländische Kriegsdienste und Bündnisse mit fremden Mächten zu verbieten, leugnete die Verbindlichkeit der Mehrheitsbeschlüsse, die auf Reichs-, Deputations- und Kreistagen gefaßt wurden, und legte die Thätigkeit des Kammergerichts lahm, kurz, sie bekämpfte die Berechtigung und hinderte die Wirksamkeit aller der Einrichtungen, in welchen sich noch die Einheit des Reiches und die Kaisergewalt darstellten. Die Zurückhaltung Rudolfs, der sich damit begnügte, Türkenhilfen zu erlangen, und die Politik der reichstreuen Protestanten verhüteten lange Zeit

den offenen Bruch. Endlich erfolgte dieser jedoch, als der Kaiser 1608 einen Reichstag zu Regensburg versammelte, welcher ihm die Mittel verschaffen sollte, um den Frieden mit den Türken und den Ungarn über den Haufen zu werfen. Erbittert und erschreckt durch diese seine Absicht und vor allem durch die Exekution, welche Herzog Maximilian von Bayern unmittelbar vor der Eröffnung des Reichstages im Auftrage des Kaisers gegen die Reichsstadt Donauwörth vollzogen hatte, ermutigt durch eine vorübergehende Schwenkung in der Haltung Kursachsens und durch die Empörung des Erzherzogs Matthias und gereizt durch eine Forderung der katholischen Stände, welche sie mit der Entziehung aller von ihnen in Besitz genommenen Kirchengüter und anderen ungeheuern Opfern zu bedrohen schien, verließen die Kurpfälzer und ihr Anhang den Reichstag unter Verwahrung gegen seine Beschlüsse und zerrissen damit offen den Reichsverband. Der innere Krieg schien unmittelbar bevorzustehen. In Erwartung desselben errichteten die Kurpfälzer und einige andere Fürsten die „Union“, Bayern, die geistlichen Kurfürsten und mehrere Bischöfe die „katholische Defension“, welche später den Namen der Liga erhielt. So lagen die Verhältnisse im höchsten Grade gefährlich, als Erzherzog Leopold in den jülicher Landen erschien und sich der Festung Jülich bemächtigte. Die Überzeugung, daß er die Erbschaft dem Kaiser oder Spanien zuwenden solle, führte der Union neue Mitglieder zu und rief sie unter die Waffen. Sie verbündete sich mit Frankreich, England und Holland, um Leopold zu vertreiben und plante zugleich einen großen Krieg zur Eroberung der geistlichen Fürstentümer und zum Umsturz der Reichsverfassung. Rudolf ließ Leopold ohne genügende Unterstützung und traf keine Vorkehrungen wider die furchtbare Gefahr, welche von der Union drohte. Erst auf Andringen einiger Fürsten, welche sich in Prag um ihn versammelt hatten, bot er dem Kurfürsten von Sachsen, den er nun mit den jülicher Landen belehnte, und dem Herzoge von Bayern den Auftrag zur Exekution gegen die Unierten an. Als Letzterer ablehnte, sank er in seine Unthätigkeit zurück. Leopold mußte aus Jülich weichen, die Festung fiel in die Hände der Gegner und nur die Ermordung Heinrichs IV. von Frankreich und die Rüstungen der Liga hielten die Unierten von weiteren Unternehmungen ab. Rudolf brütete seit Leopolds Entsendung nur über seinen Rächeplänen. Er erneuerte anfangs seine Ränke, um die Unterthanen des Matthias an sich zu ziehen; dann setzte er seine Hoffnung auf eine Zusammenkunft der Erzherzoge und befreundeter Fürsten, welche angeblich eine Aussöhnung zwischen ihm und Matthias, in Wahrheit aber seine Wiedereinsetzung in die abgetretenen Länder bewirken sollte. Die Furcht, daß die Versammlung auf Ordnung der Nachfolge dringen werde, ließ ihn jedoch lange

Zeit mit der Berufung zögern. Erst Ende April 1610 durften die Kurfürsten von Mainz, Köln und Sachsen, die Erzherzoge Maximilian und Ferdinand, ein Vertreter des Erzherzogs Albrecht und der Landgraf Ludwig von Hessen erscheinen, mit welchen sich der gerade in Prag weilende Herzog Heinrich Julius von Braunschweig vereinigte. Inzwischen aber hatte der kranke Kaiser den Plan gefaßt, mit einem Heerhaufen, den Leopold in seinem Bistum Passau für den Jülicher Krieg warb, Matthias gewaltsam zu stürzen und dazu den bewaffneten Beistand des Fürstentages zu begehren. Der nachdrückliche Widerspruch des Kurfürsten von Köln schreckte ihn hiervon zurück, doch bezeichnete er den Fürsten als ihre Aufgabe, daß sie ihm die abgetretenen Länder wieder verschaffen und Matthias zum Verzicht auf die böhmische Krone bewegen sollten. Gegen ihren Willen mußten sie sich wirklich herbeilassen, ein der ersten Forderung entsprechendes Ansinnen an Matthias zu stellen; nachdem es jedoch entschieden zurückgewiesen worden, gelang es ihnen mit unsäglicher Mühe durch ihr nachdrückliches Auftreten, Rudolf dahin zu bringen, daß er sich mit einer durch die Erzherzoge Maximilian und Ferdinand zu leistenden Abbitte, mit der Vernichtung des Wiener Vertrags von 1606, mit der Anerkennung als Haupt des Hauses und als Lehensherr Österreichs und mit anderen geringen Zugeständnissen begnügte. Am 30. September 1610 unterzeichnete Matthias den Vertrag; am 9. Oktober erschienen die Erzherzoge vor dem Kaiser, um die Abbitte zu leisten, welche er jedoch „dem Hause zu Ehren“ nicht vollziehen ließ. Den getroffenen Vereinbarungen zufolge sollte Rudolf das im Stift Passau liegende Kriegsvolk binnen kurzer Frist abdanken. Sein kranker Sinn konnte jedoch den Gedanken an Rache nicht fahren lassen. Obgleich er den Herzog von Braunschweig und den Erzherzog Leopold mit der Entlassung der Passauer beauftragte, plante er doch auch wieder, den eben geschlossenen Vertrag dnrch einen neuen Fürstentag aufheben zu lassen oder gar das Kriegsvolk zum Angriff zu verwenden. Durch diesen Zwiespalt seines Willens und durch andere Umstände, namentlich das Fehlen der nötigen Geldmittel wurde die Abdankung der Passauer so lange verzögert, daß sie schließlich von der äußersten Hungersnot getrieben, am 26. December 1610 eigenmächtig unter der Führung des Obersten Lorenz Ramee nach Oberösterreich aufbrachen, um durch Steiermark nach Tirol und Vorderösterreich zu ziehen. Der Paß nach Steiermark wurde ihnen jedoch verlegt und sie wandten sich daher wieder nach Norden und rückten, als sie sich wegen Mangels nicht mehr in Oberösterreich halten konnten, Ende Januar 1611 nach Böhmen ein. Die Entrüstung, welche sich hierüber auf einem eben zusammengetretenen böhmischen Landtage kundgab, bestimmte Rudolf, den Passauern

den Rückzug zu befehlen. Diese aber marschierten geradewegs auf Prag. Da beschlossen die Böhmen Rüstungen und baten Matthias um Hilfe. Ihre alte Abneigung gegen Rudolf war durch den Majestätsbrief und die anderen Zugeständnisse, die sie ja erzwungen hatten, nicht aufgehoben worden und hatte durch neue Restaurationsmaßregeln des Kaisers, durch die andauernde Unordnung seiner Regierung und durch die Unruhen, welche die Passauer Werbung von Anfang an verursacht hatte, weitere Nahrung empfangen. Jetzt stieg ihre Erbitterung zum Gipfel und zu ihr gesellte sich die Furcht vor Vergewaltigung durch die Passauer. So faßten sie denn den Gedanken, Rudolf durch Matthias zu ersetzen. Die Ahnung dieser Absicht bestimmte Rudolf, daß er den Passauern den Erzherzog Leopold entgegensandte, um ihren Rückzug zu bewirken und ihre Abdankung zu vollziehen. Der junge Fürst, welcher nur höchst ungern der Hoffnung, mit Hilfe der Passauer die böhmische Krone zu erlangen und den Protestantismus zu unterdrücken, entsagt hatte, ließ sich jedoch, als er mit jenen zusammentraf, durch Ramee verleiten, zu dem alten Plane zurückzukehren und das Volk nach Prag zu führen. Rudolf wiederholte seinen Befehl. Nachdem aber die Passauer am 15. Februar die Kleinseite von Prag besetzt hatten, ging er auf ihre Absichten ein. Seiner Art nach konnte er sich indes auch jetzt nicht zu rücksichtslosem Angriffe auf die in der Alt- und Neustadt versammelten Stände entschließen und als diesen von allen Seiten bewaffnete Scharen zuzogen, begann er mit ihnen Verhandlungen. Während derselben wuchsen ihre Streitkräfte und Matthias erklärte auf ihr Ansuchen um bewaffnete Hilfe offen, daß er solche leisten werde, sobald seine seit dem Einfall der Passauer in Oberösterreich begonnenen Rüstungen hinlänglich vorgeschritten seien. Da entschloß sich Rudolf aufs neue zur Abdankung der Passauer. Gleich darauf entfloh der elende Ramee mit der Reiterei und auf die Nachricht vom Nahen österreichischer Truppen verließ auch Leopold in der Nacht auf den 11. März mit dem Fußvolke die Stadt. Rudolf vermochte sich nicht zum Mitziehen aufzuraffen und so geriet er in die Gewalt der böhmischen Stände und des österreichischen Vortrabs, welche am 11. März den Hradschin besetzten. Rudolf versuchte nun, seinen Bruder durch Verhandlungen zur Umkehr zu bewegen. Als dieser sich nicht beirren ließ, schien er sich in sein Geschick zu fügen. Nachdem jedoch Matthias am 24. März in Prag eingetroffen war, richtete Rudolf Hilfsgesuche an die Kurfürsten und suchte auf jede Weise der Abdankung zu entgehen. Sogar nachdem er hatte bewilligen müssen, daß Matthias am 27. Mai zum böhmischen Könige gekrönt wurde, sträubte er sich unter mannichfachen Vorwänden gegen die Überlassung der Regierung an seinen Bruder. Erst am 11. August

unterzeichnete er die Urkunde, welche ihm nur die Krone des Reiches und den Mitbesitz von Tirol und Vorderösterreich ließ, und was er dabei empfand, bekundete er, indem er die Feder mit der ganzen Faust führte und seinen Namen mehr sudelte als schrieb, dann aber seinen Hut auf den Boden warf und die Feder mit den Zähnen zerriß. Seine Krankheit wurde durch die Aufregungen und Demütigungen denen er ausgesetzt war, nur gesteigert und verwirrte nun erst recht sein Wollen. Mit dem protestantischen Obersten Gunderot, einem englischen Abenteurer, zwei Kammerdienern, einigen anderen Bediensteten und ein Paar Reichshofräten heckte er die seltsamsten Anschläge aus. Zur Übersiedelung ins Reich, welche sein Ansehen erfordert hätte, konnte er sich nicht entschließen, obgleich er oft genug davon sprach und stets einen Wagen dafür bereit halten ließ. Vielmehr plante er allerlei Heiraten und ein Bündnis mit der Union, demzufolge ihm diese die abgetretenen Länder wieder erobern sollte. Dann wandte er sich an einen Kurfürstentag, welcher aus Anlaß der böhmischen Vorgänge zu Nürnberg im Herbst 1611 zusammentrat. Er suchte dort zu verhindern, daß Matthias zum römischen Könige erwählt werde, und überhaupt die Ordnung der Nachfolge zu hintertreiben, überdies aber eine Verwahrung der Kurfürsten gegen seine Absetzung zu veranlassen. Dem König Matthias zeigten sich nun freilich die Kurfürsten nicht geneigt, aber sie drangen doch auf die Ordnung der Nachfolge und bereiteten dem Kaiser eine neue tiefe Demütigung. Schon der Prager Fürstentag hatte ihm die Mängel seiner Regierung nachdrücklich vorgehalten und eine Beaufsichtigung des Reichshofsrats durch den Reichserzkanzler, den Kurfürsten von Mainz beantragt. Die Nürnberger Versammlung ordnete nun eine Gesandtschaft nach Prag ab, welche jene Vorstellungen in verschärfter Weise wiederholte. Nichtsdestoweniger gab Rudolf seine wirren Pläne nicht auf. Er setzte die Verhandlungen mit den Unierten fort und suchte auch Kursachsen für seine gewaltsame Wiedereinsetzung zu gewinnen. Die Unausführbarkeit dieser Pläne erkannte er indes wohl selbst und die Krankheit, welche sie ihm eingab, hinderte ihn auch wieder an Thaten, welche wie ihm so seinem Hause und dem Reiche höchst verderblich werden mußten.

Zudem hatte sich inzwischen Wassersucht bei ihm entwickelt. Am Schenkel öffnete sich eine Wunde, der Brand trat hinzu und am 20. Januar 1612 erlöste ein sanfter Tod Rudolf aus den Banden seines Geistesleidens. Das ganze Haus Habsburg, die österreichischen Länder und die Katholiken im Reich begrüßten sein Ableben als ein rettendes Glück. Schon damals wurden jedoch auch Stimmen laut, welche den Kaiser dankbar priesen, daß er durch seine Mäßigung und Vorsicht den Frieden im Reiche so lange erhalten habe, und noch weit voller und häufiger ertönte

dies Lob, nachdem man die entsetzlichen Leiden des dreißigjährigen Krieges erduldet hatte. In der That ist es wohl unzweifelhaft, daß ein entschiedeneres Auftreten Rudolfs den Ausbruch jenes schrecklichen Kampfes beschleunigt haben würde. Die Verzögerung desselben war indes freilich ebensowenig sein Verdienst, wie ihm die Gebrechen seiner Regierung, das Unheil, welches er verursachte, und sogar seine persönlichen Fehler und Laster zur Schuld gerechnet werden dürfen. Ein mitleidswürdiges Verhängnis gestaltete sein Leben und den bösen Wirkungen seiner Krankheit gaben der Mangel an Verständnis für ihre eigenartigen Erscheinungsformen und das überstarke Legitimitätsgefühl der Zeitgenossen freien Raum zur Entfaltung. Von den unehelichen Kindern Rudolfs, deren eins noch am Tage vor seinem Tode geboren worden sein soll, sind vier bekannt, welche 1607 von ihm legitimiert und in den Markgrafenstand erhoben wurden. Der älteste Sohn, Julius, welchen der Vater zärtlichst liebte, wurde 1606 wahnsinnig und nachdem er in Tobsucht schreckliche Unthaten verübt hatte, ließ ihn der Kaiser in Haft bringen, in welcher er am 25. Juni 1609 starb. Der zweite Sohn, Don Matthias de Austria war zum geistlichen Stande bestimmt; 1608 wurde über seine Erhebung zum Kardinal verhandelt; 1616 erscheint er als Oberst in kaiserlichen Diensten; weiteres wissen wir nicht. Seine mit ihm von derselben Mutter, Euphemie von Rosenthal, stammende Schwester Karolina heiratete am 10. Februar 1608 den Grafen Franz Thomas von Cantecroy. Über das vierte Kind, Don Carlos, ist nichts bekannt.

Mich. Eyzinger, Thesaurus Principum 1591. — Im. Weber, Dissertatio de Rudolpho II, 1707 (mit Verweisen auf einen großen Teil der älteren Litteratur). — F. Ch. Khevenhiller, Annales Ferdinandei, 1716 fg. Bd. I bis VIII. — A. Gindely, Rudolf II. und seine Zeit 2 Bde., 2. Aufl. 1863 bis 65. — J. Svátek, Kulturhistorische Bilder aus Böhmen. 1879. — Jahrbücher der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses. 1883 fg. — J. M. Schottky, 2 Bde. Prag 1831—32. — B. Dudik, Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte. — Dan. Eremitae Iter Germanicum in dessen: Opuscula varia ed J. G. Gravius 1701. — Albéri, Relazioni Venete I, VI. — Rudolfi II. epistolae ineditae . . . ed. B. c. de Pace 1771. — L. Ranke, Zur deutschen Geschichte. 2. A. 1874 (Werke VII). — P. v. Chlumecky, Karl v. Zierotin. 2 Bde. 1862—79. — J. F. v. Hammer-Purgstall, Khlesl's Leben, Bd. I—II, 1847 fg. — Fr. Hurter, Geschichte K. Ferdinands II., Bd. I—VI. — M. Ritter, Geschichte der deutschen Union. 2 Bde. 1867—73. — Derselbe, Politik und Geschichte der Union zur Zeit des Ausgangs Rudolfs II. u. s. w. in den Abhandl. d. k. bayr. Ak. d. W. 1880. — Derselbe, Quellenbeiträge zur Geschichte des Kaisers Rudolf II. in den Sitzungsberichten ders. Ak. 1872. — Fr. v. Bezold, Briefe des Pfalzgrafen Johann Kasimir. 2 Bde. 1882—86. — Derselbe, Kaiser Rudolf II. und die heilige Liga, in den Abhdl. d. k. bayr. Ak. 1886. — H. v. Zwiedineck, Die Obedienz-

gesandtschaften der deutschen Kaiser, Archiv f. österreich. Geschichte. Bd. 68. — A. Stauffer, Hermann Christof Rusworm 1884. — Briefe u. Akten z. Geschichte des dreißigjährigen Krieges 1870 fg. 5 Bde. — Stieve, Der Ursprung des dreißigjährigen Krieges, Bd. I, 1875. — Derselbe, Die Verhandlungen über die Nachfolge Kaiser Rudolfs II., in Abhandl. d. k. bayr. Akad. d. W. 1879. — Derselbe, Briefe des Reichshofrats Dr. Georg Eder, in Mitteilungen d. Instituts f. österreich. Gesch. VI. — Dazu die Litteratur über die Geschichte der österreichischen Länder und andere die Zeit Rudolfs betreffende Werke und Abhandlungen. Auch noch ungedruckte Akten sind benutzt worden. — Bildnisse des Kaisers bei Custos, Atrium heroicum I, 1601, Kilian, Des Hauses Österreich Kontrafakturen, 1629, S. Birken u. s. w.

IX.

Ferdinand II., deutscher Kaiser.

(Allgemeine deutsche Biographie.)

Ferdinand II., deutscher Kaiser, wurde am 9. Juli 1578 zu Graz von Maria, der Tochter Herzog Albrechts V. von Bayern, dem Erzherzog Karl, dem dritten Sohne Kaiser Ferdinands I., geboren, † 1637. Karl hatte als Erbe Innerösterreich empfangen. In Steiermark, Kärnten und Krain hatten sich Adel, Städte und Märkte fast ohne Ausnahme, in Görz zum großen Teil dem protestantischen Bekenntnisse zugewandt und kurz vor Ferdinands Geburt war Karl gezwungen worden, dem Adel freie Ausübung, den Bürgern Duldung ihres Bekenntnisses zuzusichern. Vergeblich bemühte sich der Papst, welcher in Graz eine eigene Nuntiatur errichtete, den Erzherzog zum Widerruf seines Versprechens zu bewegen, damit der Protestantismus nicht an der Grenze Italiens feste Wurzeln schlage: Karl fühlte sich gebunden und beschränkte sich auf Versuche, die Protestanten in den Grenzen seiner in möglich engstem Sinne gedeuteten Bewilligung zu halten und den Katholizismus neu zu beleben und zu stärken. Aber er empfand tiefe Reue und dachte wie seine Gemahlin und die ganze Restaurationspartei dem künftigen Erben die Aufgabe zu, seine Verschuldung gutzumachen. Von frühester Jugend an wurde Ferdinand im Geiste der Jesuiten zur Frömmigkeit angehalten, mit Eifer für Glauben und Kirche erfüllt und sorglich vor ketzerischen Einflüssen behütet. Nachdem er der weiblichen Aufsicht entwachsen war, wurde ihm am 9. Oktober 1586 der Landeshauptmann von Görz-Gradiska, Jakob Adam Freiherr von Attems (Athimis), ein hochbetagter, in Krieg und Regierungsgeschäften vielfach thätig gewesener, eifrig katholischer Mann, als Hofmeister vorgesetzt.

Am 18. Juni 1590 folgte demselben in dieser Stellung der nicht minder kirchliche und fromme Freiherr Balthsar von Schrattenbach, ein Hofmann des eifrigen Erzherzogs Ferdinand von Tirol. Beichtväter des Knaben waren ohne Zweifel von Anfang an Jesuiten. Den ersten Unterricht erhielt Ferdinand — schon seit seinem fünften Jahre — durch Hans Widmann und dann durch den Hofkaplan Andreas Backes, Männer, von welchen nichts näheres bekannt ist. 1586 übernahm der Archidiakon von Niedersteiermark, Johann Wagenring (Bogarino, Bogerio), der nachmals Bischof von Triest wurde, ein Zögling des Collegium Germanicum zu Rom, die Ausbildung des Prinzen. Wenn dieser sich am 28. November desselben Jahres als ersten Schüler der soeben eröffneten Jesuitenuniversität zu Graz einzeichnete, so war das wohl nur eine Aufmerksamkeit für den Orden, nicht aber der Anfang zum Besuch des Gymnasialunterrichtes. Im Januar 1590 wurde Ferdinand, um ihn den Zerstreuungen des Hofes und vor allem dem Einflusse der protestantischen Hauptstadt und Hofleute zu entziehen und um ihn in einer streng und ausschließlich katholischen Umgebung heranwachsen zu lassen, nach Ingolstadt geschickt. Wenige Monate später starb Erzherzog Karl. Dem Testamente desselben gemäß übernahmen neben der Mutter Kaiser Rudolf II., Erzherzog Ferdinand von Tirol und Wilhelm V. von Bayern die Vormundschaft.

Der Aufsicht des glaubenseifrigen Oheims Wilhelm hatten Karl und Maria von Anfang an den nach Ingolstadt ziehenden Sohn unterstellt: er möge mit demselben schalten, baten sie ihn, wie mit einem eigenen Kinde. Als Vormund fühlte sich Wilhelm doppelt verpflichtet, dem Wunsche der Eltern nachzukommen. Mit der Gewissenhaftigkeit und dem Wohlwollen, welche ihm eigen waren und zugleich angespornt durch die Hoffnungen, welche man für den Katholizismus auf Ferdinand setzte, überwachte er seinen Neffen und durch eigenhändige Briefe mahnte er ihn zu Frömmigkeit und Fleiß. Wie seine Worte, so diente auch wohl das Beispiel der damals in Ingolstadt studierenden Söhne Wilhelms, Maximilian, Philipp und Ferdinand, dem Erzherzoge zur Aneiferung. Mit diesen Prinzen trat Ferdinand, wie es nahe lag, in regen und vertrauten Verkehr, doch bildete sich zwischen ihm und Maximilian keineswegs eine für das ganze Leben nachwirkende Herzensfreundschaft aus. Ferdinand mochte freilich schon jenes Gefühl von der geistigen Überlegenheit seines Vetters empfangen, welches ihn nachmals auf dessen Ratschläge stets besonderes Gewicht legen ließ. Dem Charakter des fünf Jahre älteren Herzogs dagegen konnte Ferdinands Wesen nicht zusagen und die Rücksichtslosigkeit, womit Ferdinand einmal im Herbst 1590 seinen Anspruch auf den Vortritt in der Kirche durchsetzte, mußte den empfindlichen und ehrgeizigen Jüngling

dauernd mit Unwillen erfüllen. In seinen späteren Briefen zeigt Maximilian, der sich stets alle die Beeinträchtigungen, welche sein Haus durch die Österreicher erlitten hatte und erlitt, grollend gegenwärtig hielt, der zuthunlichen Vertraulichkeit Ferdinands gegenüber unveränderlich kalte Zurückhaltung. Wegen jenes Rangstreites wollte Erzherzog Ferdinand von Tirol, der Bayern abgeneigt und durch die eben damals zwischen beiden Häusern ausgebrochenen Händel über den Vortritt erbittert war, den Neffen von Ingolstadt abberufen wissen. Die Mutter widersetzte sich jedoch mit Entschiedenheit, denn sie glaubte, daß für die katholische Erziehung ihres Sohnes und dessen Vorbereitung auf die ihm zugedachte Aufgabe nirgends so gut wie an der bayerischen Hochschule gesorgt werden könne. Aus demselben Grunde widerstand sie dann auch entsprechenden Versuchen der protestantischen Landstände Innerösterreichs, welche zu verhüten wünschten, daß ihr Erbherr vom Verfolgungsgeiste der Restauration durchdrungen werde, sowie ihrer österreichischen Verwandten, welche die Kosten des Aufenthaltes ersparen, Ferdinand dem bayerischen Einflusse entziehen und ihm eine mehr höfisch-kriegerische Erziehung geben lassen wollten. Am 10. März 1590 hatte Ferdinand begonnen, das von den Jesuiten geleitete Gymnasium zu besuchen. Seit dem Herbste des folgenden Jahres hörte er Rhetorik und Dialektik. Im Oktober 1592 begann er Vorlesungen über Politik und Ethik zu besuchen, Mathematik zu studieren und philosophische Disputationen zu halten. 1594 nahm der Unterricht im römischen Recht seinen Anfang. Nur die letzteren, privaten Vorträge hielt ein Laie; in der Geschichte unterwies den Prinzen vielleicht Wagenring; in allen anderen Fächern waren Jesuiten seine Lehrer, welche nicht unterließen, den Knaben wiederholt durch die ersten Preise auszuzeichnen. Von den Professoren zog Ferdinand in den letzten Jahren seiner Anwesenheit öfter den gelehrten und angesehenen Theologen Pater Stevart und einige Juristen zu Tische. Namentlich aber verkehrte er in vertrautester Weise mit den Jesuiten. An allen Sonn- und Festtagen teilte er nach der Vesper ihre Erholung im Collegium und häufig lud er einzelne Mitglieder des Ordens zu sich, insbesondere den Rektor des Ingolstädter Hauses, P. Richard Haller, einen klugen und gewandten Mann, welcher später als Beichtvater der Königin Margaretha von Spanien auf die deutsche Politik des Madrider Hofes nicht ohne Einfluß war, ferner den P. Gregorius de Valencia, „den gelehrten und eifrigen Vorkämpfer der päpstlichen Unfehlbarkeit und Allgewalt“, und den P. Jakob Gretser, welcher sich durch vielseitiges Wissen auszeichnete, durch seine Streitschriften gegen die Protestanten den Beinamen „Ketzerhammer“ erwarb und in seinem Eifer für das Papalsystem zu dem Satze gelangte: „Wenn wir von der Kirche reden,

so meinen wir den Papst". Ob Ferdinand noch in anderen Fächern als den oben erwähnten Unterricht erhielt, ob er mit den lateinischen Klassikern, diesen „heidnischen Fabelhansen", wie strenge Katholiken sie zu nennen pflegten, gleich seinen Vettern bekannt gemacht wurde, ist nicht überliefert.

Anfang März 1595 kehrte Ferdinand nach Graz zurück. Am 3. Mai übertrug ihm der Kaiser unter Vorbehalt der Entscheidung wichtiger Fragen die Regierung. Am 4. December 1596 ließ er ihn volljährig erklären und die Landstände zur Huldigung anweisen. Die Adeligen in Steiermark und Kärnten wollten anfangs die Huldigung nicht eher leisten, als bis Ferdinand bezüglich der protestantischen Glaubensübung ihnen die gleiche Zusage wie sein Vater gegeben und sie auf die Bürgerschaften und Bauern ausgedehnt habe. Durch ausweichende Antworten ließen sie sich jedoch rasch bewegen, von ihren Forderungen abzustehen, und ohne auch nur einen ähnlichen Versuch zu machen, huldigten dann die anderen Landschaften. Ferdinand war von vornherein entschlossen, dem Wunsche seines Vaters entsprechend, den Protestantismus in seinen Gebieten auszurotten. Er betrachtete das gemäß den Anschauungen, in welchen er aufgezogen war, als unerläßliche Gewissenspflicht und als Forderung der christlichen Nächstenliebe. Zugleich schien es im politischen Interesse geboten, denn die evangelischen Stände verbanden mit dem Ringen um Religionsfreiheit das Streben nach Schmälerung der landesfürstlichen Gewalt und bei der Schroffheit der kirchlichen Gegensätze und dem Einflusse der religiösen Anschauungen auf die Gemüter glaubte man auf die Treue der Unterthanen, die einem anderen Bekenntnisse anhingen, nicht rechnen zu dürfen. Mit schwärmerischer Begeisterung erfaßte Ferdinand die ihm gestellte Aufgabe Den Vorsatz, sie zu erfüllen, schrieb er einer Inspiration des heiligen Geistes zu. Um sich würdig vorzubereiten, ging er Anfang 1598 nach Italien. Über Venedig und Padua kam er am 11. Mai nach Ferrara, wo Clemens VIII. soeben als Sieger eingezogen war. Der Papst, welcher ihm außerordentliche Ehren erwies, bestärkte ihn in seinem Vorhaben. Zu Loretto und an den heil. Stätten Roms, wo er vom 24. bis zum 30. Mai weilte, machte Ferdinand das Gelübde, eher Land und Leben zu verlieren, als auf die Durchführung seiner Absicht zu verzichten. Dann kehrte er über Florenz Ende Juni nach Graz zurück.

Dort begann er sofort die Restauration. Die Abmahnungen seiner weltlichen Räte und des Kaisers, welcher auf die von den Türken drohende Gefahr und die schwierigen Verhältnisse im Reiche hinwies, der hartnäckige Widerspruch des Adels, Empörungen der Unterthanen, die zürnende Fürsprache evangelischer Reichsstände und die Erbitterung, welche sich bei allen Protestanten in Deutschland kundgab, machten ihn nicht irre. Angefeuert

durch den Bischof Stoboeus von Lavant, durch seine Mutter und den Papst, sowie ohne Zweifel auch durch seinen Beichtvater und andere Grazer Jesuiten, führte er sein Werk in der Weise der Zeit, nur noch rücksichtsloser und gewaltsamer, als es gewöhnlich geschah, ans Ende. Im Anfang des Jahres 1602 waren in allen Landschaften die evangelischen Prediger und Schullehrer abgeschafft, die Kirchen geschlossen oder zerstört, die Bürger und Bauern zum Katholizismus oder zur Auswanderung gezwungen. Nur die Adeligen durften ihr Bekenntnis bewahren: evangelischer Gottesdienst wurde jedoch auch ihnen nicht mehr gestattet. An diesem Vorgehen hatten die bayerischen Herzoge Wilhelm und Maximilian nicht den mindesten Anteil. Der Streit um das Bistum Passau, welches Österreich für Ferdinands Bruder Leopold errang, hatte Spannung zwischen den beiden Höfen hervorgerufen. Das Einvernehmen derselben wurde erst durch Ferdinands Heirat mit Wilhelms Tochter Maria Anna hergestellt. Der Erzherzog hatte die beinahe sechs Jahre ältere Prinzessin bei seinen Besuchen in München liebgewonnen. Der schon 1597 beabsichtigten Werbung hatten jedoch nach anfänglicher Zustimmung der Kaiser und dann auch die Erzherzogin Maria widerstrebt, — wie es scheint, weil der Prinzessin Unfruchtbarkeit prophezeit wurde. Gleichwohl hatte sich Ferdinand — wohl im Herbst 1598 — Wilhelm V. gegenüber schriftlich zur Ehe verpflichtet und nachdem beruhigende Aufklärungen über die Gesundheit Maria Annas erfolgt waren, wurde am 23. April 1600 zu Graz die Hochzeit gehalten. Das Verhältnis der jungen Gatten wurde ein sehr inniges und wirkte nach München hinüber. Auch in der Folge gewannen jedoch Wilhelm und Maximilian keinen Einfluß auf die steirischen Angelegenheiten. Unter diesen beschäftigte den Erzherzog neben der kirchlichen Herstellung vor allem der Türkenkrieg. Nachdem die seine Lande deckende Festung Kanisza am 20. October 1600 in die Hände des Erbfeindes gefallen war, führte Ferdinand im folgenden Jahre selbst ein Heer ins Feld. In beschränkter Selbstsucht und dem Eigensinn des Führers einer päpstlichen Hilfsschar folgend, verweigerte er dem kaiserlichen Heer seine Mitwirkung zu umfassenden Unternehmungen und schritt zur Belagerung Kaniszas. Diese scheiterte jedoch, da er ganz unfähige Leute an die Spitze stellte und schließlich ein ungewöhnlich früher und starker Schneefall eintrat, in schimpflicher Weise und Innerösterreich blieb den Streifzügen der Türken, sowie später denen der sich empörenden Ungarn bloßgestellt. Durch diese Einfälle, durch die Opfer der Kriegsjahre und durch die Auswanderung mancher und zwar der wohlhabenderen Bürger und Bauern wurde der ohnehin durch das Sinken des venetianischen Handels längst erschütterte Wohlstand Innerösterreichs schwer geschädigt. Ferdinand bemühte sich nach

dem Beispiele seines Vaters mannigfach um dessen Hebung, wußte jedoch nicht, durchgreifende und schöpferische Maßregeln zu treffen.

Mit den Reichsangelegenheiten befaßte sich Ferdinand, soviel ersichtlich ist, nicht. Sogar bei den Reichstagen, wo freilich nur das Gesamthaus Österreich eine Stimme besaß, ist eine selbständige Thätigkeit der Grazer Regierung nicht wahrnehmbar. Dagegen wurde Ferdinand seit dem Jahre 1600 von den Brüdern Kaiser Rudolfs II., den Erzherzogen Matthias und Maximilian, zu den Bemühungen zugezogen, durch welche sie zu bewirken suchten, daß der kinderlose und in eine an Geisteskrankheit streifende Melancholie versunkene Rudolf die Regierung an Matthias übertrage und diesen zum Könige von Ungarn und Böhmen und zum Nachfolger im Reiche wählen lasse. Mit Eifer unterstützte Ferdinand diese Bestrebungen. Als sie erfolglos waren und die Weigerung des Kaisers, mit den Türken und Ungarn Frieden zu schließen, den Untergang der habsburgischen Macht herbeiführen zu müssen schien, schloß Ferdinand am 25. April 1606 nebst seinem Bruder Maximilian Ernst mit Matthias und Maximilian auf deren Ersuchen zu Wien einen Vertrag, wodurch Matthias als Haupt des Hauses anerkannt und ihm zur Herbeiführung seiner Wahl zum römischen Könige Unterstützung aus allen Kräften zugesagt wurde. Daß dieser Vertrag die Absetzung des Kaisers bedeute, begriff Ferdinand nicht. Erst nach seiner Heimkehr wurde er durch seine Mutter darüber aufgeklärt. Da versagte er, um sich nicht an der gottverliehenen Würde des Kaisers zu versündigen, und vielleicht auch in der Hoffnung, von Rudolf, der immer heftigere Abneigung gegen Matthias zeigte, selbst zum Nachfolger erhoben zu werden, seine Mitwirkung zur Ausführung der Abrede und that sogar Schritte, um deren ausdrückliche Wiederaufhebung zu veranlassen. So trug er dazu bei, daß die Verwirklichung des Planes, die dringend notwendige Beseitigung Rudolfs auf legitimem Wege herbeizuführen, von vornherein unmöglich gemacht und des Matthias Besorgnis, von der Nachfolge ausgeschlossen zu werden, gesteigert wurde. Neue Nahrung gab er dann dieser Besorgnis und zugleich der Gährung in den kaiserlichen Landen, indem er im folgenden Jahre einwilligte, daß ihn der Kaiser statt des Matthias zu seinem Commissar bei dem nach Regensburg berufenen Reichstage ernannte, und indem er dort Rudolfs Begehren nach Hilfe zur Aufstellung eines stehenden Heeres in Ungarn vertrat. In Regensburg wurde die Erregung der Protestanten, welche Ferdinand wegen der Unterdrückung ihres Bekenntnisses in Innerösterreich haßten und fürchteten, durch seine Anwesenheit und durch Äußerungen katholischen Eifers, welche er und seine Umgebung nicht vermieden, vermehrt. Auf den Gang der Verhandlungen übte er keinen selbständigen Einfluß: er folgte dabei lediglich der Leitung der ihm

beigegebenen kaiserlichen Minister. Eine ebenso untergeordnete Rolle spielte er in dem Kampfe zwischen Rudolf und Matthias, welcher während der Regensburger Tagfahrt zum Ausbruche kam. Daß Matthias mit den protestantischen Österreichern, Ungarn und Mähren zu den Waffen griff, betrachtete Ferdinand als einen Frevel an der rechtmäßigen Obrigkeit und als Verrat am Glauben. Zugleich besorgte er, daß der Kaiser, durch die in Regensburg erfolgte Entdeckung des Wiener Vertrags erbittert, ihn strafen und ihn von der Nachfolge, auf welche ihm wohl schon Hoffnung gemacht war, ausschließen könne. Anderseits bebte er vor der Rache des Matthias und seiner Verbündeten. In namenloser Angst suchte er sich daher nach beiden Seiten zu entschuldigen und beschränkte sich auf erfolglose Verhandlungen wegen eines Fürstentages, welcher vermitteln sollte. Nachdem Matthias die Abtretung von Ungarn, Mähren und Österreich erzwungen hatte, folgte Ferdinand bereitwillig dessen Einladung zu einer Verständigung und versprach ihm am 24. Juli 1608 zu Schottwien aufs neue seine Unterstützung zur Erwerbung der römischen Königswürde, machte aber sogleich auch Rudolf Mitteilung von den gefaßten Beschlüssen, um dessen Mißtrauen zu entgehen. Dies gelang ihm nicht: der Kaiser scheint in der Folge keine Beziehungen mit ihm unterhalten zu haben. Dagegen bat ihn König Matthias in seinen Streitigkeiten mit den österreichischen Protestanten um Rat. Ferdinand suchte den Vetter durch religiöse und politische Gründe von der Bewilligung der Religionsfreiheit abzuhalten und beteiligte sich, um dem Könige freie Hand gegen seine Unterthanen zu schaffen, an Ausgleichsverhandlungen mit dem auf Wiedererwerb der entrissenen Gebiete sinnenden Rudolf. Als nach deren Scheitern Matthias seinen Ständen die geforderten Zugeständnisse bewilligte, legte Ferdinand dagegen Verwahrung ein. Nichtsdestoweniger schloß er sich jedoch immer mehr an den König an, da er mit der Sorge erfüllt wurde, daß sein Bruder Leopold vom Kaiser zur Nachfolge in Böhmen und im Reiche befördert werden könne. Um dies zu verhüten und um die kirchlich-politische Opposition der Stände in den Landen seiner Vettern nicht allzumächtig werden zu lassen, unterstützte er eifrig erneute Bemühungen um die Versöhnung jener und wohnte dann dem Fürstentage bei, welcher zu gleichem Zwecke Ende April 1610 in Prag zusammentrat. Im Auftrage desselben reiste er neben anderen Mitgliedern zu Matthias und leistete nach abgeschlossenem Vertrage mit Erzherzog Maximilian für Matthias dem Kaiser Abbitte. Von der Verbindung mit dem Passauer Kriegsvolk, welches, von Rudolf nicht bezahlt, eigenmächtig in Österreich einfiel und dann nach Prag rückte, um Leopold zum Könige zu machen, suchte Ferdinand den Bruder durch Bitten und Drohungen abzuhalten und zeigte sich bei dem

wieder ausbrechenden Kampfe zwischen Rudolf und Matthias mehr diesem als jenem geneigt. Sobald der Kaiser auch in Böhmen abgesetzt war, trat Ferdinand völlig auf des Siegers Seite und schloß mit ihm neben den anderen Erzherzögen am 27. Dezember 1611 einen Vertrag, welcher die Kräfte des ganzen Hauses zur Unterstützung des Königs gegen seine protestantischen Unterthanen und zur Erwirkung seiner Wahl im Reiche vereinigen sollte. Die Aussicht auf das Erbe der älteren Linie seines Hauses, um derentwillen Ferdinand so die Legitimitätsrücksichten mehr und mehr beiseite setzte, trat ihm unmittelbar nahe, als nach Rudolfs Tode Matthias, von welchem keine Kinder zu hoffen waren, im Juni 1612 zum Kaiser erwählt wurde. Auf Andringen der ihm mißtrauenden und vor einem Interregnum bangenden Katholiken gab dieser sofort die Zusage, Ferdinand ehestens zum Nachfolger wählen zu lassen. Für die Verwirklichung dieses Versprechens war in der Folge besonders Erzherzog Maximilian, der selbstlose und hochbegabte Vertreter der Interessen des Gesamthauses, thätig. Ferdinand handelte vorwiegend nach dessen Ratschlägen und Anschauungen. Die Verhältnisse in den kaiserlichen Landen und im Reiche bereiteten jedoch Schwierigkeiten, durch welche sich des Kaisers leitender Minister, Khlesl, schrecken ließ, und später erregten Ungeschicklichkeiten Maximilians und Ferdinands, die ihrer Ungeduld entsprangen, bei Matthias den Verdacht, daß Ferdinand ihm die Zügel der Regierung noch bei Lebzeiten entwinden wolle. Auch trug ein Krieg mit Venedig zur Verzögerung bei, welchen Ferdinand 1615—17 ohne Gewinn und Verlust gegen des Kaisers und Khlesls Willen führte, weil er sich nicht um der höheren Ziele willen Ansprüchen der Venetinaner fügen wollte, die er für unberechtigt hielt. Das größte Hindernis aber bildete die Forderung Spaniens, für seine angeblichen Ansprüche auf das Gesamterbe der älteren deutschen Linie durch Gebietsabtretungen entschädigt zu werden. Der Kaiser und Khlesl wollten sich nicht dazu verstehen. Endlich versprach Ferdinand, welcher wie seine Räte und namentlich der einflußreichste von ihnen, Eggenberg, ganz vom spanischen Einflusse beherrscht wurde, am 31. Januar 1617 insgeheim, Spanien neben den Reichslehen in Italien das österreichische Elsaß zu überlassen. Politische und rechtliche Bedenken ernstester Art standen letzterer Zusage entgegen, sie verletzte im vorhinein die Kapitulation, welche Ferdinand bei der Kaiserwahl zu beschwören hatte, und sie war obendrein unnötig, da die Ordnung der Nachfolge zu Ferdinands Gunsten so sehr im Interesse Spaniens lag, daß es sie ohne jedes Zugeständnis zulassen und befördern mußte, wie es denn in der That bereits beschlossen hatte, Verzicht zu leisten. Zunächst gewann freilich Ferdinand die erwünschte Frucht. Nachdem auch des

Kaisers Mißtrauen und Widerstreben überwunden, wurde er am 6. Juni 1617 durch Einschüchterung und Überrumpelung der Landstände zum Könige von Böhmen und am 16. Mai 1618 nach langen Streitigkeiten über das Wahlrecht, deren Austrag schließlich Khlesl geschickt umging, zum Könige von Ungarn erwählt. In beiden Ländern bestätigte er nach zustimmenden Gutachten der Jesuiten die von Matthias den Ständen gemachten religiösen Zugeständnisse. Um die Wahl im Reiche zu ermöglichen, reisten Matthias und Ferdinand im August 1617 nach Dresden und es gelang ihnen, den Kurfürsten von Sachsen günstig zu stimmen. Der darauf ausgeschriebene Kurfürstentag wurde jedoch wegen Krankheit des Kaisers, wegen Geldmangels und weil Khlesl nötig fand, die ungarische Wahl vorausgehen zu lassen, verschoben. In den Erbherzogtümern Österreich ob und unter der Ens die Huldigung einzunehmen, unterließ Ferdinand gegen Khlesls Ansicht, um nach des Kaisers Tode dessen Zusage wegen der Religionsfreiheit aufheben zu können.

Inzwischen erfolgte am 23. Mai 1618 der Prager Fenstersturz. Ferdinand war sofort für Krieg. Der Geldmangel, die gewohnte Unbeholfenheit der kaiserlichen Regierung und das Ausbleiben auswärtiger Hilfe hemmte jedoch die Rüstungen. Ferdinand und der ihn in dieser Hinsicht leitende Erzherzog Maximilian maßen Khlesl die Schuld an der Verzögerung bei und ließen ihn am 21. Juli in Gefangenschaft führen. Matthias schien sich über diesen Staatsstreich rasch zu beruhigen, doch war er nicht zu bewegen, Ferdinand die Geschäfte völlig zu übertragen und die von Khlesl empfundenen Hindernisse kräftigen Vorgehens wußte auch dieser nicht zu überwinden. Da raffte schon am 20. März 1619 der Tod den Kaiser dahin. Ferdinand suchte nun zunächst friedlich zum Ziele zu kommen. Mähren, Schlesien und die Lausitzen verbündeten sich jedoch mit den Böhmen, die im Juni vorübergehend Wien belagerten. Die protestantischen Österreicher weigerten sich der Huldigung und rüsteten. Den Ungarn durfte man nicht trauen. Sogar in Innerösterreich gärte es. Im Reiche aber schickten sich die Unierten zur Unterstützung der Böhmen an und die Katholiken zeigten ängstliche Zurückhaltung. Dennoch verließ Ferdinand Wien, um sich zu dem eilends von dem Kurfürsten von Mainz nach Frankfurt berufenen Wahltage zu begeben, denn es lag auf der Hand, daß es für ihn zunächst am wichtigsten sei, die Kaiserkrone sich und seinem Hause zu retten. Am 26. August wurde er zum Kaiser erwählt. Ein Erfolg von höchster Bedeutung, da die ganze Macht des kaiserlichen Ansehens ihm von nun ab zur Seite trat und der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, welcher gleichzeitig zum böhmischen Könige erwählt worden war, durch die Annahme dieser Krone als Rebell gegen

seinen rechtmäßigen Lehnsherrn erschien. Auf dem Rückwege nach Wien schloß Ferdinand am 8. October mit Herzog Maximilian von Bayern und der Liga ein Bündnis, welches ihm deren Beistand in Aussicht stellte. Aus eigenem Antriebe sagte er dabei dem Herzoge die Übertragung der pfälzischen Kur zu. Es war das ein schwerer politischer Fehler, denn das Zusammenleben und Wirken der konfessionellen Parteien im Reiche hatte seine Grundlage in der Parität des Kurfürstenkollegs. Gezwungen, ihn zu begehen, war Ferdinand nicht, denn Maximilian konnte ihn nicht im Stiche lassen und hatte ihm längst seine Hilfe zugesichert und die Liga zu entsprechenden Beschlüssen bestimmt. Von Maximilian unterstützt, brachte Ferdinand darauf im folgenden Jahre auch Spanien zu dem Entschlusse, mit den Waffen für ihn einzutreten, und ebenso ließ sich der Kurfürst von Sachsen, nachdem er und die Stände der sächsischen Kreise vor gewaltsamer Zurücknahme der seit dem Religionsfrieden eingezogenen Kirchengüter sicher gestellt waren, durch seine kaiserliche Gesinnung, sein Legitimitätsgefühl und seinen Haß gegen den Calvinismus getrieben, herbei, an dem Kriege gegen den Pfälzer teilzunehmen. Inzwischen war der Woiwode von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, in Ungarn eingebrochen und die protestantischen Magnaten hatten sich ihm angeschlossen. Nur mühsam behaupteten sich die kaiserlichen Heerhaufen im südlichen Böhmen. Endlich rückte Maximilian von Bayern, nachdem er die mattherzigen Unierten bestimmt hatte, sich der Unterstützung Friedrichs V. in Böhmen zu enthalten, Ende Juli 1620 in Österreich ob der Ens ein und am 8. November machte er im Verein mit dem kaiserlichen Heere durch den Sieg am Weißen Berge dem Reiche des „Winterkönigs" ein Ende. Gleichzeitig eroberte der Kurfürst von Sachsen die Lausitzen, ein spanisches Heer unter Spinola die Rheinpfalz bis auf Heidelberg, Mannheim, Frankenthal und einige kleinere Festungen. Rasch erfolgte nun die Unterwerfung von Mähren, Schlesien und Österreich unter der Ens. Mit Bethlen Gabor und den Ungarn wurde nach unglücklichem Kriege am 6. Januar 1622 zu Nikolsburg ein nachteiliger Friede geschlossen. Dann mußte auch in Schlesien der unter den Waffen gebliebene Markgraf von Jägerndorf aus dem Felde weichen und wurden die dort von Anhängern Friedrichs V. noch behaupteten Festungen erobert. Für die Lausitzen, welche ihm als Unterpfand seiner Kriegskosten übergeben wurden, und für Schlesien, welches mit ihm den Frieden schloß, hatte der Kurfürst von Sachsen Generalamnestie erwirkt. In den übrigen kaiserlichen Landen wurden die besiegten Rebellen mit jener Härte gestraft, welche nach den Anschauungen der Zeit der Größe ihres Verbrechens entsprach und notwendig schien, um ein abschreckendes Beispiel zu geben. Zu Prag wurden am 21. Juni 1621 achtundzwanzig

„Rädelsführer“ hingerichtet, darunter auch ein Katholik, dessen im Grunde ungerechte Verurteilung sich nur aus der Absicht, den tief erschütterten Respekt vor der Obrigkeit herzustellen, erklären laßt, wenn sie nicht etwa dem Strafgerichte den Anschein einer Religionsverfolgung nehmen sollte. Übrigens ist es nicht unwahrscheinlich, daß Ferdinand Gnade gewährt haben würde, wenn die Verurteilten Abbitte geleistet hätten. Von den in Mähren und Österreich gefällten Todesurteilen wurde nur ein einziges vollstreckt. Dagegen erfolgten zahllose Konfiskationen. Ferdinand hatte dabei die Nebenabsicht, die Kriegskosten zu decken. Die Habgier seiner Großen und Beamten dehnte die Einziehungen aus und steigerte ihre Härte. Die politischen Rechte der Stände wurden in all den cisleithanischen Gebieten wesentlich geschmälert; von nun an verwandelte sich die Personalunion ständischer Republiken in eine einheitliche Monarchie. Auf kirchlichem Gebiete erwirkte Kursachsen den Schlesiern und Lausitzern Bestätigung der Rudolfinischen Majestätsbriefe. In Österreich unter der Ens hatte Ferdinand aus Furcht vor einem Gewaltstreich am 28. Mai 1619 mit Ermächtigung des Papstes in einer von Jesuiten verfaßten Urkunde den protestantischen Adeligen für ihre Personen und Familien Religionsfreiheit zugesichert. In Böhmen, in Mähren und in Oberösterreich verweigerte er jedes Zugeständnis. Mit seinem Minister Eggenberg, welcher, früher selbst Protestant, jetzt vom ganzen Eifer eines Konvertiten erfüllt war, legte er auf einer Wallfahrt das Gelübde ab, den Protestantismus in jenen Gebieten sobald wie möglich auszurotten. Einstweilen beschränkte er sich jedoch aus Rücksicht auf Sachsen und andere deutsche Protestanten darauf, die nichtlutherischen Prediger aus Böhmen zu vertreiben und die Katholiken in Besitz alles dessen, was ihnen während des Aufstandes entrissen war, zurückzuführen.

Um die Aussöhnung Friedrichs V. mit dem Kaiser bemühte sich dessen Schwiegervater, Jakob I. von England, gleich nach der Schlacht am Weißen Berge. Ferdinand ächtete jedoch am 23. Januar 1621 den flüchtigen Gegner, um sein Bayern wegen der Kur gegebenes Versprechen lösen zu können und wohl auch um sein kaiserliches Ansehen voll zur Geltung zu bringen und durch einen Teil der pfälzischen Lande Maximilian, welchem für seine Kriegskosten Oberösterreich verpfändet war, abzufinden. Als eine Verletzung der Reichsverfassung oder der Wahlkapitulation kann dieser Schritt nicht bezeichnet werden, doch war es ein großer Fehler, daß Ferdinand nicht die Zustimmung der Kurfürsten einholte. Er verstimmte dadurch Sachsen und erweckte sämtlichen protestantischen Reichsständen unwillige Sorge um die Erhaltung der deutschen Libertät. Fürs erste vertiefte freilich die Achtserklärung den Eindruck des Prager Sieges. Die

Union füllte das Maß ihrer Erbärmlichkeit, indem sie gegen ihre Friedrich V. gegebene Zusage, seine Erblande zu schützen, mit Spinola Frieden schloß und sich gleich danach im Mai 1621 auflöste. Für Friedrich führte neben einigen Scharen in der Pfalz nur sein General Ernst von Mansfeld in wilder Kriegslust den Kampf fort. Von Bayern und Sachsen aus dem nordwestlichen Böhmen, wo er sich behauptet hatte, vertrieben, setzte er sich in der Oberpfalz fest und als ihn Bayern auch aus dieser hinausdrängte, zog er im Spätherbst des Jahres 1621 nach der Rheinpfalz, wohin ihm Tilly mit dem ligistischen Heere folgte. Um dieselbe Zeit erhob sich auch der Administrator von Halberstadt, der „tolle" Herzog Christian von Braunschweig, zum Kampfe und bald begann Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach mit Macht zu rüsten. Tilly wurde von Spanien nur schwach unterstützt. Es hatte das seinen Grund wohl nicht allein darin, daß Spanien sich zum Bruch mit Holland anschickte und bereits Eifersucht gegen Bayern empfand, sondern zum Teil vielleicht auch in dem Mißvergnügen, welches man in Madrid empfand, weil Ferdinand, dessen erste Gemahlin am 8. März 1616 gestorben war, sich am 4. Februar 1622 mit der Prinzessin Eleonore von Mantua zu Innsbruck vermählte. Die Fehler der Feinde boten jedoch Tillys Geschick die Möglichkeit, den Markgrafen von Baden am 6. Mai 1622 bei Wimpfen und den Halberstädter am 20. Juni bei Höchst zu schlagen. Der Markgraf verließ dann das Reich. Christian und Mansfeld zogen nach den Niederlanden, von wo sie im folgenden Jahre nach Norddeutschland einbrachen. Tilly eroberte inzwischen Heidelberg, Mannheim und die anderen pfälzischen Plätze bis auf Frankenthal, welches im Frühjahr 1623 durch einen Vertrag zwischen England und Spanien letzterem eingeräumt wurde. Dann zwang der Ligafeldherr den unzuverlässigen Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel zur Ruhe und jagte durch einen am 6. August 1623 bei Stadt-Lohn erfochtenen Sieg den Halberstädter nach Holland. Mansfeld wurde nach Ostfriesland gedrängt und mußte auch dieses im März 1624 verlassen.

Der Sieg der kaiserlich-katholischen Macht schien vollendet. Es war inzwischen viel über den Frieden verhandelt worden. Sein Abschluß war jedoch nicht geglückt, weil einerseits Ferdinand hartnäckig forderte, daß Friedrich ihm zunächst Abbitte leisten solle, anderseits dieser, von den Holländern gespornt, jedes Zugeständnis ablehnte, vor allem aber, weil am 23. Februar 1623 Bayern mit der Kurwürde belehnt wurde, obwohl Sachsen und Brandenburg, ja sogar Spanien und Kurmainz aufs nachdrücklichste davon abgeraten hatten. Dieser Schritt, zu welchem sich Ferdinand durch sein einstiges, unbesonnenes Versprechen gezwungen sah,

wurde von allen deutschen Protestanten, wie es nicht anders sein konnte, als schwere Gefährdung ihrer kirchlichen und politischen Stellung empfunden. Ferdinand steigerte ihr Mißtrauen und ihre Erbitterung, indem er trotz den Abmahnungen seiner Minister und des Kurfürsten von Mainz auf Andringen des Nuntius Karl Caraffa und anderer Geistlicher in Böhmen, Mähren und Österreich seit dem Herbst des Jahres 1622 zunächst die lutherischen Prediger und Schullehrer vertrieb und dann den Bürgern und Bauern die Wahl zwischen Katholizismus oder Auswanderung stellte. Zur „Bekehrung" der bleibenden Unterthanen wurden alle jene empörenden Maßregeln angeordnet, mit welchen die Jesuiten und ihre Schüler seit Jahren die Restauration im Reiche betrieben hatten, und aus eigener Willkür fügten die Beamten, namentlich Fürst Karl von Liechtenstein, der Statthalter Böhmens, mit seinen „Seligmachern", sowie eifrige Gutsherren vielfach gräuelvolle Gewaltthaten hinzu. Gleichzeitig wurden verschiedene Reichsstände zur Herausgabe von Kirchengut oder zur Zulassung des katholischen Gottesdienstes angehalten, in der Rheinpfalz die reformierten Prediger und Lehrer verjagt, Jesuiten und Kapuziner in Scharen herbeigeführt und die Einwohner durch mannigfachen Druck zur Annahme des Katholizismus gedrängt. All das entfremdete dem Kaiser auch die Gemüter der konservativen Protestanten und erfüllte das Reich mit drohender Gärung. Und schon war ein Bündnis sämtlicher europäischer Staaten wider das Haus Habsburg im Entstehen. Sie fühlten sich durch den gewaltigen Aufschwung der österreichisch-spanischen Macht bedroht und da war es nun neben anderem namentlich die immer deutlicher zu Tage tretende Absicht der Spanier, den linksrheinischen Teil der Pfalz zu behaupten, wodurch England, Holland und nicht am wenigsten Frankreich zum Kampfe gespornt wurde. Ob Philipp IV., als er im Jahre 1624 auf die ihm zugesagte Abtretung des österreichischen Elsasses verzichtete, sich eine Entschädigung durch jenes Gebiet vorbehielt, ist fraglich. Gewiß ist, daß Ferdinand nichts that, um die spanischen Truppen hinauszubringen. Ein gemeinsamer Angriff der auswärtigen Mächte unterblieb indes. Nur König Christian IV. von Dänemark erhob im Verein mit niedersächsischen Ständen im Jahre 1625 die Waffen gegen den Kaiser und seine Verbündeten, während Mansfeld und der Halberstädter neue mit englischem und französischem Gelde geworbene Heere nach Norddeutschland führten. Dieser Gefahr fühlte sich die Liga nicht mehr gewachsen, zumal auch Frankreich sich zur Teilnahme am Kriege anzuschicken schien. Sie forderte daher den Kaiser auf, ein eigenes Heer ins Feld zu stellen. Ferdinands Mittel waren jedoch erschöpft. Da erbot sich der Befehlshaber des in Böhmen stehenden Kriegsvolkes, Albrecht von Wallenstein, auf eigene Kosten

ein Heer zu bilden und zu unterhalten. In seiner Not ging Ferdinand darauf ein, obgleich es die schwersten Bedenken erregen mußte, das kaiserliche Schwert der Willkür eines Mannes anheimzugeben, dessen ehrgeizige Unfügsamkeit man bereits hinlänglich kannte, und obwohl sich voraussehen ließ, daß die Abneigung der protestantischen Reichsstände wachsen werde, wenn das Reichsoberhaupt sein Heer durch ihnen abgepreßte Steuern erhalten wolle. Ob es Ferdinand billigte, daß Wallenstein, statt sich mit Tilly zu verbinden, die Stifter Halberstadt und Magdeburg besetzte, ob er schon damals ernstlich daran dachte, Halberstadt für seinen zweiten, geistlichen Sohn zu gewinnen, steht dahin. Die Protestanten wurden durch das Vorgehen des kaiserlichen Feldherrn in dem Argwohn bestärkt, daß die Zurückforderung der seit 1555 eingezogenen Kirchengüter beabsichtigt werde. Die Lage des Kaisers und der Liga war eine sehr gefährliche, um so mehr, als auch Bethlen Gabor zum Losbruch bereit stand. Ohne Rücksicht darauf setzte jedoch Ferdinand die gewaltsame Katholisierung seiner Lande fort. Sie in Oberösterreich in Angriff zu nehmen, widerriet der bayerische Statthalter und auch Kurfürst Maximilian zeigte Bedenken. Gleichwohl ging Ferdinand vor. Da empörten sich im Mai 1626 die verzweifelnden Bauern und brachten in raschem Ansturme das ganze Land bis auf Linz in ihre Gewalt, während Mansfeld, welchen Wallenstein im April an der Dessauer Brücke geschlagen, aber nicht vernichtet hatte, und Johann Ernst von Weimar in Böhmen, Dänen in Schlesien und Bethlen Gabor in Ungarn einbrachen. Man besorgte, daß sie den Bauern die Hand bieten und in allen kaiserlichen Ländern die Flamme des Aufruhrs entzünden könnten. Ferdinand ließ sich dadurch jedoch nicht zur Nachgiebigkeit gegen seine Unterthanen bewegen. Und noch einmal blieb ihm das Glück treu. Am 27. August schlug Tilly Christian IV. bei Lutter am Barenberg aufs Haupt, Mansfeld und Weimar wurden unter schweren Verlusten durch Wallenstein nach Ungarn gedrängt, Bethlen Gabor wich vor diesen zurück und schloß am 28. Dezember Frieden, und die Oberösterreicher wurden durch Pappenheim trotz heldenmütiger Gegenwehr niedergeworfen. Im folgenden Jahre vernichtete dann Wallenstein das dänische Heer in Schlesien und eroberte mit Tilly Holstein, Schleswig und Jütland, während gleichzeitig die Unterwerfung des niedersächsischen Kreises vollendet wurde und die Türken den im Jahre 1606 mit Rudolf II. geschlossenen Frieden erneuerten.

Ferdinands Macht stand auf einer Höhe, wie sie seit vier Jahrhunderten kein Kaiser eingenommen hatte. Er schien sich die kühnsten Ziele setzen zu dürfen. Vor allem gedachte man an seinem Hofe jetzt, die Herrschaft über die Ost- und Nordsee und ihren Handel, wie sie einst die

Hanse besessen hatte, wieder zu erwerben; Wallenstein wurde zum General der beiden nordischen Meere ernannt und mit den Hansestädten Verhandlung über die Ausführung der großen Entwürfe angeknüpft. Diese forderten jedoch Dänemark und Schweden zum Kampfe ums Dasein heraus. Schon im Oktober 1627 hatte Gustav Adolf von Schweden, durch die kaiserlichen Siege erschreckt, Christian IV. seine Hilfe angeboten. Jetzt unterstützten beide Stralsund, welches sich weigerte, eine Besatzung Wallensteins einzunehmen. Nach drei Monaten mußte der kaiserliche Feldherr die Belagerung, durch welche er die Stadt zum Gehorsam zu zwingen suchte, ohne Erfolg aufheben. Er machte diese Niederlage durch den glänzenden Sieg wett, welchen er am 22. August 1628 bei Wolgast über Christian erfocht. Indes sah man doch, daß ohne eine Flotte die gewaltsame Beendigung des Krieges unmöglich sei, und so wurde denn am 12. Mai 1629 der Lübecker Friede geschlossen, wodurch Dänemark gegen den Verzicht auf die niedersächsischen Stifter, die es an sich zu bringen getrachtet, und auf jede Einmischung in die deutschen Angelegenheiten den cimbrischen Chersones zurückerhielt. Gustav Adolf war von den Verhandlungen ausgeschlossen worden. Um ihn von der Einmischung in die deutschen Kämpfe abzuhalten, und durch Glaubenseifer und Familiengefühl getrieben, willigte Ferdinand jetzt darein, daß seinem Schwager, dem Könige von Polen, der mit dem Schweden im Kriege lag, von Wallenstein ein Heer zu Hilfe gesandt wurde. Der Erfolg war das gerade Gegenteil von dem, was er wünschte. Gustav Adolf schloß, um gegen den Kaiser zu rüsten, mit Polen Frieden. Den Vermittler machte hierbei Frankreich, welchem der Kaiser in Italien entgegentrat. Dort hatte Herzog Karl von Nevers, ohne des Kaisers Belehnung zu erwerben, von den erledigten Reichslehen Mantua und Montferrat Besitz ergriffen. Spanien sah in ihm ein Werkzeug Frankreichs und forderte, um seine Herrschaft in Italien besorgt, daß der Kaiser ihn ausschließe. Ferdinands Gemahlin, der Nuntius des Papstes Urban VIII., welcher das Überwuchern der spanischen Macht fürchtete, der Beichtvater Lamormaini und andere sonst höchst einflußreiche Geistliche boten alles auf, um die Gewährung des spanischen Begehrens zu verhüten. Das Erbrecht der Nevers war zweifellos und einer ihrer Vorfahren hatte dem kaiserlichen Hause im Türkenkriege trefflich gedient. Dennoch versagte Ferdinand die Belehnung und als Frankreich, welches gern die Gelegenheit zur Einmischung ergriff, dem Herzoge bewaffnete Hilfe leistete, schickte auch er ein Heer über die Alpen. Dadurch zog er sich die unversöhnliche Feindschaft des Papstes zu und brach mit Frankreich zu eben der Zeit, wo es durch die Eroberung La Rochelles in den Stand gesetzt wurde, seine Kraft der auswärtigen Politik zuzuwenden. Seit Richelieu die Leitung der Geschäfte

übernommen hatte, war Frankreich die Seele der dem Hause Habsburg feindseligen Bestrebungen geworden. Daß es jetzt seine Intriguen im Reich und im übrigen Europa verdoppelte, wurde zum Teil wohl auch dadurch veranlaßt, daß Ferdinand, um Oberösterreich wieder zu erlangen, Maximilian von Bayern die Kur, die Oberpfalz und den rechtsrheinischen Teil der Rheinpfalz erblich übertrug. Es verstärkte sich dadurch der Argwohn, daß die linksrheinische Pfalz dauernd in den Besitz Spaniens übergehen solle. Diese Aussicht mehrte zugleich die Besorgnisse der Holländer; sie sandten ein Heer an den Niederrhein, ein zweites von Ostfriesland aus gegen die Weser hin. Nicht minder steigerte Ferdinands Verfügung über den pfälzischen Besitz, welche den Ausgleich mit Friedrich V. unmöglich machte, die Feindseligkeit Englands. Aufs neue bereitete sich ein europäisches Bündnis wider den Kaiser vor. Inzwischen nahmen im Reiche selbst die Verhältnisse eine nicht minder verhängnisvolle Entwicklung. Seit 1627 katholisierte Ferdinand auch Schlesien gewaltsam, soweit nicht der Majestätsbrief in unzweideutigem Wortlaut ein unbezwingliches Hindernis entgegenstellte, und seine Statthalter, Dohna und Oppersdorf, ahmten mit ihren Soldaten die Greuel der böhmischen Seligmacher nach. Gleichzeitig wurden die protestantischen Adeligen in allen kaiserlichen Landen mit Ausnahme von Österreich unter der Ens, wo ihnen nur die Prediger genommen wurden, zur Bekehrung oder zur Auswanderung gezwungen. Die so Vertriebenen — ihre und der vor ihnen hinweggezogenen Unterthanen Zahl wurde noch 1647 auf 30 000 geschätzt — kämpften nachmals unter den feindlichen Fahnen mit dem ganzen Ingrimm des Hasses und der Verzweiflung und schon jetzt verbreiteten sie durch ganz Deutschland hin bei ihren Glaubensgenossen Erbitterung und die Besorgnis, daß vom Kaiser und der Liga die völlige Vernichtung des Protestantismus geplant werde. Die Restaurationsmaßregeln rheinischer Bischöfe und die gewaltsame Katholisierung der pfälzischen Lande durch Bayern und Spanien bestärkten in dieser Auffassung, und daß der Kaiser das Erzstift Magdeburg, wo ein sächsischer Prinz zum Administrator erwählt worden war, kraft päpstlicher Provision für seinen Sohn Leopold Wilhelm in Anspruch nahm, entfremdete ihm nicht nur den treuen Kurfürsten von Sachsen, sondern erfüllte alle norddeutschen Protestanten mit Sorge um ihre politische Unabhängigkeit und den Besitz der Kirchengüter. Aber Ferdinand ging unbekümmert weiter. Am 6. März 1629 erließ er das Restitutionsedikt, welches bestimmte, daß die Katholiken alle dem Reiche nicht unmittelbar unterworfenen Kirchengüter, welche von den Territorialgewalten seit 1552 eingezogen seien, zurückfordern dürften, daß den Protestanten kein Recht auf den Besitz der reichsständischen Stifter zustehe, daß auch die geistlichen

Stände befugt seien, ihre Unterthanen zu ihrem Bekenntnis zu zwingen, und daß neben den Katholiken nur die Lutheraner auf den Schutz des Religionsfriedens Anspruch hätten. Zum Erlaß dieses Gesetzes war Ferdinand nach der bestehenden Reichsverfassung allerdings befugt und die wichtigsten seiner Bestimmungen entsprachen dem Wortlaute des Religionsfriedens. Nur die Zuerkennung des Reformationsrechtes an die Geistlichen war eine frivole Gewaltthat, da sie der von Ferdinand I. im Jahre 1555 gegebenen Erläuterung des Augsburger Vertrags zuwiderlief. Aber gegen die sämtlichen Satzungen mußte sich nicht nur das Gewissen der Reformierten, welche zur Aufgabe ihres Bekenntnisses gezwungen werden sollten, sondern ebenso das der Lutheraner, welche so viele tausend Seelen der „papistischen Abgötterei“ überlassen sollten, mit voller Energie empören. Nicht minder heftig lehnten sich politische Interessen dagegen auf. Wenn die Reichsstifter nur Katholiken zugänglich waren, so verschoben sich die Machtverhältnisse Norddeutschlands zum äußersten Nachteil der Protestanten und diese verloren die Aussicht auf Erweiterung ihrer Hausmacht und Versorgung ihrer nachgeborenen Kinder. Mußten die seit 1552 eingezogenen Kirchengüter und ihre seitdem genossenen Einkünfte zurückgegeben werden, so wurden die meisten evangelischen Stände finanziell zu Grunde gerichtet und ihre Territorien in einer Weise durchbrochen, welche bei der Schroffheit der kirchlichen Gegensätze doppelt empfindlich und nachteilig war. An den Landständen der Prälaten verloren ferner die glaubensverwandten Fürsten natürliche Bundesgenossen, die unter Umständen von Wert sein konnten. Endlich fühlten sich die Stände durch das Edikt überhaupt in allen ihren kirchlichen und politischen Freiheiten gefährdet, weil Ferdinand es aus kaiserlicher Vollmacht erließ und so jene oberstrichterliche Gewalt und jene Befugnis zur Auslegung des Religionsfriedens und der Reichsverfassung, welche die ständische Opposition dem Kaisertum stets bestritten hatte, im weitesten Umfange für sich in Anspruch nahm. Das Edikt forderte mithin Calvinisten und Lutheraner, deren Zwiespalt bis dahin dem Katholizismus und dem Kaisertum so oft den größten Vorteil bereitet hatte, geeint zum verzweifelten Kampfe heraus und gab diesem Kampfe im Bewußtsein der Zeitgenossen das Gepräge eines Religionskrieges. Im Hinblick auf die Folgen des Erlasses wußten später sogar Katholiken ihn sich nicht anders zu erklären, als daß Richelieu ihn angestiftet habe, um Habsburg zu verderben. Von wem die erste Anregung wirklich ausging, ob vom Papste, vom Kaiser oder von den katholischen Ständen, läßt sich noch nicht feststellen. Der Schritt selbst war das notwendige Ergebnis der von Rom und von den Jesuiten verbreiteten Theorien und der Kaiser und die Stände waren gleich eifrig dazu. Ein Siegesrausch hatte sie ergriffen.

Sie glaubten, wie Ferdinand im Herbst 1629 sagte, „daß er durch die ihm von Gott verliehenen, wunderbaren Siege nunmehr gerettet und in einer Lage sei, worin er hoffen könne, hinfort gedeihliche Wohlfahrt ersprießlich zu genießen“. Sie glaubten die Macht zu haben, das durchzusetzen, was sie für Recht und Pflicht hielten. Und sie hätten sie in der That gehabt, wenn nicht den deutschen Protestanten der schwedische König zu Hilfe gekommen wäre, dessen gewaltige Persönlichkeit alle Berechnungen zu Schanden machte und die Verhältnisse völlig umgestaltete.

Ohne Widerstand wurde zunächst die Restitution in vielen Gebieten durchgeführt. Die wiedererworbenen Güter wollte die Liga bis zum Ersatz der Kriegskosten in Händen behalten. Ferdinand war jedoch zu fromm, um einem solchem Vorschlage zuzustimmen, und hoffte, seinem Hause im Nordosten Deutschlands eine ebenso mächtige Secundogenitur, wie Bayern im Nordwesten besaß, schaffen und unmittelbaren Einfluß auf jene der kaiserlichen Gewalt fast entzogenen Gebiete gewinnen zu können. Wie Magdeburg, so suchte er auch Halberstadt und Verden für Leopold Wilhelm zu gewinnen.

Während aber so die Protestanten durch die vereinte Macht des Kaisers und der Katholiken zum Äußersten gedrängt wurden, traten in anderer Hinsicht die Katholiken selbst neben ihnen in immer schrofferen Gegensatz zum Kaiser. Wallenstein hatte vom Beginn seiner Feldherrnschaft an die Gebiete der neutralen und namentlich der geistlichen Reichsstände mit Kriegsvolk überschwemmt, welches, müssig in den Quartieren liegend, Herren und Unterthanen aussog und aufs schwerste bedrückte. Bald hatten die Fürsten den Argwohn geschöpft, daß es auf ihre Vernichtung abgesehen sei, und Äußerungen Wallensteins und seiner Obersten hatten sie darin bestärkt. Die Warnungen, die Bitten, die Drohungen, welche sie an den Kaiser richteten, blieben fruchtlos. Ferdinand war dem General dankbar, glaubte ihn nicht entbehren zu können, vermochte nicht dessen Rechnungen zu bezahlen, vertraute ihm und sah in ihm den Vertreter der kaiserlichen Autorität, welcher er größere Befugnisse beimaß, als auch im Sinne der katholischen Stände lag. Nach den Siegen des Jahres 1627 ernannte er Wallenstein zum Generaloberstfeldhauptmann mit unbeschränkter Vollmacht: dadurch fühlten sich die Stände der Willkür desselben vollends preisgegeben und seine Gewaltthaten ausdrücklich durch die kaiserliche Autorität gebilligt. Dann wurde Wallenstein mit den Herzogtümern Mecklenburg und mit der Reichsstandschaft belehnt. Die Gleichstellung des böhmischen Edelmannes mit ihnen empörte das Standesgefühl der Erbfürsten und die ohne ordentlichen Prozeß und ohne Zustimmung der Kurfürsten erfolge Absetzung der Herzoge, die doch keineswegs gleiche

Schuld wie Friedrich V. auf sich geladen hatten, wurde als Bruch der Reichsverfassung betrachtet. Diese Gewaltthat, die gleichzeitige Einleitung eines Hochverratsprozesses gegen den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, die Besetzung Pommerns durch Wallensteins Scharen, sowie in gewissem Maße die Belagerungen Stralsunds, welches Wallenstein gegen Ende des Jahres 1629 nochmals erfolglos zu bezwingen suchte, und sein Angriff auf die Stadt Magdeburg erschienen als Schritte auf dem Wege zur Beseitigung der alten Territorialgewalten und in den zahlreichen Konfiskationen, welche der Kaiser im Reiche verhängte, und in anderen eigenmächtigen Verfügungen desselben sah man die Beweise, daß er mit seinem Generale die Absicht hege, die ständischen Rechte niederzubrechen und eine unbeschränkte Herrschaft aufzurichten. Solchen Bestrebungen entgegenzutreten, trieb das Gebot der Selbsterhaltung auch die katholischen Stände. Sie mißbilligten überdies die auswärtige Politik des Kaisers. Es schien ihnen notwendig, die kaiserlich-katholische Macht zur Durchführung des Restitutionsedikts und zur Abwehr Gustav Adolfs und der Holländer gesammelt zu halten, und sie zürnten, daß Frankreich wegen der Interessen Spaniens, dessen Übermacht sie selbst fürchteten, gegen das Reich herausgefordert werde. Richelieus Ränke und friedliche Versprechungen bestärkten sie in dieser Stimmung. Als nun Ferdinand im Juni 1630 die Kurfürsten in Regensburg um sich versammelte, damit sie seinen ältesten Sohn zum römischen Könige wählten, erhoben sich die katholischen wider ihn und verlangten, daß er die Rechte ihres Kollegiums und der Stände überhaupt in Zukunft achten und vor allem Wallenstein entlassen solle. Diese letzte Forderung mochte vom Nuntius und von dem kaiserlichen Beichtvater eifrig unterstützt werden, da der Papst das Erscheinen des Feldherrn in Italien fürchtete. Ferdinand konnte ohnehin nicht daran denken, mit den Katholiken zu brechen. Seine Räte wollten jedoch die Beseitigung Wallensteins durch erhöhte Leistungen erkaufen lassen. Als aber die Kurfürsten persönlich bei Ferdinand erschienen, willigte dieser bedingungslos in die Absetzung seines Feldherrn. Zu dessen Nachfolger mußte er Tilly, den General der Liga, bestellen; er mußte sein Heer vermindern und die übrigen Forderungen der Kurfürsten bewilligen, ja er mußte sich zum Frieden mit Frankreich und zur Belehnung des Herzogs von Nevers, welchen sein Heer so eben aus Mantua verjagt hatte, bequemen und so seine Politik von der des spanischen Vetters scheiden. Mit all dieser Nachgiebigkeit vermochte er jedoch nicht, die Wahl seines Sohnes zu bewirken, denn auch die Katholiken glaubten jetzt verhüten zu müssen, daß das Reich zum Erbe des übermächtigen Hauses Habsburg werde. Das Ständetum, soweit es durch die Liga ver-

treten war, beugte die so hoch erhobene kaiserliche Gewalt tiefer als vordem unter seine Hand und trat ihrer Hauspolitik schroff entgegen.

Inzwischen war Gustav Adolf auf deutschem Boden gelandet; rasch drang er in Pommern und Mecklenburg vor; schon schlossen sich norddeutsche Fürsten und Städte ihm an und durch das ganze Reich hin gab sich drohende Erregung kund. Die Mehrheit der protestantischen Stände zögerte jedoch, sich gegen den Kaiser zu erheben, denn noch war das nationale Bewußtsein im Verein mit der Furcht vor dem Kaiser und vor der Eroberungssucht des fremden Königs stark genug, um sie von einem Bündnisse mit diesem abzuhalten. Konnte nun schon der Wunsch, ein Gegengewicht zur Liga zu gewinnen, den Kaiser zur Verständigung mit den gemäßigten Protestanten anregen, so mußte die neue Kriegsgefahr eine solche gebieten. Ferdinand aber wies die Forderung der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, daß das Restitutionsedikt widerrufen werden möge, ebenso entschieden wie die Ligisten zurück und die ihm von diesen beschränkte Vollgewalt gedachte er gegen die Protestanten nach wie vor geltend zu machen. Er plante neue, umfassende Konfiskationen im Reich und legte Hand an die Freiheit der Reichsstädte, indem er das Recht beanspruchte, sie für seine Schulden zu verpfänden. Zugleich vereitelte er von vornherein den ihm von Friedrich V. und England angetragenen Ausgleich durch das Verlangen, daß jener sich zunächst bedingungslos unterwerfen solle. Mit Gustav Adolf glaubte Ferdinand gleich den Katholiken leicht fertig werden zu können. Rasch warf dieser jedoch die elenden und schlecht geführten Scharen, die Wallenstein in Norddeutschland gesammelt hatte, und Tilly wurde durch Mangel an Geld und Lebensmitteln und den dadurch verursachten Zustand seines Heeres an energischem Vorgehen gehindert. Noch gelang es ihm, am 20. Mai 1631 Magdeburg zu nehmen, aber indem eine verzweifelte Partei unter den Bürgern, von dem schwedischen Befehlshaber angefeuert, die Stadt in Asche legte, schwand ihm der beste Teil des Erfolges unter den Händen dahin. Brandenburg und Sachsen schlossen sich, jenes gezwungen, dieses durch des Kaisers Unnachgiebigkeit gereizt und durch Tilly bedrängt, dem Schweden an, welchem Frankreich schon im Januar seine Geldhilfen zugesichert hatte. Am 17. September erlag dann das kaiserlich-ligistische Heer bei Breitenfeld der überlegenen Taktik und Bewaffnung des Gegners. Um dieselbe Zeit tagte ein Kurfürstentag zu Frankfurt a. M. Wieder verlangten Sachsen und Brandenburg Aufhebung des Restitutionsediktes. Bayern war geneigt, es zu suspendieren und den zwei evangelischen Kurfürsten den Besitz ihrer Stifter zu sichern; die Kaiserlichen und die Geistlichen dagegen bestanden nochmals auf der Durchführung, und so zerschlug sich die Verhandlung. Nach dem

Siege bei Breitenfeld drang Sachsen in Böhmen ein und besetzte Prag. Gustav Adolf zog, von den Protestanten als Retter ihres Glaubens und der deutschen Libertät begrüßt, an den Mittelrhein und nahm dort und in Franken in raschem Ansturm die Festungen und Gebiete der Katholiken ein. Das Heer des Kaisers und der Liga mußte gegen die Donau hin weichen und löste sich beinahe völlig auf.

Da ernannte Ferdinand am 15. Dezember 1631 Wallenstein aufs neue zum Befehlshaber seiner Truppen und bevollmächtigte ihn zur Werbung eines Heeres. Im April 1632 übertrug er ihm dann unumschränkte Gewalt in militärischer und politischer Hinsicht. Was ihn bestimmte, die wiederholte Bitte seines ältesten Sohnes, König Ferdinand III., ihm den Oberbefehl zu übertragen, abzulehnen, und welche Stellung er zu den Verhandlungen mit Wallenstein einnahm, ist noch nicht aufgeklärt. Es scheint, daß er blindlings den Ratschlägen Eggenbergs nachkam. Infolge seiner Wallenstein gemachten Zugeständnisse war Ferdinand den Ereignissen der nächsten anderthalb Jahre gegenüber nicht viel mehr als Zuschauer. Er wünschte den Frieden sehnlich und war jetzt, durch die Not gebeugt, bereit, denselben durch die Aufhebung des Restitutionsediktes und durch Rückgabe der Kur und der rheinischen Gebiete an die Pfälzer zu erkaufen. Ein im Jahre 1633 selbständig unternommener, nicht aussichtsloser Versuch, auf dieser Grundlage durch Dänemarks Vermittlung sein Ziel zu erreichen, wurde jedoch vereitelt, indem Wallenstein den Kampf erneuerte. Das scheint bereits Mißtrauen gegen den Feldherrn erweckt zu haben, doch gelang es erst im Januar 1634 den dringendsten Vorstellungen Bayerns und des spanischen Gesandten Oñate, Eggenbergs Einfluß zu brechen und Ferdinands dankbarblindes Vertrauen zu überwinden. Wallenstein wurde entsetzt und seiner Güter verlustig erklärt. Daß er am 25. Februar mit seinen Vertrauten zu Eger ermordet wurde, geschah ohne des Kaisers Vorwissen, doch säumte dieser nicht, die nach den Anschauungen der Zeit berechtigte That anzuerkennen und die Getreuen, welche ihn und sein Haus vom Untergange gerettet hatten, zu belohnen. Wallensteins Fall zog den Sturz Eggenbergs nach sich, „der keine Zeit zu verlieren hatte, um sich ohne Schimpf vom Hofe nach Steiermark zurückzuziehen, nachdem ihm König Ferdinand III. unter Weglassung der Anrede E. Ld. Lebewohl gesagt hatte“. Der Verlauf und Zusammenhang dieses Ereignisses ist noch in Dunkel gehüllt. Man darf ihm vielleicht beinahe die Bedeutung eines Thronwechsels beimessen. Maximilian v. Trautmannsdorf, der Vertraute Ferdinands III., wurde nun der leitende Minister und der König selbst erhielt am 2. Mai unter Beiordnung von Gallas den Oberbefehl über das Heer und Vollmacht zum Abschlusse der mit Sachsen angeknüpften Friedens-

verhandlungen. Die politisch-militärische Lage, in welcher der Kaiser sich nach Wallensteins Tode befand, war eine überaus ungünstige. Die Treue eines Teiles der Wallensteiner war zweifelhaft und der Zusammenhalt des Heeres tief erschüttert. Außer den kaiserlichen Landen und Bayern war fast das ganze Reich in der Gewalt der Schweden oder im Bündnis mit ihnen. Eben ging auch die Mehrheit der niedersächsischen Stände ein solches ein. Das schwedische Heer eroberte den Sundgau und den Breisgau, nur Breisach hielt sich noch am Oberrhein. Frankreich, welches sich ohne Kriegserklärung in den Kampf gemischt hatte, annektierte Lothringen und besetzte die wichtigsten Plätze im österreichischen Elsaß und im Bistum Straßburg. In Hessen und Westfalen wogte der Kampf ohne Entscheidung hin und her. Die Sachsen drangen in Schlesien ein und siegten am 13. Mai bei Liegnitz. Bernhard von Weimar hatte Regensburg, den Schlüssel zu Böhmen, Österreich und Bayern, und den bayrischen Waffenplatz Straubing nebst anderen Städten an der Donau genommen. Es gelang jedoch das Heer wieder feldtüchtig zu machen und, sich mit ihm nach Westen wendend, eroberte Ferdinand III. am 28. Juli Regensburg und schlug, durch ein spanisches Heer unter dem Kardinalinfanten und ein bayrisches unter dem Kurfürsten Maximilian verstärkt, am 6. September Weimar und die Schweden unter Horn bei Nördlingen aufs Haupt. Mit panischem Schrecken erfüllte dieser glänzende Sieg die Gegner. Beinahe ganz Franken, Schwaben, Württemberg und Baden wurden ohne Widerstand besetzt. Eine weitere Frucht des Erfolges war es, daß Sachsen trotz der Gegenbemühungen Frankreichs und Schwedens am 30. Mai 1635 zu Prag mit dem Kaiser Frieden und ein Bündnis schloß. Nach eingeholtem Gutachten kirchlicher Würdenträger und anderer Theologen verzichtete der Kaiser so gut wie endgültig auf die Herausgabe der am 12. November 1627 im Besitz der Protestanten gewesenen Kirchen, Klöster, Pfründen, Kirchengüter und Reichsstifter und versprach die paritätische Besetzung der Reichsgerichte. Magdeburg gab er an Sachsen heraus, wogegen dieses Halberstadt dem Erzherzog Leopold Wilhelm überließ. Die einst verpfändeten Lausitzen wurden gegen das Versprechen, den Katholizismus dort fortbestehen zu lassen, dem Kurfürsten erblich übertragen. Die Wiederaufnahme der Protestanten in seinem Lande hatte Ferdinand entschieden verweigert und Sachsen hatte darauf ebenso wenig bestanden, wie auf dem Austrage der Kurpfälzer Sache. Das war für den Kaiser von großem Wert. Überhaupt aber war der Vorteil des Vertrags, wie große Zugeständnisse auch den Protestanten gemacht wurden, überwiegend auf seiner und der Katholiken Seite, denn der Normaltag für den kirchlichen Besitzstand fiel in die Zeit ihrer größten Macht, die Reichshofratsgerichts-

barkeit wurde anerkannt und die Mehrheit war den Katholiken im Reichsfürstenrate durch den Ausschluß der Administratoren, welchen Sitz und Stimme ausdrücklich vorenthalten wurde, für immer, im Kurkolleg durch Nichteinsetzung der Pfälzer wenigstens vorläufig zugesichert.

Der Kaiser und Sachsen hofften, daß sich ganz Deutschland dem Vertrage anschließen werde, und in der That traten ihm Kurbrandenburg, die meisten Fürsten und viele Reichsstädte, des Krieges und der Fremden müde, bei. Der völligen Herstellung des Friedens stand jedoch nicht nur die Pfälzer Sache entgegen, sondern unmittelbarer noch, daß die Reformierten nicht als des Religionsfriedens teilhaftig anerkannt worden waren und daß Ferdinand einige Fürsten, die sich besonders schwer gegen die kaiserliche Hoheit vergangen zu haben schienen, von der Begnadigung ausschloß. Indes wurde der Krieg von jetzt ab doch wesentlich ein Kampf gegen die Ausländer, welchen sich die dem Frieden abgeneigten Fürsten als Söldner anschlossen. Diese traten nach der Nördlinger Schlacht, alles nationale Gefühl verleugnend, das Elsaß bis auf Straßburg, sowie Konstanz, Breisach und Philippsburg an Frankreich ab, um dessen Hilfe zu erkaufen, und räumten ihm Sitz und Stimme in ihrem Bunde ein. Umsonst suchte sich Schweden der Nebenbuhlerschaft zu erwehren; es mußte sich schließlich diese samt jenen Abtretungen gefallen lassen. Frankreich griff jetzt das kaiserlich-bayrische Heer an, ohne jedoch noch den Krieg zu erklären. Erst im September 1636 geschah dies durch den Kaiser. Seine Hauptthätigkeit richtete Richelieu auch jetzt darauf, Schweden und die Reichsstände, welche sich ihm verkauften, zur Fortsetzung des Krieges zu treiben und andere Gegner gegen das Haus Habsburg aufzubieten. Im Felde blieb der Erfolg auf Seite Ferdinands, Bayerns und Spaniens, welchem Frankreich den Krieg erklärte, weil es Trier besetzte, dessen Kurfürst die Stadt an Frankreich verraten wollte. Erst am 4. Oktober 1636 gelang es den Schweden, den Kaiserlichen und den Sachsen bei Wittstock eine furchtbare Niederlage beizubringen, welche das Ansehen ihrer Waffen herstellte, Thüringen, Hessen und Erfurt in ihre Hände lieferte und ihnen ermöglichte, Brandenburg niederzuhalten und im Februar 1637 nach Sachsen vorzudringen. Das Bündnis der beiden protestantischen Kurfürsten mit dem Kaiser vermochten jedoch weder Richelieus Intriguen, noch die schwedischen Erfolge zu zerstören. Eine seiner wichtigsten Früchte war es, daß auf dem Kurfürstentage zu Regensburg am 22. Dezember 1636 trotz dem Widerstreben Papst Urbans VIII. und trotz den Umtrieben Frankreichs des Kaisers Sohn zum römischen Könige erwählt wurde. „Nun, o Herr, läßt du deinen Diener in Frieden fahren," rief Ferdinand aus. Durch den schroffsten Wechsel des Glückes hindurch sah er die Krone des Reiches seinem Hause gerettet

und wenn auch noch ringsum schwere Gefahren drohten, er durfte hoffen, daß sein Nachfolger behaupten werde, was ihm an Landen und Rechten geblieben. Kaum nach Wien zurückgekehrt, erlag er der Wassersucht, an der er schon seit einigen Jahren krankte, am 15. Februar 1637.

Ferdinand II. war klein und gedrungen, früh wohlbeleibt. Dünnes, rötlich blondes Haar umgab die hohe, schwachgewölbte Stirn; zwischen den runden, hellblauen Augen, die der Hilfe eines Glases bedurften, sprang die stark entwickelte Nase mit fleischiger Spitze über den vollen Mund hervor. Den Schnurr- und Knebelbart trug er nach spanischer Sitte gestutzt. Ein behäbige, freundliche Erscheinung. Ihr entsprach sein Wesen. Er war heiter, offenherzig und gesprächig, voll Wohlwollen und gegen jedermann, auch die Ärmsten und Geringsten, überaus freundlich und herablassend. An seinen beiden Gemahlinnen und seinen Kindern hing er mit zärtlicher Neigung und es war seine Freude, mit ihnen in traulichem Gespräche beisammenzusitzen; Eleonore mußte ihn sogar auf der Jagd begleiten. Seinen Dienern begegnete er stets mit gleicher Freundlichkeit, und gern ließ er sich von ihnen die Hof- und Stadtneuigkeiten erzählen; über ihre Versehen ging er scherzend hinweg; nie sah man ihn ungeduldig oder zornig. Den Räten und anderen, die ihm nahe traten, schenkte er leicht Vertrauen und schwer ließ er davon ab. Für geleistete Dienste war er ungemein dankbar. Gern verzieh er seinen Feinden und überhäufte die Reuigen mit Gnaden. Er entbehrte dabei nicht der Würde des Benehmens, aber seine Bereitwilligkeit, Nachsicht zu gewähren, verminderte den Eifer zu gehorchen, und in seiner schlaffen Gutmütigkeit vermochte er nicht, seine Diener, geschweige denn seine Beamten in Zucht zu erhalten. Schleppender Geschäftsgang und Nachlässigkeiten, Unordnungen, Eigenmächtigkeiten und Unterschleife der hohen und niederen Beamten waren die Folgen davon. Noch maßloser als seine Gutmütigkeit war seine Freigebigkeit. Im Jahre 1626 zählte man 400 Personen, welchen er den bis dahin als hohe Auszeichnung betrachteten Kammerherrnschlüssel verliehen hatte; wenige Jahre später betrug die Zahl der von ihm ernannten Truchsessen 60 und bis 1636 waren von ihm mehr als 100 Familien in den Freiherrenstand, mehr als 70 in den Grafenstand erhoben, 15 mit dem Fürsten- oder Markgrafentitel ausgezeichnet, und 7 zum Mißvergnügen der alten Häuser mit der Reichsfürstenwürde beliehen. Gelder und Ehrengeschenke, die heute in seine Hände kamen, waren morgen an seine Räte und Offiziere verteilt. Schulden, die er zu fordern hatte, wurden leicht nachgelassen, Güter oft verschenkt oder weit unter dem Preise zugeschlagen. Nicht minder reichlich als seinen Getreuen spendete Ferdinand den Orden, den Geistlichen, den Kirchen, den Armen und milden Stiftungen. Während

die Schulden zu ungeheurer Höhe anschwollen, die Zinsen nicht bezahlt werden konnten, Österreich ob der Ens und die Lausitzen verpfändet waren, die armen Gläubiger vergeblich um Bezahlung jammerten, die kaiserlichen Lande unter dem Drucke der Abgaben, die Reichsgebiete unter den Steuern und den Erpressungen der unbezahlten Heere erlagen und die Kriegsunternehmungen durch den Geldmangel aufs schwerste behindert wurden, schenkte und schenkte Ferdinand, als besitze er unerschöpfliche Schätze. Man versichert, daß die Konfiskationen in seinen Landen und im Reiche zur Bezahlung der Kriegskosten genügt haben würden: sie fielen zum größeren Teil durch seine Freigebigkeit oder durch Betrug den Großen und Offizieren anheim. Für sich selbst lebte Ferdinand, obgleich er Pracht und Lustbarkeiten liebte, höchst einfach. Sein Hofstaat war gering, seine Gemächer waren bescheiden geschmückt und Feste selten. Seine Tafel war beinahe dürftig. Auf Auserlesenheit und Zubereitung der Gerichte legte er kein Gewicht. Er aß jedoch nach deutscher Sitte viel und wollte der Überfüllung des Magens lieber durch den Arzt abhelfen lassen als durch Auswahl der Speisen und durch Enthaltsamkeit. Im Trinken war er mäßig, doch vermochte er gelegentlich sehr Erhebliches darin zu leisten. Seine Liebhaberei waren Jagd, Pferde und Musik, und hierfür verwendete er sehr große Summen. Die Mahnung, sie zu beschränken, nahm er so übel auf, daß ihm niemand mehr davon zu sprechen wagte, und vergeblich warnten ihn in höherem Alter die Ärzte vor den Anstrengungen der Jagd. Er widmete ihr auch in den bedrängtesten und arbeitsvollsten Zeiten mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage jeden zweiten Tag. Er war ein trefflicher Schütze, und mit Behagen erzählte er von den Mühen und Erfolgen der Hetze, die er der Standjagd weit vorzog. Sogar in seinen Briefen mischte er Jagdgeschichten unter die Besprechung der wichtigsten Angelegenheiten. Die Jäger und neben ihnen die Musiker, von welchen er aus allen Landen die tüchtigsten herbeizog, genossen seine besondere Gunst und wurden zuerst von allen Dienern bezahlt. Für Wissenschaften und bildende Künste hatte Ferdinand keinen Sinn. Seine Gelehrsamkeit beschränkte sich, abgesehen von jenen geringen Anfängen, die zu Ingolstadt gemacht waren, auf die Kenntnis der lateinischen, italienischen, spanischen und französischen Sprache, von welchen er jedoch neben der deutschen bei Unterredungen nur die ersten beiden anwandte. Nie las er seit seiner Studienzeit ein anderes Buch als Erbauungsschriften und Legenden.

Den Regierungsgeschäften widmete er sich mit unermüdlichem Pflichteifer. Den Beratungen seiner Minister wohnte er regelmäßig bei, alle Eingaben las er selbst, rasch unterschrieb er die Vorlagen, sogar auf der Jagd ließ er sich von Räten begleiten, um dringende Geschäfte abmachen

zu können, und vom anstrengenden Waidwerke heimkehrend, arbeitete er oft noch bis tief in die Nacht, ohne darum am folgenden Morgen sich, seiner Gewohnheit zuwider, später als um fünf Uhr zu erheben. Sein Fleiß und ein ungewöhnliches Gedächtnis setzten Ferdinand in den Stand, durch eingehende Kenntnis der Geschäfte ferner Stehenden Bewunderung zu erregen und fließend darüber zu sprechen. Aber es fehlte ihm gänzlich an Einsicht, an Urteil und an politischem Verständnisse. Seiner Gutmütigkeit entsprach in gleichem Umfange Mangel an Energie und dem physischen Mute gesellte sich nicht der moralische, sondern in gefährlichen Lagen überwältigte ihn die Furcht. Die ihm von Natur eigene Unselbstständigkeit war durch den Einfluß seiner ebenso herrischen wie beschränkten Mutter und durch die nach ihren Vorschriften geleitete Erziehung gesteigert worden, und zum Überflusse hatte ihm sein Beichtvater Villery den Grundsatz eingeprägt, daß er, um sein Gewissen nicht zu beschweren, am besten thue, in allen Dingen seinen Räten zu folgen. So kam es, daß Ferdinand haltlos den Einwirkungen seiner Umgebung sich hingab. In den ersten Jahren leiteten ihn Maximilian Freiherr v. Schrattenbach, dessen katholischer Eifer schon die Aufmerksamkeit der Eltern Ferdinands auf ihn gelenkt hatte, sowie der Hofvizekanzler Leonhard Götz, der nachmals Bischof von Lavant wurde, und der Geheimschreiber Peter Casol. Seit 1615, wenn nicht schon eher, wurde Hans Ulrich v. Eggenberg, welchen die Gunst der Erzherzogin-Mutter emporgebracht hatte, „der unbeschränkte Herr des kaiserlichen Willens, das Herz des Kaisers". Ihm zur Seite standen sein Schwiegersohn Graf Leonhard v. Harrach und dessen Vater Karl und seine Günstlinge, Johann Werda v. Werdenberg, Hermann v. Questenberg und der Bischof von Wien, Abt Anton Wolfrath von Kremsmünster. Nächst Eggenberg besaß Maximilian v. Trautmannsdorf seit 1619 das Vertrauen des Kaisers. Er und Graf Leonhard Helfried v. Meggau traten später mannigfach in Gegensatz zu Eggenberg, ohne doch dessen Herrschaft brechen zu können. In kirchlichen Dingen übten auch der Kardinal Franz von Dietrichstein und der Erzbischof von Prag, Ernst Adalbert v. Harrach, großen Einfluß. Eine sehr bedeutende Rolle spielten endlich die Botschafter Spaniens und die Nuntien des Papstes, unter jenen namentlich Oñate, unter diesen Karl Caraffa. In seinen Entschließungen pflegte Ferdinand, soweit er nicht einfach Eggenbergs Willen vollzog, dem Gutachten der Mehrheit seiner Räte zu folgen.

Indes waren doch drei Elemente seines Wesens von Bedeutung für seine Regierung.

Ein großer, hochstrebender Ehrgeiz und kräftige Herrschbegier erfüllten ihn nicht. Wenn er nach der Schlacht am Weißen Berge die ständischen

Freiheiten brach, so entsprach das der Richtung seiner Zeit und war zugleich die naturgemäße Rückwirkung der vorausgegangenen Empörungen. Daß aber auch manche seiner Maßregeln im Reiche ein absolutistisches Gepräge tragen, entsprang einerseits der überlieferten und theoretisch zu Recht bestehenden Auffassung der kaiserlichen Gewalt, andererseits dem Umstande, daß außer in den ersten Jahren seiner kaiserlichen Regierung die Minister sämtlich, die Reichshofräte überwiegend Männer waren, die nicht aus politischen Kreisen im Reich stammten und nicht in den Reichsgeschäften ausgebildet waren. Die meisten waren in den kaiserlichen Ländern geboren und in deren Verwaltung oder im Hofdienst emporgekommen. Sie kannten daher die Verhältnisse und die Stimmung im Reiche nicht und behandelten dessen Angelegenheiten nach den Gesichtspunkten der Territorialregierung. An einen Umsturz der Reichsverfassung, wie ihn Wallenstein beabsichtigte, dachte Ferdinand selbst wohl niemals. Dagegen war das Gefühl seiner Würde in ihm sehr lebhaft und er überaus empfindlich für Kränkungen seiner Autorität. Jene kleinliche Eifersucht auf sein Ansehen, welche ihn schon als zwölfjährigen Knaben in Ingolstadt zu dem Rangstreite mit Maximilian trieb, tritt im späteren Leben bei jeder Gelegenheit hervor. Sie ließ ihn von den „Rebellen" in seinen Landen und im Reiche stets vor jeder Verhandlung bedingungslose Abbitte fordern, nach deren Leistung er mit Gnaden und Zugeständnissen aller Art nicht kargte, während die Verweigerung ihn unnachgiebig machte; sie war es ohne Zweifel, welche ihn von der Begnadigung der böhmischen „Rädelsführer" abhielt und bei ihm das Haupthindernis des Vergleiches mit Kurpfalz bildete, und sie dürfte den Spaniern den wirksamsten Hebel geboten haben, um ihn in den mantuanischen Krieg zu drängen.

Man kann das um so mehr annehmen, als Ferdinand seine Würde gleich allen Zeitgenossen als eine von Gott verliehene und sich als Stellvertreter des Höchsten betrachtete, so daß sich dem Zuge des Charakters der Impuls der religiösen Anschauungen verband, welche auf Ferdinands ganzes Leben und Verhalten tiefgreifende Einwirkung ausübten. Die Erziehung, welche Ferdinand genossen hatte, die Einflüsse, unter welchen er aufgewachsen war, hatten ihre Frucht im reichsten Maße getragen. In Hülle und Fülle weiß sein Beichtvater Lamormaini jene Züge der Heiligkeit von ihm zu berichten, welche in den Lebensbeschreibungen wohlgeratener Jesuitenzöglinge so stereotyp sind wie die Wunder in den Legenden des Mittelalters. Nur durch Beschränktheit und Äußerlichkeit der Auffassung zeichnete sich Ferdinand einigermaßen aus: wenn er sich Samstags bei der Jagdlust verspätete, kam es ihm nicht darauf an, ein paar Pferde zu Tode zu jagen, um noch rechtzeitig zur Vesper, welche der hl. Maria zu Ehren

gesungen wurde, einzutreffen. Überhaupt hatte sich Ferdinand die jesuitischen Doktrinen nicht zum freien, innerlichen Eigentum gemacht: als drohendes Gesetz standen sie vor seiner Seele. In seinem Thun und Lassen wurde er durch die Sorge bestimmt, daß er eine Sünde begehen und so der Hölle verfallen könne. Diese Sorge spornte ihn zu so emsiger Arbeit, machte ihn in der Rechtspflege überaus skrupulös und ließ ihn den Angelegenheiten der Armen und Geringen, der Witwen und Waisen besondere Aufmerksamkeit widmen. Sie konnte ihm in drangvollen Tagen eine Haltung geben, welche oberflächlicher Betrachtung als heroische Charakterstärke erscheint, denn „er wollte lieber ein verderbter als ein verdammter Herr sein". Sie trieb ihn auch im Verein mit herzlichem Wohlwollen für das Seelenheil seiner Unterthanen zu seinen Restaurationsmaßregeln und trug wesentlich zu der Entschiedenheit bei, womit er bei jenen alle Gegenvorstellungen und jeden Widerstand zurückwies. Ein weiterer Grund für diese Festigkeit war sein Vertrauen auf Gott. Er war gewiß, daß Gott seine Frömmigkeit belohnen und ihm helfen werde, und deshalb nahm er die Nachricht von Unfällen und Niederlagen mit größtem Gleichmute auf. Vor allem war er überzeugt, daß der Sieg ihm sicher sei, wenn er mit Beiseitesetzung aller irdischen Rücksichten die Sache Gottes und der Kirche zu fördern suche. Dieser Zuversicht gab er früh in dem Wahlspruch: „Legitime certantibus corona" Ausdruck und sie wuchs durch die Erfolge, die ihm gleich anfangs in Inneröfterreich und dann nach den schwersten Bedrängnissen immer wieder zu Teil wurden, zu unerschütterlicher Gewißheit. Wenn aber diese religiösen Momente ihn mitunter dem Einflusse seiner weltlichen Umgebung unzugänglich machten, vermehrte doch andererseits wieder die Furcht vor der Sünde seine Unselbständigkeit. Wie sie ihn trieb, sich durch Überlassung der Entscheidung an seine Räte der Verantwortung vor Gott zu entziehen, so bestimmte sie ihn, bei allen wichtigeren Fragen obendrein noch Theologen, kirchliche Würdenträger, Ordensleute und namentlich Jesuiten zu hören und schließlich sogar einen eigenen Gewissensrat zu bilden. Auf ihr beruhte auch der Einfluß seiner Beichtväter. Als solche dienten ihm von 1597—1619 Bartholomäus Villery (Willerius), 1619—1624 Martin Becanus und dann bis ans Lebensende Wilhelm German Lamormaini (nicht Lamormain oder Lämmermann), alle drei Jesuiten nichtdeutscher Abstammung. Ferdinand war diesen Männern mit warmer Verehrung zugethan, er verkehrte in der vertraulichsten Weise mit ihnen und besprach mit ihnen in der Regel alle Angelegenheiten seines Privatlebens und der Regierung von den wichtigsten bis zu den geringsten herab. Man darf indes nicht glauben, daß sie ihm die Bahnen seiner Politik vorzeichneten und seine Handlungen gleichsam diktierten. Ferdinand

beschränkte sich vielmehr, soviel ersichtlich ist, in der Regel darauf, sie zu befragen, ob die Ausführung oder Unterlassung einer von seinen Räten empfohlenen oder widerratenen Maßregel nicht eine Sünde einschließe. Allerdings wurde ihnen schon allein hierdurch die Handhabe zu tiefgreifender Einwirkung geboten, doch war dieselbe mehr eine negative. Wo sie zu positiven Vorschlägen oder zur Äußerung über die Art, wie ein Beschluß zu vollziehen sei, veranlaßt wurden, ward ihr Gutachten gleich denen anderer Theologen stets wieder der Erwägung und Beschlußfassung der Minister unterstellt. Daneben mochten sie aus eigenem Antriebe Ferdinand zu diesem oder jenem Schritte, wie namentlich zur Gegenreformation und zum Restitutionsedikt, anfeuern: Lamormaini erzählt selbst, daß er dem Kaiser mit Verweigerung der Absolution gedroht habe, wenn er die Ordnung der Reichsgerichte noch länger „wegen menschlicher Rücksichten" verschiebe. Dieses äußerste Zwangsmittel wagten die Beichtväter jedoch ohne Zweifel nur selten anzuwenden. So unterließ Lamormaini es zum großen Mißvergnügen der Gegner Spaniens, als Ferdinand sich trotz seinen eifrigsten Vorstellungen in den mantuanischen Krieg einließ. Wie bei dieser Frage, so setzte sich ferner der Kaiser auch bei anderen Gelegenheiten über den Rat seiner Seelenführer hinweg. Vergeblich drang z. B. Lamormaini im Jahre 1625 darauf, daß Ferdinand seinen zum Könige von Ungarn gewählten Sohn noch nicht krönen lasse, damit nicht auch dieser die 1618 gemachten kirchlichen Zugeständnisse beschwören müsse; vergeblich widersetzte er sich dem Abschlusse des Prager Friedens. Sehr wichtige Dinge, wie der Wiener Vertrag vom Jahre 1606 wurden den Beichtvätern verheimlicht, weil man ihrer Verschwiegenheit nicht traute oder weil sie im betreffenden Falle zu sehr vom Papste abhängig schienen. Über Wallenstein durfte nach dessen Wiedereinsetzung Lamormaini dem Kaiser nicht mehr sprechen. Andere Angelegenheiten vermieden die klugen Väter selbst zu berühren: so die Hoheitsrechte, welche der Kaiser über die Kirche, ihre Güter und ihre Diener ausübte und gegen welche der Nuntius Caraffa vergeblich als gegen „Vergewaltigungen" eiferte. Sie wußten, daß sie da nicht durchdringen würden. Wie nämlich in Ferdinands Privatleben neben der Furcht vor Gott, so machte sich in seiner Regierung neben den ihm eingeprägten kirchlichen Theorien und dem Einflusse seiner geistlichen Umgebung sehr stark die Rücksicht auf die weltlichen Interessen seiner Macht und seines Hauses geltend. Obgleich er dem Papste eindringlich vorstellte, daß der traurige Zustand der Kirche gutenteils daher rühre, daß so manche Inhaber der vornehmsten Bistümer nicht Priester wären, ließ er doch seinen eigenen Sohn Leopold Wilhelm, dem er eine ganze Reihe von Bistümern und anderen Pfründen verschaffte, die höheren Weihen nicht

nehmen, da der ältere, für den Kaiserthron bestimmte Bruder schwächlicher Gesundheit war, und trotz den kanonischen Satzungen, trotz all seinem Gottvertrauen und trotz dem Widerspruche des Papstes schloß er den Prager Frieden ab und übertrug die Erzbistümer Bremen und Magdeburg von seinem Sohne an Protestanten. Ein Zug recht irdischer Begehrlichkeit geht überhaupt durch sein Wesen und wenngleich er versicherte, die Güter der Welt für nichts zu achten, so war er doch auf seinen Vorteil so eifrig wie nur irgend einer seiner Zeitgenossen bedacht.

Ferdinands Regierungshandlungen sind das Ergebnis der verschiedensten Einwirkungen. Bei deren Abwägung darf man nicht außer Acht lassen, daß seine Minister und Räte fast ohne Ausnahme Konvertiten waren und sämtlich mit Eifer jenen Anschauungen anhingen, in welchen Ferdinand erzogen worden war und welche seine geistliche Umgebung vertrat. Empfahlen doch die leitenden Minister im Jahre 1627 die Vollendung der böhmischen Restauration mit der Begründung: „daß, so oft der Kaiser mit Hintansetzung aller politischen Rücksichten die Ehre Gottes und die Fortpflanzung der katholischen Religion allein ins Auge gefaßt habe, Gottes Allmacht ihm Segen verliehen und all seine Feinde mit ihren spitzfindigen Praktiken zu Schanden gemacht habe“. Man wird daher auch ihnen reichlichen Anteil an der kirchlichen Politik Ferdinands zuschreiben müssen.

Status particularis regiminis S. C. Majestatis Ferdinandi II. 1637. — Guil. Lamormaini, Ferdinandi II. Romanorum Imperatoris virtutes. 1638. — Gal. Gualdo Priorato, Historia delle guerre di Ferdinando II. et III. et del rè Filippo. 1640. — (Eine Anzahl unbedeutender älterer Schriften stellt Oettinger, Bibliographie biographique universelle I zusammen.) Fr. Chr. Khevenhiller, Annales Ferdinandei, XII Bde., 2. Aufl., 1716 ff. und Conterfet-Kupferstich, II Bde., 1721. — Fr. Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinands II., XI Bde., 1850 ff. — B. Dudik, Correspondenz Kaiser Ferdinands II. und seiner erlauchten Familie mit P. Martinus Becanus und P. Wilhelm Lamormaini, kaiserlichen Beichtvätern S. J. im Archiv f. österr. Gesch. 54, 219 ff. — Carlo Caraffa, Relatione dello stato dell' imperio e della Germania, 1628, herausgegeben von J. G. Müller a. a. O. 23, 101 ff. (schon im Status particularis vielfach benutzt). — Berichte der venetianischen Gesandten, herausgeg. von J. Fiedler in den Fontes rerum Austriacarum II, 26. (Die übrige Litteratur des Zeitraums s. bei G. Waitz, Dahlmanns Quellenkunde der deutschen Geschichte, Buch V, Abschnitt III und IV.) Daneben stand mir archivalischer Stoff zu Gebote.

X.

Kurfürst Maximilian I. von Bayern.

Festrede.

(Gehalten in der kgl. Akademie der Wissenschaften am 29. Juni 1882.)

Niemals ist das gesamte geistige und äußere Leben unseres Volkes so eindringend und ausgedehnt von Kirchentum und Theologie beeinflußt worden, wie in den hundert Jahren, welche vom Augsburger Religionsfrieden zu den Verträgen von Münster und Osnabrück führten.

Die theologischen Schulstreitigkeiten wurden für alle Stände von den Fürsten bis zu den Handwerkern und Bauern herab der vornehmste und häufig der einzige Gegenstand des geistigen Interesses. Jene Männer, welche den Lehrverschiedenheiten keine Bedeutung beimaßen oder einen Ausgleich zwischen der alten und den neuen Kirchen zu finden suchten, oder sich aus katholischen und evangelischen Anschauungen ein vermittelndes Bekenntnis bildeten: die Spötter, die weltweisen Friedmacher und die Hofchristen, wie sie von den Eiferern genannt wurden, verschwanden mehr und mehr. Starre, engherzige und feindselige Konfessionalität erlangte in den Geistern der jüngeren Geschlechter allumfassende Alleinherrschaft. Überwiegend von kirchlichen Gesichtspunkten aus wurden nun das einzelne, das gesellschaftliche und das staatliche Leben aufgefaßt, ja sogar Bestrebungen rein politischer Natur oder weltlichster Begehrlichkeit empfingen infolge der sich überall geltend machenden konfessionellen Gegensätze im Bewußtsein der Handelnden ein kirchliches Gepräge. Kurz, das gesamte Denken und Empfinden der Menschen jener Zeit wurde von Theologie durchsäuert und durchdrungen.

Diese Kirchlichkeit war indes keineswegs mit idealem, weltverachtendem Sinne und Streben verbunden. Ihr Begleiter war vielmehr ein ungemein nüchterner, berechnender und eigennütziger Realismus, der nicht selten zu wüster, alle Schranken überspringender Gier nach Macht, Ehre und Besitz ausartete.

Die — im Grunde allerdings durchaus naturgemäße — Verbindung beider Elemente, welche dem Jahrhundert ein ganz eigenartiges Wesen verlieh, erschwert es uns, seine Erscheinungen voll zu verstehen und gerecht zu würdigen, denn einerseits tritt an uns die Versuchung heran, auch seine politischen Kämpfe gemäß der Auffassung und den Äußerungen der Zeitgenossen als ausschließlich oder doch überwiegend kirchliche zu betrachten, andrerseits sind wir geneigt, bei seinen Persönlichkeiten das Einwirken der uns fremd gewordenen kirchlichen Gesinnung zu unterschätzen oder zu übersehen. Diese aber werden durch sie fast ohne Ausnahme in hohem Maße beeinflußt und mitunter in ihrer ganzen Ausbildung und Thätigkeit bestimmt.

Die hervorragendsten Vertreter der kirchlichen Richtung ihrer Zeit sind unter den katholischen Fürsten Kaiser Ferdinand II. und Maximilian I. von Bayern. Ihre dem Jesuitenorden angehörenden Beichtväter, Lamormaini und Vervaux, gaben den Büchern, in welchen sie ihr Leben und Wirken nach ihrem Tode darstellten, die Überschrift: Ideal eines christlichen oder guten Fürsten[1].

So berufenen Beurteilern werden wir nicht bestreiten dürfen, daß Ferdinand und Maximilian das jesuitische Fürstenideal in sich verwirklichten. In sehr verschiedener Weise jedoch bringen sie dasselbe zur Darstellung.

Dem geistig ungemein beschränkten und willensschwachen Ferdinand

---

[1] Vervaux gab dem von Maximilian handelnden Teile seiner unter Adlzreiters Namen veröffentlichten „Annales Boicae gentis" den Sondertitel „Idea boni principatus ex vita, rebus gestis et virtutibus Maximiliani". Lamormaini verfaßte eine Lebensbeschreibung Ferdinands mit dem Titel „Idea christiani principis"; vgl. Dudik, Korrespondenz Ferdinands II. mit seinen Beichtvätern, im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen 54, 248. Daß Lamormaini sein Werk vollendete, erhellt aus mehreren Stellen seiner Schrift: Ferdinandi II. Rom. Imp. virtutes, welche wahrscheinlich den letzten Teil der Lebensgeschichte bildete. Deren vollständige Veröffentlichung dürfte durch ähnliche Hindernisse vereitelt worden sein, wie sie sich dem Erscheinen der Annales Boicae gentis entgegenstellten; vgl. Wittmann, Über den Verfasser der unter Adlzreiters Namen herausgegebenen Annales B. g. in den gelehrten Anzeigen der hiesigen Akademie 26 Nr. 33, und J. Friedrich, Über die Geschichtsschreibung unter dem Kurfürsten Maximilian I., Festrede z. 27. März 1872, Beilage 8.

standen die Lehren der Jesuiten von den Aufgaben eines Christen und Fürsten wie ein drohendes, äußeres Gesetz vor der Seele. Die Furcht vor der Sünde und der ihr folgenden Verdammnis war die mächtigste Triebfeder seines Thuns und Lassens, und sie steigerte die innere Haltlosigkeit seines Wesens dahin, daß er sich seine Regierungshandlungen in der Regel von anderen vorschreiben ließ, um sich der Verantwortlichkeit für dieselben zu entlasten. Seine Frömmigkeit aber war ein rein äußerliches, geistloses und fanatisches Betbrudertum und vermochte nicht, ihn zur ernsten Selbstzucht und zur gewissenhaften Beherrschung seiner Schwächen und irdischen Neigungen anzuhalten [1].

Ganz anders Maximilian I., dessen Persönlichkeit zu schildern ich versuchen möchte.

Mehr noch als Ferdinand war er von jener Frömmigkeit erfüllt, welche sich in Gebeten, kirchlichen Übungen und frommen Werken nicht genug thun kann, und dieselbe steigerte sich in manchen Beziehungen, namentlich in seiner Marienverehrung [2], zu schwärmerischer Überschwänglichkeit. Aber mit ihr verband sich asketische Strenge, welcher ein mönchisch-einfaches Privatleben und harte Kasteiungen durch Fasten, härene Gewänder, Bußgürtel und Geißelungen Gewohnheit waren.

Sein kirchlicher Eifer ferner war, wie es nun einmal in jener Zeit bei Protestanten und Katholiken nicht anders sein konnte, ketzerfeindlich und unduldsam, und in der principiellen Beurteilung kirchlicher Fragen zeigte er schroffe Strenge: er war jedoch frei von blindem Fanatismus und von jener bornierten Rücksichtslosigkeit, mit welcher Ferdinand II. durchführte, was ihm als Gebot Gottes erschien.

Vor allem aber war es der jesuitischen Erziehung, die Maximilian empfing, nicht gelungen, die Kraft seiner Seele zu beugen oder zu brechen. Er besaß eine Festigkeit des Charakters, eine Unabhängigkeit des Willens und eine Selbständigkeit des Urteils, wie sie selten einem Menschen verliehen sind.

---

[1] Vgl. meinen Aufsatz über Ferdinand II. im sechsten Bande der Allgem. deutschen Biographie.

[2] Die bei Stieve, Der Ursprung des dreißigjährigen Krieges I, 64 Anm. 6, erwähnte Urkunde habe ich inzwischen im hiesigen Hausarchiv, Urkunden Nr. 1617 Or., gefunden. Gabriel Küpferle, th. lic. bayrischer, fürstlich freising- und regensburgischer Rat, Dechant und der hl. Kapelle Mitverwalter zu Altötting, bezeugt darin unter dem 20. Oktober 1651, daß er auf Befehl der Kurfürstinwitwe das 1644 von Maximilian nach Altötting gestiftete Tabernakel geöffnet und auf dem in dasselbe gelegten Zettel die vom Kurfürsten mit seinem eigenen Blute geschriebene Widmung an die Jungfrau Maria gelesen habe. Mithin war Adlzreiters Angabe richtig.

Es versteht sich von selbst, daß ein solcher Fürst weder ein Werkzeug der Jesuiten noch ein Knecht der Hierarchie sein konnte.

Der Hierarchie fühlte er sich als Mitglied der Kirche untergeordnet, und er widmete ihr im vollsten Maße jene Verehrung und Achtung, welche er ihr als der Vertreterin Gottes zu schulden meinte; aber er schied vom Amte die Person, und der gegenüber wahrte er sich, auch wenn sie die Tiara trug, ein freies und bisweilen sehr scharfes Urteil. Den geistlichen Würdenträgern und insbesondere dem Papste gestand er ferner in kirchlichen Dingen alle die Rechte zu, welche ihnen die kanonischen Satzungen und das kurialistische System zuwiesen, dagegen wehrte er Eingriffe derselben in staatliche Angelegenheiten mit schroffer Entschiedenheit ab und scheute sich nicht, wenn er sich durch seine fürstliche Stellung und durch das Herkommen dazu berechtigt glaubte, über die Kirche und die Geistlichkeit seines Landes Befugnisse auszuüben, welche durch die kurialistischen Theorien den Laien unbedingt abgesprochen wurden.

Den Jesuiten sodann bewahrte er stets die bewundernde Vorliebe, welche ihm für sie in der Jugend eingeflößt worden war. Er sah in ihnen die vollkommensten Vertreter und erfolgreichsten Vorkämpfer des Katholizismus. Deshalb begünstigte er sie in jeder Beziehung, nahm aus ihnen seine Beichtväter und benutzte vorzugsweise sie als Ratgeber und Gehilfen in kirchlichen Angelegenheiten. Auch in staatlichen Fragen wandte er sich an sie, um festzustellen, ob eine von ihm beabsichtigte Maßnahme nicht mit den Geboten Gottes und der Kirche in Widerspruch stehe. Er war jedoch weit entfernt, sich von ihnen die Wege seiner Regierung oder gar seiner Politik vorzeichnen zu lassen, und sie konnten sich an Einfluß keineswegs mit den Beichtvätern Ferdinands II. oder mit den Hofpredigern mancher evangelischen Fürsten messen. Ja es fehlt nicht an Beispielen, daß er in kirchlichen Dingen ihren dringenden Wünschen die Gewährung versagte[1].

Ebensowenig vermochte die Lehre der Jesuiten, ein Fürst sichere sein Seelenheil am besten, wenn er stets dem Gutachten seiner Räte folge, Maximilian zu bestimmen, daß er, wie es Ferdinand II. und sogar — gegen besseres Wissen der hochbegabte Ferdinand III.[2] thaten, die Leitung

[1] Über die kirchliche Erziehung, Gesinnung und Haltung Maximilians vgl. Stieve, Ursprung des dreißigjährigen Krieges I, 60 fg., Beiträge zur Geschichte des Verhältnisses von Staat und Kirche in Bayern unter Maximilian I. in der Ztschr. für Kirchenrecht von Dove und Friedberg XIII und XIV, und Briefe und Akten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges IV und V s. v. Maximilian von Bayern, Religiöse Gesinnung.

[2] Vgl. meinen Aufsatz über Ferdinand III. in der Allgem. deutschen Biographie Bd. VI.

und Entscheidung aller Regierungsangelegenheiten einem einzelnen Vertrauten oder der Mehrheit seiner Minister überließ. Er forderte und liebte es, daß seine Räte ihre Ansicht freimütig äußerten, und er war bereit, seine Meinung triftigen Gründen unterzuordnen, da er sich bewußt war, daß ein Fürst gleich jedem Sterblichen dem Irrtum unterworfen sei, und daß „Land und Leute zu regieren eine so schwere Bürde und so große Kunst sei, daß auch der verständigste und klügste Regent es allein sich selbst nicht zutrauen könne“[1]. Überall ist es indes sein eigenes, nach reiflicher Prüfung gewonnenes Urteil, welches den Ausschlag giebt, und wir können wohl davon sprechen, welche von seinen Räten er vorzugsweise verwendete und seines Vertrauens würdigte, nicht aber davon, welche mehr oder minder maßgebenden Einfluß auf ihn besaßen[2].

Wenn nun trotzdem Maximilian gleich seinem kaiserlichen Vetter von den Jesuiten als Ideal eines Fürsten gepriesen wurde, so war das insofern berechtigt, als nicht nur seine Frömmigkeit und kirchliche Gesinnung das volle Gepräge des Ordensgeistes trugen, sondern als dessen Anschauungen und Lehren, die ihm zu freiem geistigen Eigentume geworden waren, auch den leitenden Grundgedanken seines gesammten Lebens und Wirkens in seiner Entwicklung und Entfaltung wesentlich bestimmten.

Dieser Grundgedanke war der, in jeder Beziehung nach äußerstem Vermögen seine Pflicht zu thun. Denselben zu verwirklichen, war Maximilian sein ganzes Leben hindurch mit einer Gewissenhaftigkeit, Unermüdlichkeit und Thatkraft und zugleich mit einer Selbstbeherrschung und Selbstbeschränkung bemüht, welche ihn zu einer unter den Fürsten seiner und vielleicht aller Zeiten einzig dastehenden Erscheinung machen.

Durch das ihm immerdar gegenwärtige Pflichtbewußtsein empfing seine ganze Persönlichkeit das Gepräge ungewöhnlicher Herbheit, Gemessenheit und Strenge.

Ich unternehme nicht den aussichtslosen Versuch, das Antlitz des mittelgroßen, schlanken Mannes, zu dessen schneidiger Art seine weibliche Stimme einen seltsamen Gegensatz bilden mochte, mit Worten zu malen[3].

---

[1] Söltl, Der christliche Fürst (vgl. S. 165 Anm. 1) S. 40.

[2] Vgl. a. a. O. 42 Maximilians Mahnung an seinen Sohn, sich nicht ausschließlich des Rates eines Mannes zu bedienen, da mehrere Augen mehr als eins sähen.

[3] Der Nuntius Caraffa schildert in seiner Relatione dello stato dell' Imperio e della Germania 1628 im Archiv für österreichische Geschichte 23, 336 Maximilian wie folgt: „Egli è di colore rufo, macilente per scendergli continuamente un catarro della testa; è pero non molto sano, se bene regolatissimo nel bere e nel mangiare. È di pelo rosso, di statura mediocre, di

Allbekannt ist ja das beste seiner Bildnisse, das von Niklas Prugger gemalte, welches sich im Stiftersaale der alten Pinakothek befindet. Beherrschend sind in demselben die ernsten, kalten Augen, und es ist wie von eisigem Hauche umweht. In seinen Jünglingsjahren glich er dem Herzog Heinrich von Guise, dem Balafré[1], und es glühte noch frisches Feuer in seinen Zügen. Bald wurden sie jedoch unter dem Einflusse der Regierungssorgen immer schärfer, ernster und gehaltener. Schon mit neunundzwanzig Jahren machte er den Eindruck eines mindestens vierzigjährigen Mannes.

Man fand, daß er in seinem Wesen wenig mit seinen deutschen Landsleuten gemein habe. Im Gegensatz zu deren Zwanglosigkeit, Offenheit und Redseligkeit war er äußerst zurückhaltend, verschlossen und schweigsam. Seine Räte selbst vermochten in manchen Fragen nicht, seine letzten Gedanken zu ergründen. Wenn er sprach, kamen die Worte zögernd über seine Lippen, als überlege er sie noch, indem er sie bilde[2]. Es war das zum Teil die Folge einer Befangenheit und Unbeholfenheit, welche ihm in der Jugend abzugewöhnen sein Vater vergeblich bemüht gewesen war[3]. Zugleich aber wog er thatsächlich seine Worte sorgfältig ab, denn er vergaß nie, daß er um jedes derselben Gott Rechenschaft abzulegen habe, und daß eines Fürsten Worte folgenreiche Thaten seien[4].

---

voce feminile.“ Thomas Fyens schrieb am 31. Juli 1601 an Lipsius: „Dux et coniunx firma valetudine sunt, nihil praeter infecunditatem dolentes. Principes certe sunt piissimi, benignissimi et prudentissimi . . . (Dux) vir est formosus et statura media, corpore optime formato, Belgica aut Italica facie.“ Burmann, Sylloge epistolarum II, 79. Nach gleichzeitigen Gemälden war Maximilians Haar dunkelblond, der Bart heller, die Augen lichtbraun. Stiche aus seiner Jugend zeigen an ihm sehr große, ungewöhnlich häßliche Ohren; wohl um dieselben zu verhüllen, trug er später langwallendes Haar, während dasselbe anfangs nach französisch-lothringischer Sitte kurz gehalten war. Caraffas Bericht, Fyens' Brief und die Venetianerrelationen bei Fiedler in den Fontes rerum Austriacarum II. Abt. Bd. 36 sind im folgenden neben Adlzreiter, Wolf, Aretin, meinen Schriften und noch ungedruckten Akten vorzugsweise benutzt.

[1] Guilelmus Brussius, Ad Principes Populumque Christianum De Bello adversus Turcos gerendo . . . . Consilium 1595 p. 43. Seine Bemerkung wird durch Kupferstiche bestätigt.

[2] Adlzreiter III, 1, 16 bemerkt: „Explicuit (libertatem dicendi) sed cum ea, quae in omnem vitam ipsi adhaesit, mediocritate, ut nihil praeceps eloqueretur, verba singula pensiculate ad rationis libellam expenderet, limaret studiose, non augeret parva dicendo, magna non minueret suspensoque velut orationis gradu semper meditari potius videretur, quae diceret, quam dicere meditata.“

[3] Vgl. a. a. O. und Wolf I, 61 u. 76.

[4] Adlzreiter III, 35, 14; vgl. Söltl, Der christliche Fürst 42 u. 43.

In seinem Benehmen mischte sich mit fürstlicher Würde gütige Herablassung, denn er hielt es für geboten, die Hoheit, damit sie nicht Haß erwecke, durch Milde und Demut zu mäßigen[1]; aber der Eindruck der Strenge überwog. „Er wird von den Seinen im höchsten Maße gefürchtet, und man gehorcht ihm aufs Wort", erzählt der Nuntius Caraffa im Jahre 1628. Seiner Familie und seiner ganzen Umgebung bezeigte er Wohlwollen, Achtung und teilnehmende Fürsorge; zu keinem Mitgliede derselben stand er jedoch, soweit wir zu urteilen vermögen, in herzlichem und vertraulichem Verhältnisse, und noch weniger hatte er Günstlinge, die er als die Pest der Höfe betrachtete[2]. Auch seine persönlichen Beziehungen faßte er überwiegend vom Gesichtspunkte der Pflicht auf.

Daß er sich von jenen geschlechtlichen Ausschweifungen, jenem wüsten Trinken und Schlemmen, jenen üppigen und geistlosen Vergnügungen, welchen sich die meisten deutschen Fürsten damals ergaben, vollkommen fernhielt, bedarf kaum der Erwähnung. Auch bei seinen Hofleuten duldete er dergleichen nicht: „Sie alle," berichtet einer seiner Leibärzte, der Niederländer Fyens, im Jahre 1601, „sie alle sind mäßig, sittlich und rechtschaffen; jedes Laster ist von diesem Hofe verbannt; trunksüchtige, leichtfertige und träge Menschen haßt und verachtet der Fürst; alles ist auf Tugend, Mäßigkeit und Frömmigkeit gerichtet." Das einzige Vergnügen, welches sich Maximilian zur Erholung und Kräftigung gestattete, war die Jagd, namentlich die Reiherbeize[3], doch pflog er auch dieser, obgleich er sie leidenschaftlich liebte, mit solcher Mäßigung, daß weder die Geschäfte noch die Unterthanen darunter litten.

Für Wissenschaft und Kunst besaß er Verständnis und Neigung.

Er selbst war, wie der humanistisch gebildete Fyens, ein Freund des Justus Lipsius, versichert, auf jedem Gebiete des Wissens bewandert. Fließend sprach er Latein, Italienisch und Französisch, und noch in höherem Alter lernte er das Spanische[4]. Die von seinem Großvater Albrecht V. gestiftete Bibliothek vermehrte er bis 1630 um ein Drittel ihres Bestandes,

---

[1] A. a. O. 39.

[2] Das. 41.

[3] Vgl. Wolf IV, 307 Anm. 10.

[4] Adlzreiter III, 1, 10 sagt: „Expedite loquebatur Gallice, Italice: intelligebat Hispanice nec imperite dicebat." Soweit ich die Akten kenne, bis 1620 nämlich, verstand Maximilian noch nicht Spanisch, denn er bat den Botschafter Zuñiga, ihm italienisch zu schreiben, ließ sich spanische Aktenstücke übersetzen und bemerkte einmal zu einer Stelle einer solchen Übertragung, dieselbe könne nicht richtig sein, da sie keinen Sinn gebe, was doch beweist, daß er nicht imstande war, die Berichtigung selbst vorzunehmen.

so daß sie 17046 gedruckte Bücher sowie 275 griechische und 723 lateinische Handschriften zählte, und nachdem sie durch Gustav Adolfs Soldaten 1632 geplündert und verwüstet war, nahm er sofort auf die Erhaltung des Geretteten und die Ersetzung des Verlorenen Bedacht[1]. Den Bestand der Klosterbibliotheken seines Landes befahl er aufzuzeichnen und sorgfältig zu bewahren[2]. Gelehrte schätzte und ehrte er. In seiner Umgebung finden wir freilich solche nur zufällig, und abgesehen davon, daß er sich um die Abfassung einer Geschichte seines Landes angelegentlichst bemühte[2], widmete er den Wissenschaften keine besondere Pflege[3]. Um so eifriger aber förderte er die Künste, von welchen er Malerei, Elfenbeindrechselei und Orgelspiel selbst getrieben hatte, bis die Regierungsgeschäfte ihn davon abhielten.

Es fehlt noch immer eine eingehende Darstellung seiner Thätigkeit nach dieser Richtung hin, aber Zeugnisse derselben treten hier in München auch dem flüchtigen Beobachter in Fülle entgegen.

Eine selbständige, eigenartige und volkstümliche Kunst zur Entfaltung zu bringen, gelang freilich Maximilian so wenig wie seinen Vorgängern. Der Niedergang, in welchem sich das gesamte Leben unserer Nation befand, war in Bayern früher als in anderen Gebieten durch die Verwüstungen des Landshuter Erbfolgekrieges vorbereitet und dann rascher als im übrigen Reiche durch den kirchlichen Druck gefördert worden. Die italienisch-niederländische Renaissance dagegen kam nirgends in Deutschland zu vollerer und schönerer Blüte als in Bayern.

Das dicht bevölkerte, lebhafte und seiner gesunden Luft halber gepriesene München galt schon bei Maximilians Regierungsantritt als die schönste Stadt Deutschlands[4]. Er fügte seinen Prachtbauten das „achte Weltwunder" hinzu, die jetzige alte Residenz, ein nach den Entwürfen des Niederländers Peter de Witte (Candidus) ausgeführtes Gebäude, welches ebensosehr durch die Genialität seiner Anlage wie durch die edle, bei aller Mannigfaltigkeit und Zierlichkeit einfache und ernste Ausschmückung her-

---

[1] (Muffat.) Die Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München, in den Bayerischen Blättern für Geschichte, Statistik, Litteratur und Kunst 1832, 204 fg.

[2] Vgl. darüber die S. 156 Anm. 1 angeführte Schrift von Friedrich und L. Rockinger, Die Pflege der Geschichte durch die Wittelsbacher, München s. a. 40 fg.

[3] Indes findet sich z. B. in den Hofzahlamtsrechnungen von 1600—2 jährlich der Vermerk: „Doctorn Johann Schrencken, medico zu Freiberg (!) in Preißgau, so ain Werk in medicis under handen, jerlichen 50 Thaler, thut in münz 60 fl."

[4] S. Briefe und Akten z. Gesch. d. dreißigjährigen Krieges V. 1 fg.

vorragt[1]. Von seiner verloschenen äußeren Pracht geben heute nur noch der eine wiederhergestellte Hof und die großartigen Portale und Erzbildwerke Zeugnis.

An ihn schloß sich würdig der Hofgarten, welcher in größerem Maßstabe dieselbe meisterhafte Verbindung von Baukunst, Bildnerei, Malerei und Gartenkunst zeigte, wie noch gegenwärtig der lauschige Grottenhof der Residenz.

In dieser bereitete Maximilian den von seinen Vorgängern begonnenen Antiken-, Münz- und Bildersammlungen prächtige Stätten, und er vervollständigte dieselben, von gründlichem Wissen und feinem Geschmack geleitet, durch eigene Ankäufe. Wie er insbesondere ein ausgezeichneter Kenner von Gemmen war, so wußte er auch trefflich die bezeichnenden Merkmale der verschiedenen Maler zu erkennen. Im eigenen Lande und bis in weite Ferne spürte er hervorragenden älteren Gemälden nach, und nicht minder ließ er sich angelegen sein, Meisterwerke von Zeitgenossen zu erwerben. Daß er ein tieferes Verständnis für Malerei besaß, beweist der Eifer, mit welchem er nach Werken Dürers trachtete, von welchen er eine Anzahl sehr bedeutender ankaufte.

Die Wandteppiche sodann, welche er durch Hans van der Biest nach Zeichnungen Peters de Witte in München wirken ließ, die Elfenbeinschreine, welche Christof Angermayer in seinem Auftrage anfertigte, die von Hans Krumper gegossenen Erzbildwerke, womit er sein Schloß und den Marienplatz zierte, die Kupferstiche Amlings, Sandrarts, Raphael Sadelers und der Brüder Kilian, sowie die Münzen und Medaillen, die Paul Zeggin modellierte, reihen sich würdig dem Besten an, was die Renaissance schuf.

Bedeutende Künstler zog Maximilian an seinen Hof, begabte junge Leute ließ er sich im Auslande auf seine Kosten ausbilden. Kunstgewerbe aller Art suchte er in München heimisch zu machen und zu heben. Von hier gingen ciselierte Waffen und Harnische nach Italien, Frankreich und Spanien[2]; von hier erbat man sich aus Madrid Lehrmeister für die Anfertigung marmorgleichen Stucks[3]. Wie sehr Maximilian darauf bedacht

---

[1] Lübke, Geschichte der deutschen Renaissance II, 544 fg. Vgl. Caraffa im Archiv f. österr. Gesch. 23, 337 und Seb. Brenner, Continuator temp. quinquennalis 105.

[2] Nach Mitteilungen des Direktors des Nationalmuseums, Herrn von Hefner-Alteneck.

[3] Nach einem Briefe der Königin von Spanien. Am 23. Dezember 1599 dankte die Infantin Margarethe, „Soror de S. Cruce“, der Herzogin Renata von Bayern für ein ihr geschicktes „schenes schreibtischl“ mit der Bemerkung: „Kan wol mit der warheit sagen, das ich mein leben lang nichts scheners noch subtillers

war, alles mit künstlerischem Schmucke zu verschönen, zeigen die prachtvollen Geschütze, welche jetzt vor dem hiesigen Heeresmuseum aufgestellt sind.

Aber all das war ihm doch nur Nebenwerk. Die Hauptsache blieb ihm stets die Erfüllung seiner Regentenpflichten.

Von 4 Uhr morgens an saß er — nicht selten bis tief in die Nacht hinein — an der Arbeit, welche nur durch Gebet, Kirchenbesuch, rasche Mahlzeiten und bisweilen durch kurze Spazierfahrten unterbrochen wurde. Kein Schriftstück ging ab, ohne daß er es sorgfältig geprüft und wo es nötig schien, eigenhändig verbessert hätte; besonders wichtige Schreiben entwarf er selbst. Ein ungemein starkes Gedächtnis setzte ihn in den Stand, sich die Dinge stets — und häufig besser als seine Räte — in ihrem Zusammenhange und in ihren Einzelheiten gegenwärtig zu halten, und seine Aufmerksamkeit erstreckte sich gleichmäßig auf Bedeutendes und Geringes. Wenn die Aktenstücke aus seiner Kanzlei wie an Schönheit der Schrift und an Güte des Materials so gleich seinen eigenhändigen Briefen an Bündigkeit, Klarheit und Einfachheit des Ausdruckes alle gleichzeitigen übertreffen, so ist das vorzugsweise Maximilians Verdienst. Sogar darauf achtete er, daß in lateinischen Briefen keine Germanismen, in deutschen keine unnötigen Fremdwörter angewandt würden. Überall forderte er von sich und anderen, daß nur das Zweckdienliche, dieses aber in vollkommener Weise geschehe. So waltete er anregend, leitend und überwachend auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, und je mehr uns die Nachrichten von dieser seiner Thätigkeit zufließen, desto vielseitiger und eindringender erweist sie sich. Wiederholt zog er sich durch Überanstrengung Krankheiten zu, aber weder diese noch ein chronisches Leiden, welches sich später einstellte[1], vermochten ihn zur Minderung seiner Arbeitsamkeit zu bestimmen.

Die Grundsätze, aus welchen diese hervorging, und von welchen sein gesamtes Wirken geleitet wurde, hat Maximilian selbst in einer für seinen Erben bestimmten Schrift dargelegt. Ich meine nicht die bekannten „Monita paterna“, welche zuerst Vervaux veröffentlichte. Diese ließ unser Fürst durch einen anderen zusammenstellen[2], und sie können daher, obgleich

---

gesechen hab; aufs wenigist legen si den amber besser an als dahie, da man nichts als handschuech und leder kann daraus machen.“ Staatsarchiv München, Bayr. Abt. 292/9, 24 Kopie.

[1] S. oben S. 159 Anm. 3.

[2] Dies wird ausdrücklich bei Vervaux, Annales III, 613, und von Maximilian selbst bei Söltl 45 bemerkt. Die von Söltl mitgeteilte deutsche Fassung der Monita ist ohne allen Zweifel nur Übersetzung, denn ihre Redewendungen und viele einzelne Ausdrücke entsprechen nicht dem damaligen frei geschriebenen Deutsch. Trotz den vielen Anführungen aus Klassikern, welche, wie Aretin in der Zeit-

sie immerhin ein wertvolles Zeugnis von seinen Anschauungen ablegen, doch nicht als der unmittelbare Ausdruck derselben gelten. Den finden wir dagegen in einer „Unterweisung", welche er ein Jahr vor seinem Tode eigenhändig für seinen Sohn niederschrieb [1].

Die Fürstenwürde bezeichnet er darin als ein Amt, welches seinem Verwalter von Gott nicht zu weltlicher Lust und zum Wohlleben verliehen werde, sondern demselben eine schwere Verantwortung auferlege und von ihm fordere, daß er der Kerze gleiche, die von sich sagen könne: „Ich verzehre mich, indem ich anderen leuchte." Seinen Unterthanen solle der Fürst ein sie aneiferndes Beispiel alles Guten geben und die Regierung sich nicht minder angelegen sein lassen, als sein eigenes Seelenheil.

Die erste und wichtigste Aufgabe des Regierenden erblickt Maximilian sodann darin, daß er die Ehre Gottes, die katholische Religion und das Seelenheil der Unterthanen, für welche er am jüngsten Tage Rechenschaft abzulegen habe, nach all seinem Verstand und Vermögen fördere. Demgemäß bildete er das Zwangskirchentum, welches in Deutschland von allen Obrigkeiten, protestantischen wie katholischen, gehandhabt wurde, so allseitig, einschneidend und straff aus, wie es wohl in keinem anderen Gebiete geschah [2]. In dessen Fesseln entartete freilich die Religiosität zu dumpfem Aberglauben, welchem die notdürftigste Kenntnis von den kirchlichen Heilslehren fehlte, während die Sittlichkeit nicht gewann, und nicht minder wurde das geistige Leben des Volkes durch den kirchlichen Druck geschädigt, denn welcher anderen Ursache könnte man es zuschreiben, daß

---

schrift für Bayern und die angrenzenden Länder 1816, IV, 87 fg., nachgewiesen hat, in den Monita vorkommen, möchte ich nach dem Tone und wegen des Gebrauchs der lateinischen Sprache einen Theologen als Verfasser vermuten, d. h. natürlich einen Jesuiten, und zwar den Beichtvater des Kurfürsten, Vervaux selbst.

[1] J. M. Söltl, Der christliche Fürst nach den Lehren Maximilians I., Kurfürsten von Bayern, an seinen Sohn und Kurprinzen Ferdinand Maria, München 1862, S. 35 fg.

[2] S. Stieve, Das kirchliche Polizeiregiment in Bayern unter Maximilian I., München 1876. Nachgetragen sei dazu, daß Maximilian sich auch die Hexenverfolgung, der er schon in seiner Jugend Aufmerksamkeit zu widmen lernte (vgl. Freyberg, Sammlung hist. Schriften IV, 94), angelegen sein ließ. In einem Breve vom 4. Mai 1604 verlieh Papst Clemens VIII. dem Probst bei Unserer lieben Frau und dem Dechanten von St. Peter in München, sowie den Pröbsten zu Landshut und Straubing „facultatem inquirendi et procedendi contra maleficos et striges et eorum causas cognoscendi etiam in spectantibus ad S. inquisitionis officium et in hujusmodi causis, si vobis videbitur, consultores aliquos s. canonum et negociorum criminalium peritos et aliquos etiam in s. theologia magistros adhibendi" auf drei Jahre. Hausarchiv München VI, III Nr. 1569 Or.

der bayerische Stamm, welcher an Begabung vielleicht der erste unter den deutschen ist, in jener Zeit so wenige hervorragende Männer erzeugte und die Fürsten sogar ihre Minister, Räte und Kriegsführer gutenteils von auswärts berufen mußten? Aber Maximilian stand nun einmal unter dem Banne der Anschauungen, welche seine Zeit beherrschten, und der Lehren, welche ihm in der Jugend von den Jesuiten eingeprägt worden waren, und er meinte, durch sein kirchliches Polizeiregiment seine Pflicht zu erfüllen und für das Beste seiner Unterthanen zu sorgen.

Als die zweite Pflicht eines Fürsten betrachtete er die Sorge für das zeitliche Wohl seines Volkes. Ich brauche nicht auszuführen, wie er derselben genugthat. Es hat sich die Erinnerung erhalten, wie er das Land von den übergroßen Schulden seiner Vorfahren entlastete und dann einen bedeutenden Schatz[1] sammelte; wie er die in heillose Verwirrung geratene Verwaltung in streng geregelten und steten Gang brachte; wie er Bayern ein Landrecht gab, das bis 1751 ungeändert in Geltung blieb; wie er nach allen Richtungen hin die Schäden des öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens zu beseitigen und diesem zeitgemäße, gedeihliche Formen zu geben suchte, und wie er bemüht war, Ackerbau, Handel und Gewerbe zu heben[2]. Er schlug dabei nicht neue Bahnen ein; vielmehr stand er auch in dieser Hinsicht ganz innerhalb des Gedankenkreises seiner Zeit, und das meiste, was er unternahm, war schon vor ihm angeregt oder versucht worden. Sein Verdienst lag darin, daß er das, was notwendig oder zweckmäßig erschien, mit der ihm eigenen Thatkraft durchführte, daß er Ordnung schuf und erhielt, und daß er eine — von den an sinnlose Vergeudung gewöhnten Zeitgenossen mit Unrecht als Geiz verschrieene — Sparsamkeit übte, welche auch die geringste überflüssige Ausgabe vermied.

Sorgsam war er darauf bedacht, sich in seinen Räten und Beamten tüchtige Gehilfen zu gewinnen. Er ermahnt seinen Sohn, die höchste Vorsicht bei der Wahl solcher zu beobachten, denn davon hänge die Ehre des

[1] Über diesen vgl. Stieve, Zur Geschichte des Finanzwesens und der Staatswirtschaft in Bayern unter den Herzögen Wilhelm V. und Maximilian I., in den Sitzungsberichten der Münchener Akad. d. W. 1881.

[2] Vgl. Briefe und Akten z. Gesch. des dreißigjährigen Krieges V, 24 fg. und außer den dort angeführten Quellen die Charakteristik bei Khevenhiller Conterfet-Kupferstich I, 222. Der ihm sehr abgeneigte venetianische Gesandte Sebastian Veniero sagt 1630: „Di tutto profitta e fa mercantia sopra li suoi sudditi, che perciò grandemente l'hodiano, come grandemente è anco hodiato in generale dalle militie per la sua avidità e tenacità. Viene esistimato prencipe prudente, perchè parla poco et è molto cupo.“ Fontes rerum Austr. II, 26, 161.

Fürsten und das Wohl seines Landes ab; er warnt ihn, Nichtdeutsche und namentlich Wälsche zu gebrauchen, da diese gewöhnlich fremde Dienste nur suchten, um sich zu bereichern und nach Erfüllung ihrer Absicht hinwegzögen, und er legt ihm ans Herz, die erprobten und erfahrenen Räte zu ehren und zu schützen, da das Glück der Diener das des Herrn bedinge. Diesen Lehren gemäß handelte er. Andererseits aber forderte er von all seinen Beamten eine gleich ernste und eifrige Pflichterfüllung wie von sich selbst. „Wir werden," schreibt einer seiner Minister im Jahre 1620, „über die Maßen mit dem Laborieren überhäuft, sonderlich bei einem fleißigen Herren, der sich Tag und Nacht keine Ruhe gönnt, sondern sich und andere aufreibt." Auch geringe Verstöße und Nachlässigkeiten rügte Maximilian mit schneidiger Schärfe und schonungslos strafte er Untreue und Unehrlichkeit.

Ein nicht minder strenger Gebieter war er seinen Unterthanen. Ihr Verhältnis zum Staate faßte er durchaus in jenem absolutistischen Sinne auf, welcher damals, durch das römische Recht eingebürgert, alle Obrigkeiten in ihrem Streben und Walten leitete und welcher seinem eigenen Wesen so sehr entsprach. Der Gewalt der Regierung erachtete er das öffentliche und private Leben der Angehörigen des Staates in allen Beziehungen unterworfen, und er war der Ansicht, daß der Einzelne dem Staate mit äußerster Anspannung seiner Kräfte dienen und dessen Zwecken seine eigenen Interessen unbedingt unterordnen und aufopfern müsse.

Die staatlichen Befugnisse der Landstände erschienen ihm als Übertragungen von der Gewalt des Fürsten, welche nur aus Gnade erfolgt seien und widerrufen werden könnten, wenn sie mißbraucht würden. Er dachte nicht daran, sie zu leugnen oder aufzuheben, ja in einer testamentarischen Verfügung über den von ihm gesammelten Schatz forderte er für den Fall, daß einer seiner Nachfolger denselben seinen Bestimmungen zuwider vergeude, die Stände zur Steuerverweigerung auf[1]: er wollte jedoch diesen den Gebrauch ihrer Rechte lediglich zum Besten des Staates und zwar seinem eigenen Urteil gemäß gestatten, und indem er die Einkünfte der Landschaft als ihrer Verwaltung anvertrautes Staatsgut betrachtete, glaubte er nicht nur die Aufsicht über deren Verwendung ebenso wie die über den Haushalt der kirchlichen Körperschaften seines Landes in Anspruch nehmen zu dürfen, sondern er betrachtete es als unabweisbare Obliegenheit der Stände, die Steuern, welche er für die Staatszwecke notwendig fand, zu bewilligen. Seiner ganzen Richtung nach war er natürlich überhaupt nicht geneigt, ihnen viel Einfluß zu gestatten. Er berief sie daher

---

[1] S. in der S. 166 Anm. 1 angeführten Schrift S. 85 fg.

nur zweimal, um die Grundlagen für die von ihm beabsichtigte Ordnung des Staatswesens zu schaffen; später nötigte er den ständigen Ausschuß der Landschaft, ihm die jeweilig erforderlichen Geldmittel zu gewähren. Mit Recht konnte daher ein Zeitgenosse bemerken[1], Bayern sei unter Maximilian eine Monarchie geworden.

Deren Absolutismus wurde indes durch des Fürsten Gewissenhaftigkeit und durch sein aufrichtiges Wohlwollen für die Unterthanen gemildert. Nie verwandte er die von diesen aufgebrachten Steuern anders als zu Staatszwecken, und stets war er darauf bedacht, dem gemeinen Manne, welchem sonst alle Staatslasten vorzugsweise aufgebürdet wurden, zu schonen und ihn vor Willkür und Übermut der Beamten sicher zu stellen[2]. Zugleich wurden durch die Überzeugung, daß die Unterthanen nicht des Fürsten halber da seien, sondern dieser ihretwegen gesetzt sei, sowie durch das Gefühl der Verantwortlichkeit vor Gott dem Willen Maximilians Schranken gezogen, die einzuhalten er nie vergaß.

Nicht minder sorgfältig ließ er sich endlich angelegen sein, daß die Rechtspflege in seinem Lande unparteiisch und unbestechlich gehandhabt und jedes Vergehen oder Verbrechen nach Gebühr gestraft werde. Das betrachtete er als die dritte Hauptpflicht eines Fürsten. Trotz aller Strenge war er jedoch geneigt, Gnade zu gewähren, und er war ein Gegner der damals üblichen häufigen Hinrichtungen.

Das pflichttreue Walten Maximilians auf dem Gebiete der inneren Regierung gab Bayern eine geordnetere und heilsamere Verwaltung als irgend ein anderes Gebiet damals besaß. Zugleich aber schuf ihm dasselbe trotz dem geringen Umfange und den nicht bedeutenden Hilfsmitteln des Landes die Grundlage für eine hervorragende Machtstellung im Kreise der europäischen Staaten.

Ohne Zweifel hatte Maximilian bei seinen inneren Maßnahmen von

---

[1] Caraffa im Archiv f. österr. Gesch. 23, 214.

[2] So bemerkte er eigenhändig auf einer Instruktion vom 11. September 1603 für den Oberjägermeister Lorenz von Wensin: „NB. den puncten hereinzusezen, das weder jegermeister noch jeger sollen macht haben, auß aignem gewalt ohne I. Dt. befelch ainigen paurn oder underthonen zu schlagen.“ Kreisarchiv für Oberbayern XIII Nr. 3. Am 21. März 1595 fügte er einem Befehle, zwei Bauern für ihre beim Scharwerk gefallenen Pferde „gebürende ergözlichkait“ zu geben, hinzu: „damit sie ohne schaden gehalten werden“. Ein Hofkammerrat bemerkte dazu, seiner Ansicht nach wäre es genug und „damit der scharberchpauern nit mer kemen“, besser, nur ein Geldgeschenk zu geben: „weil es aber I. Dt. so aigentlich und si one schaden zehalten bevelchen, hats sein wege.“ Reichsarchiv München, Bayerische Dekrete VI Nr. 17 Or. Vgl. auch die Bemerkung bei Wolf IV, 366 Anm., daß die Brauer bei der Lieferung für das Heer vor Schaden zu wahren seien.

Anfang an die Nebenabsicht, die politische Bedeutung seines Landes zu mehren. Schon 1598 schrieb er seinem Vater, als die Hoffnung, das Bistum Passau für einen seiner Brüder zu erwerben, durch den Papst getäuscht wurde: „Ich sehe halt, daß sowohl bei Geistlichen als Weltlichen nur auf die ragion di stato gesehen und nur der respektiert wird, der viel Land oder viel Geld hat, und da wir deren keins haben, so werden wir sowohl bei den Wälschen als bei anderen nimmermehr Autorität haben, bis wir uns in Geldsachen besser aufschwingen; wenn wir da wohl stehen, so werden wir den geldgierigen Wälschen wenig, sondern sie uns nachlaufen"[1]. Bestimmte Ziele hatte er sich jedoch, wie schon diese Äußerung zeigt, für die Anwendung der zu erlangenden Machtmittel noch nicht gesetzt, und es vergingen zehn Jahre, bis dies geschah.

Seine ganze Thätigkeit und Aufmerksamkeit wurde eben durch die überaus mühevollen und verwickelten Aufgaben der inneren Regierung in Anspruch genommen. Sich in auswärtige Händel zu mischen, vermied er geflissentlich und er befaßte sich mit solchen nur dann, wenn er von anderer Seite dazu veranlaßt oder vielmehr genötigt wurde. Den ausgedehnten politischen Briefwechsel, welchen sein Vater unterhalten hatte, stellte er ein und ebenso gab er die von diesem eifrig gepflogenen Bemühungen um eine festere Einigung der katholischen Reichsstände auf. Die einzige Reichsangelegenheit, der er aus eigenem Antriebe lebhaften Anteil widmete, war der Türkenkrieg und bei diesem handelte es sich doch wieder zugleich in hervorragendem Maße um seine Territorialinteressen, da Bayern durch das Vordringen des Erbfeindes nächst den kaiserlichen Landen zumeist bedroht schien. Lediglich die Türkenfurcht war die Ursache, weshalb er die Ausbildung einer kriegstüchtigen Landwehr zu betreiben begann, wie sie ihn andrerseits veranlaßte, mit protestantischen Reichsfürsten Beziehungen anzuknüpfen, damit er durch diese dahin wirken könne, daß der Friede in Deutschland erhalten bleibe und dessen ganze Kraft sich gegen den Angreifer wende. Den Parteigegensätzen im Reiche schenkte er wenig Beachtung, obgleich sie seit 1598 in schroffster Weise hervortraten und die verhängnisvolle Wendung zum Bruche nahmen. Es fehlte ihm noch das Verständnis für ihre Tiefe und Tragweite. Erst durch den Streit um Donauwörth und die unmittelbar darauf erfolgenden Ereignisse wurde ihm dasselbe eröffnet und erst von dieser Zeit an trieb er auswärtige Politik[2].

Auch dann reihte sich indes Maximilian nicht jenen Männern an,

---

[1] S. Briefe und Akten IV, 480.

[2] S. a. a. O. V, 39 fg. und Stieve, Ursprung I, 53 fg., 246 fg.

die in ungestümem Ehrgeiz und Thatendrang oder in gedankenreicher Genialität das Bestehende über den Haufen zu werfen oder Neues zu schaffen unternehmen. Sein Denken und Streben verharrte vielmehr im Kreise der gegebenen Verhältnisse, denn auch seine auswärtige Politik unterwarf er dem Banne des Pflichtgedankens.

Ein glühender hochstrebender Ehrgeiz erfüllte ihn. Schmeichler und Kriecher haßte er freilich und ihm selbst war eitles sich Rühmen fremd; ja in seiner asketischen Gesinnung äußerte er bisweilen gegen seinen Beichtvater, daß er, wenn es nicht seine Pflicht verböte, gern ein verborgenes Leben führen würde. Nichtsdestoweniger war er sich jedoch mit Stolz bewußt, zu denen zu gehören, die berufen seien, als die nächsten nach Gott an dessen Statt über viele Tausende zu walten, und nichtsdestoweniger dürstete er nach Ansehen und Ruhm.

Schon in den ersten Jahren seiner Regierung verschmähte er trotz seiner Geldnot, gleich anderen Reichsständen spanische oder französische Pensionen zu suchen oder anzunehmen, und als der Markgraf von Ansbach ihn im Jahre 1601 wegen eines Gerüchtes, daß er Spanien gegen Frankreich Kriegsdienste leisten wolle, zur Rede stellte, erwiederte er demselben: „Unsere Sachen sind von den Gnaden des Allmächtigen so beschaffen, daß wir des Königs von Spanien oder Frankreich Bestallung oder Dienste nicht bedürfen, sondern Beide für unsere Freunde halten[1].“ Mit hoher Genugthuung sprach er dann späterhin bei Gelegenheit von den Verdiensten, die er sich um Katholizismus und Reich erworben, und von der Bedeutung, zu welcher er Bayern emporgehoben habe. Das Ansehen, welches allein die Herrschenden von der Masse der Menschen unterscheide, bezeichnete er seinem Sohne als den Augapfel des Fürsten und die Seele des Staates. Wenn er so sorgsam darauf bedacht war, seine Würde weder durch abstoßenden Hochmut noch durch sich wegwerfende Freundlichkeit zn schädigen, wenn er trotz aller Sparsamkeit und Askese sich ein so prächtiges Schloß erbaute, einen nicht geringeren Hofstaat als der Kaiser hielt und bei Feierlichkeiten großen Aufwand nicht scheute; wenn er sich eifrigst bemühte, daß die Geschichte seines Volkes von dessen frühesten Anfängen an vollständig und zuverlässig geschrieben werde; wenn er seine eigenen Thaten aufgezeichnet zu sehen wünschte; wenn er das Andenken Ludwigs des Bayern, des Kaisers, der aus seinem Hause hervorgegangen war, auf jede Weise zu erneuern suchte, dem mit dem Fluche Roms Beladenen in der Frauenkirche ein herrliches Denkmal errichtete und ihn gegen die Angriffe eines Geschichtsschreibers der Kurie schneidig in

[1] Briefe und Akten V, 554 Anm. 1.

Schutz nahm, und wenn er lange vor dem böhmischen Kriege an Bayerns Ansprüche auf die Kur erinnern ließ, so leitete ihn dabei vor allem der Gedanke, daß der Glanz der Vorfahren auf die Enkel zurückstrahle, und das Verlangen, sein Ansehen zu erhalten und zu erhöhen. Sich bei Mit- und Nachwelt einen großen Namen zu erwerben, stellte er seinem Sohne nächst dem Verdienste vor Gott als höchstes Ziel fürstlichen Strebens vor Augen.

Nicht minder war Maximilian begierig, sich Besitz und Macht zu vermehren, denn in diesem erkannte er die einzig sichere Grundlage des fürstlichen Ansehens [1] und zugleich teilte er wie die kirchliche Gesinnung so die realistische Richtung seiner Zeit.

Für Kränkungen seiner Ehre und Beeinträchtigungen seiner Interessen endlich war er ungemein empfindlich. Hell loderte da die Zornesglut auf, welche seine Brust trotz aller scheinbaren Kälte barg, und mit bitterem nie versiegendem Grolle trug er dergleichen nach.

Indes sein Begehren und Fühlen überwältigte ihn nicht. Die einzige Eigenschaft, deren er nicht immer mächtig wurde, war sein Rechtssinn.

Sein Gefühl für das Recht war schroff und beinahe leidenschaftlich. Allerdings verleiteten ihn mitunter staatliche und namentlich kirchliche Interessen, das Recht zu umgehen oder sich mit der Beobachtung seines Buchstabens zu begnügen oder wie den Landständen gegenüber seine Auffassung eigenmächtig an Stelle der herkömmlichen zu setzen. Die juristische Bildung, welche er empfangen hatte, und die Kasuistik der Jesuiten, die ihn berieten, mochten da sein Urteil beirren. Wo dies jedoch nicht der Fall war, konnte kein Vorteil ihn verlocken, fremde Rechte zu verletzen, keine Rücksicht ihn bestimmen, das Recht zu Gunsten irgend jemandes zu beugen. Ebenso aber empörte ihn Unrecht, das ihm widerfuhr, und wo er das Recht auf seiner Seite glaubte, konnte er mit einer Hartnäckigkeit auf demselben bestehen, welche ihn unbefangener Erwägung unzugänglich machte und ihn schwere politische Fehler begehen ließ.

In allen übrigen Beziehungen dagegen wußte er stets seine Wünsche und Schwächen den Forderungen der Pflicht unterzuordnen. Allerdings unterließ er bei deren Erfüllung nicht, jeden mit ihr vereinbaren Gewinn einzuheimsen, und sie brachte ihm dessen in der That genug an Ehre und Besitz, aber dieser Gewinn war nicht für seine Entschlüsse maßgebend. Auch ohne jede Aussicht auf Vorteil that er, was er für Pflicht hielt, wo er solchen nur mit Verletzung dieser hätte erringen können, zögerte er nicht,

[1] Vgl. Söltl 39.

auf ihn zu verzichten, und wo es notwendig schien, war er für seine Pflicht zu den schwersten Opfern bereit.

Man wende nicht ein, daß ein solches Handeln mit dem realistischen Sinne Maximilians unvereinbar sei: Realismus liegt doch auch darin, wenn ich berechne, daß mir die Opfer an vergänglichem Erdengute vielfältigen ewigen Lohn im Himmel sichern.

Wie in seiner kirchlichen Gesinnung und seiner inneren Regierung hielt sich dagegen Maximilian auch in seiner Politik von Fanatismus frei und er besaß nicht das thörichte Gottvertrauen, welches Ferdinand II. glauben ließ, daß er siegen müsse, wenn er mit Beiseitesetzung aller Rücksichten und Bedenken die Sache der Kirche zu fördern suche. Den zuversichtlichen Wahlspruch seiner Jugend: „Dominus virtutum nobiscum!“ vertauschte er schon im böhmischen Kriege mit den bittenden Worten: „Exurgat Deus et dissipentur inimici ejus.“ Nur da, wo es ihm gewiß dünkte, daß alles, wofür zu wirken und zu kämpfen er sich verpflichtet fühlte, zu Grunde gehen werde, wenn er unthätig bleibe, nur da entschloß er sich zu kühnem, alles aufs Spiel setzenden Wagen. In allen anderen Fällen fühlte er sich nicht verbunden, die Lösung einer an ihn herantretenden Aufgabe zu versuchen, wenn die ihm zur Verfügung stehenden Mittel nicht völlig ausreichend erschienen, und diese Frage entschied er stets mit jener nüchternen Umsicht und jenem eindringenden Scharfblick, welche sein ganzes politisches Wirken auszeichnen.

Politisches Verständnis und Urteil finden sich bei den Staatsmännern des 16. und 17. Jahrhunderts äußerst selten.

In dem großen Getriebe, welches seit dem Ausgange des Mittelalters alle Völker der alten Welt miteinander in Verkehr und Kampf brachte, vermochte man sich noch nicht zurecht zu finden. Die Hilfsmittel, um die Zustände und Kräfte der verschiedenen Staaten, die Bedingungen und Forderungen ihres Daseins, den Verlauf ihrer früheren, die Richtung ihrer gegenwärtigen Entwicklung kennen zu lernen, waren ja dürftiger als heutzutage die Lehrbücher der Volksschulen. Die Verbindungen, welche das unentwickelte Postwesen gewährte, waren höchst ungenügend. Zeitungen und andere Tagesschriften übermittelten selten mehr als dürftigste Gerippe äußerer Thatsachen. Wie für den einzelnen die unmittelbare Anschauung, so bildeten für die Staatslenker ständige Gesandtschaften fast das einzige Mittel, sich über die Verhältnisse anderer Länder und die Absichten anderer Höfe zu unterrichten, und auch dieses Mittel versagte, wenn nicht besondere Umstände zu Hilfe kamen, gar leicht gegenüber der Ängstlichkeit, mit welcher jede Regierung die Zustände ihres Gebietes zu verbergen und die Geheimnisse ihrer Kabinetspolitik zu hüten suchte.

So herrschte denn in politischen Dingen eine Unwissenheit, welche uns unglaublich erscheint, bis wir ihrer gewohnt werden[1], und im Zusammenhange damit eine Urteilslosigkeit, welche die abenteuerlichsten Erfindungen und tollsten Gerüchte Glauben finden und auf die Entschlüsse der Staatsmänner tiefgreifenden Einfluß ausüben ließ.

Zudem war das politische Denken noch wenig entwickelt und es gebrach an dem Triebe und der Befähigung, sich über den Zusammenhang und die Bedeutung der Ereignisse, über die Folgen der eigenen und fremden Bestrebungen klar zu werden.

Endlich wehrte auch die grob realistische Richtung der Zeit ein Vorgehen nach höheren Gesichtspunkten.

Man handelte daher in der Regel nur von Fall zu Fall; die nächstliegenden Interessen der Regierenden oder des Landes, unklare Theorieen, dunkle, nicht selten mit abgeschmackten Phantasieen durchsetzte Vorstellungen, ja persönliche Stimmungen waren für die Politik maßgebend oder man verirrte sich zu einer abenteuerlichen Projektenmacherei, welche mit Weidengerten die Welt aus den Angeln zu heben gedachte, während im Augenblick, wo es zu handeln galt, die Unzulänglichkeit der Mittel, Mangel an Thatkraft und Einsicht, Selbstsucht, Geiz und Feigheit jede That hinderten.

Nur wenige, ganz hervorragend begabte Persönlichkeiten vermochten sich zu einer von klarer Erkenntnis und weitsichtiger Berechnung geleiteten Politik zu erheben.

Zu ihnen gehört Maximilian.

Nicht minder sicher als in den Verhältnissen des Reiches fand er sich in den europäischen zurecht, nachdem einmal seine Aufmerksamkeit auf dieselben gelenkt worden war. Wie bald erkannte er nicht, als der böhmische Krieg sich fortspann, daß die größte Gefahr von der Festsetzung der

---

[1] Man sehe z. B. nur einmal, wie schlecht unterrichtet sich die venetianischen Gesandten in Prag über Reichsverhältnisse zeigen, obgleich doch die Venetianer an diplomatischem Geschick unter den Zeitgenossen in erster Reihe standen. Andere Belege finden sich, um nur, was mir gerade zur Hand ist, anzuführen: Hurter, Ferdinand II, III, 6 Z. 1 v. u.. 15; X, 195; M. J. Schmidt, Deutsche Geschichte VII, 224 Anm. 1 fg. Häberlin, Reichsgeschichte XIX, 272; Briefe und Akten z. Gesch. d. dreißigjährigen Krieges I S. 83 u. Nr. 186; IV S. 12, 136, 255 Anm. 2, 419, 426, 427 Anm. 2; Kluckhohn, Briefe Friedrichs des Frommen I S. 121 Z. 16 v. u., 168, 309; Philippson, Heinrich IV, III, 336; Meiners u. Spittler, Göttingisches historisches Magazin V, 552 fg. Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins XVI, 208; Stieve, Herzogin Jakobe von Jülich a. a. O. XIII, 21; Ders., Kaufbeuern 62; Ders., Ursprung des dreißigjährigen Krieges I, 102 Anm. 6. Ders., Verhandlungen über die Nachfolge Rudolfs II. 14, 149 fg. Mausoleum Mauritianum 1635, 4.

Spanier am Rhein und von der durch sie herausgeforderten Einmischung Frankreichs drohe. Seitdem war er vor allem bemüht, die Spanier, gegen welche er sich mehr und mehr mit Abneigung erfüllte, vom Reichsboden zu entfernen und das Eingreifen Frankreichs zu verhüten. Daß dieses in der That lange Jahre hindurch unterblieb, war gutenteils sein Verdienst. Nachdem dann aber Frankreich dennoch offen in den Kampf eingetreten war und das Kriegsglück sich immer mehr ihm und seinen Verbündeten zuwandte, drang Maximilian zeitig auf die Abtretung des österreichischen Elsasses, damit durch dieses, wie er erkannte, unvermeidliche Opfer größere Verluste für das Reich vermieden würden und man die Möglichkeit gewinne, die Schweden aus Deutschland zu verjagen und in diesem den Frieden zu erzwingen; ein Ziel, um dessentwillen er 1647 auch den Ulmer Stillstand schloß.

Seinem Scharfblick entsprachen seine Vorsicht und Besonnenheit, welche durch seine Gewissenhaftigkeit verstärkt wurden. Sorgfältiger hat wohl nie ein Fürst seine Maßnahmen erwogen. Die meisten wichtigeren Schriftstücke finden sich in mehreren Entwürfen und Überarbeitungen vor, welche teils von den Räten, teils von Maximilian selbst herrühren. Fragen von ernster Bedeutung wurden immer und immer wieder von ihm mit seinen Ministern nach allen Richtungen hin geprüft und langsam traf er seine Entscheidung. „In Vorsehung allerhand zufälliger und zukünftiger Sachen," sagte mit Recht der Jesuit Piscator in einer Leichenrede, „hatte I. Dt. Maximilianus eine sehr weite und lange Appertur, sah überall mit Falkenaugen auf den Grund und war in seinen Thaten, Räten und Anschlägen sehr behutsam."

Bei aller Vorsicht aber war er weder unentschlossen noch zaghaft und hatte er einmal seine Entscheidung getroffen, so führte er sie rasch, mutig, thatkräftig und mit zäher Beharrlichkeit aus. Kein Unglück konnte ihn dann entmutigen oder wankend machen, denn mit dem Bewußtsein, nach bestem Wissen und Können seine Pflicht zu erfüllen, stählte ihn das Vertrauen auf den einstigen Lohn Gottes[1].

In diesen Eigenschaften und darin, daß ihm sein Pflichtgefühl, dem sich alles unterordnete, fest bestimmte Bahnen wies, gründete die hervorragende Bedeutung Maximilians und seiner Überlegenheit über die meisten Zeitgenossen.

Welche Gesichtspunkte aber waren es nun, welche dem Fürsten bei seinem politischen Wirken die Auffassung seiner Pflicht bestimmten?

---

[1] Vgl. Adlzreiter III, 35, 17.

Es ist eine sehr verbreitete Meinung, daß seit dem Emporkommen der Restaurationsbewegung die katholischen Reichsstände sich mehr und mehr mit der Neigung erfüllt hätten, den Religionsfrieden aufzuheben und den gesamten Protestantismus zu vernichten; daß namentlich die Jesuiten unablässig in diesem Sinne gehetzt hätten und daß der dreißigjährige Krieg ausgebrochen sei, weil sie und ihre Gesinnungsgenossen geglaubt hätten, daß der rechte Augenblick zur Ausführung der lange gehegten Pläne gekommen sei. Diese Meinung entstammt indes lediglich den Phantasien der zeitgenössischen Protestanten, von welchen sich die Geschichtsschreiber bis zur Gegenwart leiten oder beeinflussen ließen, weil sie die Akten der katholischen Stände nicht kannten.

Wahr ist es allerdings, daß nach den Theorieen der Kurie und der Jesuiten der Religionsfriede ungültig, ja ein Frevel war: aber wie nachdrücklich auch jene Theorieen gepredigt wurden, sogar die deutschen Jesuiten wandten sie nicht auf den Religionsfrieden an, sondern übergingen denselben mit Stillschweigen oder bezeichneten ihn ausdrücklich als gültig. Die Katholiken im Reich fürchteten eben bis nach der Schlacht am Weißen Berge die Protestanten noch mehr als diese sie. Sie hielten sich für die weitaus schwächeren, wie sie es denn auch thatsächlich waren, da ihre Gebiete an Umfang geringer und weit voneinander entlegen waren und die Macht der Kaiser durch den Türkenkrieg und die eigenen evangelischen Unterthanen gefesselt wurde, und sie glaubten nicht ohne Grund, daß die protestantische Bewegungspartei nur auf eine Gelegenheit lauere, um sich der noch übrigen Kirchengüter zu bemächtigen. Ihren besten, wenn nicht einzigen Schutz sahen sie im Religionsfrieden.

Wohl gaben sie dessen Satzungen eine möglichst einschränkende Deutung; wohl unterdrückten sie den Protestantismus in ihren Gebieten, weil sie sich dazu berechtigt und verpflichtet erachteten; wohl suchten sie auch hier und da Zuwiderhandlungen gegen ihre Auslegung des Augsburger Vertrags rückgängig zu machen oder neu erfolgende zu hindern: der Gedanke an einen allgemeinen Angriff, an einen Vertilgungskrieg gegen die Protestanten war ihnen jedoch vollkommen fremd. Nur einzelne Tollköpfe ohne politische Stellung forderten hin und wieder zu einem solchen auf; sie fanden indes bei den Regierenden nicht das mindeste Gehör. Sogar die umfassende Rückforderung der von den Protestanten widerrechtlich in Besitz genommenen Kirchengüter setzten sich jene erst dann zum Ziel, als eine Reihe großer Erfolge die Machtverhältnisse in unerwarteter Weise umgestaltet hatte. Auch da noch wollten sie indes nicht über die Bestimmungen des Religionsfriedens hinausgehen, denn diesen betrachteten sie nach wie vor als verbindlich. Hätten nicht die urteilslose Begehrlichkeit

und Furcht der Pfälzer den Krieg entzündet, ja hätten ihn nicht ihre thörichte Hartköpfigkeit und die wüste Kampf- und Habgier des Mansfelders und Halberstädters fortgesponnen, so hätten sich wahrscheinlich die deutschen Verhältnisse fortschleppen können, bis die Milderung der kirchlichen Engherzigkeit und Leidenschaftlichkeit und ein neuer Aufschwung des nationalen Lebens die Möglichkeit zu segensreicher Gestaltung geboten hätten.

Bei den Gegensätzen und Kämpfen im Reich handelte es sich indes bekanntlich nicht allein um kirchliche Angelegenheiten, sondern in gleichem Maße um politische Fragen. Das partikularistische Streben, welches die Geschichte Deutschlands das ganze Mittelalter hindurch erfüllt, das Streben nach Bildung von Territorien, deren Herren im Vollbesitz der Regierungsgewalt und von Kaiser und Reich unabhängig wären, gelangte in der protestantischen Bewegungspartei unter dem Einflusse der kirchlichen Streitigkeiten, ohne daß jene selbst sich über ihre Ziele klar wurde, zu schrankenloser Entfaltung. Bei den katholischen Ständen wurde es dagegen durch das Bewußtsein gedämpft, daß der Fortbestand der geistlichen Fürstentümer von dem des Reiches abhänge und daß sie gegen das Andringen der Protestanten nur beim Kaiser und bei den Reichsbehörden Rückhalt und Unterstützung finden könnten. Dazu gesellten sich dann jene Einflüsse, welche auch für die Haltung der gemäßigten Protestanten von Bedeutung waren: die Macht der Jahrhunderte alten Gewohnheit und der überlieferten Anschauungen, ein dunkles Gefühl, daß die Zugehörigkeit zur großen Reichsgemeinschaft die politische Bedeutung des einzelnen Standes wesentlich erhöhe, und der noch immer mächtige nationale Sinn, welcher den Pfälzern und ihren Freunden erst allmählich durch ihre Politik und ihre Verbindungen mit dem Auslande verloren ging. So standen denn die katholischen Stände gegenüber der Bewegungspartei für Kaisertum und Reichsverfassung ein und sie zeigten sich mitunter sogar bereit, die Macht beider zu verstärken und zu erweitern.

Den Standpunkt seiner Glaubensgenossen teilte Maximilian[1]. Er sah sich in Bezug auf seine auswärtige Politik seine Pflicht dadurch vorgezeichnet und begrenzt, daß er ein Fürst des Reiches war.

Die Vernichtung des Protestantismus setzte er sich niemals zum Ziele. Der Bund, den er im Jahre 1609 stiftete, die sogenannte Liga, sollte nur zur Abwehr des Angriffes der Protestanten, welcher unvermeidbar

---

[1] Eine Darlegung seiner Anschauungen giebt das — freilich nicht ganz genau ausgezogene — Aktenstück bei Wolf IV 340 fg. Vgl. auch das Gutachten a. a. O. 50 fg.

heranzunahen schien, dienen und durchaus gegen Maximilians Wunsch und Willen wurde später der Krieg über das ganze Reich hin ausgedehnt. Als Reichsfürst fühlte auch er sich durch den Religionsfrieden, der nun einmal von Kaiser und Ständen vereinbart und Reichsgesetz geworden war, gebunden und es ist lediglich eine der vielen tendenziösen Erdichtungen Peter Philipp Wolfs, daß Maximilian den Augsburger Vertrag als einen unleidlichen Frieden zu bezeichnen gepflegt habe[1].

Soweit aber die Bestimmungen desselben nicht entgegenstanden, erachtete Maximilian sich wie als Landesherr in seinem Gebiete so als Fürst des Reiches in diesem verpflichtet, für die Verteidigung und gegebenen Falles auch für die Herstellung des Katholizismus all seine Macht einzusetzen.

Als Reichsfürst ferner war er nicht gesonnen, eines der hergebrachten ständischen Rechte aufzugeben oder gar der absolutistischen Entwicklung des Kaisertums Raum zu gewähren. Das bewies er Ferdinand II. und Wallenstein im Jahre 1630. Anderseits aber fühlte er sich schuldig, sich den zu Recht bestehenden Befugnissen der kaiserlichen Gewalt und der Reichsverfassung unterzuordnen und sowohl für deren Aufrechterhaltung und Geltendmachung wie für die gemeinsamen Anliegen des Reiches mit ganzer Kraft einzustehen.

Diesen Anschauungen gemäß handelte Maximilian mit dem kalten Eifer eines strengen, thatkräftigen und einsichtigen Mannes, der seinem Berufe im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit vor Gott voll Genüge zu thun sucht.

In den Jahren 1617 bis 1619 forderten die Kurpfälzer ihn wiederholt auf, sich um die Kaiserkrone zu bewerben. Aussicht auf Erfolg war vorhanden und in seiner Jugend hatte Maximilian still davon geträumt, die höchste weltliche Würde der Christenheit seinem Hause zurückgewinnen zu können. Er selbst hielt es ferner für wünschenswert, die Erblichmachung des Kaisertums zu verhüten und die ständischen Rechte, die „deutsche Libertät", wie man es nannte, vor den wachsenden Übergriffen der österreichischen Herrscher sicher zu stellen. Überdies hegte er keineswegs jene innige Freundschaft für Ferdinand II. und dessen Haus, von welcher man so viel zu erzählen weiß. Ferdinand hatte ihn als Knabe beleidigt und vielleicht infolge davon hatte sich nie ein herzliches Verhältnis zwischen ihnen gebildet. Auch verkannte Maximilian nicht, daß Ferdinand sich seiner wohl für die eigenen Zwecke bedienen, stets aber das Emporkommen des Nachbarn zu hindern suchen werde, und vor allem hielt er sich immerdar

[1] S. Stieve, Ursprung I, 268 Anm. 2.

mit heißem Unwillen gegenwärtig, welche Beeinträchtigungen und Kränkungen seit den Zeiten Ludwigs des Bayern seinen Vorfahren und ihm selbst durch die Habsburger zugefügt worden seien. In langen Aktenstücken ließ er dieselben wiederholt, wenn Österreich seinen Beistand begehrte, zusammenstellen und er zog aus der Vergangenheit das Ergebnis, daß Bayern stets aus allen Kräften und mit schweren Opfern den Habsburgern gedient habe, von diesen dagegen im Besitz und Ansehen gemindert und fort und fort entgegengewirkt worden sei. Alles das mußte den ehrgeizigen und empfindlichen Fürsten antreiben, den Lockungen der Pfälzer Gehör zu leihen. Obendrein bot sich bald die Möglichkeit, aus dem Besitze des durch den Aufstand seiner sämtlichen Unterthanen in seinen Grundfesten erschütterten Hauses Habsburg Bayern die einst erlittenen Verluste reichlich zu ersetzen. Indes Maximilian erwog, daß, wenn er die Kaiserkrone annehme, Ungarn und die österreichischen Lande, die Vormauer des Reiches, dem Türken preisgegeben sein würden und daß er seine Wahl durch Zugeständnisse, welche die katholische Kirche und die Reichsverfassung schädigten, würde erkaufen müssen. So lehnte er denn rundweg und vorbehaltlos ab, um seiner Pflicht nicht zuwider zu handeln. Um seiner Pflicht zu genügen, nahm er dann in der Folge am böhmischen Kriege teil, obgleich die Gegner überlegen schienen und ein unglücklicher Ausgang des Feldzuges ihn wie den Kaiser um Land und Leute bringen oder ihm doch die schwersten Nachteile zuziehen mußte [1].

Die letzten dreißig Jahre seiner politischen Thätigkeit sind noch wenig erforscht, aber jede zuverlässige Nachricht, die wir über seine Haltung besitzen oder gewinnen, zeugt von derselben Pflichttreue und es ist ja auch nicht denkbar, daß ein Mann, dessen ganzes Wesen als so völlig aus einem Gusse geflossen erscheint, dem Grundgedanken seines Lebens als gereifter Mann und als Greis in einer Richtung untreu geworden sein sollte, in welcher er ihn während der ersten sechsundzwanzig Jahre trotz der größeren

[1] Ganz richtig sagt schon Vervaux, Annales III, 35, 3: „Diu secum ipse et cum suasoribus luctatus est, antequam difficillimum cum Caesaris hostibus bellum susciperet, cumque caeterae rationes imbecillae ipsi viderentur, haec demum una pervicit, ut non periculosam minus quam dubiam aleam jaceret, quod in communi rei catholicae discrimine divinus honor, plurimorum salus, imperii majestas verteretur.“ Ich fand u. a. ein Aktenstück, worin er von Theologen ein Gutachten verlangt, ob er nicht unbeschadet seiner Pflicht als Reichsfürst neutral bleiben könne. Den Entschluß, falls die Union sich in den böhmischen Krieg mische, auch seinerseits die Waffen zu erheben, faßte er, ehe ihm Ferdinand die Übertragung der Kur versprach, und diese Zusage erfolgte nicht auf sein Verlangen hin.

Beweglichkeit und Erregbarkeit der Jugend wie in jeder anderen mit strengster Gewissenhaftigkeit verwirklichte.

Wir sind daher wohl schon jetzt befähigt und berechtigt, das Urteil über Maximilian abzuschließen.

Unzweifelhaft ist er der gewissenhafteste, beste, und — wenn wir von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dessen Wirksamkeit erst nach Maximilians Tode zur Entfaltung gelangte, absehen — der bedeutendste deutsche Fürst seiner Zeit[1].

In seinem Lande hat man ihm wohl den Beinamen des Großen gegeben. Das ist Überschätzung, denn er gehört nicht zu jenen Persönlichkeiten, die sich in genialem Schwunge über ihre Zeit erheben, in schöpferischer Kraft Neues gestalten und das Ziel beginnender Entwicklungen im voraus erfassend, denselben Bahn brechen.

Mit mehr Recht hat man ihn den Katholischen genannt, denn seine kirchliche Gesinnung bestimmte die Richtung seines ganzen Wesens. Die Interessen seines Glaubens waren ihm die höchsten und der Katholizismus hat es gutenteils ihm zu danken, wenn er aus dem dreißigjährigen Kriege mit mehrfach erweitertem und nur an wenigen Stellen geschmälertem Besitze hervorging.

Nicht minder treu und aufopfernd aber als zu seiner Kirche hielt Maximilian zum Reiche und er hat wesentlichen Anteil daran, daß dieses nicht völlig zertrümmert wurde und wenigstens die äußere Form des Bestandes rettete, eine Form, die, wie locker und kläglich sie auch war, doch neben der Sprache und der Erinnerung an eine große Vergangenheit unserem Volke in dem Elende und der Schmach der folgenden Zeiten das Gefühl der Zusammengehörigkeit und das nationale Bewußtsein bewahrte und ihm damit jene Wiedererhebung ermöglichen half, welche in unseren Tagen das Deutsche Reich neu erstehen ließ.

Wir werden in unseren Anschauungen gegenwärtig noch durch die politischen Kämpfe beeinflußt, welche der Wiedervereinigung unseres Volkes vorausgingen, und nicht minder wirken in uns die kirchliche Befangenheit und Gehässigkeit der früheren Jahrhunderte nach; sogar die, welche allem kirchlichen Glauben abgesagt haben, sind noch konfessionell in ihren Abneigungen. Unsere Geschichtsschreibung selbst, die protestantische sowohl wie die katholische, betrachtet die Vergangenheit in der Regel von politischen und kirchlichen Parteigesichtspunkten der Gegenwart aus, sucht in jener Waffen für

---

[1] „Il duca di Baviera“, sagt der venetianische Gesandte G. Grimani 1641, „si può dire al di d'hoggi prencipe di testa senze paragone“ u. s. w. Fontes rer. Austr. II, 26, 283. Vgl. das. 164.

die Kämpfe dieser und ist infolge davon gewohnt, die kirchlichen Fanatiker oder die Vertreter des engherzigsten Partikularismus und der zügellosesten Selbstsucht als nationale Helden zu feiern. So fehlt uns denn noch die Unbefangenheit, um Maximilians politische Haltung anzuerkennen und zu würdigen. Kommt aber die Zeit, wo der nationale Sinn in unserem Vaterlande wieder mächtig und allgemein wird, und wo die Geschichtsschreibung, von ihm durchdrungen, sich die Aufgabe stellt, ihn nicht zu verwirren, sondern zu erhalten und zu kräftigen, dann wird man es als den höchsten Ruhm und als das größte Verdienst Maximilians preisen, daß zu einer Zeit, wo die anderen deutschen Fürsten beinahe ausschließlich ihrem Vorteil nachgingen und manche von ihnen um dessentwillen ihr Vaterland und ihr Volk an die Fremden verrieten, ja wo die Kaiser selbst die Pflichten gegen das Reich hinter den Interessen ihres Hauses zurücksetzten, Maximilian allezeit seinen Ehrgeiz, seine Machtbegier und seine territorialen Interessen dem Wohle des Reiches unterordnete und für das Vaterland nach bestem Wissen ehrlich, eifrig und oft mit schweren Opfern wirkte und kämpfte.

XI.

Die Zerstörung Magdeburgs.

(Vortrag am 16. März 1891.)

Die an vernichtenden Kämpfen, an Elend und Schmach so überreiche Geschichte Deutschlands bietet in ihrem ganzen Verlaufe kein traurigeres Bild als das jenes furchtbaren Krieges, welcher volle dreißig Jahre lang in immer grimmigeren und weiter gedehntem Ringen tobte, bis endlich er und seine schrecklichen Gesellen: Raub, Verwüstung, Brand, Mord, Pest und Hungersnot unser vorher wohlhabendes, strebsames und dichtbewohntes Vaterland in ein einziges, weites Trümmerfeld verwandelt hatten, auf welchem die hier auf die Hälfte, dort auf ein Drittel verminderte Bevölkerung verarmt, verwildert und mutlos um nichts mehr als um des Tages kümmerliche Lebensnotdurft rang. Aus diesem grauenhaften Bilde aber ragt blutgetränkter und fluchbeladener als alle anderen Zeugen des namenlosen Unheils ein Schutthaufen empor: der Schutthaufen der großen und stolzen Elbkönigin Magdeburg. Und auf diesen Schutthaufen stellte die Überlieferung als Verkörperung all der Grausamkeit und erbarmungslosen Wut, welche der entsetzliche Krieg entwickelt hatte, den Bezwinger Magdeburgs, den greisen Tilly, und sie maß ihm bei, daß er mit Absicht aus Glaubenshaß und Herzenshärte die Stadt und die Masse ihrer Bewohner in Flammen vertilgt habe, um sie zu strafen und die anderen deutschen Protestanten zu schrecken.

In dieser Ausgestaltung ist dann das Schicksal Magdeburgs eine Quelle geworden, aus welcher bis zum heutigen Tage die kirchlichen und politischen Gegensätze in Deutschland fort und fort Nahrung empfingen, und Tilly ist unter die verabscheuungswürdigsten Schreckgestalten der Menschheitsgeschichte eingereiht worden.

Ganz anders als in der herkömmlichen Überlieferung erscheint uns indes Tilly, wenn wir die siebzig Jahre seines Lebens, welche vor der Eroberung Magdeburgs verflossen, an der Hand zuverlässiger Zeugen durchwandern. Da finden wir ihn als einen Mann, der mit beinahe beispielloser Treue und Strenge seiner Pflicht und nur seiner Pflicht lebt. Er ist der einzige von allen Generalen des dreißigjährigen Krieges, welcher nicht nach Bereicherung und Ehren jagt und so bewährt er sich auch vorher unbestechlich, uneigennützig und durch und durch ehrenhaft. Auch von den Ausschweifungen, welche dem wilden Kriegerleben seiner Zeit Gewohnheit war, hielt er sich frei; er konnte sich rühmen, nie ein Weib berührt zu haben und nie trunken gewesen zu sein. Seine Lebensführung glich an Enthaltsamkeit der eines Büßers. Sie entsprang seiner kirchlichen Gesinnung, welche er als Knabe bei den Jesuiten in Köln eingesogen hatte. Wie sie ihn jeden Lebensgenuß als sündhaft oder doch zur Sünde reizend fliehen ließ, so erfüllte sie ihn einerseits mit bigotter und schwärmerischer Frömmigkeit, anderseits mit einer Unduldsamkeit, welche jede Abweichung von seiner Kirche als Frevel verurteilte. Er war ein Fanatiker für seine Kirche und in deren Verteidigung und Ausbreitung erblickte er seine heiligste Aufgabe. Aber er war trotzdem weit entfernt von blindem und wütigem Hasse gegen die, welche er als Ketzer betrachtete. Auch ihnen gegenüber wollte er nur das Recht, wie er es auffaßte, walten lassen und nur mit gesetzmäßigen Mitteln sie bekämpfen. Ihm fehlte die geniale Freiheit und Großartigkeit des Wesens, welche seinen bedeutendsten Gegner, den König Gustav Adolf von Schweden auszeichnete, aber er besaß ein edles und gutes Herz. Wie er trotz all seinen Erfolgen, welche ihm den Ruf der Unbesieglichkeit verschafften, stets überaus bescheiden blieb und fremdes Verdienst bereitwilligst anerkannte, fremde Fehler milde beurteilte, so bewies er auch jedem Rücksicht und Wohlwollen. Für seine Soldaten sorgte er väterlich, aber er hielt sie zugleich in Zucht wie kein anderer Heerführer außer Gustav Adolf, und auch die Feinde behandelte er, wo es nur anging, schonend. Alle Ausschreitungen der Soldaten vermochte er freilich nicht zu hindern: das lag einmal in den Verhältnissen. Aber willkürliche Härte und absichtliche Grausamkeit hat er niemals geübt.

Sollte nun ein solcher Mann fähig gewesen sein, Magdeburg und seiner Bürgerschaft das grausige Schicksal, welches sie traf, aus haßvoller Berechnung zu bereiten? Schwerlich werden wir geneigt sein, diese Frage zu bejahen.

Zur entschiedensten Verneinung derselben aber werden wir gezwungen, wenn wir die Bedeutung erwägen, welche Magdeburg an und für sich und insbesondere für Tilly besaß. Wie es noch heute eine der wichtigsten

Festungen Deutschlands ist, so war es damals der entscheidende Punkt für die Beherrschung der mittleren Elbe und der Hauptpaß, der von Oberdeutschland in das mittlere Norddeutschland führte. Ein Heer, welches dort festen Fuß gefaßt hatte, konnte die Gebiete auf der rechten und linken Seite der Elbe bis zur Nord- und bis zur Ostsee hin beherrschen. Deshalb hatte schon Wallenstein im Jahre 1629 Magdeburg zur Aufnahme einer Besatzung zu zwingen gesucht. Für Tilly hatte der Besitz der Stadt noch ungleich höheren Wert, als er sie am 20. Mai 1631 erstürmte.

König Gustav Adolf von Schweden, welcher elf Monate vorher auf deutschem Boden gelandet war, hatte allmählich ganz Pommern, den größten Teil der Mark Brandenburg und das östliche Mecklenburg besetzt und hatte vor kurzem Frankfurt a. O. und Landsberg erstürmt, von wo aus ihm der Weg in die kaiserlichen Lande und in die Gebiete der katholischen Fürsten Oberdeutschlands offen stand. Diese zu decken, war Tillys erste Pflicht, denn er war General des Kaisers und zugleich der Liga, deren Mitglieder die deutschen Bischöfe, deren Haupt der Kurfürst von Bayern waren. Auf keine Weise aber konnte Tilly leichter und sicherer Gustav Adolfs weiteres Vordringen hemmen, als wenn er dessen Verbindung mit der Ostsee und dadurch mit Schweden von Magdeburg aus zu gefährden vermochte. Von dort aus war er ferner im stande, die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, die thüringischen Staaten und die norddeutschen Fürsten und Hansastädte, welche sich bereits zum Abfall vom Kaiser anschickten, in dessen Gehorsam zu erhalten. Nur der Besitz von Magdeburg ermöglichte ihm sodann, die kaiserlichen Truppen, welche noch an der unteren Elbe standen, mit Verstärkungen und Lebensmitteln aus Böhmen zu versehen und zugleich das nordwestliche Deutschland gegen die Holländer zu decken. Endlich bot ihm Magdeburg die Gelegenheit, sein durch Hunger und Krankheiten furchtbar heruntergekommenes und in seinen ehemals Wallenstein untergeben gewesenen Teilen völlig verwildertes Heer aufzufrischen und in Ordnung zu bringen, und er durfte mit dieser Gelegenheit um so zuversichtlicher rechnen, als er voraussetzte, daß die Festung große Vorräte an Lebensmitteln und Kriegsbedarf berge. Aller dieser Vorteile ging er jedoch ganz oder gutenteils verlustig, indem Magdeburg in Asche sank. Darüber mußte sich Tilly schon vorher klar gewesen sein, denn er war ein sehr besonnener und scharfblickender Feldherr und er war vorsichtig bis zur Ängstlichkeit. Zugleich war er ein staatsmännischer Kopf und da er die Stimmung der deutschen Protestanten genau kannte, so konnte er sich nicht darüber täuschen, daß die Zerstörung Magdeburgs jene mit grenzenloser Erbitterung erfüllen und ihren Anschluß an Gustav Adolf bewirken werde. Auf den Trümmern Magdeburgs bezeichnete er

sofort mit tiefer Trauer die verderblichen Folgen, welche die Vernichtung der Stadt für ihn und die von ihm vertretene Sache nach sich ziehen mußte. Einem Manne wie ihm konnte solche Erkenntnis nicht erst nach der vollendeten That gekommen sein. Sie mußte ihm aufgehen, wenn er diese That plante und beschloß. Ihr zum Trotz aber die That zu vollziehen, wäre nicht ein Tilly, sondern nur ein Wahnsinniger fähig gewesen, der es übersah, daß die Rache an der einen protestantischen Stadt das Verderben der ganzen kaiserlich-katholischen Partei unabwendbar nach sich ziehen mußte.

Die Gründe, welche Tilly von der Zerstörung Magdeburgs abhalten mußten, sind so gewichtig, so durchschlagend, daß jeder, welchem nicht die blindeste Parteiwut die Augen blendet, Tillys Schuldlosigkeit als zweifellos annehmen müßte, auch wenn wir nicht den wahren Hergang des Ereignisses nachzuweisen vermöchten. Hierzu sind wir indes in den Stand gesetzt durch eine Reihe ungemein mühsamer und sorgfältiger Untersuchungen, welche Karl Wittich veröffentlicht hat. Bei dem maßgebenden Einflusse, welchen der politisch-kirchliche Parteistandpunkt auf die Behandlung der gesamten Geschichte des dreißigjährigen Krieges und namentlich der Magdeburger Frage ausgeübt hat, erscheint es nicht überflüssig, zu bemerken, daß Wittich Protestant ist, und zwar ein Protestant, welcher keineswegs Hinneigung zur habsburgisch-katholischen Partei empfindet. Den wissenschaftlichen Sinn und die Wahrheitsliebe hat sich jedoch Wittich trotzdem bewahrt, und so hat er mit sicherer Hand das verworrene und dunkle Gewebe der Magdeburgischen Geschichte auf Grund zahlreicher von ihm entdeckter Zeugnisse, welche von protestantischen Magdeburgern selbst abgelegt wurden, enthüllt. Seine Arbeiten sind wegen ihres vorwiegend kritischen Charakters nicht geeignet, in weitere Kreise einzudringen[1], daher möge es mir gestattet sein, ihre Ergebnisse hier darstellend zusammenzufassen, denn vom nationalen Standpunkte — und dieser allein ist für mich maßgebend — erscheint es geboten, Anschauungen zu bekämpfen, welche den unseligsten aller Parteizwiste in unserer Nation, den konfessionellen, immer und immer wieder verschärfen.

Als Gustav Adolf sich entschloß, seine Waffen nach Deutschland zu tragen, war er sich der Größe dieses Wagnisses wohl bewußt. Allerdings war ihm nicht verborgen, daß die Truppen, mit welchen Wallenstein Pommern, das erste Ziel des schwedischen Angriffes, überschwemmt hatte, sich in kläglichster Verfassung befanden, und allerdings besaß er selbst ein überaus kriegstüchtiges, abgehärtetes und sieggewohntes Heer, welches mit

[1] Bei diesen Worten ist darauf hinzuweisen, daß sie gesprochen wurden, bevor noch Karl Wittich selbst in seinem „Dietrich von Falkenstein“ (Magdeb. 1892) eine zusammenfassende Darstellung seiner kritischen Untersuchungen veröffentlicht hatte. (Anm. des Herausg.)

schwärmerischer Begeisterung an ihm hing. Indes welche Streitkräfte konnten nicht der Kaiser und die Liga aufbringen, denen ganz Deutschland durch eine lange Reihe von Siegen unterworfen worden war, und wie schlecht auch die Truppen Wallensteins waren, sie hatten immerhin alle festen Plätze Pommerns in Händen und Gustav Adolf, der ihre Zerrüttung nicht in vollem Umfange kannte und nicht voraussehen konnte, daß dieselbe gleich nach seiner Landung durch die Absetzung Wallensteins auf den Gipfel geführt werden würde: Gustav Adolf hatte zu besorgen, daß ihm jeder Fußbreit Landes in erbittertem Kampfe streitig gemacht werden würde. Vor allem aber vermochte ihm das dünnbevölkerte und arme Schweden weder die Truppenmassen noch die Geldmittel, deren er zur Durchführung seiner Absichten bedurfte, auf die Dauer zur Verfügung zu stellen. Verstärkungen und Geld konnte er nur in Deutschland selbst finden.

Niemals würde daher der König den Zug nach Deutschland angetreten haben, wenn er nicht den Anschluß der dortigen Protestanten mit Zuversicht erwartet hätte, und auf diesen rechnete er, weil das Hausen der Wallensteinschen Truppen furchtbare Erbitterung erzeugt hatte und weil der Kaiser und die Liga, von ihren seit 1618 errungenen Siegen trunken, im Jahre 1629 jenes Restitutionsedikt erlassen hatten, welches den Protestantismus in weiten Teilen des Reiches mit Vernichtung und zugleich die weltliche Macht der meisten protestantischen Fürsten mit schwerster Schädigung bedrohte. Gustav Adolf hoffte und durfte hoffen, daß sein Erscheinen das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstand der deutschen Protestanten geben werde.

Gerade in den Tagen nun, in denen er seine Truppen einschiffte, erhielt er das Anerbieten, jenen Aufstand in Stadt und Erzbistum Magdeburg zu beginnen. Es ging aus von dem Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg, welcher dem Erzbistum bis 1627 als Administrator — so nannte man die protestantischen Inhaber von Bistümern — vorgestanden hatte, dann aber wegen feindseligen Auftretens gegen den Kaiser vom Domkapitel abgesetzt worden war. Der Administrator hoffte durch Gustav Adolf wieder in sein Stift eingesetzt zu werden und glaubte andererseits in der Stadt Magdeburg auf Unterstützung seiner Absichten zählen zu dürfen.

Sein Verhältnis zu der Hauptstadt seines Erzbistums war früher keineswegs ein freundliches gewesen. Das mächtige Mitglied der Hansa trachtete seit Jahrhunderten danach, die Landeshoheit der Erzbischöfe abzuschütteln und hatte deshalb mit dem Administrator wie mit all seinen Vorgängern in stetem Streite gelegen. Erst nach seiner Vertreibung hatte

derselbe größeren Anhang in der Stadt gefunden, weil das Domkapitel an seiner Stelle einen sächsischen Prinzen wählte und der Kaiser das Erzstift seinem zweiten Sohne Leopold Wilhelm übertrug, diese beiden Fürsten aber dem städtischen Freiheitsstreben gefährlicher erschienen als der Brandenburger. Noch mehr aber ermutigte es ihn, daß vor kurzem der alte, vor jedem Wagnis zurückbebende und dem Kaiser ergebene Rat der Stadt durch eine Erhebung der über seine matte Haltung erbitterten Bürgerschaft beseitigt worden war und in dem neu gebildeten Rat nicht nur durchgehends entschiedenere Leute, sondern auch mehrere der eifrigsten Anhänger des Administrators saßen.

Mit der überschwänglichsten Einbildungskraft gestaltete nun Christian Wilhelm die Gunst dieser Lage in seinen Briefen an Gustav Adolf aus und er versicherte, daß sich, wenn er als Bundesgenosse des Königs erscheine, sofort das ganze Erzstift und die Bürgerschaft Magdeburgs erheben und aus den Nachbargebieten ganze Massen von Offizieren und Soldaten herbeieilen würden.

Diese Berichte entsprachen den Erwartungen des Königs und von den Magdeburger Bürgern hatte derselbe eine außerordentlich hohe Meinung. Hatten sie doch 1550 ihre Freiheit und ihren Protestantismus gegen Kaiser Karl V. und gegen Kurfürst Moritz von Sachsen erfolgreich verteidigt und hatten sie doch noch 1629 dem gewaltigen Wallenstein heldenmütig Trotz geboten. Sie galten ihm daher als hochgemute Recken, welche einem kühnen Wagnisse wohl gewachsen seien. Daß sie in Wahrheit wie alle anderen deutschen Bürger in kleinlicher Engherzigkeit und Selbstsucht erlahmt waren, wußte er ebenso wenig wie er ahnte, daß der Administrator keineswegs die unumschränkteste Herrschaft über die Stadt beanspruchen durfte und daher dessen Auftreten sehr leicht auf den Widerstand des Rates stoßen konnte. Freudig ging er auf den Vorschlag Christian Wilhelms ein und, geneigt zu hochfliegenden Hoffnungen wie er war, machte er jetzt Magdeburg zum Grundstein seines Feldzugsplanes.

Die Erhebung der Stadt und des Stiftes gegen den Kaiser sollte, wie er meinte, einerseits die gegnerischen Streitkräfte von ihm abziehen und ihm dadurch ein rasches Vordringen erleichtern, anderseits aber den allgemeinen Aufstand der deutschen Protestanten zum Ausbruch bringen. An eine ernste Gefahr für Magdeburg glaubte er nicht. Galt doch die Stadt als überaus fest, betrachtete er doch die Bürger als Helden und zweifelte er doch nicht, daß er mit Hilfe des großen Protestantenaufstandes sich rasch bis an die Elbe Bahn brechen werde. Deshalb mahnte er denn auch nicht den Aufstand zu verschieben, bis er unter allen Umständen

zum Entsatze fähig sei, sondern er genehmigte und beförderte die sofortige Erhebung.

Das war der erste Schritt zum Verhängnis der Stadt. Der zweite bestand darin, daß der König zur Einleitung des Aufstandes dem Administrator als seinem Vertreter einen ebenso gewissenlosen wie gewandten Juristen, Johann Stallmann, beiordnete. Dieser war einst Kanzler des Fürsten von Anhalt gewesen und hatte dann in Diensten des Königs von Dänemark gestanden. Die Siege des Kaisers und der Liga hatten ihm seine Ämter und seine Güter geraubt. Er brannte vor Rachedurst gegen jene und Ehrgeiz und Sorge um seinen Unterhalt stachelten ihn, dem schwedischen Herrscher, der sich zu Eroberungen in Deutschland anschickte, einen hervorragenden und hohen Lohnes werten Dienst zu erweisen. Der geschickte Mann, der als Bote des Administrators zu Gustav Adolf kam, wußte den sonst so scharfsichtigen Fürsten völlig über seinen sittlichen Unwert zu täuschen und als schwedischer Hofrat und Gesandter kehrte er zu dem Administrator nach Hamburg zurück. Von dort schlich er sich dann mit Christian Wilhelm verkleidet nach Magdeburg, wo er am 27. Juli 1630 eintraf.

Die Stimmung der Bürgerschaft war seinen Plänen günstig. Seit der Blokade, welche durch Wallenstein 1629 gegen die Stadt verhängt worden war und diese aufs schwerste geschädigt und gepeinigt hatte, war die Masse von grimmiger Erbitterung gegen den Kaiser erfüllt. Zugleich waren ihr kirchlicher Fanatismus und ihr bürgerlicher Stolz durch das Restitutionsedikt und die Ernennung des Erzherzogs Leopold Wilhelm zum Erzbischof empört worden. Es drohte zunächst die Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes im Dom, die Rückforderung zahlreicher vom Rate säkularisierter Klöster und Kirchengüter und die Beseitigung vieler protestantischer Geistlichen, weiterhin aber die Unterwerfung der Stadt unter die Landeshoheit des Erzbischofs und damit dann auch die völlige Unterdrückung des Protestantismus in ihren Mauern. Die Bürgerschaft aber war seit vielen Geschlechtern eingelebt in den Traum der Reichsunmittelbarkeit und keine hing eifriger dem Luthertum an als sie. Es war ihr höchster Stolz, daß sie allein in den Zeiten des Interims dem mächtigsten der Kaiser, Karl V., getrotzt hatte und seit den Tagen, wo der wütige Flacius Magdeburg zu unseres Herrgotts Kanzlei, zum Vorort des schriftstellerischen Kampfes gegen das Interim gemacht hatte, waren unter den Magdeburger Predigern stets Männer gewesen, welche sich durch maßlosen Eifer für das Luthertum und gegen den päpstlichen Antichrist hervorgethan hatten. Auch damals besaß es solche zornige Heilige und deren Grimm wurde dadurch gesteigert, daß ihnen bereits infolge des Restitutionsediktes ihre Einkünfte

wesentlich geschmälert waren. Ihr Einfluß auf die Menge aber war ein ungemein großer. Wie in den meisten protestantischen Städten waren die Prediger weit mehr als der Rat die Leiter in kirchlichen und weltlichen Dingen. Obendrein war nun kurz vor der Ankunft Stallmanns und des Administrators ein kaiserlicher Erlaß veröffentlicht worden, welcher die Rückforderung des Domes für den Katholizismus unverhüllt einleitete. Sorge und Wut waren daher bei Bürgern und Predigern aufs lebhafteste erregt.

Wohl fehlte es nun im Rat und unter den Bürgern nicht an einsichtigen oder furchtsamen Männern, welche den Bruch mit dem Kaiser für allzu gefährlich hielten, und wohl mußte es Stallmann sofort klar werden, daß es mit den Kampfmitteln der Stadt übel bestellt war, denn sie besaß z. B. nur 400 Soldaten in ihren Diensten. Doch das beirrte ihn nicht. Er log dem Rate und den Bürgern vor, daß Gustav Adolf bereits in den nächsten Tagen mit seinem Heere erscheinen, daß er sie mit Verleihungen von Rechten und Gütern überhäufen und daß durch die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, die Hansastädte und die Holländer die nachdrücklichste Hilfe erfolgen werde. Überdies hetzte er die Menge gegen den Rat auf, welcher infolge seines revolutionären Ursprungs und seiner inneren Spaltungen dem Drucke von unten nicht zu widerstehen vermochte. So brachte Stallmann es dahin, daß schon am 1. August das Bündnis zwischen der Stadt und Schweden geschlossen wurde.

Das geschah indes nur mündlich und so schien es Stallmann nötig, dem Rate die Möglichkeit des Rücktrittes abzuschneiden. Deshalb bestimmte er den kurzsichtigen und leidenschaftlichen Administrator gleich vom folgenden Tage ab, mit herbeigelaufenen Soldaten und den niederen Bürgern die schwachen kaiserlichen Besatzungen im Stifte zu überfallen und die vor kurzem hergestellten Klöster sowie die für Erzherzog Leopold Wilhelm in Besitz genommenen Stiftshäuser zu plündern und zu verwüsten. Diese wilde Erhebung aber erregte das höchste Mißfallen der Nachbarfürsten und der Hansastädte, welche befürchteten, daß nun der Krieg in das Erzstift und ihre Gebiete gezogen werden würde, und die Kaiserlichen zogen rasch genügende Truppen zusammen, um das Gesindel des Administrators unter schweren Verlusten zu verjagen. Schon Anfang September war der Aufstand in die Mauern Magdeburgs und dessen nächste Umgebung zurückgeworfen. Der allgemeine Aufstand der mitteldeutschen Protestanten aber erfolgte so wenig wie sich Gustav Adolf einstellte.

Stallmann wälzte in seiner Gewissenlosigkeit die Verantwortung für diese Mißerfolge auf den Rat ab und bewirkte dadurch, daß diesem die Masse der Bürger feindselig wurde und die Prediger von den Kanzeln gegen die Behörden als Verräter am Worte Gottes tobten. Anderseits

aber schloß er, um endlich ein festes Verhältnis zwischen der Stadt und seinem Könige herzustellen, am 14. September mit dem Rate einen schriftlichen Vertrag, welcher nicht nur alle zwischen dem Rate und den Erzbischöfen streitigen Rechte nebst vielen Stiftsbesitzungen der Stadt überließ, sondern auch die Unterhaltung aller Truppen lediglich dem Könige aufbürdete und obendrein jene mit ihren Quartieren auf die Vorstädte beschränkte, ihnen dagegen die Festung selbst verschloß. Damit wurde also die Verteidigung unendlich erschwert und dem Könige eine Last auferlegt, die er wegen seines Mangels an Geld nicht zu tragen vermochte.

So waren die Verhältnisse in schlimmster Weise verfahren, als am 19. Oktober Gustav Adolfs Hofmarschall Dietrich von Falkenberg nach Magdeburg kam, um die Oberleitung des Aufstandes zu übernehmen. Schon nach vierzehn Tagen schrieb er seinem Herrn, er sehe nicht, wie die Dinge ohne besondere Gnade Gottes lange bestehen könnten. Der Geldmangel hinderte ihn, die großen von Gustav Adolf beabsichtigten Werbungen anzustellen und die Not der auf die Vorstädte beschränkten Soldaten, welche er vorfand und welche zuliefen, veranlaßte ihn, am 20. November das nahe Städtchen Neuhaldensleben, wo eine schwache kaiserliche Besatzung lag, zu nehmen.

Das aber bildete den dritten Schritt zum Verderben der Stadt. Tilly, der kurz zuvor nach Norddeutschland gekommen war, durchschaute sofort die Pläne, welche Gustav Adolf in Magdeburg verfolgte, und fühlte sich deshalb gezwungen, die kecke Herausforderung, welche in der Besetzung von Neuhaldensleben lag, zurückzuweisen. Er schickte seinen Feldmarschall Pappenheim ab und dieser zwang am 15. Dezember die Truppen Falkenbergs zur Ergebung. Gleich darauf erschien Tilly selbst vor Magdeburg, und wenn er auch nach vierzehn Tagen, um Gustav Adolf entgegenzutreten, nach Osten weiter zog und nur wenige Truppen, die zu einer regelrechten Belagerung nicht ausreichten, unter Pappenheim und dem kaiserlichen General Wolf Mansfeld zurücklassen konnte, so wurde doch nun durch diese die Blokade Magdeburgs begonnen und damit der Zuzug von Soldaten und die Zufuhr von Lebensmitteln äußerst beschränkt.

Jetzt konnte nur noch Gustav Adolfs Erscheinen die Stadt retten und der König war ernstlichst gesonnen, den Entsatz, den er von Anfang an immer und immer wieder feierlich versprach, zu bringen. Indes zweimal versäumte er die Gelegenheit dazu und dann verlegte ihm Tilly trotz der geringen Zahl der Truppen, über welche er verfügte, durch geschickte Züge jedesmal den Weg zur Elbe. Darauf versuchte Gustav Adolf seinen Gegner an die Oder zu locken. Tilly erkannte jedoch seine Absicht, ihn durch Hin- und Hermärsche in die Irre zu führen und seine notleidenden und zum

Teil aus den zuchtlosen und verkommenen Resten des Wallensteinschen Heeres bestehenden Streitkräfte durch Anstrengungen aufzureiben. So legte er sich denn am 5. April 1631 mit seinem ganzen Heere vor Magdeburg, und bald wuchs dasselbe durch Zuzüge auf 40 000 Mann, von welchen infolge von Hungersnot und Krankheiten nur etwa 25 000 Mann kampffähig blieben.

Jetzt wurden in rascher Folge alle Außenwerke Magdeburgs genommen. Anfang Mai konnten sich die Gegner bereits in den Resten der von Falkenberg verbrannten Vorstädte festsetzen und vierzehn Tage später wühlte bereits Papppenheim seine Laufgräben in die Wälle der Stadt selbst ein. Am 18. Mai stellte Tilly, der seit dem Dezember die Stadt wiederholt zur Ergebung aufgefordert hatte, ihr sein Ultimatum unter Androhung eines Sturmes.

Daß die Stadt einem solchen nicht widerstehen konnte, mußte Falkenberg klar sein. Er hatte nur mehr höchstens 2400 Soldaten und die weitgedehnten Festungswerke waren in schlechtem Zustande. Auf baldigen Entsatz durch seinen König aber konnte er nicht mehr rechnen. Wohl hatte dieser kein Bedenken getragen, der Bürgerschaft sein Erscheinen fort und fort in nahe Aussicht zu stellen, an Falkenberg hatte er jedoch schon Ende Februar geschrieben, daß er nicht vor dem Sommer werde kommen können, und daß Gustav Adolf jetzt trotzdem in Eilmärschen heranzog, ahnte sein Hofmarschall nicht. Er hielt Magdeburg für rettungslos verloren.

Aber er wußte auch, was die Stadt für Tilly und für seinen Herrn militärisch wert war und aus dieser Einsicht erwuchs in seiner Seele ein Plan, welcher an entsetzlicher und wilder Großartigkeit in der Geschichte seinesgleichen nicht hat. Mußte Magdeburg in Tillys Hände fallen, dann sollte es auch, soweit es anging, für diesen wertlos gemacht werden. Nicht eine Stadt, einen Schutthaufen sollte der Gegner empfangen. Vielleicht bedachte Falkenberg dabei zugleich, daß die tiefe Schädigung, welche dem Ansehen seines Königs erwachsen mußte, wenn derselbe den so oft und so heilig versprochenen Entsatz nicht zu leisten vermöge, daß diese Schädigung in unermeßlichen Vorteil verkehrt werden könne, wenn die im Augenblick der Eroberung erfolgende Zerstörung der Stadt den Gegnern angerechnet werde und alle deutschen Protestanten mit Erbitterung erfülle.

Daß die Masse der Belagerten sich freiwillig in den Flammen mit Weib und Kind, mit Hab und Gut opfern werde, das konnte Falkenberg, wie er die Magdeburger kennen gelernt hatte, freilich nicht erwarten. Hatte er nun aber das Recht, einer Bevölkerung, welche sich seinem Könige vertrauensvoll angeschlossen hatte, den grausigen Untergang aufzunötigen?

Ein solches Bedenken kam ihm nicht. Er hatte einst seine westfälische Heimat arm verlassen müssen und war mit seiner Familie zerfallen, weil er sich nicht wie sie dem vom Landesherrn auferlegten Zwange, statt des Protestantismus den Katholizismus anzunehmen, fügen wollte. Seitdem war ein grimmiger Haß gegen den Katholizismus in seiner Brust erwachsen und dieser hatte sich auf Kaiser und Liga übertragen, als diese die Erfolge ihrer Waffen zur Unterdrückung des Protestantismus ausbeuteten. Anderseits hing er mit schwärmerischer Begeisterung an Gustav Adolf, zu dessen wenigen Vertrauten er seit Jahren gehörte und in welchem er den Hort und Schirmer des Protestantismus erblickte. Mit der ganzen Leidenschaftlichkeit der Seelen, welche nur ihre eigene Überzeugung als recht und gut anzuerkennen vermögen, waren ihm Kaiser und Teufel gleichbedeutend und betrachtete er die Sache seines Königs als die Gottes schlechthin. Einem solchen Fanatiker mußte in einer so entscheidenden Angelegenheit wie der Magdeburger, jedes Mittel erlaubt scheinen. Mitleid mit den unglücklichen Opfern aber konnte ihn nicht zurückhalten. Er war Soldat und Adliger und hegte daher ohne Zweifel die gehässige Geringschätzung gegen das Bürgerpack, welche beiden Ständen damals eigen war. Ferner war jene an stete Kriege und im Frieden an zahllose Hinrichtungen, Hexenbrände und grausame Folterungen gewöhnte Zeit überhaupt von einer fürchterlichen Herzenshärte. Vor allem aber erstickte wohl ein Umstand in Falkenberg jede menschliche Regung.

Auch sein Vertrauen hatte der unselige Stallmann unbeschränkt zu erringen gewußt, und dieser hatte ihm von vornherein die Ansicht beigebracht, daß alle Schwierigkeiten, auf welche man in Magdeburg stieß, lediglich daher rührten, daß ein großer Teil des Rates und der Bürger insgeheim zum Kaiser hielten. Je länger, desto mehr hatte sich Falkenberg unter den Erfahrungen, die er in der Stadt machte, eingelebt, und da sein Fanatismus der Erwägung nicht Raum ließ, daß doch die Magdeburger als thatsächlich freie Bürger zu beliebiger Bestimmung ihrer Politik berechtigt und weder dem Administrator noch dem Schwedenkönig zu aufopfernder Treue verpflichtet seien, so betrachtete er die seinen Wünschen Widerstrebenden immer entschiedener und erbitterter als Verräter, als Verräter an Gott, seiner Kirche und seinem Sendboten Gustav Adolf. Solchen Verrätern aber den Untergang zu bereiten, konnte, wenn es den Sieg des Protestantismus und seines Herrn galt, einem Charakter wie Falkenberg nicht als Frevel, sondern eher als gerechte Strafe erscheinen.

Wann Falkenberg seinen fürchterlichen Plan faßte und wie er denselben vorbereitete, wissen wir nicht. Wir kennen nur durch die Zeugnisse Beteiligter die Genossen, die er warb.

Die Elbestadt barg in ihren Mauern zahlreiche Schiffer und Fischer. Von Natur roh und gewaltthätig, waren diese Leute in der Kriegszeit völlig verwildert, und seit der Blokade Wallensteins verarmt, waren sie während der Belagerung in die bitterste Not geraten, zu deren Linderung der Rat und die Wohlhabenden nichts gethan hatten. Diese Leute hatten nichts mehr zu verlieren und wie sie durch die inneren Zwistigkeiten längst gegen die herrschenden Kreise erbittert waren, so mußte ihre Not sie geneigt machen, sich an den Besitzenden zu rächen, während es sie zugleich auch freuen mußte, den Feinden die Beute zu entziehen. Das war die eine Gruppe der Helfer, welche Falkenberg gewann.

Die zweite bildete sich aus den fanatischen Anhängern des Protestantismus, und zwar wahrscheinlich mit Hilfe einiger Prediger. Schon 1629 hatte der städtische Syndikus Wallenstein erklärt, die Magdeburger würden ihre Stadt eher in Brand stecken, als daß sie den Katholizismus wieder zuließen. Dieser Gedanke wurde jetzt neu belebt und den Bürgern das Beispiel der Saguntiner vor Augen gestellt, welche, als Hannibal ihre Stadt eroberte, sich in ihren Häusern verbrannten. Magdeburg muß ein zweites Sagunt werden, das ging als Losungswort um und begeisterte die Glaubenseiferer für das Selbstopfer.

Eine dritte Schar von Gehilfen endlich fand Falkenberg in verbitterten und heruntergekommenen Parteigängern, welche nichts zu verlieren hatten und zwar nicht sich selbst, aber doch die beneidete und gehaßte Mehrheit der Bürger zu verderben bereit waren.

Mit voller Sicherheit konnte Falkenberg auf das Gelingen seines Vernichtungsplanes zählen, als am 18. Mai Tillys Trompeter mit dessen Ultimatum eintraf. Der Rat war zur Ergebung geneigt, aber Falkenberg verhinderte mit Hilfe seiner Anhänger im Rate nicht nur einen Beschluß, sondern auch die Rücksendung des Trompeters zur Einleitung von Verhandlungen. Während die Feindseligkeiten fortgehen, wird in der Stadt fruchtlos beraten. Man erfährt, daß in der Nacht auf den 20. der Sturm erfolgen soll. Gleichwol bewirkt Falkenberg, daß Tilly ohne Antwort bleibt. Er selbst bringt die Nacht auf den Wällen zu und seinem soldatischen Blick kann es nicht entgehen, daß der Feind zum Sturme rüstet. Aber bei Anbruch des Tages geht er aufs Rathaus, und als der Rat nun die Ergebung beschließt, da äußert er sich mit aller Enschiedenheit dagegen. Er versichert, daß der Entsatz des Königs nahe sei, daß die Stadt sich sehr wohl noch halten könne und daß man nur den Mut nicht verlieren möge. Er wiederholt immer dasselbe. Es ist ihm nur darum zu thun, Zeit zu gewinnen, bis der Sturm erfolgt und jede Unterhandlung unmöglich macht. Endlich kommen Botschaften von Vorbereitungen der

Feinde; es folgen solche von deren Andringen. Falkenberg erteilt keine Befehle zur Verteidigung, er spricht ruhig weiter, bis gemeldet wird, daß die Feinde bereits Graben und Wall überstiegen haben und in die Stadt selbst eindringen. Da sieht er seine Zeit gekommen. An der Spitze seiner Truppen wirft er sich den Feinden entgegen und sucht und findet den Tod, denn leben konnte er ja nicht weiter, nachdem er die Stadt und ihre Einwohner dem Verderben überliefert hat.

Gegen 10 Uhr ist der Sieg der Angreifer entschieden. Da schlagen plötzlich an 50—60 Stellen, wohin noch kein Feind gedrungen, die Flammen empor. Die Brandstifter hatten ihr Werk begonnen. Und bald mehren sich die Brände. Um 12 Uhr muß Tilly bereits seine Soldaten aus der Stadt abrufen, damit sie nicht in den Flammen zu Grunde gehen. Am Nachmittag aber erhebt sich ein heftiger Sturm. Brausend wirft er sich in die Flammen und wächst in ihnen zum Orkan. Bald ist die ganze Stadt ein einziges Feuermeer. Am nächsten Tage bildet sie nur noch einen glimmenden und schwelenden Schutthaufen. Nur den Dom hatte Tilly zu retten vermocht, außerdem waren einzig die Hütten der Schiffer und Fischer erhalten geblieben. An ihre eigenen Dächer hatten die Brandstifter nicht die Fackel gelegt. Alle anderen Häuser waren zerstört und unter ihnen lagen die Leichen von etwa 26 000 Einwohnern.

Die Überlieferung weiß Entsetzliches zu erzählen von den Greuelthaten der siegreichen Soldaten. Ohne Zweifel fehlte es nicht an solchen. In einer Stadt, welche erstürmt wurde, stand den Soldaten nach damaligem Kriegsbrauche das Recht dreitäger Plünderung zu. Das galt so unumstößlich, daß sogar Gustav Adolf Frankfurt a. O. der Plünderung preisgeben mußte, obwohl die Bürgerschaft protestantisch war, ihm anhing und während des Sturmes auf die Kaiserlichen geschossen hatte. Wurde aber geplündert, dann hörte jede Zucht auf und alle menschlichen Leidenschaften wüteten um so schlimmer, je verwilderter das Kriegsvolk war. Unter den Besiegern Magdeburgs befanden sich nun außer zahlreichen Polen und Kroaten viele Soldaten, die in Wallensteins Schule an das fürchterlichste Hausen gewöhnt worden waren und ihre sowie die Wut aller Soldaten mußte nicht nur von vornherein durch den erbitterten Straßenkampf, den man zunächst zu bestehen hatte, gereizt, sondern auch dann vor allem durch den Brand gesteigert werden, der ihnen, die seit Monaten keinen Sold empfangen hatten, die seit Wochen nur von Wasser und Brot lebten und die zum Teil in Lumpen gingen, jetzt plötzlich die heißersehnte Beute entzog. Indes eben der Brand schränkte durch sein rasches Umsichgreifen auch wieder die Plünderung und die Gewaltthaten ein und rief Mitleid in den Soldaten wach. Alle geretteten Magdeburger, welche Berichte

hinterließen, verdankten ihr Leben mitleidigen Offizieren oder Soldaten und sahen auch noch andere Proben menschlichen Sinnes. Kurz: wieviel Unthaten auch verübt worden sein mögen, sie waren nicht so zahlreich, wie die Überlieferung meldet, und die Masse der Magdeburger starb nicht durch die Sieger, sondern erstickte in den Kellern und auf den Speichern, wo sie sich versteckt hatten, um der ersten Wut der Soldaten zu entgehen. Ihr Mörder war Falkenberg.

Dessen That trug die Früchte, welche er gewünscht hatte, in reichstem Maße. Die natürliche Folge der Zerstörung Magdeburgs war die Schlacht bei Breitenfeld, welche des unbesieglichen Tilly Heer vernichtete und Gustav Adolf seinen berühmten Siegeszug durch Oberdeutschland bis nach Mainz ermöglichte. Die Größe des Schwedenkönigs stieg aus den Trümmern Magdeburgs empor und die Hochflut der katholischen Zwangsbekehrung ebbte bis in ihr früheres Bett zurück.

Wer Falkenbergs That um dieser ihrer Folgen willen verherrlichen will, der mag das thun. In einem deutsch empfindenden Herzen wird sich gegen sie das nationale Gefühl auflehnen. Und auch das menschliche Empfinden wird sie schwerlich bewundern könnnen. Wittich vergleicht sie mit der Zerstörung Moskaus durch Rostoptschin. Er übersieht, daß der Russe Rostoptschin eine russische Stadt verbrannte, nachdem alle Einwohner entflohen waren, Falkenberg dagegen für einen Fremdherrscher eine deutsche mit Trug und List in seine Macht gelangte Stadt und mit ihr die größtenteils nicht freiwillig in den Tod gehende Bevölkerung dem gräßlichsten Untergang weihte.

Wie aber dankte Schweden den Überlebenden das ungeheure Opfer? Mit leeren Versprechungen wurden sie jahraus jahrein während des Krieges hingehalten und beim westfälischen Friedensschluß gab man die Stadt, ohne ihr die mindeste Entschädigung zu gewähren, an Kurbrandenburg als Ersatz für die Abtretungen, welche dieses an Schweden machen mußte. Das war der Lohn dafür, daß die deutsche Stadt sich dem fremden Herrscher hingegeben und ihm den Weg in das Herz des deutschen Reiches gebahnt hatte.

So mag das schreckliche Geschick Magdeburgs in seiner wahren Gestalt auf ewige Zeiten im Gedächtnis jedes Deutschen haften, aber nicht als Reizung zu politisch-kirchlichem Haß und Zwietracht, sondern als Mahnung im Sinne der Worte Schillers:

„Ans Vaterland, ans teure schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.“

XII.

Gustav Adolf.

(Vortrag, 19. Oktober 1886.)

„Politik ist Handel, nichts als Handel," sagte ein Staatsmann unseres Jahrhunderts, und wenn auch diese Behauptung in so uneingeschränkter Allgemeinheit keine Geltung beanspruchen darf, so läßt sich doch nicht leugnen, daß der Handel, welcher für das Leben der Kulturvölker die gleiche Bedeutung besitzt wie für das Leben der Einzelnen die Ernährung, einen der vornehmsten Faktoren in den politischen Entwicklungen bildet und daß Handelsfragen nicht selten da die stärksten Triebfedern der Politik sind, wo diese durch weit weniger realistische oder gar allen irdischen Zielen abgewandte Bestrebungen bestimmt erscheint.

Das gilt auch in Bezug auf die Politik König Gustav Adolfs von Schweden. Die Auffassung seines Wirkens, welche unter der Beihilfe schroffer kirchlicher und politischer Parteigegensätze seit zwei Jahrhunderten volkstümlich ist und auf welche hin der protestantische Teil unseres Volkes bis zur Gegenwart den fremden König als nationalen Helden und Heiligen verehrt, diese Auffassung berücksichtigt nur die letzten Jahre seiner Regierung und beruht auf der Annahme, daß Gustav Adolf in selbstlosester Idealität sein Reich und sein Leben eingesetzt habe, um den Protestantismus und die politische Freiheit der Deutschen vor der Erdrückung durch habsburgisch-jesuitischen Despotismus zu bewahren. Dagegen haben die eindringenden Forschungen der letzten Jahrzehnte unwiderleglich dargethan, daß in Wahrheit eine Handelsfrage den Angelpunkt der gesamten Politik des großen Königs bildete, die Frage nämlich, wer die Ostsee und ihren Handel beherrschen solle.

Die Herrschaft über den Ostseehandel war die ergiebigste Quelle für den Reichtum und die Macht der deutschen Hansa gewesen. Bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts hielt die Hansa dieselbe mit starker Hand fest. Dann aber lehnten sich die mächtig emporstrebenden Nachbarstaaten des Baltischen Meeres, Dänemark, Schweden, Polen und Rußland gegen die Ausbeutung ihres Handels durch die Hansa auf, und von der Nordsee her suchten die Niederlande und England sich des gewinnbringenden Zwischenhandels zwischen Osten und Westen zu bemächtigen. Diesen Gegnern war die Hansa nicht mehr gewachsen, weil ihr der Rückhalt eines starken nationalen Staates fehlte. Das zersplitterte deutsche Reich vermochte ihr einen solchen nicht zu bieten und dies, nicht die Änderung der Handelswege durch die großen Entdeckungen des 15. Jahrhunderts war die entscheidende Ursache des Niederganges der Hansa. Um die Herrschaft über die Ostsee und ihren Handel rangen darauf seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in blutigen Kriegen Dänemark, Schweden, Rußland und Polen, indem jeder von diesen Staaten sein Gebiet an den Küsten der Ostsee zu erweitern trachtete. Vor allem die Gebiete des Deutschordens, Esthland, Livland, Kurland und Preußen, welche wie die Hansa durch die Kraftlosigkeit des deutschen Reiches der Beutegier der Fremden preisgegeben waren, bildeten das Ziel der Ringenden und den Schauplatz ihrer Kämpfe. Fünfzig Jahre lang brachten diese keine durchschlagende Entscheidung. Gustav Adolf war es vorbehalten, durch die Genialität und Kraft seiner Persönlichkeit auf ein Jahrhundert hinaus für Schweden das Übergewicht zu erringen.

Er verfolgte dieses Ziel von dem Augenblick an, als er im Jahre 1611 zur Regierung gelangte. Damals zählte er nicht mehr als 17 Jahre, doch in seltenem Maße war er für die Aufgaben seiner Stellung geschult und begabt.

Sein Vater, König Karl IX., hatte es sich sorgsam angelegen sein lassen, ihm eine gründliche und allseitige Bildung zu geben, und der rege Wissensdrang des Knaben war den Bemühungen seiner trefflichen Lehrer entgegengekommen. Auch auf dem Throne setzte dann Gustav Adolf noch längere Zeit den Unterricht und beständig die Studien fort. So erlangte er ein ungewöhnliches Wissen, und wie er von den Verkehrssprachen seiner Zeit sieben teils völlig beherrschte, teils wenigstens verstand, und außerdem mit dem Griechischen wohl vertraut war, so konnte er von den Zeitgenossen mit Recht als ein Liebhaber aller Wissenschaften und Künste gerühmt werden.

Indes eifriger noch als auf die Ausbildung seines Wissens hatte der Vater, der eigenen Richtung gemäß, darauf Bedacht genommen, ihn

praktisch in die Regierungsgeschäfte einzuführen. Von seinem zehnten Jahre an mußte der Prinz öfter und öfter den Beratungen über Staatsangelegenheiten und den Verhandlungen mit Gesandten anwohnen und fremde Offiziere, welche am Hofe erschienen, wurden veranlaßt, ihm ihre Erfahrungen und Beobachtungen über das Heerwesen, die Kriegsführung und die Zustände anderer Völker mitzuteilen. Einige Jahre später mußte er dann selbst Berichte erstatten und Gesandten Bescheid erteilen.

Auf diese Weise wurde er in den Stand gesetzt, vom Beginn seiner Regierung an alle Angelegenheiten persönlich und selbständig zu leiten, und wurde er an rastlose und strenge Arbeitsamkeit gewöhnt. Zugleich aber wurde ihm die Neigung zu jenen Ausschweifungen und hohlen Belustigungen, in welchen die meisten Fürsten seiner Zeit ihre höchste Befriedigung fanden, ferngehalten. Sogar der Jagd pflegte er nicht. Seine Mahlzeiten waren kurz, und seinen Durst stillte er in der Regel mit Wasser. Festlichkeiten waren an seinem Hofe selten, und nur bei ihnen entfaltete er in seiner Kleidung die damals übliche Pracht, während er gewöhnlich nicht einmal einen Ring, eine Kette oder eine Feder am Hute trug. Sein Sinn war eben ausschließlich auf das Wichtige und Wesentliche gerichtet.

Eine weitere Frucht seiner weisen Erziehung war die ungemein frühzeitige Entwicklung seiner geistigen Anlagen. „Ille faciet“, Der wird es ausrichten, soll schon Karl IX. bisweilen von dem Knaben gesagt haben, wenn er selber mit seinen Räten Schwierigkeiten nicht zu überwinden wußte, und als ihm die Krone zufiel, zeigte sich Gustav Adolf alsbald fähig, die Hoffnungen seines Vaters zu verwirklichen.

Mit seinem Wissen, seiner Geschäftskenntnis, seiner Arbeitsamkeit und einem ausgezeichneten Gedächtnis vereinigten sich in gleich ungewöhnlichem Maße Entschlossenheit, fester Wille und Standhaftigkeit, durchdringender Scharfblick, Umsicht und Besonnenheit, organisatorische Schöpferkraft, umfassender Überblick und Reichtum an tiefen und originalen Gedanken.

Indes, wenn ich nicht irre, beruhte doch nicht so sehr auf diesen Eigenschaften die Größe der weltgeschichtlichen Rolle, welche Gustav Adolf spielte, als vielmehr darauf, daß ihm die Natur jenen Instinkt politischer und militärischer Genialität verliehen hatte, von welchem Ernst Moritz Arndt einmal sagt (Geist der Zeit I, 424): „Die Klugheit faßt nur ein mürbes Seil, der Instinkt greift in die ewige Kette, woran Jupiter Himmel und Erde hängt.“ „Du wirst,“ schrieb der König einmal seinem Kanzler, „auf dem Papier leichter die Schwierigkeit des Unternehmens darthun als ich die Möglichkeit: ich ziehe vor, diese durch die That zu

erweisen.“ Das kennzeichnet deutlich sein Wesen. Wohl pflegte er die Unternehmungen, welche er beabsichtigte, im allgemeinen mit dem Reichsrate und in Bezug auf die Art der Ausführung mit seinen Vertrauten zu erörtern, aber es geschah das nur, um für den Fall des Mißlingens Vorwürfen vorzubeugen. Die Entscheidung gab in erster und letzter Instanz das unmittelbare Erkennen und Empfinden seines Geistes. Eine Eingebung, ein Schicksal, eine Fügung Gottes nennt Oxenstierna, der vertrauteste seiner Räte und Freunde, seinen Entschluß zum Zuge nach Deutschland, weil der König denselben gleichsam im Drange seines genialen Instinkts gebar und allen Vorstellungen gegenüber aufrecht erhielt. Im Felde, wo er unbeschränkt zu gebieten hatte und niemand Verantwortung schuldig war, teilte er den Generalen und Obersten seine Absichten niemals mit, sondern erließ nur die Befehle zu deren Ausführung. Man sagt, er sei ein besserer Taktiker als Stratege gewesen, d. h. er habe besser eine Schlacht zu gewinnen, als einen Feldzug zu planen gewußt. Ich kann mir darüber kein Urteil anmaßen, aber wäre es Thatsache, so paßte es trefflich zu einer Natur, welche ihre Wege nicht berechnet, sondern sieht und fühlt.

Die notwendige Voraussetzung solchen instinktiven Handelns ist stets ein starkes Selbstvertrauen, und auch dieses fehlte Gustav Adolf nicht. Es erwuchs ihm aus dem Gefühl seiner Genialität und Kraft und gab sich bald unverhüllt, bald in der Form gläubigen Gottvertrauens oder freudiger Zuversicht auf den Beistand des Glückes kund.

So waren denn in Gustav Adolfs Wesen alle Vorbedingungen für außergewöhnliche Thaten gegeben. Die Richtung aber, in welcher er sie vollbrachte, wurde wesentlich mitbestimmt durch die Eigenart seines Charakters.

Um diese zu verstehen, muß man in Betracht ziehen, daß die Schweden bis zu seinem Regierungsantritt, in der Entlegenheit ihres Landes nur wenig oberflächlich berührt von Handel, Verkehr und städtischem Leben, in ihrer Entwicklung weit zurückgeblieben waren und nicht nur in ihren politischen und socialen Verhältnissen zahlreiche Reste und Nachwirkungen der altgermanischen Zustände bewahrten, sondern auch in ihrem Wesen sehr viel von der altgermanischen Art festgehalten hatten, von jener Art, welche man in Kürze als eine mit urwüchsiger Kraft durchsetzte Mischung von Bauerntum und Kriegertum bezeichnen kann. Diese Art tritt auch bei Gustav Adolf, welcher bekanntlich schon in seiner äußeren Erscheinung lebhaft an die alten Germanen erinnerte, deutlich hervor. Er haßte jede Weichlichkeit und härtete sich ab, als wäre er ein gemeiner Soldat. Befiel ihn ein Fieber, so vertrieb er es durch angestrengtes Fechten. Seine Rede- und Schreibweise war knapp und bestimmt, reich an Bildern und Sentenzen, nicht selten auch derb, und in hohem Maße besaß er jene

eindringliche, volkstümliche Beredsamkeit, welche sich im unmittelbaren Verkehr und Verhandeln mit einem wenig gebildeten Volke entwickeln mußte. In jüngeren Jahren fröhlich und gegen jedermann liebenswürdig, wurde er später in seinem Benehmen wie in seinen Bewegungen feierlich und gemessen. Das wachsende Gefühl seiner Würde brachte das mit sich. Nur noch in Ausnahmefällen ließ er im Umgang mit Männern der höheren Stände seiner Natur freien Lauf. Dagegen war er im Verkehr mit Frauen, wo er Amt und Geschäfte bei Seite setzte, nach dem Zeugnisse eines Zeitgenossen allezeit „demütig und courtois, munter und angenehm", und mit Leuten aus dem Volke. namentlich mit seinen Soldaten pflog er nicht selten, sich zu ihnen setzend, in schlicht gemütlicher Weise lange Gespräche, ja im Lager ließ er es sich in drangvollen Zeiten sogar gefallen, daß seine alten Krieger ihm Titel wie „Dickkopf" und „Schmerbauch" zuriefen. Er wußte, wie solche Leutseligkeit das Herz des gemeinen Mannes gewinnt und ihn auf billige Manier für schwere Lasten entschädigt. Zugleich aber war er wirklich wohlwollend und gutmütig. Gern spendete er Gnaden, und stets war er bereit, mit freigebiger Hand Lohn oder Hilfe zu gewähren. Streng bis zur Härte, ja Grausamkeit, zeigte er sich jedoch gegenüber Verbrechen, Nachlässigkeit im Dienst und Verletzungen seiner Würde.

Noch deutlicher aber als all diese Züge bekundete sich die altgermanische Art darin, daß unter der Hülle äußerlichen Gleichmutes eine Seele von vulkanischer Glut wohnte. Als Gustav Adolf einmal seinem Kanzler Oxenstierna vorwarf, daß derselbe allzu kalt sei und ihn in allen Angelegenheiten zurückhalte, empfing er die Antwort: „Dämpfte ich nicht zuweilen durch meine Kälte deine Hitze, so wärest du schon längst ganz in Flammen aufgegangen". So mächtig und ungestüm waren die Regungen seines Empfindens, daß er es immer zu vermeiden suchte, mit den Gesandten fremder Mächte politische Angelegenheiten zu besprechen, weil er fürchtete, daß er sich durch diese „accreditierten Spione", wie er sie nannte, zu unbesonnenen Worten hinreißen lassen oder ihnen mindestens durch Blicke und Mienen seine innersten Gedanken verraten werde. Vor allem vermochte er seinen Zorn nicht leicht zu bemeistern. Dafür war er aber auch da, wo ihn derselbe zur Ungebühr hinriß, sofort bereit, in echt germanischer Weise Genugthuung zu gewähren. Als er einen seiner Obersten, einen Schotten, vor dem Regimente geohrfeigt hatte und dieser darauf abreiste, jagte Gustav Adolf ihm nach, bot ihm einen Zweikampf auf Degen oder Pistolen; und als der Oberst, dadurch befriedigt, zurückkehrte, erzählte er selbst im Lager, wie er den Gekränkten versöhnt habe. Mit dem Herzog Heinrich Julius von Sachsen, den er gröblich beleidigt hatte, schlug er sich wirklich, und mit hochherziger Offenheit sagte er ge-

legentlich: „Meine Freunde können wohl mit meiner Heftigkeit ebenso Nachsicht haben, wie ich mit ihren Fehlern.“

Nicht minder erinnert es an altgermanische Art, wie sie noch jetzt bei den Skandinaviern und den niederdeutschen Nachkommen der alten Sachsen nicht selten sich findet, daß der König trotz allem Feuer zu träumerischem Sinnen und zum Verweilen in weichen Stimmungen neigte. In Mußestunden liebte er es, einfache Volksweisen zur Laute zu singen und in seinen Briefen ergeht er sich häufig in empfindsamen Betrachtungen, ja er äußerte sogar Sehnsucht nach dem Tode, der ihn von den Beschwerden und Sorgen des Lebens befreien möge.

In gewissem Widerspruche mit dieser Weichheit und Leidenschaftlichkeit des Königs steht sein kühles Verhalten gegenüber dem weiblichen Geschlecht. Drei Jahre lang huldigte er der blendend schönen, aber geistig unbedeutenden Gräfin Ebba Brahe. Seine stolze Mutter widerstrebte der von ihm geplanten Vermählung, und auch sonst waren manche im Lande derselben entgegen. Indes wer hätte den König zu hindern vermocht, wenn er seinen Willen ernstlich zur Geltung bringen wollte? Der so thatkräftige und sonst so wenig nachgiebige Jüngling begnügte sich jedoch von seinem 18. bis ins 20. Jahr, der Dame seines Herzens in überschwenglichen Briefen seine Liebe und Treue zu versichern und die seinen Wünschen entgegenstehenden Hindernisse zu beklagen, und er ließ es schließlich ruhig geschehen, daß sich die nüchtern denkende Ebba mit einem Großen seines Reiches vermählte. Er entschädigte sich hierfür alsbald durch eine Liebschaft mit Margareta Kabeljau, der Tochter eines holländischen Kaufmanns, welche ihm einen Sohn gebar. Das war aber auch, soviel man weiß, das einzige unsittliche Verhältnis, welches er einging. Zwei uns erhaltene Liebeslieder, die er dichtete, sind den Anfangsbuchstaben der Verse zufolge, an eine Cristina Flemingh gerichtet, doch liegen über deren Persönlichkeit und Gustav Adolfs Beziehungen zu ihr keinerlei Nachrichten vor. Eine Zeit lang erklärte er dann, daß er unvermählt bleiben wollte. Die Ehe, welche er 1620 mit Maria Eleonore von Brandenburg abschloß, wurde verabredet, bevor er die Prinzessin auch nur gesehen hatte. Sie war nur eine Verstandesehe, und die schwärmerische Zärtlichkeit seiner jungen, schönen Frau fiel dem Könige bisweilen geradezu lästig. Alles das bildet, wie gesagt, einen gewissen Gegensatz zu seinem sonstigen Wesen.

Finden wir nun diese altgermanische Art in so mancher wesentlichen Beziehung in Gustav Adolfs Charakter bewahrt, so wird es uns auch nicht überraschen, daß in ihm vor allem die beiden bezeichnendsten Züge derselben ausgeprägt und mächtig waren. Ich meine die Lust am Waffenhandwerk und die Begierde nach Ruhm. Schon als Knabe konnte er fast ganze

Tage mit Fragen über Kriegsereignisse zubringen, und schon mit 16 Jahren flehte er seinen Vater an, ihn ins Feld zu entsenden. Eine „unaussprechliche Lust“ am Kriege nahmen späterhin Zeitgenossen bei ihm wahr, und dem Feinde gegenüber verirrte sich sein Mut nicht selten zur Tollkühnheit, die ihm manche Wunde und schließlich den Tod brachte. Und schon als Knabe brannte er vor Verlangen, die rühmlichsten Thaten der Mitwelt und der Vergangenheit nachzuahmen oder zu übertreffen, und als König bezeichnete er es geradezu als den Zweck seines Wirkens, wahre Ehre und einen unvergänglichen Namen zu erringen. Man hat ihn oft wegen seines freudigen Kampfesmutes mit den Heerkönigen der Wikinger verglichen; er glich ihnen auch an urgewaltigem Ehrgeiz.

Oxenstierna hat uns mitgeteilt, welches Ziel sich sein König beim Regierungsantritt steckte. Er wollte alle Küstenländer der Ostsee nebst Norwegen unterwerfen und sich dann zum Kaiser von Skandinavien ausrufen lassen: ein ungeheures Begehren des 17jährigen Jünglings, zumal wenn man die Lage erwägt, in welcher sich Schweden befand. Zu diesem gehörte damals allerdings auch noch Finnland, und vor kurzem war im Kampfe um die Ostseeherrschaft Esthland hinzuerworben worden, aber Norwegen und die südwestlichen Provinzen Schwedens waren Dänemark unterthan, und wie dieses also Schweden umklammert hielt, so schloß es dasselbe durch den Sundzoll von der Nordsee ab, welche Schweden nur mit einem kleinen Küstenstrich und einem einzigen Hafen berührte. Die Zahl der Einwohner belief sich nur auf 1½ bis 2 Millionen. Der Boden war wenig fruchtbar, Handel und Gewerbe lagen noch in der Wiege, und das Volk war durch lange Kriege erschöpft. Die Einkünfte der Krone waren gering, ihre Schulden groß. Beträchtliche Landesteile befanden sich als nahezu unabhängige Fürstentümer in den Händen von Mitgliedern des königlichen Hauses. Die Flotte war unbedeutend, und für das Heer stand außer kostspieligen Soldtruppen nur eine geringe Zahl von Ausgehobenen aus der Bauernschaft zu sicherer Verfügung. Die Verwaltung des Staatswesens endlich war in jeder Hinsicht unentwickelt, schwerfällig und verworren, und dem Königtum stand ein zahlreicher, mit großem Grundbesitz ausgestatteter, übermütiger Adel mit Abneigung und mit dem durch Herkommen und Privilegien unterstützten Anspruch auf ausgedehnten Anteil an der Regierung gegenüber. Obendrein endlich lag Schweden in Krieg mit Dänemark und Rußland, und mit Polen war nur ein seinem Ende nahender Waffenstillstand geschlossen.

Aber Gustav Adolf verstand es, die Ungunst der Verhältnisse zu überwältigen. Mit außerordentlichem Geschick wußte er im Innern die Stellung des Königtums zu verbessern. Sein Vater hatte die Macht und den

Trotz des Adels mit Gewalt zu brechen gesucht. Er bemühte sich, den Adel durch Milde für seine Person zu gewinnen und durch klug berechnete Maßnahmen mit Teilnahme an den gemeinsamen Angelegenheiten des Staates zu erfüllen. Die Privilegien vermehrte er und vermied jede offene Verletzung derselben. Dennoch aber beschränkte er des Adels Macht und politischen Einfluß auf Umwegen und unter Beihilfe des Eindruckes, welchen seine Persönlichkeit und seine Kriegserfolge hervorbrachten, so sehr, daß er mit der Zeit in Wahrheit als unbeschränkter Herrscher waltete. Todesfälle gaben ihm ferner die Gebiete der Familienglieder zurück und er hütete sich wohl, sie wieder zu verlehnen.

Nicht minder eifrig als die Stärkung der königlichen Gewalt ließ er sich aber auch die Mehrung ihrer Hilfsmittel angelegen sein. Er zog den Adel strenger als bisher zum Kriegsdienst in der Reiterei heran und vermehrte durch Änderungen im Aushebungssystem die Zahl des einheimischen Fußvolkes, so daß er allmählich einen starken und zuverlässigen Kern für die Bildung größerer Heere gewann. Ebenso vergrößerte er die Flotte beträchtlich. Wenn er ferner die Universität in Upsala aus tiefem Verfalle erhob, eine neue Universität in Dorpat errichtete, mehrere Gymnasien und niedere Schulen ins Leben rief und alle diese Anstalten reichlich ausstattete, so leitete ihn dabei einerseits die Absicht, tüchtige Beamte, an welchen in Schweden großer Mangel war, zu erziehen, andererseits der Wunsch, durch Bildung die Leistungsfähigkeit seines Volkes auf wirtschaftlichem Gebiete zu steigern. Letzteres Ziel suchte er außerdem auch unmittelbar durch mannigfache Bemühungen zu erreichen.

Sechzehn Städte wurden von ihm neu angelegt oder wieder aufgebaut und zahlreich waren die Privilegien, die er den alten verlieh. Ackerbau, Viehzucht und Gartenpflege, Bergbau, Handwerk, Gewerbe und Fabrikwesen, Handel und Schiffahrt trachtete er durch Einführung von Verbesserungen, durch Zuziehung Fremder, durch Errichtung von Handelsgesellschaften und durch ähnliche Maßnahmen zu heben. Seine Bemühungen in dieser Hinsicht erzielten manche Erfolge, aber im großen Ganzen hinderte er selbst ihre Wirkungen, indem er nicht nur die wichtigsten Handelszweige zu Kronmonopolen machte, sondern auch durch übergroßen Steuerdruck die Verarmung und durch allzu häufige Aushebungen die Entvölkerung Schwedens herbeiführte.

Das beirrte ihn nicht. Er berechnete, daß das Gelingen der großartigen Pläne seines Ehrgeizes seinem Volke die dafür gebrachten Opfer reichlich ersetzen werde, und in erster Reihe war es ihm darum zu thun, sofort die Mittel für die Durchführung seiner Pläne zu gewinnen. Und das erreichte er.

Anfangs freilich erlitt er im Kampfe um die Ostseeherrschaft einen schweren Mißerfolg. Mit den vom Vater ererbten Hilfsmitteln war er Dänemark weitaus nicht gewachsen, und so mußte er ein Jahr nach seinem Regierungsantritte mit demselben einen ungünstigen und schimpflichen Frieden schließen. Um so vorteilhafter war dafür der Friede, der 1617 von Rußland nach wenig bedeutenden Kämpfen erreicht wurde. Die zwischen Finnland und Esthland gelegene Ostseeküste mußte von Rußland an Schweden abgetreten werden, wodurch dieses den Zusammenhang zwischen seinen Besitzungen herstellte und Rußland völlig von der Ostsee abschloß. Der erste Schritt auf der Bahn, welche sich Gustav Adolf vorgezeichnet hatte, war damit vollzogen. Nun wandte er sein Auge auf Polen, welches Livland, Kurland und Ostpreußen seiner Lehenshoheit, Westpreußen seiner Herrschaft unterworfen hatte.

Zu Polen stellte ihn aber nicht nur die Ostseefrage in Gegensatz, vielmehr hatte er zugleich dem polnischen Könige Sigismund gegenüber seine Krone sowie den Glauben und die Selbständigkeit seines Landes zu verteidigen. Sigismund war der gesetzmäßige Erbe der schwedischen Krone und hatte dieselbe bereits getragen. Gustav Adolfs Vater hatte sie ihm zwar mit Zustimmung des Volkes entrissen, weil er katholisch geworden war und man nicht zweifelte, daß er den Protestantismus in Schweden unterdrücken werde, und weil man Schweden nicht zum Nebenlande Polens herabsinken lassen wollte: Sigismund hatte jedoch auf seine Ansprüche nicht verzichtet. Durch dieses Verhältnis wurde nun Gustav Adolf mitten in die großen europäischen Gegensätze hineingezogen.

Spanien rang noch immer, wie in den Tagen Karls V. und Philipps II. nach der Universalmonarchie, wie man es nannte, nach der Vorherrschaft, dem maßgebenden Einflusse in ganz Europa und nach der Wiederherstellung des Katholizismus in den von ihm abgefallenen Gebieten. Ob es sein Ziel erreichen werde, das war die Kernfrage der gesamten europäischen Politik und alle Mächte schieden sich je nach ihren politischen oder kirchlichen Interessen in Freunde oder Gegner Spaniens. Sigismund nun mußte von Spanien als ein natürlicher und höchst wertvoller Bundesgenosse betrachtet werden, nicht nur um seines Katholizismus willen, sondern auch deshalb, weil er, falls er die schwedische Krone und die Herrschaft über die Ostsee erlangte, die ketzerischen Mächte des ganzen Nordens von Europa niederhalten und insbesondere die Hand dazu bieten konnte, den Ostseehandel der gegen Spanien im Aufstand begriffenen Holländer zu vernichten und ihnen so die Hauptquelle ihrer Widerstandskraft zu verschließen. Der protestantische Gustav Adolf aber mußte ebenso

notwendig von Spanien und der ganzen katholischen Restaurationspartei als Feind angesehen und bekämpft werden.

Mit dem ihm eigenen Scharfblick erkannte Gustav Adolf von vornherein diesen innigen Zusammenhang seines Gegensatzes zu Polen mit den großen europäischen Gegensätzen, und deshalb war er, als in Böhmen der dreißigjährige Krieg losbrach, sofort bereit, sich an demselben zu beteiligen. Er begriff, daß es gelte, durch die Knickung des deutschen Zweiges der Habsburger die Macht der gesamten spanisch-katholischen Partei zu lähmen, und daß mit der Schwächung jener auch die Kraft seines polnischen Gegners sich mindern werde. Er wünschte ein Bündnis aller evangelischen Mächte zur Unterstützung der aufständischen Unterthanen des Kaisers, und nicht an ihm lag es, wenn er sich darauf beschränkte, jenem mit einigen Geschützen und Kriegsbedarf beizuspringen. Als dann die Schlacht am Weißen Berge und die legitimistische Politik Jakobs I. von England ein gemeinsames Vorgehen der Protestanten verhinderten, suchte Gustav Adolf die deutschen Wirren, welche die Restaurationspartei fesselten, wenigstens Polen gegenüber auszubeuten.

1621 eröffnete er den Krieg gegen Polen und in fünf Jahren eroberte er Kurland und Livland. Dann verlegte er den Kampfplatz nach Preußen. Er berücksichtigte nicht, daß Ostpreußen seinem neutral gebliebenen Schwager, dem Kurfürsten von Brandenburg, gehörte: die Interessen seines Landes und seines Ehrgeizes standen ihm höher als Verwandtschaft und Völkerrecht. In vier Jahren eroberte er den größten Teil von Preußen und drang bis nach Polen vor. Ein 1629 geschlossener Waffenstillstand ließ ihm Livland, Riga und die wichtigsten Seehäfen Ostpreußens.

Um ein gewaltiges Stück war nun die Umklammerung der Ostsee durch Schweden gefördert worden. Von noch größerer Bedeutung aber war es zunächst, daß Gustav Adolf durch die Zölle der gewonnenen Häfen seine Kroneinkünfte nahezu verdoppelt und daß er im polnischen Kriege jene Taktik und jene Heeresorganisation ausgebildet hatte, welche ihn den westeuropäischen Feldherrn aus der alten spanischen Schule so unendlich überlegen machte. Damit erst waren die Grundlagen für die weitere Durchführung seines beim Regierungsantritte entworfenen Planes für die Eroberung der deutschen Ostseeküste gewonnen.

Die Ereignisse in Deutschland hatte Gustav Adolf während des polnischen Krieges stets im Auge behalten. Je mehr Siege die Heere der Liga und des Kaisers erfochten je weiter sie nach Norddeutschland vordrangen, desto mehr sah Gustav Adolf seine Pläne und Schweden selbst gefährdet. Schon 1625 schickte er sich an, gegen die Sieger zu Felde zu

ziehen. Aufs neue hielt ihn die Politik Englands zurück. Aber als dann die Heere Tillys und Wallensteins ganz Niedersachsen überfluteten und bis nach Jütland vordrangen, als Wallenstein sich Mecklenburg übertragen und sich zum Admiral der Ost- und Nordsee ernennen ließ, als er die meisten norddeutschen Seehäfen besetzte und befestigte, als er Stralsunds Widerstand mit Gewalt zu brechen suchte und als er dem König von Polen gegen Gustav Adolf Hilfstruppen sandte, da glaubte Gustav Adolf sein Eingreifen nicht länger aufschieben zu dürfen. Wenn es der kaiserlich-katholischen Macht gelänge, sich an der Nord- und Ostsee festzusetzen und eine Flotte zu schaffen, dann würde der Angriff auf Schweden nicht warten lassen und der Übermacht der Gegner gelingen, das war Gustav Adolfs feste Überzeugung, und diese Überzeugung führte ihn im Sommer 1630 an die Küsten Pommerns.

In zweiter Reihe beeinflußte ihn jedoch auch seine religiöse Gesinnung. Von katholischen Schriftstellern und in neuerer Zeit auch von einem protestantischen Historiker ist das entschieden geleugnet worden, und es ist Thatsache, daß der König bei den Vorberatungen sowie in seinen Briefen und Erlassen bis ins Jahr 1631 hinein die religiöse Seite der Frage kaum je erwähnt. Aber es heißt dennoch den Charakter der Zeit und des Königs völlig verkennen, wenn man die Mitwirkung seines Glaubenseifers in Abrede stellt. Das Denken der damaligen Menschen war ganz und gar mit Theologie durchsäuert. In alle Fragen des öffentlichen und privaten Lebens mischten sie kirchliche Gesichtspunkte ein. Sollte dies nun bei Gustav Adolf nicht der Fall gewesen sein? Bei ihm, den wir überall als einen Mann unmittelbaren Empfindens kennen gelernt haben? Er betete viel, seine Briefe und Reden sind voll von Bibelsprüchen, frommen Regungen nnd Hinweisen auf Gott und bei jeder Gelegenheit bekundet er ein ebenso tiefes wie lebhaftes religiöses Gefühl. Auch teilte er den üblichen Haß gegen den Katholizismus, und obendrein war ja sein Gegensatz zum Kaiser und der gesamten Restaurationspartei wie zu Polen thatsächlich nicht nur ein politischer, sondern zugleich ein kirchlicher. Es konnte daher gar nicht anders sein, als daß er den Kampf gegen den Kaiser und die Liga zugleich vom kirchlichen Standpunkte aus ansah, ja er mochte vielleicht geradezu das Gefühl hegen, daß er mit seinem Kriegszuge eine evangelische Mission erfülle.

Nicht minder stark als der Glaube beeinflußte ihn aber auch sein Ehrgeiz und seine kühne, freudige Lust an Krieg und Kampf. Wo konnte er für diese beiden Leidenschaften vollere Befriedigung erhoffen, als auf dem deutschen Kampfplatze, wo so gewaltige Kräfte sich bewegten und auf welchen die Augen von ganz Europa gerichtet waren? Gerade deshalb

machten vielleicht die Vorstellungen Oxenstiernas gegen den kühnen Entschluß des Königs, den Krieg nicht von Preußen aus zu führen, sondern unmittelbar nach Deutschland zu verlegen, so wenig Eindruck.

Kühn war jener Entschluß, aber nicht so tollkühn, wie man gewöhnlich glaubt, denn 40 000 Mann standen dem Könige für den Zug und ebenso viele für die Verteidigung Schwedens zur Verfügung; der Besitz einer Flotte, die dem Feinde fehlte, gewährte ihm außerordentlichen Vorteil, und überdies kamen ihm noch eine ganze Reihe besonderer Umstände zu gute. Indes war doch seine Lage fast ein Jahr lang nach seiner Landung eine recht gefährliche, bis das feste Magdeburg auf Anstiften des schwedischen Hofmarschalls Falkenberg durch verwilderte und fanatisierte Bürger in dem Augenblicke in Brand gesteckt und vernichtet wurde, als es in Tillys Hände fiel. Durch die Zerstörung Magdeburgs wurde Tilly gezwungen, Norddeutschland zu räumen und Gustav Adolf in den Stand gesetzt, die Schlacht bei Breitenfeld zu schlagen, in welcher er Tillys Heer vernichtete und sich freie Bahn für seinen ruhm- und beutereichen Zug an den Rhein eröffnete.

Damals schien das ganze deutsche Reich widerstandslos zu seinen Füßen zu liegen, und damals erhob sich sein Ehrgeiz zu kühnster Höhe. Bei seinem Auszuge hatte er nicht mehr beabsichtigt, als die deutsche Ostseeküste zu erobern und damit seinen alten Lebensplan zu fördern. Jetzt aber nahm er sich vor, das ganze Reich sich unterthänig zu machen, die deutsche Kaiserkrone den Habsburgern zu entreißen und sie sich selbst aufs Haupt zu setzen. Daran gestattet sein Verhalten keinen Zweifel. Indes, daß Wallenstein aufs neue ein Heer bildete und rasche Erfolge damit errang, ließ den umsichtigen König, wie es scheint, bald auf jenen größten Gewinn verzichten und als Ziel eines Friedens ins Auge fassen, daß Pommern an Schweden falle und daß unter unbeschränktem Direktorium Schwedens ein Bündnis der protestantischen Fürsten und Reichsstädte Deutschlands, deren Gebiet er auf Kosten der geistlichen Fürsten bedeutend erweitern wollte, für ewige Zeiten errichtet werde. Statt über unser ganzes Vaterland sollte die schwedische Fremdherrschaft nur über seinen größeren Teil aufgerichtet und so unsere Nation auseinander gerissen werden. Ein Los, so traurig wie das andere. Doch mitten in seinen Plänen traf den König am 16. November 1632 die tötliche Kugel von Lützen und mit seiner gewaltigen Persönlichkeit schwand auch die Möglichkeit zur Durchführung seiner kühnen Entwürfe.

Unheilvoll genug ist dennoch sein Eingreifen für unser Volk geworden. Ein deutliches Zeugnis davon bietet allein schon die Thatsache, daß der fremde König, der als Eroberer kam und mit der Knechtung wenigstens

der größeren Hälfte Deutschlands sowie mit der Vernichtung unseres nationalen Zusammenhaltes enden wollte, bis zur Gegenwart als nationaler Held gepriesen und gefeiert wird. Wenn dereinst die Aussaat des großen Jahres 1870 voll ihre Früchte getragen haben wird, dann wird man mit Staunen und mit Scham auf diese Thatsache zurückblicken, für welche bei keinem anderen Volke ein Seitenstück zu finden ist. Aber auch dann wird man anerkennen, daß Gustav Adolf einer der größten Könige und Feldherren, welche die Geschichte kennt, gewesen und daß er, der feurige, hochherzige, geistreiche und von großartigem Schwunge erfüllte Mann unter allen hervorragenden Persönlichkeiten seiner Zeit die einzige ist, welche man nicht nur mit Beihilfe kirchlicher und politischer Parteilichkeit, sondern vom rein menschlichen Standpunkte aus mit voller Befriedigung und Bewunderung betrachten kann.

Ob er den deutschen Protestantismus vor der Vernichtung gerettet hat, darüber läßt sich streiten. Ich erinnere nur daran, daß schon Ranke einmal bemerkt hat, daß jener eigentlich dem Kardinal Richelieu seine Erhaltung verdanke. Für Schweden und sich selbst aber erreichte Gustav Adolf in ausgedehntem Maße seine Ziele: für jenes die Stellung einer die Ostsee und ihren Handel beherrschenden Großmacht, für sich einen Namen von unvergänglichem Glanze.

XIII.

Wallensteins Übertritt zum Katholizismus.

(Vortrag, 3. Juli 1897.)

Von Wallensteins Übertritt zum Katholizismus giebt es zwei, miteinander nicht vereinbare Erzählungen. Die eine läßt ihn am Hofe des Markgrafen Karl von Burgau, die andere im Jesuitenkonvikt zu Olmütz erfolgen.

Die zweite Angabe hat den meisten Glauben gefunden. Sie ist durch Wenzel Adalbert Czerwenka[1] und Johann Schmidl[2] verbreitet worden. Beider gemeinschaftliche Quelle aber ist eine nur handschriftlich überlieferte Geschichte des von Wallenstein gestifteten Jesuitenkollegs zu Gitschin, die der als böhmischer Geschichtsschreiber bekannte Jesuit Bohuslav Balbin verfaßt hat[3]. Diese hat sowohl Czerwenka wie Schmidl in engem Anschlusse an den Wortlaut ausgeschrieben[4]. Weder des einen noch des anderen Bericht besitzt also selbständigen Wert. Ein weiteres Zeugnis für Wallensteins Aufenthalt in Olmütz liegt nicht vor, denn, wenn auch eine

---

[1] Splendor et gloria domus Waldsteinianae, Prag 1673, S. 28 fg.

[2] Historia societatis Jesu provinciae Bohemiae, Prag 1759, II, 671 fg.

[3] Historia collegii societatis Jesu, conscripta a rev. p. Bohuslao Balbino usque ad annum 1636 inclusive. Msc. der Bibliothek des Museums des Königreichs Böhmens zu Prag, VIII, D. 22.

[4] Vgl. hierüber K. Patsch, Albrecht von Waldsteins erste Heirat, Prag 1889, S. 6 Anm. Ausführlicher noch hat Czerwenka den Balbin ausgeschrieben in seinem 1679 begonnenen Werke De vita rebusque gestis Alberti Wenceslai Eusebii ducis Fridlandiae libri IV. Msc. des in Anm. 3 erwähnten Museums, dessen Leitung mir dieses Werk wie das Balbins und die in Anm. 1 genannte, seltene Druckschrift auf Verwendung des Direktors der hiesigen Staatsbibliothek Hrn. Dr. von Laubmann gütigst zur Einsicht übersandte.

handschriftliche Chronik des Olmützer Jesuitenkollegs aus dem 18. Jahrhundert in einer Aufzählung hervorragender Schüler des dortigen Konvikts Wallenstein nennt[1], so ist diese Mitteilung nicht nur wegen ihrer Jugend, sondern vor allem auch deshalb belanglos, weil sie von Czerwenka oder von Balbin oder aus der durch diese beiden erzeugten Überlieferung entlehnt sein kann. Wir haben mithin nur Balbins Glaubwürdigkeit zu prüfen.

Balbin berichtet nun folgendes[2]: „Delectatus pueri genio Albertus de Slavata, qui matris sororem Annam Smirzicziam in conjugio habebat, Albertum apud se educandum suscepit. Educatus est in Kossumberg arce sub Pickarditis magistris, skolka[3] hodieque locus dicitur et ostenditur[4] memineruntque senes incolae, a quibus id accepi, narratum sibi a patribus eo loci, Albertum . . . cum aliis nobilissimis adulescentulis[5] primis literarum elementis, operam dedisse. Inde, nescio cuius invitatione (Joannem baronem de Rziczan quidam nominant, qui matris alteram sororem Katharinam conjugem habebat) in Moraviam traducitur Albertus et in Olomucense adolescentium contubernium sub disciplinam societatis nostrae literis latinis imbuendus includitur . . . . . .[6] Eam tamen hoc ipso tempore cum p. Pachta Tinensi (qui non ita pridem sacerdotio initiatus ultro citroque per eam viciniam, maxime Brumovium, ditionem ill^{mi} d. Joannis de Rziczan, evangelii causa commeabat et perspecta eximia et prope regia juvenis indole apud se mirari, apud ceteros commendare non cessabat) in [!] eam, inquam, familiaritatem ingressus est, ut nunquam postea nisi cum suavissima memoria p. Viti Pachtae nomen proferret Albertus; hunc suae omnis fortunae auctorem appellabat; huic se omnia in acceptis debere gratissimus princeps dicere solebat. Idem pater Alberto postea, cum apud Moravos

---

[1] S. Frant. Dvorský, Albrecht z Valdštejna až na konec roku 1621, in den Rozpravy české akademie . . . v Praze 1892, I. Klasse Nr. 3 S. 397. Ich führe diese Abhandlung im Folgenden mit Dvorský, Rozpr. an. Sie ist von S. 369—397 und von S. 407—422 ein ganz, von S. 397—407 ein teilweis wörtlicher Abdruck von einem Aufsatze, den der Verfasser 1885 in der Časopis musea král. českého S. 126 fg. veröffentlicht hat. Diesen führe ich mit Dvorský Čas. an.

[2] Historia p. 4 fg.

[3] Tschechisch, školka, kleine Schule.

[4] Offenbar spricht Balbin hier nur von einem Zimmer. Eine öffentliche Brüderschule gab es in Koschumberg niemals; vgl. Dvorský, Rozpr. 394.

[5] Nachweisbar ist nur die Gemeinschaft mit seines Oheims Sohne. Vgl. K. M. v. Aretin, Wallenstein, Urkunden S. 80.

[6] Hier folgt eine Erörterung, daß damals Wenzel Šnihowský Regens des Konvikts war und Veit Pachta dies erst im Jahre 1608 wurde.

proceres ob doctrinam et concionandi facultatem magnam sibi auctoritatem parasset, ditissimam conjugem conciliavit, ut mox dicam. At hoc tempore satis habuit p. Vitus errores Piccarditarum, quibus adolescentem institutio Kossumbergensis involverat, ostendere. Quibus satis cognitis Albertus caecitate illa suorum magistrorum damnata ad ecclesiae catholicae gremium purgata rite conscientia convolavit, tantoque id ardore et firmitate mentis praestitit, ut nulli posthac implacabilius quam haereticis irasceretur, quas eius iras illi saepe malo suo, dum pro Caesare pugnaret, senserunt. Iam in grammaticis eos fecerat progressus, ut latine intelligeret ac loqueretur. Sed obrepebant quotidie et augebantur in juvene taedia literarum desidemque vitam sibi agere videbatur; lucem scilicet inquietus et avidus gloriae animus quaerebat; id quoque consilio p. Viti peractum. Forte tum mitissimae indolis ditissimorumque ac nobilissimorem parentum filius Adamus Leo Liczek de Rysemburg, dominus in Pernstein, in alienas terras mittebatur. Huic commendatione p. Viti additus est noster Albertus. Quae secuta sunt aliquot annorum intervallo, commemorare meum non est: peragrasse Germaniam omnem, Italiam et Belgii urbes vidisse, insuper in castris Georgii Bastae . . . . stipendia meruisse, tradunt, qui de vita principis egerunt."

So lautet der Bericht Balbins. Untersuchen wir nun, inwieweit er mit den gesicherten Angaben über Wallensteins Jugend in Einklang steht.

Wallenstein wurde am 24. September 1583 geboren[1]. Den ersten Unterricht erhielt er von Johann Graff, der nicht Lehrer von Beruf war, sondern wie sein Großvater und Vater in Diensten der Familie stand und also wohl Wirtschaftsbeamter oder Schreiber gewesen sein dürfte[2]. Nachdem Albrechts Mutter am 22. Juli 1593 gestorben war oder vielleicht noch vorher[3] wurde Albrecht zu dem Schwager seiner Mutter, Heinrich

[1] Nachdem H. Hallwich, Heinrich Matthias Thurn als Zeuge im Prozeß Wallensteins S. XII fg. den Beweis dafür mitgeteilt hat, daß die Angabe in Keplers Horoskop über Wallensteins Geburtstag nach altem Kalender rechnet, ist es, wenn man überhaupt dem neuen Kalender folgt, selbstverständlich, daß man jene Angabe umrechnen muß, mögen auch Wallensteins Eltern zur Zeit seiner Geburt noch nach dem alten Kalender gezählt haben.

[2] Vgl. Dvorský, Rozpr. 389. Die Angabe bei Gualdo Priorato Historia della vita d'Alberto Valstain duca di Fritland, Lyon, 1643. S. 2b „Ricevè gli primi erudimenti da un predicante Boemo", ist um so weniger buchstäblich zu nehmen und auf den Hausgeistlichen von Heřmanice zu deuten, als sich unmittelbar daran schließt, W. sei darauf auf eine Akademie gesandt worden. Sie bezieht sich zweifellos auf den Aufenthalt zu Koschumberg.

[3] So giebt Dvorský Rozpr. 394 an, ohne Belege anzuführen. Eine Bestätigung für die Behauptung findet sich vielleicht in dem 1608 im Auftrage

Slavata von Chlum nach Koschumberg gebracht, der dann, als Albrechts Vater am 24. Februar 1595 aus dem Leben geschieden war, gemäß dessen am 24. September 1594 errichteten letzten Willen[1] auch die Vormundschaft übernahm. Mit Slavatas Sohne wurde Albrecht im Schlosse zu Koschumberg von „Ältesten" der Brüdergemeinde aus dem nahen Städtchen Chrast unterrichtet[2]. Im Herbst 1597 kam er auf die Lateinschule nach Goldberg in Schlesien, wo er bis in den August 1599 verweilte[3]. Am

---

Wallensteins von Johann Kepler abgefaßten Horoskope, das Helbig, Kaiser Ferdinand und der Herzog von Friedland, 1852, S. 62 fg. und dann nach einer besseren Abschrift Otto Struve als „Beitrag zur Feststellung des Verhältnisses von Kepler zu Wallenstein", 1860 in den Mémoires de l'académie des sciences de S. Petersboug, VII. Série, tome II. n. 4 nebst einer Erläuterung Keplers vom 21. Januar 1625 veröffentlicht hat. Dort heißt es S. 18: „Im 11., 12 und 13. jahr des alters soll es unruhig und widerwärtig zugegangen sein, dann ascendens in trino Martis bedeut raisen, Luna in sextili Saturni eußerliches gebrechen, doch gunst alter leut, medium coeli in quadrato Saturni ein unglück und vielleicht ein mishandlung". Das Reisen könnte auf die Übersiedelung nach Koschumberg, die Gunst alter Leute auf das Wohlwollen Slavatas, das Unglück auf den Tod des Vaters Albrechts im Jahre 1595 und das äußerliche Gebrechen auf eine Krankheit oder Verwundung des Knaben deuten, die Mißhandlung aber auf einen Streich Albrechts. Kepler wußte, wie Struve S. 9 nachweist, daß das Horoskop Wallenstein galt und hat diese Kenntnis in verschiedenen Deutungen verwertet. Mehrere derselben hat Wallenstein durch Randbemerkungen berichtigt oder bestätigt; wenn er das bei der oben angeführten Stelle nicht that, so kann man vermuten, daß sie in ihrer unbestimmten Fassung der Wirklichkeit nicht widersprach, diese aber auch nicht (wie in den Anmerkungen über Wallensteins erste Heirat) auffallend genau wiedergab. Näher auf den Wert des Horoskops als Quelle für Wallensteins Lebensgeschichte einzugehen, unterlasse ich an diesem Orte.

[1] S. Dvorský Rozpr. 392 Anm. 63.

[2] Vgl. Dvorský 394 und oben S. 2 Anm. 4 und 5.

[3] Dvorský 397 fg. Daß Wallenstein Goldberg erst im August 1599 verließ, belegt Dvorský nicht. Daß er jedoch noch Ende Juni dort war und man damals noch nicht an seine Abberufung dachte, erhellt aus dem Schreiben seiner Tante das. 401, daß er bleiben solle „v těch místech, kam s preceptorem svým dán byl." Daß Wallenstein im Herbst 1597 nach Goldberg gekommen sei, folgert Dvorský wohl nur daraus, daß, wie er S. 402 Anm. 86 anführt, Kaspar Wenzel [oder vielmehr der Richter Kaspar Fabricius, s. L. Sturm, Geschichte der Stadt Goldberg in Schlesien, 1888, S. 162] angiebt, Wallenstein sei der Studien halber zwei Jahre in der Stadt gewesen. Diese Nachricht ist indes zu unbestimmt gefaßt, als daß man ihr entnehmen dürfte, Wallenstein habe sich genau zwei Jahre lang zu Goldberg aufgehalten. Von seinem Aufenthalte überhaupt zeugt außer den bei Dvorský gesammelten Belegen auch die bei Sturm a. a. O. 174 und 881 angeführte Stelle, die Sturm ohne Grund anzweifelt.

29. August 1599 wurde er dann auf der Nürnbergischen Akademie zu Altdorf immatrikuliert und verweilte dort vermutlich bis Ende Februar oder Anfang März 1600[1]. Nachher unternahm er eine Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien, deren Beginn wir, wenn nicht unmittelbar hinter die Abreise von Altdorf, so doch gewiß noch ins Jahr 1600 setzen müssen, da der Mathematiker und Astronom Paul Virdung aus Franken in einem Briefe an Kepler vom 13. August 1603 erwähnt, daß er „einige Jahre lang" mit Wallenstein gereist sei[2], und dieser schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1602 wieder in Heřmanice weilte[3].

Das ist die durch unanfechtbare Zeugnisse gesicherte Jugendgeschichte Wallensteins. Wollen wir mit ihr Balbins Erzählung vereinbaren, so müssen wir den Aufenthalt Wallensteins im Olmützer Jesuitenkonvikte vor den Besuch der Goldberger Schule setzen. Ist es jedoch denkbar, daß Wallenstein, nachdem er bei den Jesuiten katholisch geworden, die protestantische Schule zu Goldberg und die protestantische Akademie zu Altdorf besucht hätte? Sogar Ranke[4], der übrigens Wallensteins Aufenthalt in Goldberg nicht beachtete, hat allerdings für glaublich gehalten, daß Wallenstein nach seinem Übertritte von Olmütz nach Altdorf gegangen sei, und er hat, obwohl er betonte, Wallensteins Aufenthalt in Olmütz habe „zu einem Wechsel der Lebensrichtung" geführt, die von ihm angenommene Thatsache kurzweg durch die Bemerkung erklären zu können gemeint: „Damit [mit dem Wechsel] ist nun aber Wallenstein nicht etwa zu dem streng katholischen System übergegangen". Indes abgesehen davon, daß

---

[1] S. K. Patsch Albrecht von Waldsteins Studentenjahre, Prag 1889 und Dvorský Rozpr. 403 fg., sowie die von ihnen angezogenen Quellen. Wenn Dvorský S. 409 Wallenstein erst Anfang April 1600 von Altdorf abziehen läßt, so beruht diese Angabe wohl nur darauf, daß das letzte auf Wallenstein bezügliche Akademieprotokoll bei Murr, Beyträge zur Geschichte des dreyßigjährigen Krieges S. 302 vom 17. [27.] März datiert. Es bezeugt indes keineswegs, daß Wallenstein damals noch in Altdorf anwesend war. Wahrscheinlich zog dieser infolge der Verfügung des Nürnberger Rates vom 31. Januar [10. Februar], die J. Baader, Wallenstein als Student an der Universität Altdorf S. 32 mitteilt, nach kurzer Frist ab.

[2] Epistolae ad Joannem Kepplerum, hg. von Michael Gottlieb Hanschius 1718, S. 210: „peregrinatio aliquot annorum, quam cum illustri barone a Waldstein per Galliam et Italiam suscepi". Diese Bemerkung widerlegt wohl zugleich die Angabe, daß Wallenstein auch Belgien und England besucht habe. Über Virdung vgl. Henning Witten, Memoriae philosophorum, oratorum, poëtarum, historicorum et philologorum, nostri seculi clarissimorum renovatae decas prima, Francofurti 1677, p. 391.

[3] Dvorský Rozpr. 411.

[4] Geschichte Wallensteins 5.

diese Behauptung dem wahren Sachverhalte durchaus nicht entspricht [1]: wer möchte einem sechzehnjährigen Jesuitenzöglinge des sechzehnten Jahrhunderts eine solche Freiheit und Selbständigkeit des Denkens, wie Ranke sie voraussetzt, beimessen und wer möchte annehmen, daß die Jesuiten einem so unzuverlässigen Jünglinge nachher derartige Förderung zugewandt haben würden, wie sie Wallenstein durch Pachta erfuhr?

Es bedarf indes nicht einmal dieser allgemeinen Erwägungen, denn wir besitzen ein unanfechtbares Zeugnis, daß Wallenstein in Goldberg noch dem Glauben seiner Väter, dem Glauben der Brüdereinung, anhing. In einem eigenhändigen Schreiben, das er unter dem 17. Mai 1598 an den fürstlich liegnitzischen Hauptmann Wenzel von Zedlitz zu Goldberg richtete, beschwert er sich nämlich darüber, daß ein Soldat ihn, seinen Präceptor und seinen Diener „für calvinische Schelme ausgeschrieen" habe [2]; die Brüder oder Picarditen aber wurden von Katholiken und Lutheranern häufig mit den Calvinisten zusammengeworfen. Daß Wallenstein dann in der kurzen Zwischenzeit, die seinen Altdorfer Aufenthalt von dem Goldberger trennte, katholisch geworden und dann noch nach Altdorf gegangen sei, wird wohl niemand für möglich halten. Auch läßt sich der ihm in Altdorf gemachte Vorwurf der Lästerung der Dreifaltigkeit wiederum aus den Ansichten der Lutheraner über die Brüder und Calvinisten erklären. Obendrein endlich spricht für Wallensteins Beharren im Brüderglauben der Umstand, daß er sich in Paul Virdung einen eifrigen Protestanten [3] als Reisebegleiter zugesellte.

Um Balbins Erzählung zu retten, müßten wir mithin annehmen, daß Wallenstein vor dem Herbste 1597 in das Jesuitenkonvikt gekommen, aber nicht übergetreten sei. Dvorský, der der Jugendzeit Wallensteins sehr fleißige und ausgedehnte Untersuchungen gewidmet hat, ist vor dieser Annahme nicht zurückgeschreckt. In der ersten Fassung seiner Abhandlung [4] hat er, weil er die Belege für Wallensteins Aufenthalt in Goldberg noch nicht kannte, den Knaben in Olmütz bekehrt werden lassen. In der zweiten Ausgabe [5] dagegen meint er mit Rücksicht auf die Zeugnisse über den

---

[1] Ich hoffe das demnächst eingehend darzuthun und verweise vorläufig auf Patsch, Heirat 13 und B. Duhr, Wallenstein in seinem Verhältnis zu den Jesuiten, Histor. Jahrbuch der Görres-Ges. 1892, 80 fg.

[2] Diesen durch F. von Strantz schon 1848 in der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges veröffentlichten, aber kaum beachteten Brief hat Dvorský Rozpr. 398 wieder hervorgezogen und nochmals gedruckt.

[3] Als solchen zeigt Virdung sich in den schon erwähnten Epistolae ad Kepplerum 211b und 214b.

[4] Časopis 380 fg.

[5] Rozpr. 396 fg.

Goldberger Schulbesuch, Albrecht sei nur kurze Zeit in Olmütz gewesen und Anhänger der Brüdereinung geblieben. Diese Behauptungen widersprechen indes aufs schärfste der Erzählung Balbins.

Wie sollte es ferner möglich gewesen sein, daß der unmündige Knabe nach Olmütz gebracht wurde? Wie seine Eltern war auch sein Vormund Heinrich Slavata ein eifriger Brüdergenosse, und die Gefahr, die dem Glauben nichtkatholischer Zöglinge bei den Jesuiten drohte, war bereits an hinlänglich zahlreichen Beispielen in Wirklichkeit getreten, um Heinrich vor ihr auf der Hut sein zu lassen[1]. Dvorský meint nun freilich, der Knabe werde „zur Zeit irgend einer schweren Krankheit[2] oder einer Abwesenheit Heinrichs aus dem Königreich Böhmen[3] durch Johann Kavka von Říčan nach Olmütz gebracht worden sein." Indes weder für eine schwere Krankheit, noch für eine lange und weite Reise Heinrichs giebt es irgend ein Zeugnis, und unter allen Umständen lagen die Verhältnisse in Böhmen doch nicht so, daß Kavka unbekümmert um die Rechte des Vormundes und die Gesinnung der nächsten Verwandten Albrechts einen Knabenraub — und nichts anderes wäre die Entführung Wallensteins gewesen — hätte wagen dürfen. Auch würde ihm doch mindestens Heinrichs Gattin gewehrt haben[4], wenn er nicht geradezu mit überlegener Gewalt (woran doch nicht zu denken ist) vorging.

Noch weitere Bedenken stellen sich endlich dem Berichte Balbins entgegen. Für den Aufenthalt Wallensteins in Goldberg und Olmütz läßt er keinen Raum, vielmehr erzählt er, der Jüngling sei von Olmütz aus mit Adam Leo Licek von Riesenburg, dem er auf Vermittlung des Paters Veit Pachta als Begleiter beigegeben worden, ins Ausland gereist. Dvorský hat die hier zwischen den Thatsachen und Balbins Angaben gähnende

---

[1] Vgl. die von Dvorský, Rozpr. 396 Anm. 70 angeführte Äußerung Karls von Žerotin.

[2] In der Časopis 379 hatte Dvorský hier eingefügt: „am 9. Februar 1598 machte Heinrich sein Testament". In den Rozpr. hat er das ausgelassen. Man macht ja auch kein Testament, wenn Schwäche oder Fieberwahn so groß sind, daß man ein Mündel nicht mehr im eigenen Hause schützen kann.

[3] In der Časopis hatte Dvorský statt der Reise den Tod Heinrichs als zweite Möglichkeit angenommen. Da Heinrich aber erst am 14. Januar 1599 starb, hat D. in den Rozpr. wegen des Goldberger Aufenthaltes die Auswechslung vollzogen.

[4] Diesem Bedenken sucht Dvorský zu begegnen, indem er an die Erwähnung der Krankheit oder Reise anfügt: „als die Gattin allein für ihren Sohn und ihre Töchter zu sorgen hatte". Das ist doch aber wieder nur eine haltlose Redensart.

Kluft in seiner ersten Abhandlung[1] zu überbrücken gesucht, indem er Licek, obwohl dieser ein eifriger Katholik war, mit Wallenstein nach Altdorf ziehen und dann verschwinden läßt. In seinem zweiten Aufsatze, wo die Kenntnis des Goldberger Aufenthaltes diese Auskunft unmöglich macht, überspringt er das Hindernis stillschweigend und schickt Wallenstein von Altdorf ohne weiteres mit Licek in die Fremde. In dieser Weise darf man doch aber nicht mit den Quellen verfahren.

Dvorský übersieht ferner andere Klippen in Balbins Bericht. Dieser sagt, Wallenstein sei dem Licek beigegeben [additus] worden. Das kann man doch nur in dem Sinne verstehen, und Czerwenka hat es auch so verstanden, als sei Wallenstein als Begleiter Liceks auf dessen Kosten mitgereist.

Die Voraussetzung für diese Annahme ist die — von Czerwenka auch mit aller Bestimmtheit ausgesprochene[2] — Meinung, daß Wallenstein sich in dürftigen Verhältnissen befunden habe. Dvorský hat indes nachgewiesen, daß er wohlhabend genug war, um seine Reise auf eigene Kosten zu unternehmen[3]. Überdies finden wir nirgends sonst eine Nachricht, daß Wallenstein und Licek gemeinsam gereist seien, und wenn Paul Virdung in seinem oben angeführten Briefe bemerkt, er sei mit Wallenstein einige Jahre lang gereist, so schließt das doch wohl unbedingt aus, daß Wallenstein auf Kosten Liceks reiste, und macht wahrscheinlich, daß Albrecht ohne Gesellschaft die Fremde durchzog.

Wir sehen also, Balbins Bericht ist in den Hauptpunkten mit den feststehenden Thatsachen nicht vereinbar oder erregt doch ihnen gegenüber schwere Bedenken. Schon Dvorský hat die von ihm beachteten Schwierigkeiten so gewichtig gefunden, daß er bemerkt[4]: „Wenn nicht in dieser Nachricht [von Wallensteins Aufenthalt im Jesuitenkonvikt zu Olmütz] fast alle alten Biographen übereinstimmten, würde ich fast zweifeln, ob Wallenstein dort überhaupt studiert habe." Es ist aber nicht richtig, daß „fast *alle* alten Biographen übereinstimmen". Nur Balbin, Czerwenka und Schmidl berichten von dem Olmützer Aufenthalte; die beiden Biographien bei Khevenhiller und Gualdo Priorato wissen nichts davon[5]; und jene

[1] Časopis 382.

[2] S. *Dvorský*, Rozpr. 387 Anm. 52.

[3] Vgl. Rozpr. 387 fg., 392, 424 Anm. 33. Seltsam ist, daß Dvorský trotz seiner hier angezogenen Angaben und obwohl er die Behauptung Czerwenkas, Wallenstein habe nach seiner Auslandsreise auf Kosten seines Oheims Adams d. Ae. von Waldstein gelebt, entschieden bekämpft, dennoch S. 431 Anm. 48 Czerwenka folgend von Johann Rudolf Trčka als „štědrým podporovatelem" Wallensteins während dessen Dienste am kaiserlichen und erzherzoglichen Hofe spricht.

[4] Rozpr. 397.

[5] Vgl. unten.

drei Zeugen haben nur den Wert eines einzigen, da, was Dvorský allerdings übersehen, Patsch aber nachgewiesen hat[1], Czerwenka und Schmidl lediglich Balbin ausgeschrieben haben. Ist nun Balbins Erzählung so sicher gegründet, daß wir gezwungen sind, sie, wie es eben gehen will, mit den feststehenden Thatsachen zu vereinigen?

Balbin hat sicher in gutem Glauben geschrieben, denn er will überhaupt nur Zuverlässiges berichten, er vermeidet es, auf die „wunderbaren" Erzählungen über Albrechts Jugend einzugehen, und läßt es dahingestellt, ob der Freiherr von Řičan den Knaben nach Olmütz gebracht habe. Obendrein wäre es ja auch für den Jesuitenorden viel ruhmvoller gewesen, wenn Balbin berichtet hätte, Wallensteins „Bekehrung" sei erst in reiferem Alter erfolgt. Unser Schriftsteller hat also seine Angabe ohne Zweifel nicht erfunden. Woher aber nahm er sie?

Er beruft sich in seinem Werke oft auf die Hauschronik, die Tagebücher und die Jahresberichte des Olmützer Kollegs. Hier dagegen zieht er diese Quellen nicht an. Es ist auch höchst unwahrscheinlich, daß in ihnen eine Aufzeichnung über Wallensteins Eintritt ins Konvikt gemacht worden sei, zumal diesem nicht der Glaubenswechsel folgte. Die Jesuiten konnten ja nicht wissen, daß ihr Zögling nach etwa dreißig Jahren ein weltberühmter Mann werden würde. Erst wenn Wallenstein bei den Olmützer Jesuiten dem Brüderglauben absagte, oder als er sie zur Katholisierung der Güter seiner Gattin heranzog, hatten sie Anlaß, seiner näher zu gedenken. Den Glaubenswechsel könnte er aber in Olmütz nur zwischen der zweiten Hälfte des Jahres 1602 und dem Frühling des Jahres 1607[2] vollzogen haben und jene Katholisierung begann 1609 oder 1610. Zu beiden Zeiten mußte man nun in Olmütz noch genau wissen, daß Wallenstein nicht bei dem vor dem Herbst 1597 zu setzenden Aufenthalte im Konvikt übergetreten sei, und man hätte also ebensowenig wie während jenes Aufenthaltes das schreiben können, was Balbin erzählt. Die Verbindung des Konviktbesuchs, des Übertrittes und der Reise konnte erst hergestellt werden, als sich die Erinnerung an den wirklichen Verlauf verwischt hatte, also nach geraumer Zeit. Eine so späte Aufzeichnung, die doch nur auf mündlicher Überlieferung beruhen würde, hätte aber selbstverständlich keinen Wert.

Balbin beruft sich indes überhaupt nicht auf eine schriftliche Quelle. Wenn er sagt: Einige „nennen" Řičan als Veranlasser der Überführung Wallensteins nach Olmütz, so ist das ohne Zweifel auf mündliche Mit-

[1] Vgl. oben S. 213 Anm. 1.

[2] Hierüber s. unten.

teilungen zu deuten. Von einer Mehrzahl schriftlicher oder gedruckter Erzählungen müßte doch wohl irgend eine Spur erhalten und sowohl dem Czerwenka, der nur wenige Jahre nach Balbin schrieb, wie dem Schmidl, der das Archiv der Olmützer Jesuiten ausbeutete, Kenntnis geworden sein. Da beide in unserem Falle lediglich Balbin ausschreiben, dürfen wir um so zuversichtlicher annehmen, daß dieser da nur aus der mündlichen Überlieferung geschöpft hatte.

Nun begann Balbin, wie er selbst sagt, sein Werk erst 44 Jahre nach der Gründung des Gitschiner Kollegs, also 1668 [1]. Wieviel Wahres konnte und mußte sich bis dahin in der Überlieferung verloren, wieviel Falsches sich ihr eingefügt haben, zumal in den wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges und in Bezug auf eine Persönlichkeit wie Wallenstein! Balbin konnte nicht einmal mehr feststellen, ob Wallenstein zu Miletin, Nachod oder Hermanice geboren sei [2]. Über dessen Aufenthalt in Koschumberg erfuhr er Näheres von Greisen, die sich der Erzählungen ihrer Väter erinnerten; im Olmützer Kolleg dagegen gab es 1668 gewiß niemanden mehr, der Genaues über Wallensteins Jugendjahre gehört und im Gedächtnis bewahrt hatte. Da konnte sich längst eine Haussage entwickelt haben, die eingehend Dinge berichtete, wovon wenig oder nichts der Wahrheit entsprach.

Wir werden unten sehen, wie diese Sage vielleicht erzeugt worden sein kann. Wüßten wir aber auch in dieser Hinsicht keinerlei Vermutung aufzustellen, so dürften wir nicht Bedenken tragen, die Sage, die den Thatsachen widerspricht, in Bausch und Bogen zu verwerfen.

Wie unbefangen Erzählungen, die nicht den mindesten sachlichen Untergrund besitzen, erfunden und überliefert werden, zeigt gerade Wallensteins Geschichte oft und schlagend. Ein Beispiel, wie sogar Erinnerungen an persönliche Erlebnisse sich im Laufe der Jahre in abenteuerlicher Weise ausgestalten können, sei hier erwähnt. In der 1784 herausgegebenen „Nachricht von einigen Häusern des Geschlechtes der von Schlieffen oder Schlieben" wird erzählt, daß Anton von Schliefen, der Wallenstein später so nahe stand, diesen gerettet habe, als er bei einem Sturme auf „S. Andrée in Ungarn" durch einen Schuß in die Seite gefährlich verwundet worden [3]. Die Nachricht stammt ohne Zweifel aus einer eigenhändigen Aufzeichnung jenes Schliefen über seine Schicksale. Da aber

[1] Hist. coll. Giczin. p. 1. Der Stiftungsbrief des Kollegs, das. 46 fg. datiert vom 16. Oktober 1624. Wollte man Balbin von den ersten Anfängen des Kollegs an rechnen lassen, so würde man nur um zwei Jahre vorrücken.

[2] Das bemerkt er in seiner Hist. p. 4.

[3] S. a. a. O. S. 310 und Beilagen 164 und 171. Die Stellen sind bei Dvorský, Rozpr. 416 Anm. 14 wieder abgedruckt.

Wallenstein nur im Jahre 1604 in Ungarn war, kann mit S. Andrée nur Szent András bei Sziszko gemeint sein. Über dieses nun berichtet Khevenhiller nach einer gleichzeitigen, offenbar amtlichen Schilderung des Feldzuges[1]: „Des folgenden Tags [am 29. Nov.] sein sie [die Kaiserlichen] mit ihrem ganzen Lager aufbrochen, sich auf S. Andre zu, so vom Feind verlassen, gewendt, daselbst glücklichen anlangt; darinnen wenig Personen gewesen, so dem Feldobristen [Bastá] die Schlüssel entgegen getragen". Außerdem wissen wir aus einer anderen unanfechtbaren Quelle[2], daß Wallenstein in den Tagen vom 4. bis 8. Dezember vor Kaschau durch die Hand geschossen wurde, was sich doch nicht hätte ereignen können, wenn er schon kurz vorher schwer verwundet worden wäre, und daß seine Verwundung, obwohl sie noch nicht geheilt war, ihn nicht hinderte, in der zweiten Hälfte des Dezember eine weite und äußerst beschwerliche Reise durch Polen nach Prag auszuführen, also keine schwere gewesen sein kann. Mithin ist klar, daß Schliefen, der allerdings 1604 in Ungarn kämpfte, sich in Bezug auf den Ort und die Bedeutung des Dienstes, den er Wallenstein geleistet hatte, völlig täuschte, als er seine Erinnerungen niederschrieb. Und doch dürften diese bei seinem Verkehr mit Wallenstein wiederholt aufgefrischt worden sein!

Fassen wir nun alle unsere Erwägungen zusammen, so werden wir kein Bedenken tragen können, zu sagen: da die Angaben Balbins, daß Wallenstein als Zögling des Olmützer Jesuitenkonvikts katholisch geworden und von Olmütz aus als Begleiter Adam Leo Liceks von Riesenburg ins Ausland gereist sei, nachweislich falsch sind und da seinen übrigen Mitteilungen über den Aufenthalt in Olmütz und die Begleitschaft Liceks schwere Zweifel entgegentreten, muß die ganze Erzählung als unbegründet verworfen werden. Wallenstein ist weder als Knabe im Jesuitenkonvikt zu Olmütz übergetreten, noch ist er überhaupt als Zögling dort gewesen, und er hat seine Auslandsreise nicht von Olmütz aus, nicht auf Vermittelung Pachtas und nicht als Begleiter Liceks von Riesenburg gemacht[3].

---

[1] Annales Ferdinandei VI, 2864.

[2] S. Schebeck, Wallensteiniana, in Mitteilungen d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen XIII, 252 fg.

[3] Auffallend ist, daß Balbin das Werk Gualdo Prioratos nicht erwähnt. Er führt in der Einleitung seiner Historia nur Brachelius, Julius Bellus, Wassenberg, Pareus „und andere", namentlich aber den „unparteiischsten" P. B. Burgus als Berichterstatter der Thaten Wallensteins auf. Noch befremdlicher aber ist, daß er von dem Aufenthalte Wallensteins in Altdorf nichts weiß. Oder hat er den Widerspruch zu seiner eigenen Erzählung schweigend beseitigt? Was er über Wallensteins Unlust am Studieren sagt, klingt an die Berichte über Altdorf an,

Wenden wir uns nun zur zweiten, zur Burgauer Überlieferung.

Sie tritt uns zuerst in dem 1643 erschienenen Werke Gualdo Prioratos entgegen. „Uscito dalle scuole," sagt dieser[1], „fu consignato paggio del marchese di Borgao, figlio dell' arciduca Ferdinando d'Inspruch. Dove un giorno, dormendo sopra una finestra altissima da terra, è caduto giù illeso; da tal accidente confuso, di prostestante nato risolse farsi cattolico."

Gualdo ist ein Schönredner und wie er seine Erzählung mit philosophischen Betrachtungen durchsetzt, so schmückt er seine Ausgaben gern mit Redensarten und Schilderungen aus, die ganz gewiß nur willkürliche Erfindungen sind. Dahin gehört, was er [S. 2b] über Wallensteins Aufenthalt auf der Akademie und dann — wohl nur die Gerüchte über jenen wiederholend — [S. 4b fg.] über sein Verhalten in Padua berichtet, sowie was er [S. 3a] über Wallensteins Reiseerfahrungen erzählt[2]. Aber er zeigt sich über das Thatsächliche nicht schlecht unterrichtet.

Er weiß [S. 2b], daß Wallenstein zuerst von einem böhmischen Prediger unterrichtet wurde und sein Vater Protestant war, und wenn er diesen Heinrich nennt, so klingt da wohl eine Erwähnung des Vormundes Slavata durch. Er weiß ferner, daß Wallenstein eine Akademie besuchte, sich dort übel aufführte und aus Rücksicht auf die Ruhe der Schule ausgewiesen wurde. Auf der Auslandsreise läßt er seinen Helden freilich auch England und Flandern besuchen, dafür aber weiß er wieder von dessen Studien in Padua, und daß dessen erste Gattin Witwe und alt, aber reich war u. s. w. Wir werden also auch seine Mitteilung, daß Wallenstein im Hofdienste des Markgrafen Karl von Burgau gestanden habe, nicht leichthin verwerfen dürfen.

Eine entsprechende Nachricht findet sich überdies in den beiden Lebensabrissen, die uns durch Khevenhiller überliefert sind[3] und sich beide sehr gut unterrichtet zeigen. Der eine erwähnt nur kurz, Wallenstein sei des Markgrafen von Burgau Edelknabe gewesen; der andere, der an einigen

---

zumal eine Auslandsreise für den Adel damals so gewöhnlich war, daß eine Begründung für sie gar nicht erforderlich gewesen wäre.

[1] Historia della vita d'Alberto Valstain duca di Fritland, del co: di Gualdo Priorato. In Lion 1643 p. 2b.

[2] Wenn Ranke, Wallenstein 6 sagt: „Die Italiener rühmen ihn, wie ganz er sich ihrer feineren Sitte und Lebensart angeschlossen habe", so stützt er sich dabei wohl einzig auf Priorato 4b: „È l'Italia si adattata" u. s. w. Diese Stelle spricht indes nur im allgemeinen von dem Nutzen eines Aufenthaltes in Italien.

[3] Conterfet Kupferstich II, 219 und 221.

Stellen stark an Gualdo erinnert, aber zweifellos selbständig ist, fügt auch die Bekehrungsgeschichte hinzu, indem er erzählt: „In diesem Stande lag er einsten in einem hohen Fenster, und weil er sich den Schlaf übermeistern ließ, fiel er herunter, welches die Ursache soll gewesen sein, daß er sich von der lutherischen Religion, darinnen er geboren und erzogen, zu der catholischen gewendet, weil ihm gedünket, daß die Mutter Gottes ihn aufgefasset und vor Schaden bewahret."

Zu diesen drei Zeugnissen tritt endlich noch ein viertes aus früher Zeit, welches beweist, daß außer der Bekehrungsgeschichte auch noch andere Erzählungen über Wallensteins Aufenthalt bei dem Markgrafen umliefen[1].

Um diese zu leugnen, müßten wir also wohl gewichtige Gründe ins Feld führen. Dvorský findet solche darin, daß keine urkundlichen Zeugnisse über Albrechts Dienst vorliegen und er in den Hofzahlamtsrechnungen des Innsbrucker Hofes nicht erwähnt wird[2]. Dies aber war unmöglich, weil ja Erzherzog Ferdinand von Tirol schon am 24. Januar 1595 gestorben war und Markgraf Karl für eigene Rechnung zu Ambras Hof hielt, und jener Mangel ist doch kein genügender Gegenbeweis.

Zu welcher Zeit aber könnte Wallenstein bei dem Markgrafen von Burgau gewesen sein? Gualdo und die zweite Lebensgeschichte bei Khevenhiller setzen den Aufenthalt zwischen den Besuch der Altdorfer Akademie und die Auslandsreise, und so lange wir nicht gezwungen sind, diese unmittelbar an jenen anzuschließen, steht nichts im Wege, eine — allerdings nur mehrere Monate zählende — Zwischenzeit des Hofdienstes anzunehmen. Es ist aber auch noch eine andere Vermutung zulässig.

Die erste Lebensgeschichte bei Khevenhiller, die nichts von Wallensteins Schul- und Wanderjahren erzählt, läßt ihn unmittelbar nach dem Hofdienst in den ungarischen Krieg ziehen. Diesen Feldzug nun begann er im Juni oder Juli 1604[3] und in der zweiten Hälfte des Jahres 1602 war er von seiner Auslandsreise zurückgekehrt. Mithin bietet sich hier Raum genug, den Dienst bei dem Markgrafen Karl unterzubringen, und es darf uns nicht beirren, daß Wallenstein damals bereits neunzehn bis zwanzig Jahre zählte, denn der Begriff des Edelknaben dehnte sich in jener Zeit über die eigentlichen Knabenjahre aus, da er nur als die unterste Stufe des adligen Hofdienstes galt.

---

[1] S. Dvorský, Rozpr. 409 Anm. 1. Mir ist weder das von ihm angeführte „Ratstubel Plutonis", das Erich Stainfels zu Grufensholm 1672 herausgab, noch die von diesem ausgezogene Sammlung Franks von Frankenstein zu Handen gekommen.

[2] Rozpr. 409.

[3] Dvorský, Rozpr. 413 fg.

Dvorský behauptet nun freilich, Wallenstein sei nach seiner Rückkehr von der Auslandsreise in den Hofdienst Rudolfs II. getreten[1]; Beweise bringt er indes nicht bei und gegen seine Angabe spricht, — wie mich dünkt, entscheidend — daß weder in einer Urkunde des Kaisers für Wallenstein vom 13. Juni 1604[2], noch in einem Fürschreiben Rudolfs für ihn an Erzherzog Albrecht vom 6. Januar 1607[3], noch in Empfehlungsschreiben, die Karl von Žerotin bald darauf für Albrecht nach Prag richtete[4], ein Hofdiensttitel angeführt wird, während der Jüngling ohne einen solchen nicht am Hofe weilen konnte[5].

Unmöglich ist es mithin keineswegs, daß Wallenstein in der vorhin bezeichneten Zeit am Hofe des Markgrafen von Burgau gelebt habe, und

---

[1] Rozpr. 411.

[2] S. a. a. O. 413 Anm. 7. Wallenstein wird da einfach wie jeder adlige Unterthan „věrny naš mily“ genannt.

[3] S. Schebek, Lösung der Wallensteinfrage 532.

[4] S. F. Palacky, Jugendgeschichte Albrechts von Waldstein, in den Jahrbüchern des böhm. Museums f. Natur- und Länderkunde, Gesch. u. s. w. II, 85 fg.

[5] Wie mir Herr Dr. Anton Chroust mitteilt, findet sich in den kaiserlichen Hofzahlamtsprotokollen von 1611—14, die auf der Wiener Hofbibliothek aufbewahrt sind, f. 323 die Bemerkung, daß Hans Albrecht von Wallenstein, kaiserlicher Vorschneider, für die Zeit vom 11. Januar 1609 bis zum 31. August 1611 monatlich 40 Gl. Hofbesoldung erhalten solle. Aus den Hoffinanzakten der Hofkammer zu Wien entnahm ferner Herr Dr. Chroust den Vermerk, daß Hans Albrecht von Wallstein am 14. Mai 1611 aus einer von Albertinelli dargeliehenen Summe 60 Gl. erhielt. Ich kann diese Nachrichten nicht auf unseren Wallenstein beziehen, denn abgesehen von dem Vornamen Hans war jener ja seit seiner Verheiratung in Mähren, das dem König Matthias abgetreten worden war, Landstand und so reich, daß er gewiß nicht mehr das Vorschneideramt für 40 Gl. versehen und eine Abschlagszahlung von 60 Gl. genommen hätte. Auch mußte das feindselige Verhältnis zwischen Matthias und Rudolf dem mährischen Landstande und Kämmerer des Matthias unbedingt verwehren, in kaiserliche Dienste zu treten. Von einem Hans Albrecht Wallenstein fehlt freilich bis jetzt jede andere Nachricht. Man könnte vielleicht geneigt sein, in ihm den schon von Palacky gesuchten Doppelgänger unseres Wallenstein zu finden, da jedoch der Aufenthalt des späteren Feldherrn in Goldberg [durch die Quittung Fechners von 1626] und in Altdorf [durch das Schreiben der Universität für Nösler] unanfechtbar bezeugt ist, so müßte Balbins Erzählung auf Hans Albrecht bezogen und angenommen werden, daß dieser mit Licek von Riesenburg, Wenzel Eusebius Albrecht aber gleichzeitig mit Virdung [den ja der eifrig katholische Licek nicht mitnehmen konnte] gereist sei; wie später unserem Wallenstein müßte ferner Pachta vorher auch dem Hans Albrecht seine besondere Liebe zugewendet haben, denn hält man einmal Balbins Erzählung für glaubwürdig, so muß man sie auch ganz annehmen. Ich halte daher für gänzlich ausgeschlossen, daß in den überlieferten Jugendgeschichten eine Verwechslung der beiden Wallensteine vollzogen sei.

auch die Annahme, daß er damals noch dem Glauben der Brüdereinung angehangen habe, kann kein Bedenken erwecken, da Burgau, soviel bekannt und bei seinem Kriegsleben vermutlich, kein kirchlicher Eiferer war.

Wie es aber auch um den Burgauer Aufenthalt stehen mag: in jedem Falle ist das Geschichtchen von seiner dortigen Bekehrung zu abgeschmackt, um glaubhaft zu sein. Wie sollte denn ein in den Anschauungen der Brüdereinung erzogener Jüngling plötzlich auf den Einfall gekommen sein, daß ihn Maria beim Sturze gerettet habe und er deshalb katholisch werden müsse?

Die erste sichere Nachricht von seinem Übertritte giebt sein Schwager Karl von Žerotin, indem er am 10. April 1607 von ihm sagt: „va à la messe“ [1]. Zwischen diesem Tage und dem Beginn des Jahres 1600, wo Wallenstein Altdorf verließ, haben mithin unsere Vermutungen Spielraum.

Eine nähere Begrenzung schien dadurch erreichbar, daß Wallenstein nach seiner Rückkehr von der Auslandsreise im Jahre 1602 auf einer Glocke, die er der Kirche zu Heřmanice schenkte, zwei Bibelsprüche [Psalm 150, 5 fg. und Joh. III, 14] in tschechischer Sprache anbringen ließ [2]. Eine Vergleichung [3] ergab jedoch, daß der zweite Spruch in allen tschechischen Bibeln gleich lautet und die Fassung des ersten zwar nicht der Kralitzer Brüderbibel entnommen ist, indes in den katholischen und utraquistischen Übersetzungen denselben Wortlaut aufweist. Damit fehlt der Beweis, daß Wallenstein noch 1602 der Brüdereinung angehörte, doch ist auch anderseits, wie ich glaube, nicht der Beleg gewonnen, daß er bereits übergetreten gewesen sei, denn wir können ja weder feststellen, daß die Psalmverse nicht der utraquistischen Bibel entnommen sind, noch darthun, daß Wallenstein dem Glockengießer mehr als die Nummern der Verse bezeichnet und dieser sie nicht aus einer seinem eigenen Bekenntnisse entsprechenden Bibelübersetzung entlehnt habe.

Die Anwendung der tschechischen Sprache deutet wohl eher darauf, daß Wallenstein nicht Katholik war, denn der Katholizismus stand doch damals in einem gewissen Gegensatze zum tschechischen Volkstum und dessen vorherrschenden Glaubensrichtungen und bevorzugte überhaupt das Latein als Kirchensprache. Überdies hören wir auch nicht, daß Wallenstein zu jener Zeit die Katholisierung seiner Herrschaft Heřmanice betrieben habe,

---

[1] Palacky, Jugendgesch. 87.

[2] Dvorský, Rozpr. 411. Die Verse der ersten Stelle giebt er in falscher Reihenfolge.

[3] Diese vorzunehmen hatte Herr Professor Dr. A. Bachmann in Prag die Güte.

was damals wie an und für sich so namentlich bei der Haltung des kaiserlichen Hofes nahe gelegen hätte [1]. Vor allem aber ist es nicht glaublich, daß sich ein so eifriger Anhänger der Brüdereinung und so entschiedener Gegner des Katholizismus wie Karl von Žerotin am 24. August 1604 mit einer Schwester Wallensteins verheiratet haben würde, wenn dieser bereits zum Katholizismus übergetreten gewesen wäre [2]. Endlich wäre es, wenn Wallenstein bereits in dieser Zeit katholisch gewesen oder geworden wäre, sehr befremdlich, daß die weitaus überwiegend protestantischen Stände Böhmens den noch so jungen Freiherrn am 4. Februar 1605 zum Kommissar für die Abdankung ihrer Truppen [3] und im folgenden Jahre sogar zum Obersten eines ständischen Regimentes deutscher Knechte erwählten [4]. Daß der Sproß eines vornehmen Geschlechtes der Erblande Kriegsdienste that und sich dabei auszeichnete, war damals freilich so selten, daß Wallenstein wegen seines einzigen Feldzuges von höchstens sechs, eigentlich aber nur drei [5] Monaten immerhin als ungewöhnlich kriegserfahren gelten konnte [6], indes reichten seine Leistungen doch wohl nicht hin, um bei der wachsenden konfessionellen Gereiztheit den Abfall vom Glauben der Mehrheit aufzuwiegen.

In Erwägung aller Umstände drängt sich mir die Vermutung auf, daß Wallenstein erst im Herbst 1606 zum Katholizismus übergetreten sei. Nachdem der Wiener Friedensschluß vom 23. September oder wahrscheinlich schon dessen Bestätigung durch den Kaiser vom 6. August 1606 ihm die Aussicht auf kriegerische Thätigkeit benommen hatte, mag er nach Mähren gegangen sein, wo er im November 1606 seinen Schwager Žerotin be-

[1] In den Jahren 1606—1608 hören wir freilich auch nichts davon, aber da konnten die inneren Wirren dem nicht sehr mächtigen Herren Vorsicht gebieten oder es hinderte ihn der Umstand, daß er nicht in Böhmen verweilte.

[2] Daß er sich nachher mit seinem Schwager wegen des Glaubenswechsels nicht verfeindete, ist dagegen bei seiner vornehmen Art ganz begreiflich.

[3] Dvorský, Rozpr. 423.

[4] S. den Brief Rudolfs II. bei Schebek, Lösung 532. Wenn dort gesagt wird, Wallenstein habe „albereit mehr als einmal hauptmannschaften bedient“, so kann sich das wohl nur darauf beziehen, daß er 1604 zuerst beim Kreisfußvolk und dann beim Regiment Kolonitsch stand, s. Dvorský, Rozpr. 414 und 418, oder daß er 1606 zunächst als Hauptmann bestellt worden war.

[5] Wenn man nämlich von der Ankunft vor Gran am 18. September 1604 bis zum Bezug der Winterquartiere am 8. Dezember rechnet.

[6] Daß die Zeit des Zuges und die Stellung Wallensteins als Fähnrich und Hauptmann nicht hinreichen, um das Gerede Czerwenkas und anderer über den Gewinn dieser „Lehrzeit unter Basta“ zu rechtfertigen, bedarf wohl keiner Ausführung.

suchte[1]. Da mag er dann noch vor diesem Besuche be dem Schwager seiner Mutter, Johann Kawka von Řičan, dem eifrigsten Jesuitenfreunde unter Mährens Adel[2] auf Brumov geweilt haben, dort durch den P. Veit Pachta, der so häufig zu jenem kam, für den Katholizismus gewonnen worden sein und dann im Olmützer Kolleg dem Glauben seiner Väter abgeschworen haben.

Es sind das freilich nur Vermutungen, aber ich meine, daß sie nicht der Wahrscheinlichkeit entbehren. Es stimmt zu ihnen, daß jetzt auch der eifrig katholische Adam Leo Licek von Riesenburg mit Wallenstein in Verbindung erscheint: am 9. Oktober 1606 wird Wallenstein vom Kaiser ermächtigt, als Stellvertreter in der Handhabung seiner gutsherrlichen Befugnisse neben fünf anderen Herren auch Licek zu bestellen, und es wird ein Besuch Liceks in Heřmanice erwähnt[3]. Folgern wir ferner hieraus, daß Licek in irgend einer Weise an Wallensteins Übertritt teilnahm, etwa indem er Albrecht nach Olmütz begleitete, so haben wir auch die Keime zusammen, woraus Balbins Erzählung erwachsen sein kann. Endlich aber wird es begreiflich, daß Wallenstein jetzt daran dachte, in den Niederlanden unter Erzherzog Albrecht Kriegsdienste zu nehmen, und sich diesem durch ein Schreiben des Kaisers vom 6. Januar 1607[4] empfehlen ließ.

War er schon früher katholisch, so konnte er diesen Schritt auch schon früher ausführen[5], denn die Verhältnisse in den kaiserlichen Landen boten seit dem Beginn des Jahres 1605 wenig Aussicht auf ernstliche und erfolgreiche Kriegsführung, und war er wirklich so kriegsbegierig, wie ihn das Empfehlungsschreiben Rudolfs II. und ein bald darauf verfaßter Brief Žerotins[6] hinstellen, warum beteiligte er sich dann in den folgenden Jahren niemals als Kämpfer an einem der in den kaiserlichen Landen oder im Reiche geführten Kriege[7]?

---

[1] Dvorský, Rozpr. 423.

[2] Als solchen preist ihn Schmidl, Hist. soc. Jesu prov. Boh. II. Teil fg. an vielen Stellen.

[3] Dvorský, Rozpr. 424 fg. Bei dem Besuche zeigte sich Licek übrigens keineswegs als „mitissimae indolis“ wie ihn Balbin rühmt.

[4] Schebek, Lösung 532.

[5] Allerdings bemerkt Wallenstein zu Keplers Horoskop: „Im 22. jahr hab ich die ungarisch krankheit und die pest gehabt, anno 1605 im januario“ [bei Struve a. a. O. S. 18]; da ihn jedoch die böhmischen Stände schon am 4. Februar 1605 zum Abdankungskommissar wählten, kann die Krankheit wohl keine langwierige gewesen sein.

[6] Vgl. bei Palacky, Jugendgeschichte 88.

[7] Den Zug des Matthias von 1608 machte Wallenstein als Kämmerer des Erzherzogs mit, s. Dvorský, Rozpr. 430. 1611 wird es ebenso gewesen sein.

Die Thatsache, daß er sich, ehe noch auf des Kaisers Schreiben vom 6. Januar 1607 Antwort eingetroffen war und nach Art der damaligen Kriegs- und Regierungsweise eingetroffen sein konnte, am 12. Februar durch Žerotin für den Hofdienst des Erzherzogs Matthias empfehlen ließ[1], regt den Gedanken an, daß ihm der Plan, unter Erzherzog Albrecht zu dienen, von seinen Bekehrern eingegeben wurde, um ihn den ketzerischen Einflüssen in der Heimat zu entziehen, daß dagegen Žerotin, der bereits den Ausbruch der inneren Kämpfe in den Kaiserlanden voraussah, seinen Schwager der ständischen Partei und der Heimat erhalten wollte und ihn deshalb an den Hof des Matthias, der nicht als streng katholisch[2], dagegen als den Ständen geneigt galt, zu bringen suchte[3].

Žerotins Einfluß bewirkte, daß Wallenstein von Erzherzog Matthias alsbald zum Kämmerer ernannt wurde; im April 1607 begab er sich bereits, um sein Amt anzutreten, nach Wien[4]. Vermutlich blieb er dann dauernd dort, doch fehlen darüber alle Nachrichten. Gewiß ist, daß sich die Absicht, die Žerotin vermutlich gehegt hatte, zunächst verwirklichte. Als Matthias, von den unzufriedenen Ständen Ungarns, Österreichs und Mährens getrieben, sich gegen den Kaiser erhob, folgte ihm Wallenstein[5], obwohl diesen als böhmischen Gutsbesitzer die ältere Pflicht auf die Seite Rudolfs und der böhmischen Stände rief.

Bald darauf aber streckte sich eine Hand, die noch geschickter als die des mährischen Freiherrn war, aufs neue nach dem jungen Albrecht aus. Ein Beichtkind des Paters Veit Pachta, Frau Lukrezia von Vičkov, eine Tochter Siegmunds Nekeš von Landek, war vor kurzem Witwe geworden. Sie war „nicht schön“ und bereits bei Jahren[6], aber ungemein reich an

---

Wenn Chlumecky, Zierotin 747 Wallenstein als Führer der mährischen Reiterei nennt, so widerspricht dem Wallensteins eigenhändige Bemerkung zu Keplers Horoskop: „Anno 1611 bin ich ... zue keinen krigsbevelch erhoben“. Struve 18.

[1] Palacky 88.

[2] Žerotin selbst betont das a. a. O. S. 87.

[3] Allerdings sagt Žerotin noch in seinem Briefe vom 10. April 1607, Wallenstein sei „tant échaufé après le mestier des armes“, daß er, wenn der Erzherzog ihn in seine Kammer aufnehme, nicht ruhen werde, um für einige Zeit Urlaub zu erhalten und dem Erzherzog Albrecht im Kriege zu dienen. A. a. O. S. 88. Indes muß das denn mehr als eine Redensart sein, die [wie die ähnliche S. 85] dazu dienen sollte, Wallenstein über Žerotins wahre Absicht zu täuschen und ihn mit dem Hofdienste zu versöhnen?

[4] Die Briefe Zerotins vom 10. April 1607 sind Begleitbriefe für den nach Wien reisenden Wallenstein. Vgl. auch Dvorský, Rozpr. 428.

[5] Dvorský, Rozpr. 430 fg.

[6] Vgl. Dvorský, Rozpr. 432: „Sie hatte sich als schon älteres Mädchen an den Witwer Arkleb von Vičkov auf Prusinovice verheiratet“.

Geld und Gütern[1]. „P. Pachta fürchtete nun, daß ihre Herrschaften zum großen Nachteil der Religion, wenn sie wieder heiratete, an einen ketzerischen Gatten[2] oder, wenn sie als Witwe stürbe, an nicht katholische Erben fallen könnten, und er wünschte aufs lebhafteste, daß ein eifriger Katholik sie heimführe. Schleunig schrieb er an Albrecht, rief ihn vom Hofe nach Mähren und legte ihm dar, was zu thun sei. Leicht war es dann, den sehr vornehmen und gegenwärtigen Jüngling der Lukrezia zu empfehlen, und Pachta ruhte nicht, bis er diese Heirat mit Hilfe anderer Freunde und besonders des Johann Adam Vičkov, Herrn auf Čeikovice, zu stande brachte[3]."

Noch im Jahre 1608 muß die Heirat verabredet worden sein[4], im Mai 1609 wurde sie geschlossen. Und sie trug die erhoffte Frucht.

---

[1] In Keplers Horoskop bei Struve S. 19 heißt es: „Im 33. jahr ist directio medii coeli ad Lunae corpus; das möcht ein glegenheit geben zue einer stattlichen heurat, wenn man sich deren gebrauchen wollte. Die astrologi pflegen hinzuzusetzen, das es ein wittib und nit schön, aber an herrschaften, gebäu, vieh und barem gelt reich sein werde." Wallenstein bemerkt dazu: „Anno 1609 im majo hab ich diese heurat gethan mit einer wittib, wie daher ad vivum describirt wird."

[2] Auch ihr erster Gemahl, Arkleb von Vičkov, war Protestant gewesen. Dvorský, Rozpr. 438. Dieser Umstand und die Sorge Pachtas dürften wohl beweisen, daß die Frömmigkeit Lukrezias nicht sehr lebhaft war; um so bedeutender erscheint Pachtas Geschicklichkeit.

[3] So berichtet unbefangen Balbinus, Hist. coll. Gicz. p. 6. Czerwenka und Schmidl haben ihn wieder ausgeschrieben. Offenbar benützt er hier gleichzeitige Aufzeichnungen, wie er sich denn auch in den anschließenden Mitteilungen über die Wirkungen der Heirat ausdrücklich auf die Tagebücher des Olmützer Kollegs beruft. Er ist daher hier ohne Zweifel glaubwürdiger als die Angabe bei Khevenhiller, Conterfet II, 221, daß der Erzbischof von Prag die Heirat vermittelt habe. Wie sollte auch dieser damals in Mähren einzugreifen vermocht und mit Wallenstein Beziehungen unterhalten haben? Bezeichnend für die Anschauungen der Jesuiten ist, daß die Einwilligung Wallensteins in das Geschäft als ganz selbstverständlich vorausgesetzt wird. Wenn Dvorský, Rozpr. 432 erzählt, Lukrezia habe sich, obgleich sich viele um ihre Hand bewarben, glühend in Wallenstein verliebt, so stützt er sich wohl nur auf die S. 434 Anm. 57 von ihm angeführte, durch Helbig in der Allg. Monatsschrift für Wissenschaft und Litteratur 1853, I, 103 veröffentlichte Stelle einer Chronik des Pfarrers Christian Lehmann; diese ist jedoch nur eine Ausschmückung der betreffenden Angabe Prioratos, die ihrerseits wieder nur auf Erfindung beruht.

[4] Da Keplers Horoskop [vgl. oben S. 217 Anm. 6] in diesem Jahre abgefaßt wurde; s. Struve 19. Die Stelle, woraus Helbig S. 68 folgerte, das Horoskop sei 1609 entstanden, war in seiner Abschrift verdorben; wie bei Struve zu sehen, sollte sie lauten: „Dies jetzige und künftige Jahr seind nit sonderlich gut, denn der hizige planet Mars gehet diesen sommer" u. s. w. Im Herbst 1608 konnte Kepler mit „diesem sommer" auf den von 1609 deuten.

Lukrezias Vermögen wurde, indem sie Wallenstein zum Mitbesitzer und Erben einsetzte, den Ketzern entzogen, und bald bemühte sich der junge Gatte nach Vertreibung der protestantischen Geistlichen, mit Hilfe der Jesuiten und Tertiarier von Olmütz, sowie durch Gewalt und Güte die bis dahin nicht gewagte Katholisierung der Bewohner seiner Herrschaften durchzusetzen[1]. Er selbst aber trat von nun an in das engste Verhältnis zu den Jesuiten und der katholischen Partei und als sich 1618 der Kampf zwischen dem Ständetum und der landesfürstlichen Gewalt und zwischen Protestantismus und Katholizismus erneute, da schwankte er keinen Augenblick, gegen jene Partei zu ergreifen.

---

[1] Dvorský, Rozpr. 439 bekämpft die Angaben Balbins, doch scheint mir eine äußerliche Katholisierung der Unterthanen durch seine Mitteilungen nicht ausgeschlossen.

XIV.

Zur Geschichte Wallensteins[1].

Eine der befremdlichsten Erscheinungen an den Deutschen des Jahrhunderts, das sich vom augsburger bis zum westfälischen Frieden erstreckt, ist ihre Gleichgültigkeit gegen das Persönliche, soweit es sich nicht um das eigene Ich handelt. Wohl werden nicht selten Tagebücher geführt und mitunter ganze Bände mit Aufzeichnungen und Akten über die eigenen Erlebnisse gefüllt: mit den Schicksalen anderer dagegen befaßt man sich, soweit sie nicht für die öffentlichen Verhältnisse Bedeutung erlangen, nur in Fest- und Leichenreden und fast nur in letzteren finden wir Versuche, eine Persönlichkeit in ihrem Wesen und Walten zu schildern. Sogar in den Berichten der Diplomaten fehlen in der Regel Bemühungen dieser Art, obgleich durch die zunehmende Unbeschränktheit der Regierungsgewalt die Persönlichkeit der Fürsten und durch deren geistige Unzulänglichkeit oder Unselbständigkeit auch die Persönlichkeit ihrer Räte mehr und mehr maßgebende Bedeutung für die Staatsangelegenheiten gewann.

---

[1] Den ersten Abdruck dieser Abhandlung in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie begleitete Professor v. Heigel mit folgenden Worten: „Ich erfülle hiermit die traurige Pflicht, die letzte Arbeit unseres Kollegen Stieve der Öffentlichkeit zu übergeben. Am 11. Juni hätte er den Vortrag in der historischen Klasse halten sollen, doch schon am 10. schloß er die Augen für immer. Es ist zweifelhaft, ob er seinen neuen, an die ältere Abhandlung „Wallensteins Übertritt zum Katholizismus“ (Sitzungsberichte 1897, II) unmittelbar anschließenden Beitrag zur Geschichte Wallensteins schon als völlig fertig gestellt betrachtete; vielleicht hätte er noch einen die Ergebnisse der Untersuchung zusammenfassenden Schluß hinzugefügt oder sich über die Ernennung des Herzogs zum „Capo und General-Oberst-Feldhauptmann der kaiserlichen Armada“ weiter verbreitet. Die historische Klasse beschloß jedoch, die Abhandlung so, wie sie im Manuskript vorliegt und jedenfalls im allgemeinen als abgeschlossen gelten kann, als letzte Gabe des zu früh geschiedenen Freundes in den Sitzungsberichten zu veröffentlichen.“

Die Gründe dieser Erscheinung erschöpfend darzulegen, wäre eine lohnende Aufgabe. Mir gelten als die vornehmsten: die Scheu der Zeit, private Verhältnisse außerhalb des Familienkreises zu besprechen, ihre theologische Gewohnheit, überall übersinnliche Einflüsse wirksam zu sehen, ihr durch das Fehlen geeigneter Bücher und Zeitungen verursachter Mangel an Wissen über fremde Staaten und Personen und ihre Unfähigkeit, das Wirken der Menschen und die Entwicklung der Verhältnisse in ihrer Wirklichkeit und statt mit der Einbildungskraft durch den Verstand zu erfassen. Die Folge des Gebrechens ist, daß die Geschichtsforschung mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, wenn sie nicht nur den äußeren Verlauf der Dinge, sondern auch deren inneren Zusammenhang darzulegen unternimmt. Wo nicht die Venetianer, denen zuerst Ranke lebensvolle Charakteristiken entnahm, aushelfen, ist man auf gelegentliche Äußerungen und auf Schlüsse aus Akten und Handlungen angewiesen, also auf Unterlagen, die der Erkenntnis oft einen noch weniger sicheren Halt bieten als die Schlußrelationen der Venetianer, die für den großen Rat ihres Staates höfisch und künstlerisch zugestutzt wurden.

Noch ungünstiger als für die Charakteristik liegen jedoch die Verhältnisse für die Feststellung des äußeren Lebensganges solcher Persönlichkeiten, die nicht von vornherein die Aufmerksamkeit durch fürstliche Geburt auf sich lenkten. Auch wenn sie später eine hervorragende Stellung einnahmen, fanden es die berufenen Zeitgenossen in der Regel nicht der Mühe wert, ihre früheren Erlebnisse zu erforschen und zu verzeichnen. Um so üppiger wucherte dagegen dann im Schatten der Unkenntnis, zumal die Zeit wenig Sinn für geschichtliche Wahrheit[1] und viel Liebe zum Abenteuerlichen besaß, das Unkraut der Sage, woraus der Forscher kaum noch die Wurzeln und Stengel der im Tageslicht der Geschichte glänzenden Blüte zu sondern vermag.

Ein ausnehmend bezeichnendes Beispiel für diesen Sachverhalt bietet die Geschichte Wallensteins. Wie würde man in unseren Tagen allem und jedem nachspüren, was sich auf einen Mann von so hervorstechender und rätselhafter Erscheinung bezöge! Das siebzehnte Jahrhundert hat uns

---

[1] Einen gewichtigen Beleg hiefür bietet die Thatsache, daß der Nuntius Caraffa in seiner Germania sacra restaurata die Geschichte des oberösterreichischen Bauernaufstandes von 1626 nach den jämmerlichen Tageszeitungen, die er in Wien 1626 erhalten hatte, schreibt, während es ihm so leicht gewesen wäre, sich gründlichst zu unterrichten, und er dazu durch den Umstand, daß die von ihm angeregte Gegenreformation den Aufstand veranlaßt hatte, noch ganz besonders angetrieben werden mußte. Vgl. Stieve, Der oberöst. Bauernaufstand I, XX.

nur zwei Lebensabrisse, die wohl kurz nach seiner Ermordung verfaßt sind, hinterlassen und sie sind überaus dürftig und eilen über die einundvierzig Lebensjahre, die vor dem Eingreifen des Friedländers in die deutschen Verhältnisse verflossen, mit wenigen Mitteilungen hinweg [1]. Vielleicht gab es noch andere ähnliche Aufzeichnungen [2] und Gualdo Priorato [3] mag eine solche benutzt haben; sicherlich aber waren sie gleicher Art wie die uns bekannten. Erst und einzig den Thaten Wallensteins, die für den Gang des deutschen Krieges bedeutsam wurden, wandte man eingehende Berichterstattung zu.

Wie wenig ferner die Zeit das Bedürfnis zu sorgfältiger Feststellung von Thatsachen empfand, zeigt der Umstand, daß schon die Gnadenurkunden, die Wallenstein am 15. September 1622 und am 7. September 1623 vom Kaiser erteilt wurden, seine hervorragende Beteiligung an der Schlacht des Weißen Berges rühmen [4], während er an ihr gar nicht teilnahm. Es ist nicht daran zu denken, daß etwa er selbst sich ein Verdienst angedichtet habe, das er nicht besaß, denn es lebten ja Hunderte, die den wahren Sachverhalt kannten. Offenbar liegt nur eine Nachlässigkeit der kaiserlichen Kanzlei vor und hatte er selbst, dem doch gewiß die Urkunden vorher vorgelegt wurden, mindestens aber die erste vor Entstehung der zweiten bekannt war, es nicht der Mühe wert gefunden, den Irrtum zu berichtigen [5].

Bei solcher Gleichgültigkeit gegen die Treue der Berichterstattung und bei der Lückenhaftigkeit der Überlieferung war der Erfindung der weiteste Spielraum geboten. Wir sehen schon Gualdo Priorato seine Erzählung mit willkürlichen Zuthaten ausschmücken und der Bericht des Jesuiten Balbin von Wallensteins Übertritt zum Katholizismus enthüllt sich näherer Betrachtung als haltlos und unbegründet.

Nicht nur die ältere, sondern auch die neuere Geschichtsschreibung hat indes die Erkenntnis des Verlaufs der ersten vier Jahrzehnte des Friedländers erschwert. Parteilichkeit trübte den Blick und das Urteil; vor allem aber ging man von der Voraussetzung aus, daß der Mann, der später eine so große Rolle gespielt hat, von Anfang an Bedeutendes geleistet haben müsse, und Leichtfertigkeit einerseits, die Hast, womit unsere

---

[1] S. Khevenhiller, Conterfet-Kupfferstich II, 219 und 221.

[2] Vgl. die Abhandlung XIII.

[3] Historia della vita d'Alberto Valstain u. s. w. 1643.

[4] S. Fr. Förster, Wallensteins Prozeß, Urkunden S. 10 und 25 f.

[5] Erst in der Urkunde vom 12. März 1624, a. a. O. 30, ist die Angabe abgeschwächt und erst in der vom 4. Januar 1627, das. 43. ist sie — vielleicht aber auch nur aus stilistischen Gründen — weggelassen worden.

Zeit so häufig arbeitet, andererseits, ließen einen Teil der vorliegenden Nachrichten übersehen oder erzeugten Behauptungen, die der Berechtigung entbehrten, aber um so schwerer zu beseitigen waren, als sie ohne Berufung auf eine Quelle und mit größter Bestimmtheit aufgestellt wurden.

Ja noch mehr! Die Grundlage aller neueren Darstellungen bildet mehr oder weniger ausschließlich der betreffende Teil der 1790 erschienenen Geschichte Wallensteins von Johann Kristof Herchenhahn, sei es unmittelbar, sei es mittelbar in den in engem Anschlusse an die Vorlage, aber doch nicht ohne zielbewußte Willkür ausgeführten Überarbeitungen Friedrich Försters. Niemandem aber bis auf den jüngsten, sonst recht fleißigen und gewandten Biographen Wallensteins[1] herab ist es jedoch eingefallen, Herchenhahns oder Försters Angaben mit den Quellen zu vergleichen und diese selbst kritischer Prüfung zu unterziehen.

Die Forschung hat die Geschichte des werdenden Wallensteins vernachlässigt. Mit einundvierzig Jahren ist aber der Mann doch in der Regel wohl seinem Wesen und Streben nach fertig und je rätselhafter der Friedländer in seinen letzten zehn Jahren erscheint, desto dringender ist die Aufforderung, den Gang seines vorausgegangenen Lebens zu erforschen.

Ich möchte nun hier ebenso, wie ich es bereits in Bezug auf Wallensteins Jugend bis zu seiner Verheiratung gethan habe, für sein Leben in den Jahren 1609 bis 1625 den Versuch unternehmen, festzustellen, was uns an zuverlässigen Nachrichten bekannt ist. Von ungedrucktem Stoffe verwerte ich nur einige wenige Stücke, die mir die Güte Sr. Exzellenz des Herrn Feldmarschall-Lieutenants Leander von Wetzer aus dem seiner Leitung unterstellten k. und k. Kriegsarchiv zu Wien, sowie die Gefälligkeit meines Mitarbeiters bei der Münchener Historischen Kommission Herrn Akademiesekretärs Dr. Karl Mayr-Deisinger und des Herrn Dr. Otto Helmut Hopfen aus ihren Sammlungen zur Verfügung stellten[2]. Eigene archivalische Forschungen unterließ ich, weil sie, wie ich glaube, nur dann von erschöpfendem Erfolg begleitet sein können, wenn sie sich auf den ganzen für den bezeichneten Zeitraum vorhandenen Quellenstoff ausdehnen, während Wallenstein in dieser Zeit so wenig hervortritt, daß die Frucht der ungeheueren Arbeit nicht wert sein würde. Sogar den in Druckschriften aus archivalischen Quellen veröffentlichten Mitteilungen bin ich nicht bis zu ihrem Ursprunge nachgegangen, weil ihr Fundort von den Ausbeutern in

---

[1] Hans Schulz, Wallenstein und die Zeit des dreißigjährigen Krieges, 1898.

[2] Die ersterwähnten Stücke bezeichne ich mit W, die zweiten mit M, die dritten mit H.

der Regel so ungenau angegeben wird, daß die Aufspürung den Archivaren oder mir eine Mühe verursacht haben würde, die durch die Zwecke meiner Untersuchung nicht gerechtfertigt werden könnte. Nichtsdestoweniger hoffe ich, daß diese nicht fruchtlos erscheinen wird, und unzweifelhaft muß es künftiger Forschung förderlich sein, wenn die Lücken und Zweifel des jetzigen Forschungsstandes aufgezeigt werden.

I.

Man weiß, welches Gewicht Wallenstein der Astrologie beimaß und wie eindringend er sich durch sie in seinem Thun und Lassen bestimmen ließ. Im höchsten Grade auffällig ist es daher, daß er nicht durch das Horoskop, das ihm Kepler im Jahre 1608 stellte, veranlaßt wurde, in Kriegs- oder Staatsdienste einzutreten. Kepler sagte in jener Schrift, aus der Konstellation der Gestirne bei Wallensteins Geburt sei abzunehmen, daß dieser großen Ehrgeiz und Drang nach Würden und Macht besitze; dadurch werde er sich viele heftige, öffentliche und heimliche Feinde machen; aber er werde ihnen meist obsiegen, denn seine Nativität habe viel mit der des polnischen Kanzlers Zamoiski und der Königin Elisabeth von England gemein und deshalb sei es nicht zweifelhaft, daß er, wenn er nur der Welt Lauf in acht nehme, zu hohen Würden, Reichtum und, falls er sich zur Höflichkeit schicke, auch zu einer stattlichen Heirat gelangen werde[1]. Welche Aussichten wurden damit dem fünfundzwanzigjährigen Freiherrn eröffnet! Wenn er ihnen nicht nachtrachtete, so dürfen wir wohl den Beweis darin erblicken, daß sein Ehrgeiz und der innere Drang seines Wesens nicht auf kriegerische oder staatsmännische Thätigkeit gerichtet waren.

Er begnügte sich mit der Würde eines Kämmerers, die ihm 1607 von Erzherzog Matthias verliehen worden war, und wie 1608, begleitete er, soviel ersichtlich, auch 1611 seinen Herrn nicht als Offizier, sondern als Kämmerer auf dem Zuge nach Böhmen[2]. In der gleichen Eigenschaft folgte er ihm 1613 zum Regensburger Reichstage, kehrte jedoch nach kurzer Frist wieder heim[3].

Sogar an den ständischen und kirchlichen Kämpfen der kaiserlichen Lande beteiligte er sich nicht in irgendwie hervorragender Weise. Die

---

[1] S. das Horoskop bei O. Struve, Beitrag zur Feststellung des Verhältnisses von Kepler zu Wallenstein, in den Memoires de l'académie des sciences de S. Petersbourg VII série, t. II n. 4 S. 17.

[2] Vgl. Sitzungsberichte 1897, II, 216 Anm. 4.

[3] Fr. Dvorský, Albrecht z Valdštejna až na konec voku 1621, in den Rozpravy české akademie . . . v Praze 1892, I Klasse N. 3 S. 441 fg.

Beziehungen zu Böhmen löste er, indem er am 11. November 1610 sein Stammgut Heřmanice an seinen Oheim, den böhmischen Obermünzmeister Hannibal von Waldstein abtrat[1]. Durch seine 1609 geschlossene Heirat war er dafür in Mähren Mitglied des Herrenstandes geworden. Als solches und infolge seiner kirchlichen Gesinnung und seiner nahen Beziehungen zu den Jesuiten[2] hatte er den dringendsten Anlaß, an der Seite des Kardinal Dietrichstein in den Kampf für den Katholizismus und die landesfürstliche Gewalt gegen die Mehrheit der Stände einzutreten. Es findet sich indes nicht die leiseste Spur, daß er es that. Wir vernehmen überhaupt nichts weiter von einer Thätigkeit Wallensteins auf ständischem Gebiete, als daß er, der ja nun einmal seit seinem ungarischen Feldzuge von 1604 als besonders kriegserfahren galt, im Jahre 1610 vom mährischen Landtage neben anderen zum Musterungskommissar erwählt und mit der Werbung und Führung von 600 Musketieren, die Mährens Grenze gegen das Passauer Volk decken sollten, betraut wurde und daß die Stände ihn 1612 einem Ausschusse, der für den Austrag einer Rechtsstreitigkeit eingesetzt wurde, beiordneten[3].

Er scheint sein Wirken ganz auf die Güter Wsetin, Lukov, Rimnitz und Wschetul gewendet zu haben, zu deren Mitbesitzer ihn seine Gattin Lukrezia schon 1610 berief[4] und zu deren alleinigem Herren ihn ihr am 23. März 1614 erfolgender Tod erhob,[5]. Einen Namen suchte er sich nur dadurch zu machen, daß er, wie die älteste seiner Lebensgeschichten meldet[6], als Kämmerer zu Wien „stattlich Hof gehalten“. Dabei aber scheint er sogar die wirtschaftliche Vorsicht überschritten zu haben, die ihm nachgerühmt wird, indem jener Bericht fortfährt: „Und wenn er seinen gemachten Vorrat verzehrt gehabt, ist er wieder nach Haus zogen und dort so lang verblieben, bis er wieder eingesammelt und nach Hof reisen können.“ Wenigstens sah er sich veranlaßt, 1612 einen Hof zu verkaufen und 1614 dreitausend Gulden, 1615 sechstausend Schock zu borgen[7].

Trotz seiner Haltung brachten ihn indes sein Bekenntnis, seine Freundschaft mit den Jesuiten und die auf seinem Güterbesitz beruhende Stellung unter den mährischen Ständen in Verbindung mit Erzherzog Ferdinand,

---

[1] Dvorský 434.

[2] Über diese, die gerade in jenen Jahren besonders lebhaft waren, vgl. Dvorský 440 fg. und Patsch, Wallensteins erste Ehe 12.

[3] Dvorský 435 und 440.

[4] A. a. O. 434.

[5] A. a. O. 442, Patsch 16, Struve 19.

[6] Khevenhiller, Conterfet-Kupfferstich II, 219.

[7] Dvorský 440, 443.

der mehr und mehr als Erbe des kinderlosen Kaisers und als Führer der Katholiken in den Hauslanden hervortrat. Als Ferdinand im Juli 1614 zu einem mährischen Landtage nach Olmütz kam, wurde Wallenstein in den Ausschuß der Stände gewählt, der ihn feierlich empfing, und bei einem Festspiel, das die Jesuiten im Olmützer Kollegium zu Ehren des Erzherzogs veranstalteten, saß auch Wallenstein als „besonderer Gönner der Jesuiten" unter den Zuschauern[1]. Bald darauf verlieh ihm der Erzherzog den Kämmerertitel[2].

Diese neuen Beziehungen waren indes zunächst so wenig enge und Wallenstein war noch überhaupt so wenig als Parteimann hervorgetreten, daß die fast durchgehends protestantischen und der kaiserlich-katholischen Regierung abgeneigten mährischen Stände kein Bedenken trugen, den Freiherrn im Beginn des Jahres 1615 für den Fall, daß eine Landesverteidigung notwendig werde, zum Obersten über ein Regiment Fußvolk zu wählen und ihn als solchen in Wartegeld zu bestallen, sowie in den folgenden Jahren diesen Beschluß zu erneuern[3]. Erst 1617 erwuchs aus dem Verhältnis zu Ferdinand eine hervorstechende That, die freilich weniger durch politische Berechnung oder Kriegslust als durch das Bestreben, sich als großen Herrn zu zeigen, erzeugt worden sein dürfte.

Erzherzog Ferdinand lag seit Ende 1615 mit Venedig im Krieg. Im Februar 1617 verzagte er, mit eigenen Mitteln den Kampf weiterführen und das von den Feinden belagerte Gradisca retten zu können. Deshalb richtete er neben anderen Hilfsgesuchen, die er hierhin und dorthin sandte, an die Adligen der eigenen und der kaiserlichen Lande die Aufforderung, ihm auf ihre Kosten Beistand zu leisten. Bis dahin hatte Wallenstein nicht daran gedacht, die Waffen zu ergreifen, jetzt fühlte sich der erzherzogliche Kämmerer zu dem erbetenen „Reitersdienste" veranlaßt.

Über dessen Ausführung liegen folgende Nachrichten vor. Erstens meldet ein Bericht aus Prag vom 6. April 1617: „Herr Albrecht von Waldstein wird Erzherzog Ferdinand mit 180 Kürassieren und 80 Musketieren auf eigene Kosten im Lager aufwarten"[4]. Weiter fügt Khevenhiller in den Jahrbüchern seiner Erzählung von dem kühnen Unternehmen, wodurch Dampierre am 13. Juli mit 1000 Reitern und 600 Musketieren Lebensmittel nach Gradisca brachte und die zum Kampfe untauglichen

---

[1] Dvorský 443.

[2] Wallenstein führt diesen bereits in einer Urkunde vom 28. September 1615, a. a. O. 447, kann ihn mithin nicht erst infolge des Zugs nach Gradisca erhalten haben.

[3] A. a. O. 447 fg.

[4] Hurter, Geschichte Ferdinands II., VII, 174 Anm. 321.

Leute herausholte, die Bemerkung hinzu: „Bei dieser Occasion hat sich Albrecht Herr von Wallenstein (darnach Herzog von Friedland)[1], ein reicher mährischer Herr und tapferer Kavalier, der auf seine Kosten dem König[2] 200 Pferde 6 Monate unterhalten, redlich und vernünftig gehalten“[3]. Drittens bemerkt derselbe Schriftsteller bei Erwähnung einer anderen Unternehmung, wodurch Dampierre am 22. September[4] den Belagerten einen Wagenzug zuführte, wiederum: „Darbei sich sonderlich Adam (lies: Albrecht) von Wallenstein ganz dapfer und herzhaft erzaigt“[5]. Beide Mitteilungen schöpfte Khevenhiller gewissenhaft aus amtlichen Berichten, die im Wiener Kriegsarchiv erhalten sind[6], und wir haben ebensowenig Anlaß, sie in Zweifel zu ziehen, wie die erste im selben Archiv gefundene Mitteilung Bedenken erwecken kann.

Die beiden ältesten Biographien Wallensteins, die eine gemeinsame Quelle benützt zu haben scheinen, bieten keine eingehendere Auskunft. „Als seine reiche Gemahlin gestorben,“ sagt die eine[7], „und ihm alles verlassen und ebendamals der friaulische Krieg angangen, hat er auf seine Unkosten Volk geworben und dem Erzherzog Ferdinand, hernach röm. Kaiser, dasselbige in Friaul zugeführet und unterhalten, auch Gradisca zu zweien Malen proviantirt, welches sich sonsten aus Hungersnot hätte ergeben müssen.“ Die zweite Schrift aber meldet[8]: „Als Erzherzog Ferdinand, der nachgehends römischer Kaiser wurde, mit den Venetianern in den friaulischen Krieg geriet, warb Wallenstein etliche Compagnien auf eigene Kosten, führte sie demselben zu und legte hier und da, sonderlich in der Belagerung von Gradisca, Proben seiner Tapferkeit ab.“

Andere Nachrichten liegen nicht vor und daraus, daß in den zahlreichen Werken und Berichten über den friauler Krieg, die wir besitzen[9],

---

[1] Bei Khevenhiller schließt die Klammer erst hinter „unterhalten“, doch zeigt seine Vorlage wie schon der Sinn, daß nur die oben eingeklammerten Worte sein Zusatz sind.

[2] Ferdinand war am 6. Juni 1617 zum König von Böhmen erwählt worden.

[3] Annales Ferdinandei VIII, 1050.

[4] Khevenhiller sagt irrig: Anfang September. Vgl. Hurter VII, 181.

[5] Annales VIII, 1066.

[6] Dvorský hat, ohne die Übereinstimmung mit Khevenhiller zu beachten, die erste Stelle S. 452 Anm. 94 im Wortlaute, die zweite S. 453 in tschechischer Übersetzung mitgeteilt. Die erste ist bei Khevenhiller wortgetreu mit Zufügung der oben eingeklammerten Worte wiederholt: die zweite lautet nach Dvorský: „bei welcher Begebenheit sich W. besonders tapfer, herzhaft und verständig erzeigt hat.“

[7] Khevenhiller, Conterfet II, 219.

[8] A. a. O. 221.

[9] S. Hurter VII, 79 Anm. 7.

Wallenstein nie erwähnt wird, müssen wir folgern, daß er keine hervorragende Rolle gespielt hat. Was aber wissen nicht jüngere Geschichtsschreiber zu erzählen!

Gualdo berichtet zunächst[1], Wallensteins Frau sei auf ihn eifersüchtig geworden und würde ihn durch Hexerei ums Leben gebracht haben, wenn nicht ihr Tod den Zauber gelöst hätte. Dann sagt er[2], nach seiner Genesung habe Wallenstein, durch die Erbschaft bereichert, aus Unlust an Ruhe und um sich von der Ungnade, worein er beim Kaiser wegen einiger Vorgänge gefallen, zu befreien, dem Erzherzog Ferdinand „einige Reiter" zugeführt. Daran aber schließt er[3] eine überaus wortreiche Schilderung von Wallensteins Verhalten im Lager, deren Inhalt, soweit er sich aus dem Wortschwall mit Bestimmtheit herausheben läßt, dahin geht, daß der Freiherr durch sein bizarres Gehaben Bewunderung erregt, durch seine Freigebigkeit und kluges Lob die Soldaten an sich gekettet, durch offene Tafel die Offiziere gewonnen und stets für ausreichende Verpflegung seiner Soldaten gesorgt habe.

An Thatsachen liegt, soviel wir bis jetzt wissen, diesen Mitteilungen nur zu Grunde, daß Wallenstein im September 1615 schwer krank war, seine anderthalb Jahre vorher gestorbene Gattin beerbt hatte und nach Friaul zog. Von einer Ungnade des Kaisers gegen ihn fehlt jede Nachricht; freilich ist es möglich, daß er sich Feinde bei Hofe gemacht hatte und durch sie beim Kaiser Matthias in Mißgunst gebracht worden war; ja es wird anzunehmen sein, daß Gualdo irgend eine Angabe vor Augen hatte, denn er erfindet, soweit ich sehe, niemals ohne Anhalt; ganz gewiß aber veranlaßte nicht der Wunsch, jener Ungnade zu entgehen, den Feldzug, denn das Verhältnis zwischen dem kaiserlichen Hofe und Erzherzog Ferdinand war im Frühling 1617 kein so inniges, daß ein diesem erwiesener Kriegsdienst jenem besonders wohlgefällig hätte sein können[4]; die Verbindung, die Gualdo zwischen den Vorgängen herstellt, ist also gewiß seine Erfindung. Über die Ausführung des Zuges endlich hatte Gualdo offenbar gar keine Berichte zur Verfügung. Er weiß nichts von der Zahl der Soldaten, die Wallenstein mitbrachte, und scheint diese, wie der Ausdruck „einige Reiter" [alcuni genti à cavallo] andeutet, für viel geringer zu halten, als sie war; er weiß auch nichts von Wallensteins Thaten am 13. Juli und 22. September und er weiß nichts von irgend einem

[1] Historia 5b.
[2] Das. 6b.
[3] A. a. O. 6b, 7a, 7b, 8a.
[4] Vgl. Hurter VII, 166 fg.

anderen Ereignis. Was er mitteilt, entspricht, soweit es nicht in bloßen Redensarten besteht, dem, was von Wallenstein aus der Zeit seiner späteren Heerführung erzählt wird, und wir werden um so mehr eine unbegründete Übertragung vermuten müssen, als das Schweigen der gleichzeitigen Quellen und der wenig jüngeren, mit des Friedländers späterem Ruhm bereits bekannten Schriftsteller wie vor allem Nanis[1] die Annahme ausschließt, daß jener eine irgendwie hervorragende Rolle gespielt habe.

Nichtsdestoweniger ist Gualdos Gerede von späteren Geschichtsschreibern gläubig aufgenommen worden und die Dürftigkeit der zuverlässigen Angaben hat ihrer Einbildungskraft keine Zügel angelegt. Nur einige hervorragende Schriftsteller, die nicht als Dilettanten gelten können, seien hier angeführt.

Friedrich Förster berichtet[2]: Wallenstein zog „mit einer kleinen Schar von zweihundert Dragonern, die er auf eigene Kosten geworben und bewaffnet hatte, nach Friaul" . . . . „Die Festung Gradisca war seit einigen Monden von den Truppen Venedigs eingeschlossen und litt so harten Mangel an Lebensmitteln, daß sie nahe daran war, sich zu ergeben. Wallenstein unternahm es, durch die Belagerer hindurch eine reich beladene Zufuhr in die Stadt zu bringen, und führte dies mit ebensoviel Klugheit als Entschlossenheit aus. Sicherte er sich durch diese Waffenthat den Ruhm eines tapferen und unternehmenden Führers, so gewann er sich nicht weniger durch die offene Tafel in seinem Zelte und die Sorge für gute Verpflegung die Zuneigung der Offiziere und das Vertrauen der Soldaten; seine kleine Schar vermehrte sich bald zu einem vollständigen Regimente, und kein anderes des kaiserlichen [!] Heeres war so gut beritten, so prächtig bekleidet als Wallensteins Regiment. Nicht unbekannt blieben dem Erzherzog Ferdinand Wallensteins Verdienste; als er nach geendigtem Feldzuge (1617) nach Wien zurückkehrte, wurde er bei Hofe vielfach ausgezeichnet. Er erhielt den Kammerherrnschlüssel, ward in den Grafenstand erhoben, zum Obersten ernannt und erhielt auf die Empfehlung des Kaisers in Mähren . . . . ein Regiment des dortigen Landaufgebotes[3]."

Förster läßt also Wallenstein allein die Versorgung Gradiscas ausführen, während dieser nur mit einer kleinen Schar in Dampierres Heerhaufen stritt. Er erdichtet das Anwachsen jener Schar auf ein Muster-

[1] Storia Veneta 1643.

[2] Wallenstein, Herzog zu Mecklenburg u. s. w. S. 32.

[3] W. von Janko, Wallenstein 1867, 11 fg. hat diese Auslassung wörtlich übernommen. Da er überhaupt durchgehends Förster abschreibt, beachte ich ihn im Folgenden nicht weiter.

regiment. Er erzählt von Wallensteins Rückkehr nach Wien und läßt ihn dort mit Ehren überhäuft werden, während weder für die eine noch für die andere Angabe irgend ein Anhalt gegeben ist[1]. Kämmerer des Kaisers ferner war Wallenstein schon 1607, Ferdinands spätestens 1615 geworden; die Grafenwürde hat er nie erhalten; kaiserlicher Oberst wurde er erst im Oktober 1618, die mährischen Stände hatten ihn bereits 1615, indes ohne Einwirkung des Kaisers zum Obersten erwählt und ein Regiment des Landaufgebotes gab es nicht.

Nicht allzufern von dieser Überschwenglichkeit Försters hält sich Ranke[2]. „Im Sommer 1617," sagt er, „belagerten die Venetianer Gradisca mit überlegener Macht. Schon war ein Versuch es zu entsetzen mißlungen: es schien, als ob die Festung durch Mangel an Lebensmitteln in kurzem zur Kapitulation genötigt sein werde. Da war es, daß Wallenstein ..... im Lager eintraf. Er hatte einige tüchtige Scharen zu Fuß und zu Pferd auf seine eigenen Kosten geworben. ..... Er kam eben zur rechten Zeit, um an dem Unternehmen Dampierres, den bedrängten Platz mit Lebensmitteln zu versehen, durch Rat und That teilzunehmen. Es gelang vollkommen .... Eine rechtzeitige Hilfleistung, von dem erwünschtesten Erfolge begleitet: die Venetianer gaben auf, den Platz zu erobern und, wie sie vorhatten, zu schleifen. König Ferdinand hat in späteren Jahren des Dienstes, der ihm dadurch geleistet worden, oftmals dankbar gedacht."

Man sieht, Ranke hat von den drei vorliegenden Nachrichten, die zuverlässig sind, nur die mittlere beachtet. Hätte er von der ersten Kenntnis genommen, so würde er Wallenstein schwerlich „einige tüchtige Scharen" zugeschrieben und gewiß nicht gemeint haben, daß jener, der sich schon Anfang April zum Aufbruch anschickte, erst kurz vor dem 13. Juli als rettender Engel im Lager vor Gradisca erschienen sei. Hätte er ferner in Khevenhillers Jahrbüchern bis zur dritten Nachricht weitergeblättert, so würde er gesehen haben, daß die Venetianer keineswegs infolge der Unternehmung vom 13. Juli darauf verzichteten, den Platz zu gewinnen. Nicht einmal der Erfolg vom 22. September bestimmte sie dazu; vielmehr lagen sie noch am 18. November vor der Festung[3]. Endlich rechtfertigen weder die zweite Nachricht noch die Erwähnung in Ferdinands Urkunden[4] die Schätzung, die Ranke der Mitwirkung Wallensteins am 13. Juli gewährt.

---

[1] Vgl. Hurter VII, 189.
[2] Zur Geschichte Wallensteins 7.
[3] S. Hurter VII, 189 Anm. 342.
[4] Vgl. Förster, Prozeß Urk. 9, 25, 30, 43, 48.

Derselbe Überschwang hat aber Ranke, wie mich dünkt, auch irregeleitet, wenn er nach gläubiger Ausziehung Gualdos fortfährt: „Bemerkenswert ist, daß schon damals die Feinde, die Venetianer, sich eben an ihn gewandt haben. In einem geheimen Buche des Rates der Zehn findet sich die Notiz, daß einer der Getreuen, Namens Obizzi, eine vertrauliche Konferenz mit Wallenstein hatte; sie betraf die Besorgnis eines neuen Friedensbruches, der dann auch — man erfährt freilich nicht, ob unter seiner Einwirkung — vermieden worden ist." Als Unterlage dieser Ausführung bietet Ranke die Anmerkung: „Communicatione alli savii della confidente conferenza a regionamenta[1] ch'el fedel N. Obizzi mandato dal proveditor generale ha passato in Gradisca col baron Volestain circa il moto causato in archiducali [!] con pericolo di nuova rottura per avisi havuti da Venezia. (1. Febr. 1618. Liber I Secretorum.)"

Es ist wunderbar, daß Ranke an dem späten Datum dieser Nachricht keinen Anstoß genommen hat, obgleich er doch im Vorausgehenden die Belagerung Gradiscas schon am 13. Juli 1617 durch Wallenstein hatte beenden lassen. Auch für uns ist es befremdlich, daß die Mitteilung erst unter dem 1. Februar 1618 erfolgte. Mitte November 1617 war vor Gradisca Waffenstillstand geschlossen worden und schon damals konnte der Friede als gesichert erscheinen[2]. Sollte da Wallenstein noch länger im erzherzoglichen Lager geblieben sein? Ein Brief seines Schwagers Žerotin vom 20. Dezember 1617 erwähnt ihn bereits nicht mehr als Quelle der Nachrichten, die da über den friauler Krieg gegeben werden[3]. Bezöge sich aber unsere Mitteilung auf ein bereits vor längerer Zeit gehaltenes Gespräch, so müßten wir dessen politische Bedeutung natürlich von vornherein viel geringer anschlagen. Wie dem aber auch sein mag, daß sie nicht enthält, was Ranke herausliest, scheint mir zweifellos. Es steht nicht darin, daß Obizzi an Wallenstein abgesandt worden sei, und was könnte den Generalproveditor überhaupt zu einer solchen Sendung veranlaßt haben? Wollten wir auch alles glauben, was Gualdo fabelt, so fänden wir doch Wallenstein noch immer nicht in einer militärisch oder politisch irgendwie maßgebenden Stellung. Die Unterredung fand ferner in, nicht vor Gradisca statt, also ohne Zweifel nach Abschluß

[1] Selbstverständlich ist zu lesen: „e ragionamento".

[2] Hurter VII, 184 fg.

[3] S. Dvorský 453 Anm. 97. Im Text sagt Dvorský, W. sei Ende 1617 heimgekehrt, doch giebt er keinen Beleg dafür. — [Der a. a. O. Anm. 96 angeführte Brief vom 20. September ist wichtig, weil er die von Hurter VII, 181 Anm. 327 gegen Khlesl ausgesprochene Verdächtigung widerlegt.]

des Waffenstillstandes, wo man nur noch auf die Bestätigung des Friedens durch den Kaiser wartete, die Friedensbedingungen aber bereits festgestellt waren. Wir werden also nur an ein zufälliges Gespräch, das der aus irgend einem Grunde ins venetianische Lager vor Gradisca entsendete Obizzi in der Stadt mit Wallenstein hatte, zu denken und als dessen Gegenstand dem Wortlaute gemäß einen Auflauf oder eine Erregung bei den Erzherzoglichen[1], wozu aus Venedig gekommene Nachrichten Anlaß gegeben hatten und wodurch ein neuer Kampf zwischen den Erzherzoglichen und den noch vor der Stadt liegenden Venetianern gedroht hatte, anzunehmen haben. Das leitet uns dann weiter zu dem Schlusse, daß sich die Vertraulichkeit der Unterhaltung auf jene erregenden Nachrichten bezog. Ihrem Ursprunge nachzuforschen oder die Urheber zur Verantwortung zu ziehen, hatte der Rat der Zehn am 1. Februar 1618 auch dann noch Ursache, wenn das Gespräch schon vor Wochen stattgefunden hatte. Mithin müssen wir Rankes Folgerungen als hinfällig betrachten.

Wie sie, ist sodann auch ein weiteres Blatt aus Wallensteins friaulischem Lorbeerkranze der Vernichtung preiszugeben. Dvorský[2] läßt ihn vor Beginn des Zuges auf Befehl Erzherzog Ferdinands eine „Reiterordnung“ abfassen und obwohl er findet, daß sie nichts Neues enthalte, erachte er sie als erstes militärisches Werk Wallensteins für würdig, sie nach einer im Wiener Kriegsarchiv erhaltenen Vorlage im Wortlaute mitzuteilen[3]. Er bemerkt dabei: „Der Entwurf der Waldsteinschen Reiterordnung ist aufbewahrt im kaiserl. und kgl. Kriegsarchiv zu Wien unter der Signatur 1617 XII. 3 mit der Aufschrift: „Das Wallensteinische Reiterrecht aufbewahrt als das beim Regierungsantritt Ferdinand II. für das kaiserliche Kriegsheer bestandene Kriegsregelement. Auf Ferdinands Befehl von Wallenstein entworfen.“ Wie das Deutsch dieser Aufschrift zeigt, ist sie erst in unserem Jahrhundert gemacht und also bedeutungslos. Das Datum stammt wohl aus derselben Zeit. Wäre es berechtigt, so müßte die Schrift nicht, wie Dvorský angiebt, vor, sondern nach dem friauler Kriege verfaßt worden sein[4]. Welche Bewandtnis es aber mit ihm, nach Dvorskýs Angabe, seine Vorlage sei ein Entwurf, und mit dem ganzen Schriftstücke hat, enthüllen die ersten Zeilen des Textes, die

---

[1] Die betreffenden Wörter bei Ranke sind offenbar verstümmelt oder unvollständig; gemeint sind sicher die erzherzoglichen Truppen.

[2] Rozpravy 450 fg.

[3] A. a. O. 561.

[4] Das giebt denn auch Janko, Wallenstein S. 12 an. Er kannte vermutlich unser Aktenstück, wenigstens habe ich keine frühere Erwähnung desselben gefunden.

da lauten: „Reiterrecht, wie die durch die röm. kais. Mt., unsern gnedigisten, geliebten herrn vettern und herrn vater beschlossen, darauf dann die corasier und arcibusier, so uns zu erretung unserer getreuen anjetzo periclitirenden erblanden und untertonen durch den wolgebornen unsern cammerer, lieben, getreuen Albrechten von Walenstein, Freiherrn, wider unsere feind, die Venediger, zugeschickt und unterhalten werden, schwörn und mehren sollen.“ Erzherzog Ferdinand schrieb also einfach das im kaiserlichen Heere übliche Reiterrecht den Söldnern Wallensteins vor und dieser hat mit der Abfassung nicht das mindeste zu thun.

Das Ergebnis unserer Prüfung der Nachrichten über Wallensteins Beteiligung am Kampfe um Gradisca ist mithin, daß er etwa von Ende April bis Mitte Dezember 1617, wenn nicht bis in den Januar oder Februar 1618 hinein im erzherzoglichen Lager verweilte und sich bei zwei Gelegenheiten tapfer bezeigte, hingegen in keiner Weise eine hervorragende Rolle spielte. Von dem Lobe seiner Tapferkeit müssen wir oberdrein den Umstand in Abzug bringen, daß sich selbstverständlich die Aufmerksamkeit auf ihn mehr als auf andere richtete, weil er vielleicht der Einzige war, der dem Erzherzoge auf eigene Kosten und mit einer nicht ganz geringen Schar von Söldnern diente, in jedem Falle aber nur wenige Genossen solcher Leistung besaß.

Dies ist an und für sich wahrscheinlich. Es deutet aber darauf auch die Wärme, womit Ferdinand II. später immer wieder gerade des ihm von Wallenstein im friauler Krieg geleisteten Dienstes gedenkt. Eine nähere Verbindung des Freiherren mit dem inzwischen zum König von Böhmen erhobenen Fürsten ergab sich indes vorläufig noch nicht. Wenn Förster[1] und ihm folgend Hurter[2] und Ranke[3] Wallenstein bereits im Anfang des Jahres 1618 die Ehe mit der Tochter des Grafen Karl von Harrach eingehen lassen, so ist das bekanntlich ein aus der zweiten Lebensbeschreibung bei Khevenhiller[4] entnommener Irrtum, der nur deshalb Erwähnung verdient, weil er neben dem anderen Irrtum in Bezug auf den Übertritt Wallensteins zum Katholizismus eine der Hauptstützen für Rankes Auffassung von Wallensteins Persönlichkeit und Haltung abgegeben hat.

II.

Wie wenig noch immer Wallenstein als Parteigänger des mehr und mehr gefürchteten und gehaßten Königs galt, zeigte sich nach dem Aus-

[1] Wallenstein 32.
[2] Zur Geschichte Wallensteins S. 2 fg.
[3] Wallenstein 8 fg.
[4] Conterfet 221.

bruche des böhmischen Aufstandes. Die mährischen Stände, die unter Žerotins Leitung zunächst eine vermittelnde Stellung beobachteten, beschlossen Ende Juni 1618, zur Sicherung ihres Landes zwei Reiterregimenter und ein Regiment zu Fuß aufzustellen. Sie fühlten sich dabei nicht veranlaßt, die Wallenstein 1615 erteilte Bestallung zu widerrufen, sondern erneuerten sie und ihr gemäß warb er das Regiment zu Fuß, das zunächst nach Iglau, Ende 1618 aber nach Olmütz und Hradisch gelegt wurde[1].

Einer politischen Thätigkeit enthielt er sich denn auch noch in der nächstfolgenden Zeit und an den Ausgleichsverhandlungen, wobei sein Schwager mit Nachdruck für den Kaiser eintrat, beteiligte er sich nicht[2]. Seine kirchliche Gesinnung, seine innigen Beziehungen zu den Jesuiten[3] und sein hergebrachtes Verhältnis zum Kaiser und König mußten ihn indes auf die Seite der Katholiken führen, sobald sich die Parteien bestimmter schieden. Während eines Landtages, der im August 1618 unter Leitung König Ferdinands zu Brünn gehalten wurde, scheint eine engere Verbindung der katholischen Herren mit ihm und mit einander erfolgt zu sein[4]. Wallenstein trat ihr bei und übernahm, 40 000 Gulden — halb durch ein Anlehen, halb aus eigenen Mitteln — aufzubringen und damit Truppen für den Kaiser zu werben[5]. Im Oktober ging er dann nach

[1] Dvorský 455 f. Wenn Gualdo Historia (8a) sagt, Wallenstein sei nach dem friauler Kriege „dall' Imperatore eletto colonello delle militie di Moravia", so ist das, wie wir sehen, ein Irrtum. Wer die Verfassung der österreichischen Länder nur einigermaßen kannte, mußte von vornherein wissen, daß der Kaiser überhaupt eine solche Ernennung nicht vollziehen konnte. Dennoch ist die Nachricht von Herchenhahn, Förster und anderen übernommen worden; Förster, Wallenstein 32, machte aber dabei aus der Ernennung, um das Verfassungsbedenken zu überwinden, eine Empfehlung. Gualdo weiß dann weiterhin (9a) noch zu berichten, die Böhmen hätten nach dem Fenstersturze Wallenstein wiederholt durch große Anerbietungen in ihre Dienste zu ziehen gesucht. Welche Nachricht er da mißverstanden hat, vermag ich nicht zu sagen, ihre Aufbauschung vollzieht er selbstverständlich von der Voraussetzung aus, daß Wallenstein schon damals als ausgezeichneter Feldherr gegolten habe, und daß sogar in diesem Falle die aufständischen Tschechen nie einen zum Katholizismus Übergetretenen als Führer berufen haben würden, bedenkt er nicht. Gleichwohl findet noch Dvorský 457 Anm. 4 es der Mühe wert, die Äußerung Gualdos zu erwähnen.

[2] Gindely, Dreißigj. Krieg I, 369 fg.

[3] Dvorský 456.

[4] Darauf deutet, daß unter der Schuldurkunde Wallensteins a. a. O. 456 Anm. 3 Kardinal Dietrichstein, Fürst Liechtenstein, Adam Löw Licek von Riesenburg und Georg von Nachod als Bürgen erscheinen. Vgl. auch das. 457 Anm. 6.

[5] Dvorský 456 fg. Dessen Angaben liegen auch dem Folgenden zu Grunde, soweit nicht andere Quellen angeführt sind.

Wien, um diese Werbung und andere Rüstungen zu betreiben[1]. Am 29. Oktober ernannte ihn der Kaiser zum Obersten für ein Regiment wallonischer Kürassiere, das in Belgien geworben und im Elsaß gemustert werden sollte[2]. Die Ausführung unterblieb jedoch aus Gründen, die uns nicht bekannt sind, und Wallenstein kehrte in sein ständisches Amt nach Mähren zurück. Er unterstützte aber nun die kaiserlichen Truppen, die vom böhmischen Heere unter Thurn nach Österreich zurückgedrängt wurden, mit Zufuhren und in anderer Weise. Dies, Äußerungen, daß er sein Regiment zum Kaiser überführen wolle, und grobe Drohungen, die er gegen seine im tschechischen Heere dienenden Vettern äußerte, veranlaßten dessen Führer, sich durch ein Schreiben vom 29. Dezember 1618 bei den mährischen Ständen über ihn zu beschweren und seine Absetzung vom Befehl über das mährische Fußvolk zu fordern[3].

Die große Mehrheit der mährischen Stände hatte bereits begonnen, sich dem Einflusse Žerotins zu entziehen und sich den Aufständischen zu nähern, scheute indes noch den offenen Bruch mit dem Kaiser[4]. Sie wagte daher noch nicht, ihren Obersten, obwohl sie ihm längst mißtraute, zu beseitigen; doch zeigte sie ihm ihren Unwillen so deutlich, daß er in der zweiten Hälfte des Januars 1619 wieder nach Wien reiste. Es mochte ihm um so mehr geraten erscheinen, dem Landtage, der am 23. Januar eröffnet werden sollte, auszuweichen, als er mit Kardinal Dietrichstein nicht mehr in gutem Einvernehmen stand oder doch dessen Entschlossenheit in Zweifel zog[5].

In Wien drang er darauf, daß der Kaiser ihn und die anderen Katholiken Mährens durch nachdrückliches Vorgehen schützen möge, und er bewirkte, daß ihm die früher in Aussicht genommene Werbung von 1000 Kürassieren Anfang Februar aufs neue aufgetragen wurde. Darauf bat er den Erzherzog Albrecht, sie in den Niederlanden ausführen zu lassen und dem Regiment die nötigen Offiziere zu geben. Auf Befehl des Erzherzogs entsprach Spinola dem Ansinnen und schon nach vier Wochen war das Regiment unter dem Oberstlieutnant Peter de la Croix, Herrn de la Motte, zum Aufbruch bereit[6].

---

[1] Dvorský 457.

[2] H. Hallwich, Wallensteins erste Berufung zum Generalat, Zeitschrift f. Allgemeine Geschichte, 1884, 111 und Dvorský 457.

[3] Das Schreiben ist im Allg. Archiv für die Geschichtskunde des preußischen Staates V, 4, 295 gedruckt. Vgl. auch Dvorský 457.

[4] Gindely, Dreißigj. Krieg I, 430 fg.

[5] Vgl. den Schluß des bei Dvorský 460 angeführten Briefes von Jaquot vom 29. Januar 1619.

[6] Dvorský 461 Ch. Rahl, Les Belges en Bohème, 52 fg. und Ch.

Um dieselbe Zeit starb Kaiser Matthias. König Ferdinand bestätigte jedoch Wallensteins Bestallung bereits am 24. März[1]. Ob der Freiherr bis dahin in Wien geblieben war, ist nicht bekannt. Jetzt kehrte er zu seinem ständischen Regimente nach Olmütz zurück.

Über die nächstfolgende Zeit berichtet Hallwich[2]: „Von Jahr zu Jahr wirbt Wallenstein ein neues Regiment und noch mehr. Nach Wien beschieden, empfängt er am 24. März 1619 die neuerliche Bestallung als Oberst über 1000 „Courazzierreiter" .... Kaum sind die schweren Reiter gemustert, so hat er auch schon, ohne Wissen des Generals, 200 Arkebusiere auf den Beinen. Seine Haltung ist so vorzüglich, daß ihm der Kaiser — „ihm allein und nicht damit andere Obristen eine Konsequenz daraus machen sollen, — ein ajuto di costa von 8000 Gulden bewilligt. Dies geschah, als Wallenstein mit einem Regiment zu Fuß sich noch in Mähren befand."

Hallwich hat leider versäumt, die von ihm benutzten Zeugnisse anzugeben; da er jedoch kurz zuvor das Wiener Kriegsarchiv als seine Quelle bezeichnet, so wird er sich auch hier wohl auf die dort vorhandenen Nachrichten stützen. Was nun die 200 Arkebusiere betrifft, so erging am

---

Rahlenbeck, Wallenstein, in Messager des sciences historiques .... de Belgique, Gend 1852, 122 fg. Rahl und Rahlenbeck nennen auch die anderen Offiziere.

[1] Der Entwurf des Bestallungsbriefes ist im k. k. Kriegsarchiv zu Wien, Bestallungen 1619, 1015 erhalten, ebenso der Revers Wallensteins vom gleichen Tage das. F. A. 1619 III, 5 Orig. Abschriften beider Aktenstücke sowie der unten anzuführenden Urkunden des Archivs verdanke ich der außerordentlichen Güte des Direktors, S. Exc. des Hrn. Feldmarschallieutnants L. v. Wetzer. Den Revers hat Dvorský 462 Anm. 16 wörtlich abgedruckt. Aus der Bestallung giebt er das. Anm. 17. einen Auszug. Dessen Schluß kann das Mißverständnis erregen, als solle nur für jedes überschüssige Pferd eine Zubuße von 26 fl. 40 kr. bis zur Musterung bezahlt werden. Aus dem Verfolg der Urkunde erhellt jedoch, daß den gesamten 1000 Kürassieren als „Anrittgeld" 26666 fl. 40 kr. gezahlt werden sollten. Der Grund hierfür war ohne Zweifel, daß das Regiment schon in Belgien zusammengebracht und von dort geschlossen zum Musterplatz in Passau geführt wurde. Auffallenderweise erwähnt die Bestallung weder diese Thatsache noch die durch Kaiser Matthias erfolgte Bestallung, ja sie bestimmt, als ob das Regiment erst noch zu werben sei, daß die Reiter „von teutschen und ausländischen nationen, aber weder Hungern noch Crobaten drunter" sein sollen. Schon am 15. März hatte jedoch der Spanier Selender aus Wien an Buquoy über die Werbung berichtet und die Offiziere des Regiments genannt. Kriegsarchiv Wien A. 1619, III, 16, und am 25. März wurde bereits das Patent für die Musterungskommissäre ausgefertigt, das. H. K. R. 1619, Reg. fol. 212.

[2] Wallensteins erste Berufung zum Generalat, in Zeitschrift f. Allg. Geschichte I, 111 fg.

11. Mai 1619 laut dem Registraturprotokoll des Hofkriegsrates[1] an Buquoy der Befehl, „er solle wegen derer 200 archibusierer, so herr von Wallenstein über die ihme zu werben anbefolchene 1000 courazzierer bei sich hat, berichten.“ Wie Hallwich hieraus schließen konnte, Wallenstein habe die 200 Arkebusiere „ohne Wissen des Generals“ geworben, sehe ich nicht. Daß die Arkebusiere zugleich mit dem Kürassierregimente aus den Niederlanden kamen und erst nach Mitte Mai zu Wallenstein stießen, wird sich unten zeigen. Noch willkürlicher als hier springt aber Hallwich im zweiten Teile seiner oben mitgeteilten Angaben mit seiner Quelle um. Man muß doch glauben, daß Wallenstein den ajuto di costa wegen der Werbung der 200 Arkebusiere oder anderer Heldenthaten erhalten habe. Die Bewilligung erfolgte aber schon am 6. April, also lange bevor man in Wien von den Arkebusieren erfuhr, und nur dreizehn Tage nach seiner Bestallung als Oberst. Unter jenem Datum ist in dem Registraturprotokoll des Hofkriegsrates[2] vermerkt: „Hofkriegsrat an Wallenstein: daß ihme allein und nicht damit andere obristen ein consequenz daraus machen sollen, adiuto di costa 8000 fl. bewilligt werde“. Jede Begründung der Anweisung fehlt mithin und da Wallenstein bis zum 6. April noch gar keine Gelegenheit gehabt hatte, sich auszuzeichnen, so werden wir Hallwichs Vermutung den Glauben versagen müssen, sobald für uns durch Feststellung des Datums die von ihm beliebte Reihenfolge der Thatsachen hinfällig geworden ist.

Die Bewilligung an sich erscheint aber um so merkwürdiger. Ajuto di costa bedeutet einen persönlichen Zuschuß, eine Gehaltsaufbesserung, die nur unter besonderen Umständen gewährt wurde. Wallenstein erhielt für sich und seinen „Staat“[3] laut der Bestallung vom 24. März monatlich 1440, also jährlich 17 280 fl. Wurde ihm nun nahezu die Hälfte dieser Summe als Zuschuß gewährt, so muß das als eine sehr beträchtliche „Gnade“ angesehen werden. Was konnte sie veranlaßt haben? Jeder Anhalt für eine Vermutung fehlt. Unzweifelhaft aber enthüllt sich uns, daß Wallenstein schon damals bedacht war, möglichst viel Geld zu machen, und daß er schon damals dies Ziel zu erreichen verstand. Ferner fühlen wir uns verlockt, noch einen Schritt weiter zu gehen und die große, auffällige Bewilligung mit der nächsten öffentlichen That Wallensteins, mit dem Ver-

---

[1] Wiener Kriegsarchiv, H. K. R. 1616, Reg. fol. 227.

[2] Wiener Kriegsarchiv, H. K. R. 1619, Reg. fol. 216.

[3] Dazu gehörten der Oberstlieutnant, der Wachtmeister, der Quartiermeister, der Proviantmeister, der Kaplan, der Schreiber, der Profoß und dessen Knechte, einige Trompeter und Heerpauker, der Koch, die nötigen Wägen u. s. w.

suche, sein ständisches Regiment zum Kaiser überzuführen, in Verbindung zu setzen. Von einem solchen Unternehmen hatte Wallenstein ja bereits vor Monaten so offen gesprochen, daß die böhmischen Stände sich über seine Äußerungen Ende 1618 beschwerten[1], und auch am Wiener Hofe war schon um dieselbe Zeit über die Sache beraten worden[2]. Unwahrscheinlich ist es mithin gewiß nicht, daß man auf die Angelegenheit nach der Erneuerung der Bestallung Wallensteins zurückkam, und die Annahme, daß man eine Zusage von seiner Seite mit dem bedeutenden Gehaltszuschusse erkauft oder belohnt habe, dürfte wohl nicht von vornherein zu verwerfen sein.

Ob Wallenstein, nachdem er wieder in Olmütz eingetroffen war, Vorkehrungen traf, um sein ihm von den mährischen Ständen anvertrautes Regiment für den Abfall zum Kaiser zu gewinnen, erfahren wir nicht. Als Thurn infolge eines ihm unter dem 18. April erteilten Befehles der böhmischen Direktoren mit einer nicht gerade beträchtlichen[3] Streitmacht gegen Mähren heranrückte, beobachtete Wallenstein eine Unthätigkeit, die um so auffallender ist, als er ohne Zweifel bald von der drohenden Gefahr unterrichtet wurde[4] und aus der früheren Beschwerde der böhmischen Heerführer über ihn — falls es ihm nicht geradezu mitgeteilt wurde — vermuten konnte, daß man auf ihn als einen entschiedenen Parteigänger des Königs und der Katholiken in erster Reihe fahnden werde[5]. Daß der

---

[1] Vgl. oben S. 243.

[2] Vgl. das Protoll vom 28. Dezember 1618 bei d'Elvert, Beiträge z. Gesch. d. böhmischen Länder, in: Schriften der hist. statist. Sektion d. k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaus u. s. w. XXII, 48: „Interim sich auch ad partem zu erkundigen, wie es mit dem wahlsteinischen Kriegsvolk in Mähren beschaffen und was man sich etwa darauf in eventum zu verlassen.“

[3] Vgl. Müller, Fünf Bücher vom böhmischen Kriege I, 166. Er hatte von geworbenem Volke nicht ganz ein Regiment z. F. und 600 Reiter, die Mährer dagegen 3000 z. F. und 2000 Reiter. Die 5000 Mann Landvolk bei Thurn hatten geringen Wert.

[4] Thurn forderte bei seinem Aufbruch die protestantischen Adligen Mährens durch vertraute Boten auf, mit ihm in Deutschbrod oder an der mährischen Grenze zusammenzutreffen. Das blieb gewiß nicht verschwiegen. Schon am 22. April konnten Gesandte Iglaus Thurn in Deutschbrod melden, daß ihre Stadt ihm die Thore öffnen wolle, Gindely, Dreißigj. Krieg II, 41, und am selben Tage schrieb der mährische Landeshauptmann Ladislaus von Lobkowitz an Thurn wegen seines feindseligen Anzuges; Skála, Historie Ceská III, 122.

[5] Der sächsische Agent in Prag Lebzelter berichtete bereits am 23. April aus Dresden: „Der anschlag [Thurns] ist, den obristen von Wallenstein (als einen erzpapisten) gefangen zu nehmen.“ Dvorský 464 Anm. 22. Vgl. das. Anm. 23.

mit der Leitung der Landesverteidigung betraute Kardinal Dietrichstein feige zusammenknickte und keine Anordnungen zur Abwehr traf, hätte einen entschlossenen und kampfbegierigen Kriegsmann schwerlich abgehalten, wenn nicht Znaim, so doch Brünn oder Olmütz mit seinen Truppen den Aufständischen zu schließen. Schienen aber hierfür die Soldaten nicht zuverlässig genug, dann mußte doch der Versuch, sie dem Kaiser zuzuführen, wenn man ihn überhaupt für möglich hielt, schleunigst unternommen werden. Sogar hierzu schritt indes Wallenstein erst, als Thurn bereits in Znaim stand und ein großer Teil der mährischen Adeligen und Städte sich ihm offen angeschlossen hatte [1].

Nun handelte der Freiherr im Einverständnis mit Georg von Nachod, dem Obersten eines der beiden ständischen Reiterregimenter, die bei Brünn lagen. Wer die Anregung zu dem Vorgehen gegeben hatte, wissen wir nicht. Über die Ausführung liegen zahlreiche Nachrichten vor. Diese gehen indes, soviel ich sehe, insgesamt unmittelbar oder mittelbar auf eine Quelle zurück, nämlich auf eine Zeitung, die nicht lange nach den Ereignissen im Druck veröffentlicht sein muß. Sie ist mir nicht zu Handen gekommen, scheint aber im Theatrum Europaeum (1635, I, 131) getreulich wiedergegeben zu sein. Unter Änderung der Anordnung und mit kleinen Änderungen und Weglassungen ist sie in einer Zeitung, die mit der Aufschrift „Verlauf in Mähren“ verbreitet wurde [2], wiederholt. In der letzteren Fassung diente sie Skála [3] als Vorlage. Aus der ersteren brachte schon die Frankfurter Meßrelation vom Herbst 1619 einen Teil [4]. Diesen entlehnte dann Nicolaus Bellus [5] und ihn wieder schrieb wie durchgehends Kaspar Enß ab [6]. Auch Meteranus Novus [7], J. P. Lotichius [8] und andere schöpften aus der Meßrelation oder aus Bellus. Eine Überarbeitung des Berichtes, wobei auch andere Quellen benutzt waren, scheint

[1] Vgl. über die Verhältnisse in Mähren und Thurns Zug bei Gindely, Dreißigj. Krieg I, 41 fg.

[2] Ob im Einzeldruck, weiß ich nicht. Sie findet sich in: Variorum Discursuum Bohemicorum Nervi, Continuatio IX, 1619, p. 3 und danach bei d'Elvert, Beiträge z. Geschichte der Rebellion, Reform. u. s. w. in den Schriften der hist. statist. Sektion der mähr. schles. Gesellschaft z. Beförd. d. Ackerbaus u. s. w. XVI, 14 fg. abgedruckt.

[3] P. Skála, Historie Česká III, 123 fg. in Monumenta historiae Bohemica, Abt. II.

[4] Relationis historiae semestralis Continuatio u. s. w. durch Sigismundum Latomum, alias Meurer a. s. w. 1619, II, 26 fg.

[5] Österreichischer Lorbeerkranz, Frankfurt a. M. 1626, 182.

[6] Fama Austriaca, Köln 1627, 223 fg.

[7] Amsterdam 1640, II, 793.

[8] Rerum Germanicarum libri 55, Francof. 1646, I, 52.

Khevenhiller vorgelegen zu haben, doch erwähnt dieser Wallensteins That nur ganz nebenher[1].

Die Zeitung im Theatrum berichtet nun folgendes: Die mährischen Stände kamen zu Znaim, nachdem Thurn dort angelangt war, in ziemlicher Anzahl zusammen, willens sich von dort nach Brünn auf den Landtag zu begeben. „Weil aber der Graf von Thurn einen Anschlag, so der von Wallenstein gehabt, auskundschaftet, hat er die Stände vermahnt, sie sollen ihre Reise auf Prinn entweders einstellen oder mit einer starken Convoy sich dahin begeben. Mit gedachtem Anschlag war es also beschaffen: Der von Wallenstein ist mit seinem Regiment, so zu der mährischen Stände Defension geworben worden, mit welchem er zuvor in der Stadt Olmütz gelegen, aufgebrochen, in willens, sich auf die ungarische Grenz bei Skaliz und Lebar (!)[2] zu lagern und alda der ungarischen Hülf, welche ihm zukommen sollen, den Paß in Mähren aufzuhalten. Zu ihm hat auch noch der Graf von Dampier und der Oberste Nachot mit etlichem mährischen Volk stoßen sollen, ihrem Anschlag nach die ungarische Hülf in Mähren zu bringen und sich folgends der Stadt Olmütz und Prinn in währendem Landtag zu bemächtigen. Aber dieses Vorhaben ist bald zu Wasser worden, dann unterwegens beider Obristen, nämlich des von Wallenstein und des Obristen Nachot Volk meuteniert und meistenteils wiederumgekehrt . . . . . (Bericht über Nachods Volk.) . . . . . Mit dem Obristen von Wallenstein ist es also hergangen. Den 30. Aprilis Nachmittag befiehlt er seinem Obristenwachtmeister[3], er sollte mit dem Fußvolk aufbrechen, allgemach fortmarschieren und ein Fähnlein Knecht in der Stadt lassen, mit welchem er Obrister alsobald wolte hernachkommen. Als nun dem zu Folge der Obristewachtmeister mit den Soldaten fortgezogen, der Obriste aber sich zu lang verweilet, ist dem Wachtmeister der Handel etwas seltsam vorkommen, zumal weil er kein Ordinanz und Quartier gehabt, derhalben er wieder zurück auf Olmütz gangen, in Willens die Nacht allda zu bleiben. Aber der Obriste hat ihn übel empfangen und ihn mit dem Rapier vom Pferde gestochen, nachmals das Commando einem anderen gegeben und die Soldaten mit ihm fortgeschickt. Darauf des Abends zwischen 9 und 10 Uhren der Obriste mit 40 Musketieren zu dem Ein=

[1] Annales IX, 394. Auch die Aufsätze im Conterfet=Kupfferstich sprechen nur flüchtig von der Sache.

[2] Skála III, 123 hat Lubana. Ich vermag einen solchen Ort nicht zu finden. Nach dem unten zu erwähnenden Briefe Thurns vom 4. Mai dürfte Lundenburg gemeint sein.

[3] Ist das der Krahe, den Thurn bei Müller, Fünf Bücher vom böhmischen Kriege I, 168 lobt?

nehmer kommen, die Schlüssel zur Cassa begehrt und solche endlich mit bloßem Degen und Bedrohung des Henckens herausgenöttiget und 96 000 Reichsthaler, so er in der Cassa gefunden, noch dieselbe Nacht in Begleitung des Fähnleins Soldaten von dannen geführet. Als solches die Stände erfahren, haben sie Commissarien und zwei Cornet Reiter abgefertigt, mit Befehl, die Soldaten wieder zurückzubringen, welche dann 6 Fähnlein erwischet, die allbereit wieder in Zurückreisen waren. Mit den übrigen aber hat der von Wallenstein das Geld nach Wien gebracht und es König Ferdinando überliefert."

Da der Bericht unzweifelhaft böhmischen Ursprunges ist, müssen wir die Mitteilungen seiner Einleitung über die Absichten Wallensteins und Nachods mit Vorsicht aufnehmen. Daß die Obersten nach Brünn und Olmütz hätten zurückkehren und den Landtag hätten aufheben wollen, erscheint nicht recht glaublich, weil Thurn sich bereits in Znaim mit einem großen Teile des mährischen Adels verständigt und das eine mährische Regiment unter Sedlnitzky sich ihm angeschlossen hatte und mithin baldiges Vorgehen der Aufständischen nach Brünn zu erwarten stand. Vermutlich beabsichtigten die Obersten daher nur, ihre Regimenter aus Mähren hinauszuführen und dem Kaiser zur Verfügung zu stellen. Was sonst über die Ereignisse mitgeteilt wird, giebt zu Bedenken nicht Anlaß.

Andere Berichte liegen nur in beschränkter Zahl vor[1] und bieten nur in Bezug auf den Ausgang von Wallensteins Abenteuer wesentliche Ergänzungen.

Am 2. Mai meldete ein mährischer Herr, der sich in Znaim mit Thurn verständigt hatte, diesem aus Brünn, in Meseritz hätten Abgeordnete der in Brünn versammelten Stände ihn und seine Genossen begrüßt und „danebent angedeut, wie das der von Wallstein der landstände einnehmer zu Olmütz nächtlicher weise im bet überfallen, demselben das bloße rappier an den leib gesetzet, mit vermeldung: Du schelm, sag, wieviel du Geld in der cassa hast, oder ich will dich erwürgen oder strecken lassen. Auf welches sich der arme mann excusiret; weil es aber nichts helfen wollen, hat er etlich 90 000 thaler bares geldes der landschaft mit gewalt erhebt, das ganze regiment ausgeführet und fortgezogen, und bis dato niemand weiß, wo er zu seinen weg genomben ꝛc. Etliche wollen sagen, er sei auf Kremsier, etliche, er ziehe auf Budweis, nur aber die, so des landes gelegenheit nit wissen"[2].

---

[1] Die kurzen Angaben Lebzelters vom 29. April a. a. O. b. Müller, Fünf Bücher vom Böhmischen Kriege I, 167, sind belanglos.

[2] Kriegsarchiv Wien. F. A. 1619, V. 11, Kopie. Auch diese Mittteilung verdanke ich der Güte Sr. Exc. des Herrn Feldmarschallieutnants von Wetzer.

Am 4. Mai erhielt dann Thurn in der Frühe die Nachricht, daß Wallenstein mit seinem Regiment auf Lundenburg zuziehe. Er schickte ihm alsbald 1800 Reiter und 3 Fähnchen geworbenen Fußvolkes mit einem Aufrufe, der die Soldaten in wunderlichem Schwunge an ihre Pflicht ermahnte[1], nach. Schon vorher hatten jedoch die mährischen Stände Abgeordnete und den ihnen treu gebliebenen Obersten Sedlnitzky mit 400 Reitern den Abziehenden nachgesandt und als diese das Regiment erreichten, ließen sich nach kurzer Verhandlung die Soldaten von neun Fähnchen insgesamt und vom zehnten 70 Mann bewegen, ihrem den Ständen geleisteten Eide getreu zu bleiben und nach Olmütz zurückzukehren[2], während die Offiziere bis auf einige Fähnriche auf Seite ihres Obersten verharrten[3]. Mit ihnen, dem Rest des zehnten Fähnchens und acht Wagen, die mit Munition, den entführten 96 000 Thalern und den Fahnen des Regimentes beladen waren, kam Wallenstein am 5. Mai spät Abends nach Wien[4].

Bei den Gegnern erregte Wallensteins Vorgehen heftige Entrüstung. Sein Regiment war ja von den mährischen Ständen geworben und besoldet und er sowie seine Offiziere und Soldaten hatten jenen den Fahneneid geleistet. Dem Könige aber stand nach der Verfassung keinerlei Verfügungsrecht über die ständischen Truppen zu und Wallensteins Handeln ließ sich also nicht einmal mit dem Schein der Treue gegen den Oberherrn bemänteln. Es war nichts als ehrloser Eidbruch und Verrat. Durch die Ermordung des Oberstwachtmeisters ferner wurde der Treubruch noch erschwert, da jener, falls der uns vorliegende Bericht genau ist, doch keiner eigentlichen Widersetzlichkeit gegen seines Obersten Befehl beschuldigt werden konnte[5]. Die Wegführung der Kasse endlich mußte unbedingt als Raub erscheinen, da die Stände sich noch nicht gegen den König erklärt hatten.

Thurn gab der allgemeinen Empfindung in seiner Weise Ausdruck. „Was für eine große und augenscheinliche Strafe," sagte er in dem Auf-

---

Der Brief, der wesentliche Berichtigungen zu den Angaben Gindelys, Dreißigj. Krieg II, 44 enthält, verdiente vollständig veröffentlicht zu werden.

[1] Müller, Fünf Bücher I, 169.

[2] Dvorský 466.

[3] Thurn an Hohenlohe und Fels, 5. Mai, Müller, Fünf Bücher 170.

[4] Dvorský 469.

[5] Nach unserem Berichte kehrte er zurück, weil Wallenstein nicht nachkam und ihm kein Nachtquartier bezeichnet worden war. Es scheint also, daß er nicht wußte, was er thun sollte. Auch dann aber, wenn er Argwohn daraus geschöpft und beabsichtigt hätte, sich von W. die Weisung Dietrichsteins oder der Landstände, die den Abmarsch anordne, vorlegen zu lassen, wäre sein Handeln nicht Meuterei gewesen, da ja die Treue gegen den Kriegsherrn über der Pflicht des Gehorsams gegen den Obersten stand.

rufe an Wallensteins Soldaten, „der gerechte Gott auf den hoffärtigen von Wallenstein kommen lassen, indem er einen solchen Fehl über ihn verhängt, desgleichen von einem Kavalier nit bald erhört worden, das wird unzweifentlich in der ganzen Welt erschallen und von vielen Tausenden geurteilt werden. Denn wer sein geschwornen Pflicht vergißt, ohne Ordinanz seiner Prinzipalen den anvertrauten Paß verläßt, seine untergebenen Soldaten, soviel ehrliche Gemüter, mit falschen und betrüglichen Persuasionen überführet, flüchtig abzeuchet und sich des Landes-Geld gewaltthätiger, ja rauberischer Weis bemächtiget, der sündigt an Gott, verletzt die Ehr und handelt wider Gewissen. Sein Name lebt billig in zeitlichem Spott und wird begraben mit ewiger Schmach und Unehr." Noch schärfer äußerte er sich dann einige Tage später in einem Privatbriefe. „Was für einen Meineid und Treulosigkeit der hoffärtige von Wallenstein begangen," heißt es da, „beweist der Einschluß. Er wird von Herrn Cardinal [Dietrichstein] ebnermaßen, ja von der ganzen ehrbaren Welt also titulirt und publizirt werden. Mir schreibt man für gewiß, daß er von dem König zu Wien auch soll übel angesehen sein. Da sitzt die hoffärtige Bestie, hat die Ehr verloren, Hab und Gut, und die Seel, so er nit Buß thut, darf wol ins Purgatorium kommen. Der von Nachod ist ausgerissen; kommt ebenermaßen mit einem solchen Schandfleck in die Chroniken, außerhalb daß er kein Geld aus der Kasse dem Land gestohlen hat" [1].

Die Erregung über die That des Obersten steigerte die Gereiztheit gegen die Anhänger des Kaisers und die Katholiken. Karl von Žerotin, Berka und Liechtenstein, besonders aber Kardinal Dietrichstein wurden der Mitschuld bezichtigt und außer Liechtenstein mit Haushaft belegt. Zugleich drohte man dem Kardinal, sich an seinen Gütern für die von Wallenstein geraubte Summe zu entschädigen, da die Landschaftskassa ihm unterstand [2].

Dietrichstein bat den König Ferdinand gleich am 3. Mai, zu seiner Rettung und zur Abwendung schweren Nachteils für die eigene Sache Wallensteins That öffentlich zu mißbilligen. Vier Tage später wiederholte er das Gesuch noch dringender mit dem Beifügen, der König möge die 96 000 Thaler zurückerstatten, deutete an, daß jener Wallenstein bestrafen müsse, und bemerkte: „Was des obristen von Walstein hoch beschwerliche und, damit ichs nit anderst taufe, unbedachtsame resolution für einen nuz gebracht, erfahren wir leider alle Stund, und ist zu besorgen, das daraus E. M[t]. selbs in allen lendern noch größerer schaden erfolgen möchte,

---

[1] Müller, Fünf Bücher I, 169 und 171.

[2] Gindely, Dreißigj. Krieg II, 46 fg. S. Verlauf in Mähren und Müller, Fünf Bücher I, 171 fg.

weilen dieses vornehmen von keinem ainigen menschen im land, er sei catholisch oder anderer religion, im wenigsten nit approbirt wird, auch da es allenthalben in der Welt zeitlich erwogen und bedacht, von keinem verstendigen gebillichet oder gutgehaißen werden kann ..... Und gibe E. Mt. zu erwegen, wie dergleichen that, da si under E. Mt. exercito beschehen were, angesehen und empfunden sein wurde." Am 7. Mai drang er dann nochmals auf die Rückgabe des Geldes[1].

Am Wiener Hofe war man vielleicht an dem Vorgehen der Obersten nicht so ganz unbeteiligt[2]. Man schämte und fürchtete sich aber jetzt doch, es zu billigen. Wallenstein wurde, wie es scheint, veranlaßt, alsbald von Wien abzureisen, und Ferdinand erklärte nicht nur neben einem schwachen Entschuldigungsversuche zu Gunsten Wallensteins rundweg, daß des Freiherrn That weder mit seinem Vorwissen geschehen sei noch von ihm gutgeheißen werde, sondern ließ auch das Geld und die Fahnen des mährischen Volkes zurückgeben[3]. Daß Wallenstein von dem Gelde 12 000 Thaler zurückbehalten und dann für die Werbung seines Kürassierregimentes verwendet habe, berichtet Gualdo[4], doch kann um so weniger zweifelhaft sein, daß da wieder eine Verwechslung vorliegt, als die Kürassiere ja bereits geworben waren[5]. Der ganze Gewinn von Wallensteins Vorgehen bestand also für Ferdinand darin, daß die Offiziere und etwa 200 Mann des mährischen Regimentes zu ihm übertraten.

Fassen wir die Zeugnisse der Quellen zusammen, so ergiebt sich folgendes: Wallenstein redet Monate vorher und so offen, daß es auch die Gegner erfahren, von der Überführung seines Regimentes; mit der That zögert er bis zum letzten Augenblick und führt sie dann ohne genügende Vorbereitung aus, so daß sie in der Hauptsache scheitert. Ihre Wirkung auf die Gegner und ihre Folgen für die Anhänger Ferdinands in Mähren kennzeichnen sie als politisch unklug; der Eidbruch und der Kassenraub brandmarken sie als unehrenhaft und die Ermordung des Oberstwachtmeisters erscheint als unverantwortliche Ausschreitung rohen Jähzorns.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Werke der Wallensteinforscher, so finden wir, daß die meisten nur Bellus oder die aus diesem

---

[1] Gindely, Dreißigj. Krieg II, 48 fg. d'Elvert, Schriften XXII, 64 fg. und 66 fg.

[2] Vgl. oben S. 246.

[3] d'Elvert, Schriften XXII, 67 fg. Gindely, Dreißigj. Krieg II, 48 fg. Khevenhiller, Annales IX, 397.

[4] Historia 8.

[5] Das bemerkte schon Hurter, Zur Geschichte Wallensteins S. 4.

abgeleiteten Berichte benutzt und außer Herchenhahn[1] alle das Theatrum Europaeum, das doch nicht gerade zu den unbekannten Sammlungen gehört, unbeachtet gelassen haben. Nur Hurter[2] und Gindely[3] haben den „Verlauf" als Zeitungsdruck gesehen und ersterer hat ihn kurz, aber zutreffend, letzterer ausführlich, doch in der ihm eigenen freien Weise verwertet. Dafür übersahen beide die in Müllers Fünf Büchern vom böhmischen Kriege gedruckten Schreiben. Ranke wieder las einzig diese flüchtig durch und schuf daraufhin ein Bild, das der Wirklichkeit wenig entspricht, indes mit Hilfe einiger kleiner Verschiebungen zu Wallensteins Gunsten wirkt.

Nachdem Ranke erzählt hat, die große Mehrheit des mährischen Adels habe sich sofort für Thurn erklärt und die Masse der Bevölkerung habe aus Sorge um ihren Glauben dieselbe Richtung eingehalten, fährt er fort[4]: „Und auch in den gemeinen Soldaten der ständischen Regimenter herrschte diese Gesinnung vor; sie betonten, daß sie von den Ständen und dem Land geworben seien. Einer andern Meinung aber waren die Obersten[5] und höheren Offiziere[6], die sich dem Kaiser als ihrem Kriegsherrn verpflichtet fühlten[7], vor allen[8] der Oberst Wallenstein. Mit der rücksichtslosen Entschlossenheit, die ihm eigen war, ergriff er für den Kaiser Partei. Seiner Truppen war er nicht mehr mächtig; er verließ sie lieber, als daß er sich den Ständen gefügt hätte[9]. Aber so ganz mit leerer Hand dem Könige zuzuziehen, widerstrebte seiner Denkweise: Wallenstein hielt es für erlaubt, die Kriegskasse[10], obgleich sie eine ständische war . . .

---

[1] Joh. Christ. Herchenhahn, Geschichte Albrechts von Wallenstein, Altenburg 1790, I, 82 fg.

[2] Geschichte Ferdinands II., VII, 485 fg.

[3] Dreißigjähr. Krieg II, 43 fg.

[4] Geschichte Wallensteins 12.

[5] Sedlnizky doch nicht!

[6] Die Offiziere Sedlnizkys blieben sämtlich den Ständen treu; von denen Nachods ging nur ein Rittmeister über, während der Oberstlieutnant Stubenvoll mit den anderen Offizieren den Widerstand gegen Nachod leiteten.

[7] Nur Wallenstein stand zugleich in des Kaisers, d. h. Königs Diensten; für das ständische Regiment war aber ihm nicht Ferdinand Kriegsherr.

[8] Inwiefern übertraf W. Nachod? Von dem Maße der Gesinnung seiner Offiziere wissen wir nichts. Wie es scheint, war unter diesen Adam Leo Licek von Riesenburg, da er am 11. Mai mit W. geächtet wurde [Dvorský 468]; der aber stand W. gewiß nicht an Parteieifer nach.

[9] Daß W. seine Truppen mitnahm, geht doch aus dem bei Müller I, 169 mitgeteilten Aufrufe Thurns an jene deutlich hervor und von seiten der Stände war noch keine Aufforderung an W. gerichtet worden.

[10] Es war nicht die Kriegskasse, sondern die Landschaftskasse und Thurn sagt denn auch bei Müller 169 und 171 „des Landes" Geld; s. oben S. 251.

mit sich fortzunehmen[1]. Nicht so sehr seinen Abfall, als diese Handlung machten seine Landsleute ihm zum Vorwurf[2]: er habe eine Sache gethan, über die jeder Kavalier erröten würde. Wie sei die hoffärtige Bestie da gefallen! König Ferdinand hat die Kriegskasse wieder herausgegeben; die Handlung Wallensteins sah er als einen Beweis seiner Treue und Hingebung an, die er mit höchsten Gnaden erwiderte[3]."

Noch freier als Ranke bewegt sich Hallwich, der auch nur Müller zu kennen scheint. „Mit verwegener, tollkühner That," berichtet er[4], rettet Wallenstein dem Kaiser nicht nur sein Regiment, sondern auch die in Olmütz befindliche wohlgefüllte ständische Kasse ..... Der Kaiser aber — verwunderlich genug — mißbilligte die Handlungsweise des also treuen Dieners seines Herrn in öffentlichen Mandaten[5]; er „begehre sich solches Geldes nicht teilhaftig zu machen, es wäre auch nicht aus dero Befehl geschehen". So sollte Wallenstein den vielgerühmten „Dank vom Hause Habsburg" noch öfter kennen lernen."

Den Vogel schießt freilich Gindely ab! Während er den Hergang in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges 1878 im ganzen richtig erzählt, läßt er in seinem 1884 veröffentlichten Buche: „Waldstein während seines ersten Generalates" (I, 18) Wallenstein ein ständisches Reiterregiment befehligen und die Regimentskasse mitnehmen und schließt mit der Bemerkung: Die meisten Reiter verließen zwar den Obersten, „aber er wurde doch angestaunt, denn er hatte ein Beispiel von Entschlossenheit gegeben, das ebenso selten wie bewunderungswürdig war."

Nach solchen Leistungen derer, die dem Leben Wallensteins eindringende Untersuchungen gewidmet haben, kann man es gewiß nicht rügen, wenn Werke allgemeiner Richtung Wallensteins Abgang aus dem ständischen Dienste unrichtig darstellen und beurteilen.

---

[1] Das „gewalttätiger, ja rauberischer Weis" Thurns [oben S. 251] ahnt aus Rankes Worten gewiß niemand.

[2] Wie das aus den oben S. 251 mitgeteilten Äußerungen gefolgert werden kann, ist mir einfach unverständlich.

[3] Von Gnadenbeweisen Ferdinands für diese That Wallensteins liegt meines Wissens nicht die leiseste Spur vor. Auch in den späteren Privilegien für W. wird sie nie erwähnt. Rankes Quelle, Müller, sagt I, 172 sogar: „Übrigens mißbilligte zu unserer großen Verwunderung selbst König Ferdinand, zum wenigsten äußerlich, das Verfahren des treuen Wallenstein".

[4] Zeitschrift für Allg. Gesch. I, 112.

[5] Das ist freie Erfindung Hallwichs. Müller spricht nur von einer Erklärung Ferdinands und lag ihm wohl dessen bei d'Elvert XXII, 67 erwähntes Schreiben an Dietrichstein vom 4. Mai vor.

III.

Die mährischen Stände rächten sich, wie vorauszusehen gewesen, für den Verrat Wallensteins, indem sie ihn am 11. Mai 1619 des Landes verwiesen und seine Güter einzogen[1]. So war er nun auf den Kriegsdienst, worin er mehr durch die Verhältnisse als durch überlegten Willen geführt worden war, angewiesen, um Unterhalt und Beschäftigung zu finden.

In Wien hatte er Nachricht erhalten, daß seine niederländischen Kürassiere im Anmarsch begriffen seien. Er machte sich daher am 7. Mai auf den Weg[2], um ihnen entgegenzureiten, nachdem er vorher noch trotz aller Eile an Ferdinands II. Vertrauten, Hans Ulrich von Eggenberg, die Bitte gerichtet hatte, zu veranlassen, daß der König für die von ihm zur Werbung der Kürassiere aufgebrachten 40000 Gulden[3] einen Schuldschein ausstelle[4]. Schon in Passau, wo er am 11. oder 12. Mai ankam, mußte er jedoch wegen „Leibesermüdung" liegen bleiben und er verfiel dann einer Krankheit, die ihn längere Zeit fesselte.

Einige Tage nach ihm trafen seine Niederländer ein. Statt 1000 kamen ihrer 1300[5], denn Belgien hatte ja Überfluß an Soldaten. Ohne Zweifel wurde das Kürassierregiment sofort gemustert, denn Buquoy bedurfte ja eilender Hilfe und vor der Musterung ließ sich keine Truppe zum Kampfe gebrauchen. De la Motte suchte dann mit dem Regimente über den goldenen Steig nach Böhmen einzudringen. Es wurde indes durch die Tschechen unter Hohenlohe zurückgewiesen und konnte erst mit Hilfe von Fußvolk, das Dampierre aus dem Elsaß herbeiführte, die

---

[1] Dvorský 468 Anm. 30. Am 7. August wurde der Beschluß wiederholt. Vgl. d'Elvert XVI, 51.

[2] d'Elvert XXII, 67.

[3] Vgl. oben S. 242.

[4] Wallenstein an Eggenberg 7. Mai 1619 bei K. Oberleitner, Beiträge zur Geschichte des Dreißigjähr. Krieges im Archiv für öst. Gesch. XX, 24 und ohne die dort mitgeteilte Beilage bei Schebeck, Wallensteiniana in den Mitteilungen des Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen XIII, 258.

[5] Dvorský 470 Anm. 37. Darunter befanden sich ohne Zweifel auch die 200 Arkebusiere, wovon in dem oben S. 245 erwähnten Hofkriegratsbefehl die Rede ist. Befremdlicher Weise werden in der Folge von allen Berichten nur 1000 Kürassiere erwähnt. Daß der Hofkriegsrat die 300 überschüssigen Leute wirklich streichen wollte, W. aber dann doch drei Arkebusiercompagnien daraus machte, zeigen die Briefe bei Oberleitner XIX, 25 fg., wovon N. V vor N. III gehört, wie die Erwähnung des neuen Regiments in dieser zeigt.

schwierigen Grenzpässe überwinden und Anfang Juni zu Buquoy nach Budweis gelangen [1].

Bald nach seiner Ankunft nahm das Regiment hervorragenden Anteil an dem Siege, den Buquoy am 10. Juli 1619 im Treffen bei Netolitz über Ernst von Mansfeld errang.

Seit Herchenhahn [2] haben alle Forscher Wallenstein „die Ehre des Tages" zugesprochen bis auf Dvorský [3] herab. Auch Hurter, der in dem 1854 erschienenen siebenten Bande seiner Geschichte Ferdinands II. (S. 562) den Quellen noch nichts von einem hervorragenden Anteil des Obersten zu entnehmen wußte, ließ ihn 1855 in seiner Geschichte Wallensteins (S. 4) „den entscheidenden Schlag führen". Nur Ranke sagt [4]: „Gewiß haben die auf Kosten Wallensteins in Flandern geworbenen 1000 Kürassiere, welche unter seinem Oberstlieutnant de la Motte an der Schlacht teilnahmen, zur Entscheidung derselben wesentlich beigetragen. Buquoy setzte sich persönlich an ihre Spitze und warf die Kavallerie Mansfelds .... auseinander." Er hat dabei wohl im Sinne, daß Wallenstein selbst bei dem Treffen nicht anwesend war. Was ist nun Wahrheit?

Über das Treffen von Netolitz liegen zwei eingehende Berichte vor, der eine von einem Anhänger Ferdinands II., der an dem Kampfe teilgenommen hatte [5], der andere, mit Benutzung dieser Quelle von böhmischer

---

[1] Dvorský 470. Über die Kämpfe um den goldenen Steig vgl. Latomus-Meurer, Rel. hist. sem. 1619, II, 61, 67. Auch in der kurzen Erzählung von der Schlacht bei Zablat, s. unten, findet sich eine Mitteilung darüber. Der bei Hurter, Gesch. Ferdinands VII, 486 angeführte Brief des Königs an Statthalter und Räte zu Passau ist ohne Zweifel nicht vom 27. März, sondern Mai zu datieren, und die Nachricht, die Villermont, Ernest de Mansfeldt I, 144 aus dem Archiv von Simancas anzieht, wird sich auch auf den verunglückten Durchbruch beziehen und nur von Villermont mißdeutet sein, weil er das Ereignis lustiger Weise vor Wallensteins Abzug aus Olmütz verlegte.

[2] Gesch. Wallenstein I, 92.

[3] S. 471 fg.

[4] Geschichte Wallensteins 13.

[5] Kurtze vnd wahrhaffte Erzehlung || Von der Siegreichen || Schlacht vnd herrlichen Victori, wel- || che Herr Graf von Buquoy, den 10. Junij, wider || den vermainten Grafen von Manßfeldt, || in Böheim, nicht weit von Pra- || chalitz, erhalten. || Von einem der selbst darbey gewesen, || vnd alles mit Augen gesehen, inn Lateinischer || Sprach trewlich beschriben, vnd jetzund dem || gemeynen Mann zum besten, in die || Teutsche Sprach versetzt. || Erstlich außgangen zu Wien in Österreich, || jetzundt nachgetruckt zu Ingolstatt, bey || Gregorio Hänlin. || Anno Domini M.DC.XIX. — 4°. Eine andere Angabe liegt mir vor mit dem Vermerk: „Nachgedruckt in der fl. Hauptstat Straubing durch Simon Hauw. Anno 1619." — Es liegt nahe, wegen der Hervorhebung, die den Kürassieren Wallen-

Seite verfaßt. Den zweiten Bericht haben die Frankfurter Meßrelation (II, 66 fg.) und aus ihr dann die Acta Bohemica (1621, II Bl. 13 fg.), Bellus (193), das Theatrum Europaeum (I, 170 fg.), Meteranus Novus (II, 807) u. s. w. mitgeteilt, während Khevenhiller (Annales IX, 400) erstgenannten ausbeutete. In keinem dieser Berichte (noch auch, soviel ich weiß, in irgend einer anderen Quelle) wird nun zwar erzählt, daß de la Motte das Regiment befehligt habe, aber nirgends wird auch Wallenstein als anwesend erwähnt. Dies geschieht nur in einem sehr ausführlichen Schlachtberichte bei Skála[1], wo es heißt, Buquoy sei gegen Ende des Kampfes in Begleitung der höchsten Offiziere, worunter dann auch Wallenstein genannt wird, vor Žablat geritten und habe das sich dort noch verteidigende Fußvolk Mansfelds zur Ergebung aufgefordert. Dieser Bericht kann jedoch, da er von tschechischer Seite herrührt, nicht unbedingten Glauben beanspruchen. Es lag ja zu nahe, daß der Verfasser, dem mitgeteilt worden, Buquoy sei mit seinen Stabsoffizieren gekommen, nun auf eigene Hand die Obersten der von jenem geführten Truppen aufzählte, oder daß seine Gewährsmänner sich in der einen oder anderen Persönlichkeit irrten. Entscheidend dünkt mir, daß Buquoy selbst in seinem nach Madrid über die Schlacht erstatteten Berichte ausdrücklich sagt, er sei am 8. Juni mit den tausend Kürassieren, die Peter de la Motte, der Oberstlieutenant des wallonischen Regimentes, befehligte, ausgerückt[2] und daß der von einem in Buquoys Heer mitkämpfenden Manne herrührende Bericht Wallenstein gar nicht nennt und über den Vorstoß der Kürassiere folgendes berichtet: „Der Herr General besichtiget alle Gelegenheit gar fleißig und commendirt dem Grafen Tampier, daß er mit den Ungern die recht Seiten soll angreifen; er mit den Kürissern und teutschen Musquetierern wölle die linke Seiten behalten .... Die 1000 Kürisser kommen auf den Berg. Herr General vermerkt, daß der von Mansfeld sich zur Flucht bereite. Derowegen eilet er geschwind und redet seine Landsleut also an: „Wolan, meine liebe Waloner. Jetzt habt ihr die

steins, und zwar insbesondere als Wallonen zu teil wird, als Verfasser dieser Flugschrift den Verfasser der Acta Mansfeldica, 1623, zu vermuten, der S. 24 von sich sagt, er sei mit den Kürassieren aus den Niederlanden gekommen, und dann Wallenstein seinen Obersten nennt. Ist die Vermutung berechtigt, so wäre es selbstverständlich um so beweiskräftiger gegen Wallensteins Anwesenheit, daß der Verfasser ihn nicht erwähnt. In den Acta hatte er weniger Anlaß dazu, da er dort mehr das Verhalten Manfelds als den Verlauf der Schlacht erörtert.

[1] Historie Česká III, 165; vgl. Gindely, Dreißigjähr. Krieg II, 95.

[2] Archiv von Simancas 712, 169 Or. Mir mitgeteilt durch Herrn Dr. K. Mayr-Deisinger.

lang begehrte Gelegenheit, eure Tugend und Tapferkeit zu erzeigen. Laßt uns streiten für Gottes Ehr und unseren König! Vivat Ferdinandus!" Darauf sie alle geschrieen: „Schaffen und gebieten der Herr Graf, was er will. Wir wollen ritterlich streiten und sollten wir alle das Leben darüber lassen." Alsbald ein Zeichen zu der Schlacht gegeben, sein sie mit solcher Tapferkeit und Ernst in den Feind gesetzt" u. s. w.

Ist es denkbar, daß ein Oberst und noch dazu ein Wallenstein sich in solcher Weise hätte beiseite schieben lassen, wo es galt, sein neugeworbenes Regiment zum erstenmal ins Feuer zu führen? Schwerlich.

Vom 1. Juni liegt noch eine Meldung vor, daß Wallenstein in Passau „ein wenig krank" sei[1]. Wir dürfen daher vermuten, daß ihn sein Befinden noch zurückgehalten hatte und er bei Zablat nicht anwesend war. Gewiß ist unter allen Umständen, daß nicht er, sondern Buquoy sein Regiment zum entscheidenden Stoße führte.

Eine zweite Mitteilung über Wallensteins Anwesenheit bei Buquoys Heere erhalten wir bei Gelegenheit der Eroberung von Gratzen, die am 24. Juni 1619 erfolgte[2]. Ich bin nicht in der Lage, ihre handschriftlichen Unterlagen zu prüfen. Die gedruckten Berichte, die, soviel ich sehe, alle auf die Frankfurter Meßrelation (1619, II, 69) zurückgehen[3], wissen von

[1] Nach Dvorský 470 Anm. 39 schrieb Ant. Miniati am 1. Juni 1619 an Buquoy aus Passau: „Pán z Valdštejna nacházi se zde trochu churav a proto snad do Budějovic se odebere." Das heißt zu deutsch: „Herr von Waldstein befindet sich hier ein wenig krank und wird sich deshalb vielleicht nach Budweis begeben." Darin liegt aber kein Sinn, denn zur Erholung wird sich doch niemand in ein vom Feinde bedrohtes und vom Mangel heimgesuchtes Kriegslager begeben. Nach Lage der Dinge sollte man eine Verneinung in Bezug auf die Reise erwarten. Dvorskýs Vorlage war zweifellos nicht tschechisch abgefaßt und es muß als ein leidiger Unfug bezeichnet werden, Quellenstellen in den Anmerkungen übersetzt mitzuteilen. Zur Gefahr ungenauer Abschrift gesellt sich da die Gefahr irriger Übersetzung. — Dvorský a. a. O. Anm. 40 führt bedenkenlos eine „Zeitung aus Wien vom 3. Juni 1619" an, welche besagt: Graf von Tampier, Oberst von Wahlstein und Oberst Nachodt wie auch Oberst Fuchs sind alhier. Post magnum motum quiescit Oberst von Walstein, weil ihm die 96 tausend Th. aus der olmitzer Cassa anhero zu füren sehr schwer worden." Wie aber sollte Wallenstein die Wunderleistung vollbracht haben, am 1. Juni krank in Passau und am 3. seit dem Mai ruhepflegend in Wien zu sein? Von dort hätte er auch unmöglich bis zum 6. oder 7. Juni durch Thurns am 6. vor Wien rückende Scharen hindurch nach Budweis gelangen können. Die Zeitung muß also falsch datiert sein. Auch Dampierre kann am 3. Juni nicht in Wien gewesen sein, denn er führte ja das Volk von Passau nach Budweis.

[2] Arnold Frhr. von Weyhe-Eimke, Karl Bonaventura von Longueval Graf von Buquoy, Wien 1876 S. 43.

[3] Auch Skála III, 172 schreibt diese oder einen ihrer Benützer aus.

dem Vorgange, wobei Wallenstein genannt wird, nichts und die handschriftlichen Nachrichten über jenen scheinen den in den Druckschriften erzählten Ausgang der Übergabe Gratzens nicht zu kennen. Erst eine eingehende und sorgfältige Untersuchung des gesamten Quellenstoffes, deren die ganze Geschichte der Kämpfe von 1619—1620 noch dringend bedarf, wird vielleicht Klarheit gewähren. Für uns ist die Frage von sehr geringer Bedeutung, da nur die Gegenwart Wallensteins, nicht eine hervorragende Kriegsthat von ihm berichtet wird.

Mit diesem Troste können wir uns auch gegenüber einer weiteren Angabe beruhigen, die den Zweifel übrig läßt, ob in ihrer handschriftlichen Vorlage nur Wallensteins Reiterei genannt oder auch er selbst als anwesend erwähnt sei. Ich meine die Mitteilung Dvorskýs (S. 474), daß „Wallenstein mit seinen Kürassieren" einen 500 Mann starken Trupp der aus dem königlichen Lager abgezogenen Ungarn im Beginn der zweiten Hälfte des Julis überfallen, die Halbscheid niedergemacht und eine Beute von etwa 300 000 fl. gemacht habe[1].

Wie gefährlich es ist, sich Wallenstein unlösbar mit seinem Regimente verbunden zu denken, zeigt sich gleich nach der eben erwähnten Stelle bei Dvorský. Er erzählt da, der Oberst habe am 5. August in dem unglücklichen Treffen Dampierres gegen die Mährer bei Unterwisternitz mitgekämpft. Hier teilt er eine Stelle aus seiner Quelle mit. Darin ist jedoch nur von Wallensteins Reiterei die Rede, und da der Freiherr, wie Dvorský selbst unmittelbar vorher berichtet, am 1. und 2. August in Budweis weilte, kann er doch unmöglich schon am 5. auf dem Schlachtfelde bei Nikolsburg, das in der Luftlinie mehr als 160 Kilometer von Budweis entfernt ist, gefochten haben[2].

Die Geschichtsschreiber Wallensteins leiden immer unter der Vorstellung, daß er, weil er später als Heerführer eine so große Rolle spielte, von vornherein und bei jeder Gelegenheit Außerordentliches geleistet haben müsse. Überall muß er dabei gewesen sein und womöglich das Hauptverdienst errungen haben. Einige weitere Belege hierfür begegnen uns sofort, wenn wir die Nachrichten über Wallenstein weiter verfolgen.

---

[1] Es ist wohl derselbe Vorfall gemeint, den Gindely, Dreißigjähr. Krieg II, 124 erwähnt.

[2] Daß in dem bei d'Elvert XVI, 58 angeführten Drucke Wallensteins und anderer Verbannung mit dem Treffen bei Wisternitz in Verbindung gebracht wird, kann nicht als Beweis für seine Teilnahme an diesem gelten. Der Einfall Dampierres und die Beteiligung der Truppen Dietrichsteins am Kampfe veranlaßte Maßregeln gegen die als ständefeindlich geltenden mährischen Herren insgesamt. Khevenhiller IX 685.

Wann er zum Heere zurückkehrte, erfahren wir nicht. Am 27. August beauftragte Ferdinand II. Buquoy, Dampierre und Wallenstein oder letzteren allein, gegen 1500 Mähren zu senden, die sich bei Meseritz zeigten. Ob das Unternehmen ausgeführt wurde, ist nicht überliefert[1]. Als Buquoy am 19. September aus Böhmen nach Wien aufbrach, um es gegen den heranziehenden Bethlen Gabor zu schützen, dürfte ihn Wallenstein mit seinem Regimente begleitet haben. Am 3. Oktober kam er mit dem General nach Horn.

Ranke berichtet darüber[2]: „Die österreichischen Stände, in Horn vereinigt, wünschten nichts mehr als Bethlens Sieg .... Die, welche zu den Ausnahmen gehörten, die entschlossenen Anhänger der königlichen Gewalt, bildeten, in Wien vereinigt, gleichsam eine Schar von Emigranten; ihnen mußte alles daran liegen, die Autorität wieder herzustellen, unter der sie allein wieder zu ihren alten Besitztümern gelangen konnten. Wallenstein war einer der thätigsten von ihnen. Wir hören, daß er der Horner Versammlung mit größerem Nachdrucke einredete, als General Buquoy, wiewohl auch er ohne Erfolg."

Seine Quelle hat Ranke nicht angegeben. Thatsache aber ist folgendes: Die zu Horn versammelten Stände waren bei Buquoys Nahen entflohen; Wallenstein befand sich nicht bei den Emigranten in Wien, sondern beim Heere; im Schloßhofe von Horn ging, als Buquoy mit seinen Offizieren dort stand, zufällig ein Mann vorüber, der im Rufe stand, in die Angelegenheiten der Stände tief eingeweiht zu sein; es war das Konrad Sax, von dem jede andere Nachricht fehlt; Buquoy begann mit ihm, indem er sich Wallensteins als Dolmetschers bediente, eine Unterhaltung, woran sich dann auch der Besitzer des Schlosses, Reinhard von Buchheim, beteiligte; im Fortgange des Gesprächs wurde Wallenstein sehr heftig, während Buquoy ganz ruhig blieb und auch der Oberst Marradas, der sich in die Erörterungen einmischte, leidliche Mäßigung bewahrte[3].

Von Horn zog Wallenstein mit dem Heere nach Wien, wo es am 24. bis 26. Oktober zu Gefechten mit Bethlen und den Böhmen kam. Förster[4] erzählt darüber: „Gabriel Bethlen rückte mit den rebellischen Ungarn und Siebenbürgen an der Donau aufwärts; zum zweitenmal zitterte in seiner Hofburg der Kaiser und zum zweitenmal[5] ward ihm

[1] Dvorský 474.

[2] Wallenstein 14.

[3] Das Nähere s. bei Gindely, Dreißigjähr. Krieg II, 277 und bei Dvorský 475.

[4] Wallensteins Briefe I, 48.

[5] Das erste Mal rettete W. den Kaiser nach Förster I, 47 bei Netolitz.

Wallenstein als der genannt, dem er seine Rettung verdankte. Er deckte den Rückzug Boucuois über die große Donaubrücke bei Wien, und brach zuletzt diesen einzigen Übergang ab"[1]. Etwas bescheidener versichert Hallwich[2]: „Bei Ulrichskirchen deckt Wallenstein mit längst erprobter Tapferkeit den unvermeidlichen Rückzug seines Generals;" und ähnlich berichtet Dvorský[3].

In gleichzeitigen Quellen hören wir jedoch über unseren Obersten nichts, als daß am 21. Oktober Buquoy, Dampierre, er und Marradas nach Wien hineinritten, um am folgenden Tage alle dort weilenden Offiziere und Soldaten ins Lager zu führen[4], und daß er am 25. wie alle anderen Obersten an der Verteidigung der die Wiener Donaubrücke deckenden Schanze teilnahm. Letzteres bezeugt auch meines Wissens einzig und allein Khevenhiller[5], der erzählt: „Der von Boucquoy, Dampier, Rudolf von Tiefenbach, Maximilian von Lichtenstein, Ferdinand von Meggau, Otto Heinrich von Fugger, Albrecht von Wallenstein, Stauder und andere anwesende kaiserliche Obristen haben sich trefflich wol und den Feind bis in die Nacht mit einer vor der Brücken aufgeworfenen Schanz aufgehalten, in welcher der von Boucquoy mit allem Volk unvermerkt des Feindes mit etlich hundert Wägen und mit solcher Ordnung über die lange Wolfsbrucken der Donau gezogen" u. s. w. Wie daraus Wallensteins Retterschaft herausgelesen werden konnte, ist mir unverständlich.

Ein sehr guter Bericht über die Kämpfe, der in der Frankfurter Meßrelation (1620, I, 34 fg.) mitgeteilt wird, und ein anderer, den Bellus — vielleicht unter Heranziehung des eben erwähnten — in gedrängter Fassung ausbeutete[6], nennen neben Buquoy und Dampierre nur Lichtenstein und Marradas[7]. Auch die Berichte des in Wien als Statthalter amtenden Erzherzogs Leopold[8] an den Kaiser heben Wallenstein nicht hervor.

Vielleicht behauptet sogar Ranke zuviel, wenn er[9] erzählt: „Unter

---

[1] Ähnlich sagt Förster, Wallenstein I, 34: „Wallenstein deckte mit großer Kühnheit den Rückzug Boucquois und brach die Donaubrücken hinter dem zurückweichenden kaiserlichen Heere ab".

[2] Zeitschr. f. Allg. Gesch. I, 112.

[3] S. 476.

[4] Dvorský 476 Anm. 51.

[5] Annales IX, 693.

[6] Öst. Lorbeerkranz 273.

[7] Wahrscheinlich liegt dabei der gleich zu erwähnende Bericht Erzh. Leopolds vom 30. Oktober zu Grunde.

[8] Vom 26. und 30. Oktober. Staatsarchiv Dresden 9172, XVII, 250 Kopie u. 254 Kopie. Mitteilung des Herrn Dr. Karl Mayr-Deisinger.

[9] Wallenstein 14.

denen, welche inmitten eines starken Kanonenfeuers standhielten, erscheint auch Wallenstein mit seinem Regiment." Khevenhiller, auf den er sich beruft, sagt vom Regimente nichts und eine Zeitung, die ein in Wien weilender Gegner des Kaisers verfaßte, erwähnt als Verteidiger der Schanze lediglich Buquoy, dessen deutsche Knechte und die Regimenter Sachsen und Fugger [1], Bellus aber berichtet, am 24. seien nur die Regimenter Fugger, Sachsen-Lauenburg und Stauder in der Schanze zurückgelassen worden. Es ist ja auch nicht gerade üblich, Brückenköpfe durch Reiterei zu verteidigen.

Zum Heil unserer Untersuchung, die sonst sich endlos ausdehnen müßte, zeigen die bisherigen Forschungen über Wallenstein eine von den Wiener Kämpfen bis zur Prager Schlacht reichende Lücke. Nur Dvorský (476 fg.) hat einige Nachrichten aus dieser Zeit beigebracht. Zunächst melden uns diese, daß Wallenstein gegen Mitte November von Buquoys Heere weg mit seinen Kürassieren nach Wiener-Neustadt und Umgegend gelegt wurde, um für den heimkehrenden Kaiser die Wege zu sichern. Dann erfahren wir von neuen Werbungen.

Schon Anfang August hatte der Freiherr den Oberstwachtmeister Wellenhorst beauftragt, 300 Arkebusiere zu werben [2]. Im November waren von diesen und den Kürassieren kaum noch die Hälfte übrig [3]. Besonders bei Unterwisternitz hatten diese schwer gelitten [4]. Auch zogen manche von dannen [5]. Der Rest aber hatte meist weder Rosse noch Waffen [6]. Deshalb ließ sich der Oberst, während er selbst für neue Ausrüstung der ihm gebliebenen Söldner sorgte, zugleich auch ermächtigen, 500 Kürassiere und 200 Arkebusiere neu zu werben, und fertigte am 11. November seinen Oberstlieutenant Torquato Conti ab, um die Werbung in Belgien auszuführen [7]. Dort war die Menge beschäftigungsloser Soldaten infolge

---

[1] Regni Hungariae Occupatio u. s. w. Gedruckt im Jahre Christi 1619. — 4°, 6 Blätter.

[2] Dvorský 474.

[3] Die mit den Kürassieren aus den Niederlanden gekommenen zwei- oder dreihundert Arkebusiere (s. oben S. 244 fg. und 255) sind spurlos verschwunden. Sollte etwa von ihnen in der bei Dvorský angezogenen Mitteilung über Wellenhorst die Rede sein und also da keine neue Werbung vorliegen?

[4] Dvorský 474 Anm. 47.

[5] A. a. O. 477 Anm. 56.

[6] Oberleitner im Archiv f. öst. Gesch. XIX, 25.

[7] A. a. O. 25 und Dvorský 476 fg. Die von Dvorský ausgezogene „Kapitulation" Wallensteins über die vom 15.—31. März 1620 im Elsaß abzuhaltende Musterung des Volkes ist, wie ich einer Abschrift aus dem Wiener Kriegsarchiv entnehme, mit Erzherzog Leopold, der damals noch in Wien und nicht, wie

der Fortdauer des Waffenstillstandes mit Holland noch immer so zahlreich, daß Conti zu Mons rasch 1400 Mann mit den nötigen Offizieren sammelte[1]. Infolge davon bestellte der Kaiser Wallenstein, der zur Werbung 63185 Gulden vorgeschossen hatte[2], am 2. Januar 1620 als Oberst über 1500 Kürassiere und 500 Arkebusiere[3], d. h. über zwei Regimenter.

Es war das keine Beförderung zur Anerkennung kriegerischer Verdienste, sondern nur die naturgemäße Folgerung aus der Ausdehnung der Werbung. Diese selbst aber ist höchst beachtenswert. Schon bei der ersten Werbung hatte Wallenstein 300 Mann mehr kommen lassen, als er sollte, und sie vermutlich nicht, wie es sonst üblich war, bei der Musterung abgeschoben. Anfang August hatte er dann, falls die betreffende Nachricht nicht mißverstanden ist, 300 Arkebusiere geworben, obwohl damals sein Regiment noch nicht die großen Verluste erduldet hatte. Jetzt begnügt er sich nicht mit der Ergänzung seines Regimentes, sondern nimmt die doppelte Zahl ein. Das ist ein ganz ungewöhnliches Vorgehen. Er selbst konnte ja doch nur ein Regiment führen; warum warb er also neue Geschwader und warum überließ er nicht den sich freiwillig einstellenden Überschuß an Soldaten einem anderen Obersten? War es ihm nur um den Dienst des Kaisers zu thun, so konnte er sich ja darauf beschränken, diesem das Geld zu neuen Werbungen vorzuschießen. Ob er Geld besaß und für seine Truppen darlieh, wissen wir nicht. Wie es sich aber auch damit verhalten mag: daß er die Truppen unter seinem Befehle mehrte, konnte nur einen seiner eigenen Person dienenden Zweck haben. Vielleicht wollte er sein Ansehen und seine Stellung heben, was freilich, wenn er den Überschuß von Soldaten nicht selbst führte, nur in beschränktem Maße gelingen konnte; vielleicht aber hatte er die Absicht, sich die zahlreichen und großen Vorteile, die ein Truppenführer aus seinem Gehalte, der Soldverrechnung, den Brandschatzungen, der Beute und dergleichen ziehen konnte, vorzubehalten und handelte also wie ein Unternehmer, dem ein

---

D. meint, im Elsaß weilte, am 30. Oktober 1619 vereinbart. Schon damals muß also W. zur Werbung ermächtigt gewesen sein. Nach dem Erlaß vom 23. Dezember 1619 bei Oberleitner XIX, 25 sollte aber die Musterung in Tirol stattfinden. Das Conti mitgegebene Gesuch Wallensteins an Erzherzog Albrecht hat schon Rahlenbeck, Wallenstein 124 erwähnt.

[1] Rahlenbeck a. a. O. Nach ihm waren die Soldaten Karabiner, doch werden sie in der Folge nie als solche bezeichnet.

[2] Oberleitner a. a. O. 25 n. III. Von der dort berechneten Endsumme sind 16000 Thaler ajuto di costa und 1000 Gulden für die alten Kürassiere abzuziehen. Auch der spanische Botschafter gab Geld für die Werbung.

[3] Hallwich, Ztschr. f. Allgem. Gesch. 112.

gutes Geschäft sich darbietet. Erinnern wir uns, wie wenig er früher danach getrachtet hatte, sich als Krieger oder Staatsmann hervorzuthun, und wie er sich gleich bei seiner Anstellung durch den Kaiser einen großen „Kostenzuschuß“ zu verschaffen wußte[1], und blicken wir auf seine Haltung in der Zeit der Konfiskationen, so werden wir wohl der zweiten Möglichkeit den Vorzug geben.

Wann die neuen Truppen auf österreichischem Boden eintrafen, wissen wir nicht. Falls die ursprünglich in Aussicht genommene Musterungszeit innegehalten wurde, konnten die Verstärkungen gewiß nicht vor Mitte Mai die Grenze Böhmens oder Österreichs erreichen. Inzwischen war Wallenstein auf die kleine Schar beschränkt, die ihm im November 1619 noch geblieben war und seitdem durch Ausreißen, Krankheiten und Gefechte gewiß noch gemindert wurde. Nach Dvorský (479) beteiligte er sich mit ihr an den Treffen bei Langenlois (10. Februar 1620), Maissau (11. März) und Sinzendorf (13. April) und befehligte in letzterem den Rückhalt der Kaiserlichen. Die mir zugänglichen Quellen erwähnen nur, daß bei Sinzendorf Wallensteins, einige sagen auch Buquoys Oberstlieutenant Adam Leo Licek von Riesenburg, unseres Freiherrn Jugendfreund fiel[2], und ein Bericht des sächsischen Agenten Lebzelter aus Prag nennt Buquoy als Führer der in Hinterhalt gelegten Kürassiere[3]. Ich lasse die Frage, ob und wie weit Wallenstein persönlich mitwirkte, als minder belangreich und vorläufig unlösbar wiederum zur Seite.

Im April bekam der Oberst die Gicht[4]. Nach Hallwich[5] war sie die Folge körperlicher Überanstrengung; eine richtigere Diagnose legt uns vielleicht der Leidende selbst nahe, indem er über eine Krankheit, die ihn im Juli befiel, sagt: „Vermein, das ich mirs mit Trinken causirt hab“[6].

---

[1] Vgl. oben S. 232 fg. u. 244.

[2] So die || Warhafftige || Relation || Der || Glück vnd Frewdenrei- || chen, vom Herrn Grafen Bucquoy .... den 12. dits Mo- || nats Aprill, Anno 1620 .... bei Egenburg || vnd Sitzendorff erhaltenen || Victori. || Sampt dreyen angehengten Sendtschrifften, oder || Gründlichem Bericht, auß dem Böhmischen Läger, || Nachgedruckt zu Augspurg, bey Andrea || Aperger, auf vnser L. Frawen Thor. || Im Jahr 1620. — 4°, 8 Blätter. Der Bericht über Sinzendorf ist von kaiserlicher Seite verfaßt, von den drei Sendschreiben sind eins über jenes Gefecht und zwei andere über Langenlois vorgeblich von böhmischer Seite verfaßt. Vgl. Frankfurter Meßrelation 1620, I, 162, Bellus, Lorbeerkranz 350, Skála, Historie Česká III, 479 u. s. w.

[3] Müller, Fünf Bücher 382.

[4] Eigenhändige Anmerkung zu Keplers Horoskop s. O. Struve, Beitrag (s. oben S. 232 Anm. 2) S. 19.

[5] Ztschr. f. Allg. Gesch. 112.

[6] Bei Struve a. a. O.

Ob ihn die Gicht vom Heere fernhielt, wird nicht berichtet; indes spricht dafür, daß Ende April Oberst Löbl als Befehlshaber der Wallensteiner genannt wird[1]. Die im Juli ausbrechende Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte, hinderte ihn längere Zeit an Kriegsthaten. Noch Mitte August lag er, wenn auch genesend, zu Bette. Erst zwei Monate später wird er, der inzwischen den Titel eines kaiserlichen Kriegsrates erhalten hatte, wieder beim Heere Buquoys erwähnt und dann stößt er mit diesem am 26. Oktober zu den heranziehenden Bayern[2].

Der Schlacht am Weißen Berge wohnte er indes nicht an, denn schon am 4. November wurde er „mit etlichen wenig sowohl kaiserlichem als bayerischem volk zue roß und fueß“ abgesandt, um die Stadt Laun und andere Plätze im Nordosten Böhmens zu besetzen[3].

Ranke bemerkt hierüber: „Bei welthistorischen Ereignissen treten Persönlichkeiten, die nicht gerade zur Führung berufen sind, notwendig zurück. Wallenstein war nicht in der Schlacht am Weißen Berge, aber sein Regiment; man findet, daß ein Bericht seines Stellvertreters Lamotte über die feindliche Stellung, die er rekognosziert hatte, den Anlaß zu dem unmittelbaren Angriff gab, den die kaiserlichen Generale nicht billigten“[4]. Ich bekenne offen, daß ich nicht verstehe, warum es notwendig war, daß Wallenstein der Entscheidungsschlacht fernblieb, sein Oberstlieutenant aber sich darin auszeichnete[5]. Mir ist es dagegen sehr auffällig, daß er sich, während man die Entscheidungsschlacht in nächster Zeit erwartete, mit einer offenbar sehr kleinen Schar abseits schicken ließ. Seine Kenntnis des Tschechischen konnte für seine Aufgabe förderlich erscheinen, aber ohne Zweifel gab es doch noch andere Tschechen im kaiserlichen Heere, die für das Unternehmen ausreichten. Warum unterzog sich also der Oberst selbst dem Auftrage, der ihm gewiß nicht gegen seinen Willen zugewiesen wurde? Den Vermutungen ist ein weites Feld geöffnet. Am wahrscheinlichsten dünkt mich die, daß ihn die geschäftliche Seite der Sache anzog.

Wie er den Städten, die er sich unterwarf, große Brandschatzungen und Lieferungen auflegte[6], so erweiterte er gleich nach der Schlacht am

---

[1] Bellus, Lorbeerkranz 357.

[2] Dvorský 480 fg.

[3] A. a. O. Förster, Wallenstein 34 läßt W. hier „die Stelle eines Generalquartiermeisters versehen“!

[4] Wallenstein 15.

[5] Dieser erhielt sogar ein eigenes Belobigungsschreiben vom Kaiser; s. Dvorský 118 Anm. 75. Irrig behauptet Rahl, Les Belges en Bohême 94, der Oberstlieutenant sei gefallen.

[6] Dvorský 481 fg. Über die Frage, ob er diese Leistungen für sich verwandte, vgl. unten.

Weißen Berge den Kreis seiner Unternehmungen, auch nach anderen Richtungen hin. Er sammelte große Mengen Weins aus Mähren und aus böhmischen Städten und verkaufte sie nach Prag, wo große Teuerung herrschte [1]; später lieferte er dorthin Massen von Getreide [2] und auch ein Tuchlager scheint er in Olmütz angelegt zu haben [3]; ferner begann er alsbald ein Regiment zu Fuß zu werben, wofür er dann im Februar 1621, als es gemustert wurde, das dritte Oberstenpatent erhielt [4], und einige Zeit später unternahm er die Werbung eines zweiten Regimentes zu Fuß, das freilich nur zu fünf Fähnchen gedieh [5]. In all diesen Dingen bekundet sich der Geschäftsmann, der sich in der Ausnützung der Konfiskationen so voll entfaltete. Sollte er sich also nicht auch in der Übernahme des fraglichen Auftrages bethätigt haben?

Ohne Widerstand zu finden [6], besetzte Wallenstein rasch im Nordosten Böhmens die Städte Laun, Saaz, Brüx, Komotau, Leitmeritz, Außig, Kaaden, Schlackenwald, Schlan und Elbogen [7]. Am 11. November war er vorübergehend in Prag. Gleich nach Mitte Dezember kam er zu einer vierwöchigen Kur dorthin und blieb nun dort, wie es scheint, ständig [8], abgesehen davon, daß er Ende Februar 1621 im kaiserlichen Auftrage den Bischof Haranta von Polžic verhaftete und einige Tage mit ihm in Gitschin blieb [9], und daß er Anfang Juni mit 1000 Musketieren und einigen Reitergeschwadern Bauern, die in der Gegend von Königgrätz aufgestanden waren, zum Gehorsam brachte [10]. Auch sein neugeworbenes Regiment zu Fuß wurde, nachdem es anfangs an der Grenze Schlesiens und der Lausitz

---

[1] Dvorský 500.

[2] Oberleitner im Archiv f. öst. Gesch. XIX, 29 n. X.

[3] d'Elvert XXII, 338 zum 7. Juni 1622.

[4] Dvorský 499, 502 fg.; d'Elvert XVII, 13 und 27; Hallwich, Ztschr. 113; Tadra, Briefe Waldsteins 259 und Gindely, Acta et documenta historiam Gabrielis Bethlen illustrantia 270.

[5] Dvorský 530 Anm. 71.

[6] Hallwich, Ztschr. 112 fg.: „Eine tödliche Krankheit wirft ihn danieder; kaum geheilt, erhebt er sich zu verdoppelter, fieberhafter Thätigkeit. In Böhmen und Mähren erobert er der kaiserlichen Herrschaft Stadt um Stadt zurück".

[7] Dvorský 492 fg., 503 fg. Tadra, Briefe Albrechts von Waldstein an Karl von Harrach, in Fontes rerum Austriacarum, II, XLI, 253 fg., 257 fg.

[8] Hierfür zeugt die bei Dvorský 560 Anm. 49 angeführte Mitteilung Paul Michnas vom 13. April 1621: „Mir ist aufgetragen, daß in Religionssachen nichts geschehen solle, ohne daß sich der Erzbischof mit Liechtenstein oder, falls dieser abwesend, mit Wallenstein verständige".

[9] Dvorský 502.

[10] d'Elvert XXII, 98; Dvorský 534.

gelegen, zur Besatzung nach Prag gezogen[1]. Erst nach Mitte Juni rückte er wieder ins Feld, und zwar als selbständiger Führer, so daß nun der neidische Schleier schwand, der nach Meinung seiner Verehrer bis dahin seine glänzenden Thaten verhüllt hatte.

IV.

Mit 3000 Mann zu Fuß und 600 Reitern brach Wallenstein Ende Juni[2] nach Schlesien auf, um die Truppen, die Glatz belagerten, zu verstärken. Am 12. Juli lud er von Nachod aus die Landstände der Grafschaft Glatz zu einer Besprechung nach Wünschelburg, die am 15. stattfand. Dann zog er vor Glatz. Unmittelbar nach seiner Ankunft wurde er jedoch nach Mähren berufen[3], wo der Markgraf von Jägerndorf eingefallen war. Sein Regiment zu Fuß und der Teil seiner Kürassiere, den er mitgebracht hatte, blieb vor Glatz. Er selbst kam [am 21. Juli?] mit 3500 Mann zu Fuß und 600 Reitern, die er unterwegs an sich gezogen hatte, nach Olmütz, kaum zwei Stunden früher, als Jägerndorf mit etwa 12 000 Mann vor der Stadt anlangte[4].

Unter kleinen Gefechten setzte der Markgraf seinen Weg nach Ungarn fort. Friedensverhandlungen, wozu Karl von Žerotin den widerstrebenden Kardinal von Dietrichstein veranlaßte und woran neben ihnen beiden und dem kaiserlichen Geheimrate Siegfried Kristof Breuner auch Wallenstein teilnahm, blieben ohne Erfolg, zumal Jägerndorf sich bereits in Tyrnau

---

[1] Dvorský 503 und 506.

[2] Dvorský 536 läßt ihm den Befehl zum Aufbruch am 12. Juni erteilen; der von ihm Anm. 87 angeführte Brief muß jedoch nach altem Kalender datiert sein, denn in dem unmittelbar vorher von Dvorský angeführten Berichte Liechtensteins vom 12. Juni, der bei d'Elvert XVII, 76 vollständig gedruckt ist, zeigt sich Liechtenstein der Meinung, daß Wallensteins Regiment noch am 21. Juni in Prag sein werde, und er weiß überhaupt gar nichts von dessen Wegzug. Auch meldet Liechtenstein erst am 23. Juni dem Kurfürst von Sachsen die Beauftragung Wallensteins; s. Palm, Acta publica der schlesischen Stände 1621, 173. Dabei spricht er übrigens nur von 3000 Mann. — d'Elvert XXII, 101 erwähnt eine „Instruktion für Waldstein als General über das schlesische Volk", diese dürfte sich indes nach der Reihenfolge seiner Notizen eher auf das gleich zu erwähnende mährische Unternehmen beziehen.

[3] Schon am 15. Juli erließ Dietrichstein Befehl zur Beschaffung von Lebensmitteln für die nach Mähren gewiesenen Truppen Wallensteins. d'Elvert XVI, 122 Anm. 1.

[4] Dvorský 540 fg. Palm, Acta publ. 1621, 199, 184, 187. Vgl. Khevenhiller, Annales IX, 1330.

mit Bethlen Gabor vereinigt hatte[1]. Zur Verfolgung des Feindes aber waren die Kaiserlichen zu schwach, da sie außer den von Wallenstein mitgebrachten Truppen in Mähren nur noch etwa 1400 Knechte, 1100 Reiter und 160 Artilleristen, die in verschiedenen Plätzen als Besatzungen lagen, zur Verfügung hatten. Wallenstein, der den Oberbefehl über alles in Mähren liegende Volk erhielt[2], mußte sich daher begnügen, von Ungarisch-Hradisch aus die Grenze gegen Einfälle zu decken[3].

Bald trat bei seinen Truppen Mangel ein. Um ihm abzuhelfen, legte er den mit der Verwaltung Mährens betrauten kaiserlichen Kommissaren, Kardinal Dietrichstein und Geheimrat Breuner, einen eingehenden Entwurf vor, wie durch eine allgemeine Steuer und andere Maßnahmen die Verpflegung gesichert werden könne. Der Kardinal widersetzte sich der Geldsteuer und es kam zu heftigen Streitigkeiten, wobei Wallenstein mit Nachdruck den Grundsatz vertrat, es sei viel besser, die Landesbewohner zu Steuern zu nötigen, als sie durch des unbezahlten Kriegsvolkes Hausen zu Grunde richten zu lassen[4].

Lange bevor jedoch noch diese Angelegenheit geordnet war, rückten Bethlen Gabor und der Markgraf von Jägerndorf gegen Mähren vor. Schon am 24. und 25. September fiel ungarische Reiterei in Mähren ein, am 26. erschien das Hauptheer vor Skalitz, das der Befehlshaber, Hauptmann Rauber, sogleich übergab und kurz darauf wurde Straßnitz durch die gegen ihren Hauptmann Haugwitz meuternde Besatzung überliefert. Wallenstein lag seit Anfang September mit 1000 Mann zu Fuß und 600 Reitern zu Lundenburg[5]. Mehr Volk zusammenzuziehen, hatte er vielleicht deshalb nicht gewagt, weil man sich der Treue der Mähren nicht sicher hielt. Hatten sich doch bereits im Kreise Neu-Titschein die dort ansässigen, seit der Schlacht am Weißen Berge wiederholt aufgestandenen Wallachen wieder zusammengeschart und andere Banden an sich

---

[1] Dvorský 542. Ende Juli traf Jägerndorf bei Bethlen ein; am 31. Juli reisten Dietrichstein, Breuner und W. von Brünn zu den Friedensverhandlungen ab; d'Elvert XXII, 101.

[2] Das erhellt aus dem Berichte bei d'Elvert XXII, 228 fg.

[3] Dvorský 542. Vgl. die Briefe bei Schebeck, Wallensteiniana 259, wovon die in der Anm. 3 unter a und b angeführten nicht an Wallenstein, sondern an Schampach gerichtet sind.

[4] Dvorský 545 fg. d'Elvert XXII, 228 fg., 234, 235 fg. XXIII, CCLIII fg. F. Tadra, Briefe Albrechts von Waldstein 260 fg.

[5] Von dort datiert sein Brief vom 7. September bei d'Elvert XXII, 234. Seltsamer Weise liegen bei d'Elvert a. a. O. 103 Berichte aus Wien vom 9., beziehungsweise 15. September vor, Eisgrub sei durch Jägerndorf genommen und Wallenstein habe sich mit seinem Volke nach Nikolsburg zurückziehen müssen.

gezogen, so daß der Kaiser auf Bitten des Kardinals Dietrichstein das vom Papste gesandte Regiment Aldobrandini statt nach Ungarn nach Mähren rücken ließ, wo es indes Ende September unthätig zu Iglau und Znaim liegen blieb[1]. Nur mit seinen Reitern und 400 Knechten konnte daher Wallenstein am 28. September sich gegen Straßnitz aufmachen, um dem Feinde den Übergang über die Waag zu wehren[2]. Die Nachricht vom Fall des Platzes dürfte ihn jedoch bald bestimmt haben, sich nach Nordosten zu wenden. Am 13. Oktober befand er sich in der Nähe von Ungarisch-Hradisch[3]. Inzwischen hatte er Verstärkungen an sich gezogen. Am 7. Oktober hatte er 13 Compagnien Reiterei bei sich[4]; am 13. wurde sein Volk auf 4000 Mann geschätzt[5]. Gleich darauf vereinigte er sich mit den kaiserlichen Truppen, die aus Ungarn herangekommen und am 13. bei Hradisch angelangt waren. Sie zählten nach einem Berichte aus ihrer Mitte 18 000, während man den Gegnern 30 000 beimaß[6].

Dvorský (S. 551) versichert: „Wallenstein lechzte nach Kampf, wie aus verschiedenen Botschaften erhellt, die er an das aus Ungarn zu Hilfe ziehende Heer richtete, damit es seinen Marsch beschleunige.“ Leider bringt er die betreffenden Belege nicht bei. In den Briefen vom 5. und

[1] Dvorský 549 fg. Gindely, Dreißigj. Krieg II, 261.

[2] Vgl. seinen Brief bei Tadra, Briefe 261 fg.

[3] Irrig sagt Dvorský 550, W. habe sich dort am 11. mit dem aus Ungarn gekommenen kaiserlichen Heere vereinigt. In dem Berichte bei d'Elvert XXII, 104 „aus dem spanischen Feldlager zu Hradisch“ vom 13. Oktober heißt es jedoch: „Heut seind wir mit beiden Lagern allhie ankommen .... Es befindt sich auch der Oberst von Wahlstein mit 4000 Soldaten hierumb, werden also zusammenstoßen.“

[4] Dvorský 551. Leider giebt diese nicht an, von welchem Orte das von ihm benutzte Schreiben Wallensteins herrührt. Wenn übrigens darin W. wirklich sagt, er könne „ohne jedes Fußvolk“ nichts gegen den Feind unternehmen, so ist das vielleicht nicht ganz wörtlich zu nehmen, denn er wird doch wohl mindestens noch die 400 Musketiere, die er mitgenommen hatte, bei sich gehabt haben. Mit dem Besitze einer geringen Zahl Fußvolks läßt sich auch die bei Dvorský 551 Anm. 22 angeführte Mitteilung Zeidlers vom 9. Oktober vereinigen: „Der obrist Wallenstein schreibet, daß es ihm nur an musquetiren mangle, sonsten wolle er ihnen straks entgegenrücken.“

[5] S. oben Anm. 2. Die Zuverlässigkeit der Angabe ist freilich zweifelhaft.

[6] S. den oben Anm. 2 angeführten Bericht. Gindely, Dreißigj. Krieg IV, 262 spricht nur von „etwa 12000 Mann“ und auch Dvorský 551 giebt für den 5. Oktober die gleiche Zahl an. Vielleicht war in den von ihnen benutzten Nachrichten nur das eine der „beiden Lager“, wovon der Bericht vom 13. Oktober spricht, nämlich das Heer Liechtensteins, nicht aber auch das Esterhazys in Anschlag gebracht. Feststellen läßt sich vor einer gründlichen Erforschung der Feldzugsgeschichte freilich nichts.

7. Oktober, worüber er nähere Mitteilungen macht, äußert Wallenstein lediglich Verlangen nach Hilfe.

Woran es lag, daß nach der Vereinigung der kaiserlichen Truppen kein großer Schlag gegen die feindlichen Verbündeten versucht wurde, unterlasse ich zu erörtern. Noch fehlt es dafür an der Grundlage umfassender und sorgsamer Forschung. Hier gilt es ja auch nur, Wallensteins Thaten zu verfolgen und schon da läßt sich den Dingen schwer auf den Grund kommen.

Gualdo berichtet im Anschlusse an die 1619 erfolgte Ächtung Wallensteins durch die Aufständischen[1]: „L'honore acquistatosi poi l'anno 1621 nell' havere con quindici insegne di cavalleria rotti e scacciati sei mille Ungheri entrati nella Moravia segnalò in maniera le fortune del suo valore, chè sviluppando delle reti, dell' invidia il suo nome, lo rese giustificato e commendabile presso ogn' uno." Woher er die Nachricht, die sich auch in der zweiten Biographie Khevenhillers[2] findet, daß Wallenstein 6000 in Mähren eingefallene Ungarn verjagt habe, schöpfte, vermag ich nicht festzustellen. Was ihr zu Grunde liegt, wird sich zeigen.

Die Darstellungen aller neueren Forscher bis auf Gindely und Dvorský scheinen aus Herchenhahn geschöpft zu sein, der erzählt[3]: „Bethlen eroberte Tirnau, er belagerte Preßburg, er schickte ein Corps nach Mähren; allein Dona und Wallenstein schlugen zweimal Bethlens Völker auf das Haupt. Wallenstein und Dona nahmen bei Standtschütz die Hungarn in die Mitte, 1300 Hungarn blieben auf dem Platz. Drei Fahnen fielen in Wallensteins Hände, und diese schickte er zum Zeichen seines Sieges dem Kaiser. Jägerndorf fand seine Rechnung nicht in Mähren; er begab sich wieder nach Schlesien auf den Marsch; Wallenstein holte ihn bei Kremsier ein und erfocht einen neuen Sieg. 4000 Köpfe streckte Wallenstein auf dem Felde. Er selbst verlor nicht mehr als siebzig Mann. Gezwungen durch diese Niederlagen suchte Bethlen Frieden."

Förster hat diesen Bericht zunächst 1828 in der Einleitung zu Wallensteins Briefen (I, 49) und dann noch schwungvoller 1834 in seinem Wallenstein (35) ausgestaltet, indem er Dohna beseitigte und Kremsier nach Schlesien verlegte. Hurter hat ihn 1855 in seinem Buche: Zur Geschichte Wallensteins (S. 19) bedenkenlos ausgeschrieben, dagegen 1858 in seiner Geschichte Ferdinands II. (IX, 70) Wallenstein selbst nicht

---

[1] Historia della vita d'Alberto Valstein 9 b.

[2] Conterfet-Kupfferstich II, 221.

[3] Geschichte Wallensteins I. 129.

mehr erwähnt und, indem er für die Angabe über die Schlacht bei Kremsier Khevenhiller anzog, Zweifel bezüglich der 4000 Gefallenen geäußert. Ranke (S. 15) scheint ebenfalls Mißtrauen empfunden zu haben, doch erzählt er immerhin noch: „Erst bei der Abwehr neuer Anfälle Bethlen Gabors und des Fürsten von Jägerndorf auf Mähren erscheinen die Wallensteinischen Heerhaufen mit einer gewissen Selbständigkeit. Sie erfochten Vorteile und schickten erbeutete Standarten nach Wien." Bei Hallwich endlich hat sich Herchenhahns Bericht zu schimmerndem Dunste aufgelöst. „Dem plötzlich bis ins Herz von Mähren vorgedrungenen Bethlen Gabor," heißt es dort, „steht er geraume Zeit ganz allein gegenüber und weiß sich, aller Entbehrung zum Trotz, mannhaft zu halten. Waren es militärische Erfolge, die zum Nikolsburger Frieden führten, so müssen diese nicht in letzter Linie Wallenstein zugeschrieben werden[1]."

Gindely und Dvorský haben sich mit ihren Vorgängern nicht auseinandergesetzt, wie denn ersterer die Litteratur bekanntlich immer unbeachtet läßt und letzterer sie zu wenig heranzieht. Das von ihnen Versäumte muß also hier nachgeholt werden. Zum Glück gehörte der brave Herchenhahn, dessen Werk schon mehr als ein Jahrhundert hinter sich hat, noch der alten Schule an, die sich nicht zu vornehm hielt, ihre Quellen anzuführen. Er führt sogar mehr davon an, als nötig wäre, denn von den neun Werken, auf die er sich beruft, sind es thatsächlich nur Khevenhillers Annalen (IX, 1346), die er ausbeutet.

Diese nun berichten nach einer sehr wirren Mitteilung über Vorgänge bei Ödenburg ebenso wirr weiter: „Hergegen haben die Kaiserlichen die streifenden Ungarn in Mähren bei Standschütz angetroffen, sie einer Seiten und der Karl Hannibal von Dona mit den wallensteinerischen Knechten an der anderen Seiten umringt, der Ungarn 1300 erschlagen und 3 Fahnen, die sie nach Wien dem Kaiser geschickt, bekommen. Gleichfals ist bei Kremsier von den Wallensteinischen und anderer Kaiserlichen, wie Jägerndorff in Schlesien ziehen wollen, überfallen und der Seinigen bei 4000 und der Kaiserlichen nit mehr als 70 geblieben."

Wir sehen, wie schon Herchenhahn diese Mitteilung zu Gunsten Wallensteins umgemodelt hat. Was an ihr ist aber überhaupt wahr? Weder Herchenhahn noch Förster haben sich die Mühe genommen, festzustellen, ob es in Mähren einen Ort Standschütz gab. Ich finde keinen. Vielleicht ist Straßnitz gemeint und da Wallenstein am 28. September dahin aufbrach, könnte er dort am 30., den Herchenhahn als Tag des

---

[1] Ztschr. f. Allg. Gesch. 113.

Gefechtes angiebt[1], mit streifenden Ungarn zusammengetroffen sein. Aber schwerlich konnte er mit 600 Reitern und 400 Musketieren 1300 Ungarn erlegen, und unmöglich konnte Hannibal von Dohna mitwirken, der überhaupt nicht aus Schlesien herauskam[2]. Nach Kremsier endlich kam Wallenstein allerdings, wie wir sehen werden, am 18. Oktober, aber Jägerndorf war nicht dort und eine große Schlacht, wie sie ein Verlust von 4000 Mann voraussetzt, fand überhaupt nicht statt.

Dvorský berichtet[3], daß, nachdem sich Wallenstein bei Ungarisch-Hradisch mit den anderen Kaiserlichen vereinigt, ein Gefecht stattgefunden habe, worin Wallenstein dem Obersten Miniati zu Hilfe eilend mit seinen 24 Reitergeschwadern an 400 Ungarn erlegt und drei Fahnen, die er dann nach Wien sandte, erobert habe. Er stößt sich nicht daran, daß Wallenstein, der am 7. Oktober nur 1300 Reiter hatte, nun plötzlich 14 Compagnien oder rund 1400 Reiter führt. Mir ist das sehr unbequem, denn sonst würde ich vermuten, daß eine wüste Vermengung von Zeitungen in der Vorlage Khevenhillers die 1300 Reiter Wallensteins in erlegte Ungarn, die 400 wirklich erschlagenen Ungarn in 4000 bei Kremsier gefallene Jägerndorfer und Hradisch in Standschütz verwandelt habe.

Es sind uns wenige gedruckte Zeitungen über die mährischen Vorgänge erhalten oder vielleicht überhaupt wenige ausgegeben worden, da sich die Aufmerksamkeit der Mitlebenden schon vorzugsweise dem Westen zuwandte. Auch die Frankfurter Meßrelation hat nur dürftige, wenn auch, wie es scheint, im ganzen zutreffende Nachrichten[4]. Ebenso sind bisher wenig schriftliche Mitteilungen veröffentlicht. Mindestens das aber läßt sich feststellen, wie Dohna in die Vorlage Khevenhillers gekommen ist. Bellus nämlich meldet[5]: „In Mähren, dieweil nach tötlichem Abgang des Conde Bucquoi die kaiserliche Armada etwas von Neuheuslein abgewichen und hergegen der Bethlehem mit seiner Armada auf die Kaiserlichen geruckt, darauf die Hungarn in aller Eil in Mähren eingefallen, als ist die kaiserliche Armee, auf einer Seiten der Obriste Wallenstein mit 14 Cornet, auf der anderen Seiten Hannibal von Dohna aber mit der Schlesinger Volck ... den Hungern nachgezogen und ziemlichen Widerstand gethan, gestalt dann durch tägliches Scharmuzieren beiderseits viel Volck verloren." Hier ist ganz richtig angegeben, daß das kaiserliche Heer aus Ungarn dem Bethlen

---

[1] S. 129 Anm. 4. Er giebt den 20. September, doch ist dabei ohne Zweifel nach altem Kalender gerechnet.

[2] Gindely, Dreißigjähr. Krieg II, 263 fg. d'Elvert XXII, 105.

[3] S. 551 fg.

[4] Relation von 1622, I, 11 und 33 fg.

[5] Lorbeerkranz 587.

nachzog, von Westen her Wallenstein zu ihm stieß und von Osten her Dohna kam oder vielmehr kommen sollte; die Fassung aber legte die irrige Deutung nahe, die wir bei Khevenhiller ausgesprochen und dahin erweitert finden, daß Dohna als Führer der Wallensteiner erscheint[1]. Auch der Ursprung der Nachricht von der Schlacht bei Kremsier läßt sich ahnen, wenn wir sehen, daß einerseits die Meßrelation (1622, 33) meldet: Am 18. Oktober sind Bethlen Gabor und Jägerndorf nach Ungarisch-Brod aufgebrochen, „hingegen hat der Herr von Wallstein Kremsier besetzt," anderseits aber eine handschriftliche Zeitung aus Wien vom 27. Oktober meldet: „Interim thuen die Hungarn in Mären großen schaden, sollen gleichwol in einer niderlag 1000 mann verloren haben." Daß das Gerücht von einer in Wahrheit nicht geschlagenen Schlacht in die Zeitungen und sogar in die Chroniken kam, kann nicht wunder nehmen: erzählt doch der gute Bellus zum 10. Juni 1620 die Schlacht bei Netoliz, die er schon zum 10. Juni 1619 geschildert hat, zum zweitenmal[2].

Mag es aber um die Entstehung der Vorlage Khevenhillers bewandt sein, wie es will, wir werden ihr wegen ihrer teils nachweislich falschen teils ungeheuerlichen Angaben weniger Glauben schenken dürfen als der von Dvorský benutzten[3]. Diese aber setzt die That Wallensteins zur Leistung eines nicht sehr bedeutenden Reitergefechtes herab.

Nach Dvorský rächten sich die Ungarn bald, indem sie Wallenstein überfielen und ihm 200 Mann erschlugen. Dann wurde der Oberst am 18. Oktober, als Bethlen und Jägerndorf von Wessely nach Ungarisch-Brod zogen[4] und sich damit anschickten, mit Umgehung der Kaiserlichen nach dem Nordosten Mährens zu ziehen, mit seinen Reitern und denen der Obersten Heinrich Hyfrle[5] und Miniati nach Norden geschickt, um Olmütz und die die Straße dorthin deckenden Plätze zu sichern und

[1] In einer handschriftlichen Zeitung aus Wien vom 20. Oktober heißt es sogar schon: „Die kaiserl. armada ligt noch zu Radisch . . . . . alda seind auch die wallsteinische 14 cornet reiter, gleichfals das schlesische volck under herr Hannibal von Donna zu den kaiserlichen gestoßen; der feind ligt nur ein meil von dannen; scharmizlen täglich mit einander." d'Elvert XXII, 105.

[2] Bellus, Lorbeerkranz 358.

[3] Eine gewisse Stütze giebt dieser auch die Mitteilung der oben Anm. 1 angeführten, freilich etwas bedenklichen Zeitung: „Wie dann vor wenig tagen die Wahlsteinische die Hungarn geschlagen, 3 Fahnen abgenommen und alhero geschickt".

[4] Meßrelation 1622, I, 33.

[5] Es ist der Feldzugsgenosse Wallensteins von 1604, Freiherr Heinrich Michael Hyfrle (oder wie er sich in deutscher Weise schrieb: Hieserle) von Chodau.

so die Verbindung mit Schlesien und Dohna zu erhalten[1]. Am späten Abend des 18. erreichte er Kremsier, am 19. Prerau, am 22. Olmütz, und kam so den Ungarn, die erst am 20. aus Ungarisch-Brod vom Hauptheere der Verbündeten gegen die Stadt entsendet wurden, lange zuvor. Die von ihm befehligte Reiterei blieb darauf, durch anderes Volk verstärkt, in Olmütz und Umgegend liegen, scharmützelte mit den Ungarn, die bald in der Nachbarschaft erschienen, und unternahm kleine Streifzüge[2]. Da Friedensverhandlungen im Gange waren, auf beiden Seiten großer Mangel an Lebensmitteln herrschte und das winterliche Wetter die Truppen in Ortschaften zu verteilen zwang, gedieh man über den kleinen Krieg nicht mehr hinaus, bis am 6. Januar 1622 der Friede von Nikolsburg unterzeichnet wurde.

Wie lange Wallenstein in Olmütz blieb, ist ungewiß. Schon am 17. November berichtete der sächsische Agent Zeidler aus Wien: „Der obriste Wallenstein kompt itzo hierher, wollte auch gern ein general sein[3]." Ob die Erwartung sich erfüllte, erfahren wir nicht. Am 1. Dezember war unser Freiherr in Budin[4], am 3. hob er im nahen Königgrätz den nachmaligen Geschichtsschreiber Bohuslav Balbin aus der Taufe[5]. Er beschäftigte sich damit, die Reiterei, die sein Oberstlieutnant Ferdinand von Gerstorf seit dem Oktober für ihn in Trautenau, Braunau und Umgegend gesammelt hatte[6], zur Musterung zu bereiten[7]. Wahrscheinlich ging er dann von dort sofort nach Prag.

Auch das Jahr 1621 hatte ihm mithin weder zu hervorragenden Thaten Gelegenheit geboten, noch ihn an großen strategischen Unternehmungen

[1] Wie in dem Briefe Wallensteins vom 18. Oktober bei Dvorský 552 erscheint W. auch in der Zeitung vom 3. November bei d'Elvert XXII, 106 als Oberbefehlshaber der vereinigten Reiterei. Dvorský läßt sie plündernde ungarische Streifscharen verfolgen; mir scheint indes nach Lage der Dinge und nach dem Briefe Wallensteins vom 18. Oktober das oben Gesagte zweifellos.

[2] Vgl. Dvorský 552 fg. und d'Elvert XXII, 106.

[3] Dvorský 557 Anm. 42.

[4] Schebeck, Wallensteiniana 265 Anm. 7.

[5] Dvorský 556 fg.

[6] A. a. O. 552.

[7] Ohne Zweifel bezieht sich auf sie das oben Anm. 4 erwähnte Gesuch um Waffen bei Schebeck. Dieser hätte also die Stelle: „ponewadž budauc nyni cavalaria dokonce disarmirowana G. M. C. žadne služby cziniti nemuže" nicht mit: „weil die gegenwärtig gänzlich disarmirte Cavallerie fortan S. kaiserl. Mt. keine Dienste zu thun imstande ist," (was natürlich nur von einer bereits im Dienst verwendeten Reiterei gesagt werden könnte) sondern mit: „weil die Reiterei, die jetzt [gerichtet] wird, gänzlich waffenlos dem Kaiser keine Dienste leisten kann," übersetzen sollen.

beteiligt. In Prag aber erhielt er jetzt eine Stellung, die ihn für längere Zeit dem Felddienste entzog.

Fürst Karl von Liechtenstein, der Statthalter Böhmens, wollte am 22. Dezember 1621 für einige Zeit nach Wien reisen. Als dessen Stellvertreter hatte der Kaiser den böhmischen Obersthofmeister Adam von Waldstein geschickt[1]. Liechtenstein aber glaubte noch besonders für die Aufrechterhaltung der Ordnung in der Hauptstadt und im ganzen Lande sorgen zu sollen und bestellte daher Albrecht von Wallenstein zum „Obersten von Prag und Gubernator des Königreichs Böhmen." Der Freiherr war mit ihm, seit er die Verwaltung Böhmens führte, in enge Verbindung getreten[2] und hatte diese für seine Gütererwerbungen in Böhmen ausgenutzt. Man braucht nun gar nicht den Anklagen, die später gegen Wallenstein wegen Mißbrauchs seiner neuen Stellung erhoben wurden, Glauben zu schenken; es genügt, die Vorteile, die ihm seine Anwesenheit in Böhmen für die Gütererwerbungen gewähren mußte, zu erwägen, um sich zu dem Schlusse gedrängt zu fühlen, daß es ein — vielleicht erbetener — Freundschaftsdienst war, wenn Liechtenstein das neu erfundene Amt an Wallenstein verlieh. Der Dienst des Kaisers würde dessen wohl hinfort so wenig wie vorher bedurft haben. Liechtenstein wußte es jedoch durchzusetzen, daß Ferdinand selbst am 15. Januar 1622 die Verfügung bestätigte, die von vornherein wohl schwerlich nur für kurze Dauer berechnet gewesen war[3].

Die Befugnisse des neuen Amtes bestanden in dem Oberbefehl über die Besatzung von Prag und in der Handhabung der Rechtspflege über sie und die Beziehungen der Einwohner zu ihr, sowie in der Aufsicht über die Einquartierung und Verpflegung aller Truppen im Königreiche[4].

Den Kriegsunternehmungen blieb er nun fern. Seine Reiter wurden nach dem Abzuge der Ungarn aus Mähren in das Lager vor Glatz geschickt und blieben dort mit seinen anderen bereits seit dem Juli 1621 dort liegenden Soldaten unter dem Oberst Schliefen bis zur Eroberung der Stadt[5], aber keine Nachricht meldet, daß er selbst dort erschienen sei.

Erst im Herbst 1623 finden wir ihn wieder in Waffen zur Abwehr eines neuen Angriffes, den Bethlen Gabor auf Mähren unternahm, und da endlich bietet sich der Forschung sicherer Boden in einer Reihe eigen-

---

[1] Er kam am 1. Dezember nach Prag. d'Elvert XXII, 107.

[2] Wie eng diese Verbindung war, zeigen nicht nur Wallensteins Briefe an Liechtenstein über seine Gütererwerbungen, sondern schon der oben S. 266 Anm. 8 erwähnte Brief Michnas vom 13. April 1621. Vgl. auch d'Elvert XVII, 30.

[3] Wurde sie doch auch nach Liechtensteins Rückkehr nicht aufgehoben!

[4] Dvorský 557; Tadra, Briefe 262 fg.

[5] A. a. O. 559.

händiger Briefe Wallensteins an den kaiserlichen Geheimrat Karl von Harrach, dessen Tochter er vor kurzem geheiratet hat. Ferdinand Tadra hat sie mit einer Abhandlung über den Feldzug gegen Bethlen veröffentlicht[1]. Indes auch er leidet an der Wallensteinepidemie, zu sehen, was nicht ist, und nicht zu sehen, was ist, und seine Aufstellungen sind von den anderen Geschichtsschreibern bedenkenlos übernommen worden. Wir müssen daher auch ihm prüfend nachgehen.

Tadra sagt (S. 7 fg.): „Eine . . Frage, die wahrscheinlich Anlaß zu mehrfachen Unterhandlungen gab, war die Besetzung des Oberkommandos über die kaiserlichen Truppen. Dampierre und Bucquoy waren tot ..... Der einzige unter den kaiserlichen Anführern, der (neben Marradas) auf seine in kaiserlichen Diensten vollbrachten Waffenthaten und erlangten Siege und die ihm dafür erfolgten Auszeichnungen hinweisen konnte, war Albrecht von Waldstein, der infolge seiner Vermählung mit Isabella Katharina von Harrach auch viele mächtige Gönner am kaiserlichen Hofe hatte. Daß sich die öffentliche Aufmerksamkeit Waldstein zuwandte und er bereits jetzt als der Einzige bezeichnet wurde, der nach Bucquoy das kaiserliche Heer kommandieren sollte, läßt sich nicht bezweifeln ..... Daß Waldstein nicht bereits im Jahre 1623 Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee geworden ist und noch in dem Feldzuge gegen Bethlen sich dem Kommando eines anderen unterordnen mußte, ist uns um so mehr unerklärlich, als der neue Kommandierende ein bis jetzt in fremden Diensten stehender, bisher beinahe unbekannter General war, nämlich Hieronymus Carafa, Marchese de Montenegro, ein Neapolitaner von Geburt, der in spanischen Diensten gestanden und dem Kaiser Ferdinand wahrscheinlich von Spanien aus anempfohlen wurde. Es scheint auch, daß diese Ernennung Waldstein selbst unangenehm war und daß seine Mitwirkung in dem Feldzuge durch Verleihung des Fürstenstandes (welche am 7. September erfolgte) gewonnen werden mußte; dies war wahrscheinlich erst die Ursache, daß Waldstein mit dem ganzen Eifer der Sache sich annahm[2], daß er sich nicht darauf beschränkte, als untergeordneter Befehlshaber die Anordnungen seines Vorgesetzten auszuführen, sondern daß er selbständige Ansichten entwickelte, Verhaltungsmaßregeln anriet, die, wenn befolgt und ausgeführt, gewiß wesentlich zur Verbesserung der Lage des kaiserlichen Heeres beigetragen hätten."

---

[1] Beiträge zur Geschichte des Feldzuges Bethlen Gabors gegen Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1623, im Archiv f. österreich. Gesch. 1877, Bd. 55, II, 401 fg.

[2] Die folgenden Lobsprüche wiederholt Tadra in noch viel wärmerem Tone im Verlauf seiner Abhandlung S. 13 fg.

Bei Hallwich haben sich diese Bemerkungen Tadras bereits zu der schwungvollen Behauptung umgestaltet[1]: „Gewiß ist, daß, als es damals galt, dem von Osten her anstürmenden Feinde sofort eine kaiserliche Armee entgegenzuwerfen und dieser einen Befehlshaber zu geben, aller Augen nur auf einen Mann gerichtet waren: den nunmehrigen Fürsten von Friedland. Spanischer Einfluß bewirkte, daß dieser Oberbefehl einem bis dahin beinahe unbekannten Mann .... Carafa ... übertragen wurde. Der Erfolg zeigte, welchen barbarischen Mißgriff man gethan hatte. Der Feldzug des Jahres 1623 wäre ohne Zuthun Friedlands schmählich gescheitert; seiner fast übermenschlichen Anstrengung und Ausdauer allein war es zu danken, daß die äußerste Gefahr beschworen wurde."

Sogar Gindely läßt Wallenstein im Anschlusse an Tadra „damals die Seele des kaiserlichen Kriegsheeres" sein[2].

Nach dem Ergebnisse meiner Ausführungen über Wallensteins Kriegsthaten vor 1623 halte ich es für überflüssig, die ohne die mindeste Unterstützung durch Quellennachrichten aufgestellten Behauptungen über die Richtung der öffentlichen Meinung zu erörtern. Ihre Erfinder hätte doch schon die eine Erwägung warnen müssen, daß, wenn Wallenstein so großes Ansehen genossen hätte, die ihm durch seine Heirat gewonnene Verwandtschaft mit der am kaiserlichen Hofe herrschenden Sippe doch gewiß genügt haben würde, um jeden Nebenbuhler zu schlagen. Man konnte aber gar nicht daran denken, Wallenstein zum Oberbefehlshaber zu bestellen, denn dieser war bereits längst ernannt in jenem Hieronymus Carafa.

Tadra und Hallwich nennen ihn einen bis dahin beinahe unbekannten Mann. Nun, sie hätten sich leicht eines anderen belehren können, wenn sie das Buch zur Hand genommen hätten, woran sich jeder zuerst wendet, der über kaiserliche Räte und Offiziere dieser Zeit Auskunft begehrt. Ich meine selbstverständlich Khevenhillers Conterfet-Kupfferstich. Da steht im zweiten Bande[3] über unseren Mann die ausführlichste Abhandlung, die dieser Band, abgesehen von der über Nikolaus Esterházy, überhaupt enthält. Ihr Wortlaut zeigt sofort, daß sie aus einer fremden Sprache übersetzt ist, und es liegt daher nahe, ihre Vorlage in dem bekannten Werke Aldinaris über die Familie Carafa zu suchen. Dort findet sie sich denn auch[4].

---

[1] Zeitschrift f. Allg. Gesch. 115.

[2] Waldstein I, 43.

[3] S. 270—280.

[4] Aldinari, Historia genealogica della famiglia Carafa, 1691, II, 463 fg.

In dieser Abhandlung ist nun zu lesen, daß Carafa seit 1587 in Flandern mit großer Auszeichnung gedient und 1597 die berühmte Verteidigung von Amiens gegen König Heinrich IV. von Frankreich geleitet hatte; daß er an dem Zuge des Admirals von Aragon nach Deutschland teilgenommen und sich bei der Belagerung Ostendes hervorgethan hatte; daß er, den Erzherzog Albrecht zum geheimen Kriegsrat und Oberst-hofmarschall ernannt hatte, später — nach Abschluß des niederländischen Stillstandes? — nach Madrid ging und dort als „Kriegsorakel“ galt; daß er im Kriege Spaniens gegen Savoyen um Monferrat als General-feldmarschall diente, dann nach Spanien zurückkehrte und 1621 zum Generalkapitän der Reiterei im Königreiche Sizilien ernannt wurde. Ja noch mehr! Es werden die Briefe vom 16. November 1621 und 5. Februar 1622 mitgeteilt, wodurch der König von Spanien Carafa ermächtigt, gemäß der Aufforderung Ferdinands II. in die durch Buquoys Tod erledigte Stellung einzutreten, beziehungsweise ihn anweist, schleunigst nach Wien zu reisen, und daran schließt sich der Abdruck eines langen Berichtes, den Carafa über den Feldzug von 1623 gegen Bethlen an Philipp IV. erstattete.

Es ist bezeichnend, daß keiner der Geschichtsschreiber Wallensteins oder des Dreißigjährigen Krieges das letztgenannte Aktenstück beachtet hat. Von der Biographie selbst hat meines Wissens nur Schweigerd[1] Kenntnis genommen.

Hieronymus Fürst von Carafa oder, wie er gewöhnlich genannt wird, der Markgraf von Montenegro (in der süditalienischen Provinz Campobasso) war mithin an Jahren, Rang und Verdiensten Wallenstein weit überlegen[2] und bereits im Frühjahr 1622 als Generallieutnant unter den gleichen Bedingungen wie Buquoy an die Spitze der kaiserlichen Truppen gestellt worden[3]. Unser Oberst konnte sich mithin dadurch, daß im Herbst

[1] C. A. Schweigerd, Österreichs Helden I, 644.

[2] Mit vollem Recht sagt Pešina von ihm: „Vir tam vetustate natalium quam rei militaris scientia clarus“. Tadra 408 Anm. 1.

[3] Gindely, Waldstein während seines ersten Generalats I, 42 sagt allerdings: „Nach längeren Verhandlungen überließ Philipp IV. seinem Vetter den Marchese von Montenegro, der den Oberbefehl gerade antrat, als der Krieg mit Bethlen von neuem ausgebrochen war.“ Gindely hat jedoch die Akten von Simancas nicht genau ausgezogen. Die Verhandlungen mit Carafa waren, wie die Gindely unbekannten Schriftstücke bei Aldinari zeigen, schon Anfang 1622 abgeschlossen und schon am 15. März 1622 schrieb C. dem Geheimsekretär Juan Ciriza nach Madrid: „Mañana partiré para Alemania y con el favor de Dios espero hazer pascua en Viena“. Am 31. Mai war er bereits auf dem Wege, den Befehl über das kaiserliche Volk im Elsaß zu übernehmen, in München. Archiv von

1623 nicht er zum Oberbefehlshaber ernannt wurde, nicht unangenehm berührt fühlen, und es liegt nicht der leiseste Anlaß zu der an sich ungeheuerlichen Vermutung vor, der Kaiser habe seine Mitwirkung beim Feldzuge durch den Fürstentitel erkauft.

Hurter[1] und Gindely[2] geben an, Wallenstein sei am 3. Juni 1623 zum Oberstfeldwachtmeister über das Fußvolk ernannt worden. Das von ihnen eingesehene Schriftstück dürfte indes ein unausgefertigter Entwurf gewesen oder doch noch zurückgehalten worden sein, denn Wallenstein wird der fragliche Titel noch nicht in der kaiserlichen Urkunde vom 7. September 1623, sondern erst in der vom 12. März 1624 beigelegt[3].

Was dann die „Mitwirkung“ Wallensteins im Feldzuge angeht, so kann ich auch da nicht den leisesten Schimmer einer sachlichen Grundlage für Tadras Auffassung entdecken. Die Briefe Wallensteins an Harrach sind zunächst einmal auch für jene Zeit, die im Privatverkehr meist sehr nüchterne und hölzerne Briefe lieferte, ungewöhnlich unbedeutend. Von weiterem staatsmännischen oder kriegerischen Blicke zeigt sich keine Spur; nur das Alltägliche wird trocken berichtet und nur das Naheliegende berührt. Mit Carafa zeigt sich der Oberst im besten Einvernehmen. Er erwähnt ihn siebzehnmal[4] und zwar stets in der Weise des völlig ergebenen Untergeordneten. Nur einmal erwähnt er eine Meinungsverschiedenheit, die jedoch von geringer Bedeutung ist, und auch da zeigt er nicht das mindeste Mißvergnügen darüber, daß der General anders verfügt hat, als er vorschlug[5]. Überall endlich erscheint dieser als der Leitende und Wallenstein selbst meldet, er schreibe in Carafas Auftrage, weil dieser (mit dem Heere) gar zu viel zu thun habe[6]. Die Ratschläge ferner, die Wallenstein erteilt, beschränken sich darauf, daß er empfiehlt,

---

Simancas. Am 20. Mai 1623 meldet eine Zeitung, die ihn Graf Schwarzenberg nennt, aus Prag, er sei eben von dort nach Königgrätz gereist, um dort ein starkes Heer zu sammeln. d'Elvert XXII, 113. Vgl. dort 116 und 117 aus dem Juli und August. Im September wurde er vom Rhein zurückberufen. Archiv von Simancas. Mitteilungen des Herrn Dr. O. H. Hopfen.

[1] Hurter, Zur Geschichte Wallensteins 20.

[2] Gindely, Waldsteins Generalat I, 42.

[3] Förster, Prozeß Urkunden S. 25 und 29. Nach Tadra 436 führte W. schon im Jan. 1624 den Titel, dagegen heißt er in einer Zeitung aus Prag vom 26. August 1623, die ihn als für Montenegro zeitweilig den Oberbefehl führend erwähnt, nur Oberst; s. d'Elvert XXII, 117.

[4] Tadra S. 440, 441, 442, 443, 447, 449, 450, 451, 452, 454, 458, 460 und 463.

[5] A. a. O. 442.

[6] A. a. O. 47.

leichte Reiterei heranzuziehen, weil nur mit dieser gegen Ungarn und Türken etwas auszurichten sei, sich zum Zweck des Entsatzes um Hilfe umzusehen, Truppen herbeizusenden und neue zu werben, Lebensmittel herbeizuschaffen u. s. w. Es ist auch nicht ein Gedanke dabei, den nicht auch ein des Kriegswesens ganz Unerfahrener ohne weiteres Nachsinnen hätte vorbringen können[1]. Zur Bewunderung Wallensteins können die Briefe überhaupt in keiner Weise anregen.

Höchst merkwürdig sind sie dagegen durch die Angst — ich finde keinen anderen Ausdruck —, wovon sie sämtlich durchweht sind. Nicht nur für seine Frau bebt er und dringt darauf, daß sie — und zwar der Sicherheit halber auf großen Umwegen — aus Prag nach Oberösterreich fliehe, sondern von vornherein sieht er auch die Lage des Heeres als eine ganz verzweifelte an, immer kläglicher jammert er um Hilfe und immer dringlicher bezeichnet er den Abschluß eines Waffenstillstandes als einziges Mittel der Rettung für das Heer, den Kaiser und dessen Länder. Unzweifelhaft befand sich nun auch das in Göding eingeschlossene Heer, das mit 4500 Mann z. F., 3000 Reitern und 6 Geschützen[2] etwa 40 bis 50000 Feinden gegenüber stand, in übler Lage. Einen Sturm konnte jedoch Bethlen aus Mangel an Fußvolk nicht wagen und sein Geschütz vermochte den Belagerten wenig zu schaden; die Türken, die mehr als die Hälfte seines Heeres ausmachten, pflegten nie über den Demetriustag, den 10. November, hinaus im Felde zu bleiben, und wenn sie es jetzt thaten, war mit Sicherheit zu vermuten, daß sie sich nur mit Mühe und nicht auf lange hatten halten lassen[3], die Siebenbürger und Ungarn waren ebenfalls zu langen Feldzügen nicht geneigt und litten wie auch die Türken bereits unter Klima und Mangel; auszuhungern waren die Belagerten nicht leicht, da der Besitzer des Schlosses Göding vor der Einschließung eine Masse Getreide in die Stadt gebracht hatte[4], eine Thatsache, deren Wallenstein freilich bei seinen Klagen nicht gedenkt, und die Gefahr, die er erwähnt, daß nämlich das ganze kaiserliche Heer oder doch dessen Mehrheit zum Feinde übergehe, ist doch wohl nicht als ernsthaft vorhanden zu betrachten[5].

---

[1] Tadra 418 sagt, man habe „auf Veranlassung Waldsteins" begonnen, die Pferde zu verzehren. Der Brief S. 446 scheint jedoch zu beweisen, daß die Soldaten selbst schlau genug waren, ihre Rosse, die schon am 30. Oktober vor Hunger umfielen (S. 444), zu essen.

[2] So giebt Carafa an.

[3] So berichtet denn auch Bethlen bei Tadra 432.

[4] Tadra 418.

[5] S. 430 mißversteht Tadra Wallensteins auf S. 460 mitgeteilten Brief völlig. W. will nicht sagen, die Offiziere seien nicht davor sicher, von ihren

Wie ganz anders klingt der Bericht, den Carafa seinem Könige erstattete! Der ist allerdings erst nach dem Abzuge der Feinde geschrieben und mag vielleicht vom spanischen Stil etwas an sich tragen: nichtsdestoweniger muß er den Eindruck übertriebener Ängstlichkeit, den Wallensteins Briefe hervorrufen, verstärken.

Es ist auch nicht daran zu denken, daß unser Oberst sich nur den Anschein der Sorge gegeben habe, um den kaiserlichen Hof zu desto eifrigerer Anstrengung zu spornen. Daß der Ton seiner Briefe echt ist, wird niemandem entgehen, der nicht im Bann der herkömmlichen Legende steht.

Am 19. November endete bereits der heiß ersehnte Waffenstillstand Wallensteins Fürchten. Am 19. Oktober[1] hatte das erste Gefecht stattgefunden; am 24. waren die Kaiserlichen in Göding eingeschlossen worden[2]. Auch dieser kurze Kriegsdienst hatte Wallenstein weder Gelegenheit zu Thaten noch zur Erweiterung seiner strategischen Kenntnisse geboten.

In Zeitungen und Chroniken wird über die Ereignisse wenig berichtet. Die ziemlich dürftigen Mitteilungen der Frankfurter Meßrelation

---

Arkebusieren erschossen zu werden, sondern nur, bei jeder „Occasion“ [Treffen] könnten sie fallen.

[1] Carafa sagt in seinem Berichte bei Aldinari am 18.; (bei Khevenhiller ist durch Druckfehler der 28. gesetzt;) doch werden wir wohl Wallensteins Brief vom 20. bei Tadra 439 für zuverlässiger halten müssen.

[2] Ich gehe auf den Verlauf der Dinge, obgleich aus dem Berichte Carafas und den Zeitungen bei d'Elvert XXII, 113 fg. Tadras Erzählung mannigfach zu ergänzen wäre, nicht näher ein, weil ja doch mit der Zeit wohl noch mehr neue Mitteilungen zu Tage kommen werden. Nur das sei bemerkt, daß Carafa lediglich spanische Offiziere belobt, weil der Bericht eben nach Spanien ging; daß er von Stillstandsanträgen, die Bethlen ihm gemacht und er abgewiesen habe, spricht und daß Tadra S. 431 die Angabe, die Wallenstein S. 463 macht, mißversteht, wenn er sagt: „An diesem Tage erhielt Carafa vom Kaiser die Ermächtigung, wenn Bethlen einen Waffenstillstand vorschlagen sollte, diesen auf kurze Zeit anzunehmen“. W. schreibt: „Der herr general hat J. Mt. schreiben auch empfangen; wann der Bethlehem die tregua vorschlagen wird, so nimbt ers auf eine kurze zeit an, aber er wirds schwerlich begehren.“ Ohne Zweifel hatte der Kaiser von der bei Tadra 434 erwähnten Sendung Pogianis und seinem Bescheide Mitteilung gemacht und die Erwartung ausgesprochen, daß Bethlen nun Stillstand schließen werde. Da der Palatin schon am 18. November die Vereinbarung traf, muß die Abfertigung Pogianis aus Wien vor Abgang des kaiserlichen Briefes, der am 18. in Göding eintraf, erfolgt sein. W. will also offenbar sagen: Wenn Bethlen Stillstand anbietet, wird Carafa ihn auf kurze Zeit annehmen, aber B. wird den Antrag nicht machen. — Der Graf von Nagrell S. 440 ist ohne Zweifel Wallensteins Oberlieutenant Graf Ferdinand von Nogarola, den Dvorský 501 bereits zum Januar 1621 als Offizier Wallensteins nennt. Vgl. d'Elvert XXII, 118.

(1624, I, 20 fg. und 45 fg.) sind bei Bellus (Lorbeerkranz I, 780) im Theatrum Europaeum (I, 760) und bei Meteren[1] benützt. Khevenhiller macht äußerst karge und geringwertige Angaben[2]. Wallenstein wird nirgends erwähnt. Dagegen bringt Herchenhahn[3] die Nachricht: „Der untergeordnete Wallenstein tadelte izt (nach Bethlens Abzuge) sehr das unweise Betragen des kommandirenden Generals und ewig blieb er dem Montenegro abgeneigt.“ Nach Wallensteins oben besprochenen Briefen ist es nicht denkbar, daß dies Geschichtchen wahr sei. Allerdings scheinen nach dem Feldzuge aus anderem Anlasse nachteilige Gerüchte über Carafa verbreitet worden zu sein[4], die freilich mit seinem Berichte unvereinbar sind[5]; wenn aber Wallenstein sich wirklich mit dem Fürsten verfeindete, so kann es nicht wegen der Kriegsführung geschehen sein, die nach den Berichten beider keine andere sein konnte, als sie war. Carafa blieb übrigens Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen, bis Wallenstein sich zur Aufstellung eines Heeres erbot; dann war für den Italiener selbstverständlich kein Platz mehr und er wurde daher im Juli 1625 entlassen[6].

Im Januar 1624 weilte Wallenstein bereits wieder in Prag und versah seine Obliegenheiten als Oberst der Hauptstadt und Gubernator des Königreichs[7]. Vor allem aber setzte er die großen geschäftlichen Unternehmungen fort, die ihn bereits höher als seine Kriegsleistungen erhoben hatten und noch höher hinauf führen sollten.

V.

In Bezug auf die geschäftliche Thätigkeit Wallensteins fehlt noch eine umfassende, gründliche und vorurteilsfreie Untersuchung. Vermutlich wird aber auch eine solche nie zu vollständiger Aufklärung führen, denn eingehende Rechnungen von Seiten Wallensteins dürften nicht erhalten sein.

---

[1] Dort ist S. 46 und 47 die Zeitung vom 27. November bei d'Elvert XXII, 127 benützt.

[2] Annales X, 152.

[3] Gesch. Wallensteins I, 133. Er beruft sich auf Meteren und eine Hist. des révolutions de Hongrie. Bei Meteren steht nichts Entsprechendes, die Histoire ist wohl die Histoire des révolutions de la Hongrie [von Brenner], die im ersten Bande unter der kurzen Besprechung der Regierung Ferdinands II. Wallenstein neben „Schwarzenberg“ [Montenegro] als Befehlshaber der kaiserlichen Truppen nennt.

[4] Vgl. Tadra 435.

[5] Auch die Thatsache, daß der Kaiser ihm am 14. März 1625 30000 Gl. Gnadengeld anweisen ließ (d'Elvert XXII, 413), spricht nicht für sie.

[6] Archiv von Simancas. Mitteilung des Herrn Dr. O. H. Hopfen.

[7] Vgl. Tadra, Gabor 436 fg. und Waldstein 274 fg.

Für dessen Beurteilung bedürfen wir ihrer indes auch nicht, wenn wir ihn nicht durchaus für besser halten wollen als die Kreise, woraus er hervorging und worin er lebte, oder ihn durchaus härter beurteilen wollen als sie.

Wer das in Selbstsucht und äußerlichem Kirchentum verkommene Adelsgesindel, das den Aufstand in Böhmen und den Nebenländern machte und leitete und am Hofe des unselbständigen und beschränkten Ferdinands II. herrschte, kennt, wird Wallenstein nicht für einen Schuft sondergleichen halten, wenn er sich ebenso habgierig, gewaltthätig und bedenkenlos zeigt wie seine Standesgenossen und wenn ihm Ehrbegriffe, wie sie unsere Zeit als Gesetze wenigstens aufstellt, ebenso fremd waren wie jenen. Er wird aber auch bei ihm nicht jene Gesinnung voraussetzen, die einen Karl von Žerotin vereinsamte und mit Grauen auf seine Umwelt blicken ließ.

Daß diese Voraussetzung thatsächlich unhaltbar sein würde, können wir bereits jetzt zweifellos feststellen.

Nach der Berechnung Bileks, der sich mit der Frage besonders eingehend befaßt hat[1], kaufte Wallenstein in den Jahren 1622—24 vom Fiskus für 2 891 794 Gulden und von Privaten für 1 712 889 Gulden, zusammen also für 4 604 683 Gulden Güter und verkaufte davon wieder für 2 740 745 Gulden. Mithin hatte er 1 863 938 Gulden zu bezahlen. Zur Bezahlung verwendete er 154 000 Gulden, die er dem Kaiser aus dem von seinen Eltern und seiner ersten Gemahlin ererbten Vermögen von mindestens 400 000 Gulden Wert geliehen hatte; ferner unbezahlte Forderungen für die von ihm gestellten Regimenter im Betrage von 554 000 Gulden, weiter eine ihm vom Kaiser zum Ersatz der 1619 und 1620 an seinen von den Mährern eingezogenen Gütern erlittenen Schäden angewiesene Summe von 182 297 Gulden, sodann den Erlös für seine 1623 verkaufte Herrschaft Wsetin und endlich den Kaufschilling für Güter aus dem Besitz der Familie Smiřicky mit 532 412 Gulden. Mithin blieb er nach Bileks Meinung nur 310 279 Gulden schuldig.

Unter Bileks Ansätzen über die Mittel, die Wallenstein zum Ausgleich seiner Schuld verwendete, ist der erste, die dem Kaiser geliehenen 154 000 Gulden betreffende, ganz willkürlich, denn es liegt nicht das mindeste

---

[1] Thomas Bilek, Beiträge zur Geschichte Waldsteins, Prag 1886, 125 fg. Eine andere, wie es scheint, nach Wallensteins Ermordung vom kaiserlichen Fiskal angestellte Berechnung hat K. Oberleitner, Beiträge zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges u. s. w. im Archiv für Kunde österreich. Geschichtsquellen XIX, 20 fg. mitgeteilt. Bilek hat sie nicht beachtet. Ich benütze oben seine Berechnung, weil er zu den Bewunderern Wallensteins zählt.

Quellenzeugnis für ihn vor. Er ist aber auch unzutreffend, denn es ist, wie wir sehen werden, nicht anzunehmen, daß Wallenstein von seinen Eltern und seiner ersten Frau her noch bedeutende Barmittel besaß, und die Güter seiner Frau konnte er nur durch Verkauf in Kapital umsetzen; erst 1623 verkaufte er jedoch das eine, Wsetin, das Bilek dann wieder in Ansatz bringt. Dies sei indes nur nebenher bemerkt. Es kann ja gar keinem Zweifel unterliegen, daß der Fiskus Wallenstein nichts schenkte und dieser sich mit der kaiserlichen Kammer rechnerisch vollkommen abfinden mußte. Auch den von Bilek erwähnten Rest hat er in der Folge gewiß beglichen. Nur von ganz verfehlten Vorstellungen aus hat man behaupten können, Wallenstein habe dem Fiskus die erkauften Güter gar nicht oder nur teilweise bezahlt.

Zwei Beschuldigungen, die niemand bestreitet, hat Bilek indes nicht beseitigt. Erstens sind wie für den Statthalter Böhmens, den Fürsten Karl von Liechtenstein und dessen Freunde, so auch für den zu ihm in enge Beziehungen getretenen[1] Wallenstein die konfiszierten Güter sehr niedrig eingeschätzt worden, so daß er sie zum Teil gleich nach der Erwerbung mit großem Vorteil wieder verkaufen konnte, und zweitens hat er einen guten Teil des Kaufpreises in minderwertigem Gelde entrichtet. Man kann da freilich geltend machen, daß der erste Vorteil aber auch den anderen Großen zu teil wurde, ja daß sogar die kaiserliche Kammer sich nicht scheute, ähnliche Geschäfte zu machen[2], und daß eine Regierung, die schlechtes Geld ausmünzte, sich nicht zu beklagen hatte, wenn sie damit bezahlt wurde. Indes anständig wird heutzutage das Gebaren wohl niemand finden und im zweiten Falle wird es noch dadurch anrüchig gemacht, daß Wallenstein, wie sich zeigen wird, mitgewirkt hatte, das umlaufende Geld durch Fälschung noch geringwertiger zu machen, als die Regierung selbst gewollt hatte. Daß sogar jene hartgesottene Zeit das Vorgehen anstößig fand und Wallenstein selbst sich nicht tadelfrei fühlte, beweist die Thatsache, daß er sich nach Herstellung der Münzordnung wegen der mit langer Münze bezahlten Käufe durch ein besonderes kaiserliches Diplom vor Nachforderungen sicher stellen ließ, dagegen aber dem Kaiser von seinem 700 000 Gl. langen Geldes betragenden Darlehen 200 000 Gl. guter Münze abrechnete[3].

---

[1] S. oben S. 275 Anm. 2.

[2] Am 23. März 1625 überließ W. der kaiserlichen Kammer die Herrschaft Luckau für 200 000 Gulden, am 17. April wurde es dem Reichspfennigmeister Stephan Schmidt für 360 000 Gulden angeboten. d'Elvert XXII, 416, 417.

[3] Bilek 305 und d'Elvert 416. Auch der billige Verkauf von Luckau sollte vielleicht eine Entschädigung für den Kaiser bilden.

Die Frage, um die es sich für uns handelt, ist aber gar nicht die von Bilek behandelte, sondern eine ganz andere, die seltsamerweise bis jetzt nur gestreift worden ist.

Wallenstein verrechnete dem Kaiser an Sold für seine seit 1619 aufgestellten Regimenter 554 000 Gl. Abgesehen von seinem Gehalte mußte er diese Summe, wenn nicht ganz, so doch zu einem beträchtlichen Teile seinen Offizieren und Soldaten ausgezahlt haben. Außerdem lieh er dem Kaiser von 1619 bis Ende 1624 nach einem Verzeichnisse[1], das anzuzweifeln kein Anlaß vorliegt, 1 245 417 Gl. Auch durch andere Zeugnisse aber sind mindestens 1 040 000 Gl. als dem Kaiser geliehen nachzuweisen[2], worunter freilich 700 000 Gl. in langer Münze gezahlt wurden[3]. Weiter unterhielt Wallenstein 1623 „eine starke anzal kriegsvolk zu roß eine gute zeitlang auf eigenen unkosten"[4] und zwar zwölf Compagnien neun Monate lang[5], wofür nach den üblichen Sätzen 214 570 Gl. erforderlich gewesen sein würden[6], gewiß aber eine namhafte Summe aufging. Endlich brauchte Wallenstein doch auch Geld für sich selbst und seit 1621 verwandte er große Summen für Häuserkäufe in Prag[7], für die Erwerbung privater Güter im Bereich seines Fürstentums Friedland, für Bauten und Anlagen in diesem, für Stiftungen von Klöstern, Kirchen, Spitälern u. s. w. und für Schenkungen an Orden und Kirchen.

Woher nahm nun Wallenstein die Mittel, um all diese Ausgaben zu bestreiten?

---

[1] Oberleitner, Archiv XIX, 21. Ich setze voraus, daß darin die 554 000 Gulden für das Kriegsvolk doppelt angerechnet sind und schließe in sie die im Verzeichnis aufgeführten 80 125 Gulden für Ausrüstung von 1000 Kürassieren ein, denn die Aktenstücke bei Oberleitner 24 fg. zeigen, daß der Kaiser den Sold zahlen sollte und W. für seine Vorschüsse Schuldscheine erhielt.

[2] Nach den Angaben bei Dvorský 528 fg. beliefen sich Wallensteins Darlehen, wie auch eine kaiserliche Verschreibung vom 18. September 1622 anerkannte, damals auf 435 000 Gulden. 95 000 Gulden waren für seine Regimenter aufgewendet. Zieht man diese, weil sie vielleicht in den 554 000 Gulden einbegriffen sein können, ab, so bleiben 340 000 Gulden. Dazu kam dann 1623 das Darlehen von 700 000 Gulden, wovon bei d'Elvert XXII, 416 die Rede ist.

[3] Vgl. Bilek 305.

[4] Bilek 305.

[5] S. die in dieser Hinsicht gewiß nicht anzufechtende Angabe Slavatas bei Schebek, Die Lösung der Wallensteinfrage 542. Die neun Monate sind zu je vier Wochen gerechnet; s. das. 534 n. VI.

[6] S. Oberleitner im Archiv XIX, 26.

[7] Vgl. Dvorský 539 fg.

Bevor er 1619 aus Mähren floh, kann er weder aus den Gütern seiner Gemahlin noch aus den anderen Erbschaften, die ihm zugefallen waren, größere Summen baren Geldes angesammelt haben, denn er sah sich zu wiederholten Anlehen und sogar zum Verkauf eines Hofes genötigt[1] und 1618 konnte er einen Vorschuß für den Kaiser von 40 000 Gl. nur zur Hälfte aus eigenen Mitteln aufbringen[2]. Nach seiner Flucht aber wurden seine Güter von den mährischen Ständen eingezogen, und wie er dadurch bis zur Schlacht am Weißen Berge aller Einkünfte aus ihnen beraubt war, so kann er auch nach dem Siege nicht viel Nutzen aus ihnen gezogen haben, da sie verwüstet waren[3] und in den Jahren 1621 und 1622 aufs neue von den Feinden heimgesucht wurden. Nichtsdestoweniger konnte er drei Regimenter werben und unterhalten, sowie dem Kaiser schon bis Mitte 1621 große Summen vorschießen.

Von seinem Gehalte kann er selbstverständlich nicht große Ersparnisse gemacht haben, obgleich er es fertig brachte, daß der Kaiser ihm wie für sein erstes so auch für das zweite Regiment eine Zulage von 8000 Gl. jährlich bewilligte[4]. Ohne Zweifel ist ihm und seinen Truppen der Sold regelmäßig ebensowenig bezahlt worden wie den anderen Regimentern; sonst hätten ja seine Rückstände nicht auf 554 000 Gl. anwachsen können. Beträchtlichen Gewinn mochten dagegen seine Handelsgeschäfte[5] abwerfen, und seit 1622 gesellten sich dazu die Überschüsse, die er beim Wiederverkauf von Gütern erzielte, sowie die Erträgnisse seiner Besitzungen. Auch diese Einkünfte können indes bei weitem nicht hingereicht haben, um die gewaltigen Summen, die Wallenstein verausgabte, zu decken.

Woher also nahm Wallenstein in der Zeit, wo er gar keine oder, falls der Kaiser hie und da Sold zahlte, nur sehr geringe regelmäßige Einkünfte hatte, das Geld für seinen Haushalt, seine Werbungen und Darlehen und woher gewann er später die Mittel, um den Überschuß seiner Ausgaben über seine Einkünfte zu decken?

Hallwich hat in einem seiner Pamphlete gegen Gindely, der jene Frage freilich nur oberflächlich gestellt hatte, keck behauptet[6]: „Die Lösung des Rätsels giebt ein einziges, kleines, recht modernes Wort, das aber

---

[1] Vgl. oben S. 233.

[2] S. oben S. 242.

[3] Vgl. Oberleitner im Archiv XIX, 28. Deshalb gab der Kaiser W. die hohe, mehr als 20% des Wertes der Güter betragende Entschädigung, die oben S. 283 erwähnt ist.

[4] Oberleitner im Archiv XIX, 25.

[5] S. oben S. 266.

[6] Wallenstein und Waldstein S. 60.

Wallenstein bereits sehr wohl kannte: das Wort Kredit. Sein guter Name allein verschaffte ihm die Summen, die sich der Kaiser selbst nicht zu schaffen wußte; die großen Bankhäuser im Reiche vertrauten ihm mehr als seinem Kaiser." Für diese Aufstellung hat Hallwich nicht den mindesten Beleg beigebracht und, soweit meine Kenntnis reicht, giebt es für sie nicht den dürftigsten Anhaltspunkt in den Quellen, während sich doch von solchen riesigen Anleihegeschäften in Briefen oder in den nach Wallensteins Tode vom Fiskus aufgestellten Vermögensverzeichnissen irgend eine Spur zeigen müßte. Jeder mit der Handelsgeschichte ein wenig Vertraute weiß ferner, daß Kredit wirklich ein „recht modernes Wort" ist, daß das 17. Jahrhundert ihn sogar Fürsten gegenüber nur ausnahmsweise kannte und in der Regel nur auf Pfänder lieh. Und wie sollte denn endlich Wallenstein gegenüber den Bankhäusern im Reiche einen finanziell guten Namen besessen haben, als er, von den Mährern geächtet, nur Oberst war und, wie wir gesehen haben, nicht einmal durch kriegerische Leistungen sich hervorthat? Auch als er seine verwüsteten Güter zurückerhielt, konnte sich kein Bankier versucht fühlen, ihm auf diese oder gar auf seinen bloßen Namen Hunderttausende oder vielmehr Millionen vorzuschießen, und bis 1625 trat er, wie wir wissen, weder im Kriegswesen noch im Staatsleben so hervor, daß sein Name als Gegengewicht zu der Verworrenheit und Unsicherheit der von den Feinden des Kaisers immer wieder bedrohten Zustände Böhmens hätte dienen können. Bis 1625 war Wallenstein, soweit wir urteilen können, außerhalb Böhmens so gut wie gar nicht genannt und bekannt. In den Berichten der spanischen Gesandten am kaiserlichen Hofe wird er zuerst im Februar 1625 aus Anlaß seines Erbietens, ein Heer zu werben, erwähnt und auch in anderen politischen Schriftstücken sowie in handschriftlichen und gedruckten Zeitungen ist vor jener Zeit kaum jemals von ihm die Rede[1]. Hallwichs Voraussetzung ist mithin ebenso haltlos wie die darauf gebaute Folgerung.

Wir werden uns die Dinge nicht so einfach vorzustellen, sondern verschiedene Quellen des wallensteinischen Reichtums anzunehmen haben.

Vermuten dürfen wir als solche bis Ende 1620 in erster Reihe die Kriegsbeute und daneben den Gewinn an Sold, der dadurch entstand, daß die Regimenter immer als vollzählig gerechnet wurden, es aber keineswegs immer waren[2], und daß die Soldansprüche der gefallenen und ent-

[1] Meine eigenen Beobachtungen werden bestätigt durch die ausgedehnten Forschungen der Herren Hopfen und Mayr-Deisinger.

[2] Vgl. z. B. oben S. 262 fg. In dem Erlaß bei Oberleitner, Archiv f. öst. Gesch. XIX, 25 wird ausdrücklich gesagt, daß ein Monatssold ohne neue Musterung gezahlt werden solle.

laufenen Soldaten dem Obersten allein oder im Verein mit dem betreffenden Hauptmann oder Rittmeister zufielen. Beide Arten des Erwerbs wurden von allen Generalen und Offizieren so regelmäßig und unbedenklich ausgenützt, daß wir auch ohne jedes Quellenzeugnis voraussetzen dürfen, auch Wallenstein habe sich ihrer nicht enthalten[1].

---

[1] Es wird denn auch berichtet, daß Wallensteins Reiter im Juli 1619 abziehenden Ungarn Beute im Werte von etwa 300000 Gulden abnahmen, (s. oben S. 259) und daß er im Januar 1620 für mindestens 50000 Gulden goldene und silberne Geräte liegen hatte; Dvorský 527. [Dieser behauptet freilich, W. habe den Schatz bei seiner Flucht aus Mähren mitgenommen; dafür fehlt jedoch jeder Beleg und niemand, der die Geschichte jener Flucht kennt, wird es für glaublich halten, daß W. die Geräte rechtzeitig von seinen Gütern nach Olmütz geschafft und von dort ganz unbemerkt mitgenommen habe.] Weiter wird in einer Berechnung des Schlachtenmonats, der den an der Prager Schlacht beteiligt gewesenen Truppen zu zahlen sei, Wallensteins Reiterei mit 1900 Mann angesetzt (Oberleitner im Archiv f. öst. Geschichte XIX, 11), während höchstens 800, wahrscheinlich nur etwa 400 Mann des Regimentes am Weißen Berge kämpften; s. Krebs, Die Schlacht am Weißen Berge 61, 196 und 197. Endlich ist hier zu erwähnen, daß W. für sein erstes Regiment, und wahrscheinlich auch für die anderen, neben dem Oberstengehalt noch einen Rittmeistersold bezog, und daß er als dreifacher Oberst und Rittmeister auch am Servis viel gewinnen mußte; vgl. Oberleitner 26, 27 und 29.

Anmerkung des Herausgebers:

Weitere Untersuchungen über die „Quellen des Wallensteinschen Reichtums" fehlen in dem, wie schon oben bemerkt, unvollendeten Manuskript der vorstehenden Abhandlung. Einen gewissen Ersatz dafür bieten die von Stieve gleichfalls erst in den letzten Wochen seines Lebens niedergeschriebenen Ausführungen über Wallensteins Vermögensverhältnisse, die sich in dem jetzt in der „Historischen Vierteljahrsschrift" für 1899 Heft 2 gedruckten Bruchstücke eines für die „Allgemeine deutsche Biographie" bestimmten Artikels finden.

XV.

Ferdinand III., deutscher Kaiser.

(Allgemeine deutsche Biographie.)

Ferdinand III., deutscher Kaiser, der Sohn Ferdinands II. und der Maria Anna von Bayern, wurde am 13. Juli 1608 zu Graz geboren und starb 1657. Am Hofe seines Vaters erhielt er durch Jesuiten seine religiöse und wissenschaftliche Ausbildung. Als Oberhofmeister diente ihm der Johanniter Johann Jakob von Dhaun, ein ebenso ehrenwerter und frommer wie kluger Mann, welchem man großen Einfluß auf die geistige Entwicklung des Prinzen zuschrieb. Am 8. Dezember 1626 wurde Ferdinand zum Könige von Ungarn, am 21. November 1627 zum Könige von Böhmen gekrönt. Seit 1626 nahm er an den Beratungen der Minister Teil und wurde in die Geschäfte eingeführt. 1630 wohnte er dem Kurfürstentage zu Regensburg an, wo sich sein Vater erfolglos Mühe gab, seine Wahl zum römischen Könige zu bewirken, und besuchte von dort aus Nürnberg, Augsburg, München und Innsbruck. Im folgenden Jahre bewarb er sich vergeblich um den Oberbefehl über das kaiserliche Heer und dann um Wallensteins Einwilligung in seine Teilnahme am Feldzuge. Tief verstimmt schloß er sich darauf den Gegnern des Friedländers an und wirkte eifrig zu dessen erneuter Absetzung mit. Nach Wallensteins Tode wurde er am 2. Mai 1634 zum Oberfeldherrn ernannt und erwarb durch die Eroberung von Regensburg und den Sieg bei Nördlingen glänzenden Ruhm, obgleich sein persönliches Verdienst an diesen Erfolgen untergeordneter Art war. In den beiden nächsten Jahren begleitete er das von Gallas geführte Heer nicht mehr auf seinen Zügen, doch ordnete er dessen

Unternehmungen, in Württemberg weilend — wenigstens dem Namen nach — an. Auch auf die politischen Verhältnisse gewann er seit Wallensteins Untergang Einfluß. Bei den Verhandlungen mit Sachsen, welche zum Prager Frieden führten, sowie bei denjenigen, welche danach mit dem Kurfürsten wegen gemeinsamer Kriegführung und mit den anderen evangelischen Reichsständen wegen ihres Beitrittes zu dem Vertrage gepflogen wurden, war er des Kaisers Kommissär. Ob er dabei eine selbständige Thätigkeit entwickelte, läßt sich noch nicht feststellen. Am 30. Dezember 1636 wurde er zum römischen Könige erwählt; am 15. Februar des folgenden Jahres kam durch den Tod seines Vaters die Regierung der österreichischen Lande und des Reiches an ihn.

Beinahe zwölf Jahre lang wogte noch der Krieg in Deutschland hin und her. Wiederholt schien die kaiserliche Macht rettungslos dem Verderben verfallen, aber immer wieder erhob sie sich aufs neue zur Abwehr. Erfolgreiche Siege vermochten jedoch ihre oft schlecht geführten und stets schlecht ausgerüsteten, verpflegten und besoldeten Heere nicht mehr zu erringen und sie erlahmte mehr und mehr unter der Last ihrer eigenen Anstrengungen und der feindlichen Verheerungen. Ferdinand selbst zog nur noch zweimal für kurze Zeit zu Felde: im Jahre 1645, wo er durch vorzeitigen Befehl zum Angriffe den unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Jankau mitverschuldet haben soll, und im Jahre 1647, wo er den Schweden die Einnahme Egers dadurch ermöglicht haben soll, daß er, um die Güter einiger Großen zu schonen, sein Heer einen Umweg nehmen ließ. Die Notwendigkeit, am Mittelpunkte der Verwaltung und der diplomatischen Beziehungen zu weilen, Mißtrauen gegen die Ungarn und Furcht vor dem Woiwoden von Siebenbürgen, Rakoczy, der mehrmals wirklich am Kriege Teil nahm, sowie vor den Türken bestimmten den Kaiser, sich nicht öfter an die Spitze seiner Heere zu stellen.

Überhaupt war Ferdinand nicht kriegerisch gesinnt. Vom Anfang seiner Regierung an suchte er den Frieden. Zunächst hatte er die Absicht, denselben mit Schweden und den noch im Widerstande befindlichen deutschen Protestanten allein zu schließen, um freie Hand gegen Frankreich zu bekommen, welches er als den unversöhnlichen Feind seines Hauses und des Reiches betrachtete. Ihm gelang jedoch nur, Württemberg, Zweibrücken und Hanau im ersten Jahre seiner Regierung durch Rückgabe ihrer Gebiete zur Annahme des Prager Friedens zu bewegen. Die Landgräfin Amalie Elisabeth von Hessen-Kassel dagegen setzte den Krieg fort, obgleich Ferdinand sich nach längerem Sträuben auf Andringen der Kurfürsten von Mainz und Bayern dazu verstand, die Reformierten in den Prager Vertrag und den Religionsfrieden einzuschließen. Die Sonderverständigung mit Schweden wurde

durch Frankreich vereitelt, welches sich auch seinerseits gegenüber den späteren Versuchen, mit ihm allein ein Abkommen zu treffen, ablehnend verhielt. Bei den Verhandlungen mit den beiden feindlichen Mächten und den deutschen Ständen, deren Zuziehung jene erzwangen, ging dann des Kaisers Bemühen dahin, sein und des Reiches Gebiet ungeschmälert zu behaupten, den Austrag der inneren Streitigkeiten sich und den Reichsständen vorzubehalten, die bisherige Reichsverfassung und die Rechte des Kaisertums zu erhalten und die Zugeständnisse an die Protestanten in kirchlicher Hinsicht auf das möglich geringste Maß zu beschränken. Die Gewährung der Religionsfreiheit für seine Lande und die Wiedereinsetzung der von dort entflohenen oder durch Konfiskationen bestraften „Rebellen“ in den Besitzstand von 1618 verweigerte Ferdinand unerschütterlich. Er erklärte, lieber Krone und Leben verlieren, als darein willigen zu wollen. Ihn bestimmten dabei seine kirchlichen Anschauungen, und mehr noch politische Rücksichten. Er fürchtete, daß die Bewilligung jener Forderungen unentwirrbare Verwicklungen und unerschwingliche Opfer nach sich ziehen werde. Vor allem aber wollte er nicht wieder Elemente in seine Lande aufnehmen, welche ihm, wie die Verhältnisse nun einmal lagen, unbedingt feindselig waren und unter Umständen aufs neue gefährlich werden konnten, und es erschien ihm als unverträglich mit seiner Ehre, Leute, die sich gegen ihren Landesherrn empört und all das Unheil des Krieges veranlaßt hätten, der Strafe zu entheben und auf das Reformationsrecht zu verzichten, welches der geringste Reichsstand für sich in Anspruch nahm. Auch in allen anderen Beziehungen wich Ferdinand den Forderungen seiner Gegner nur Schritt für Schritt, obgleich der Kurfürst von Bayern ihn seit 1641 immer entschiedener drängte, durch Abfindung der auswärtigen Mächte dem verwüstenden Kriege, der nur noch zu größeren Opfern, nicht mehr zu Erfolgen führen könne, ein rasches Ende zu machen. Es waren nicht allein die Größe der ihm zugemuteten Opfer, die Interessen seiner Macht und seines Hauses und die Grundsätze seines Glaubens, welche dieses Zögern veranlaßten. Noch waren die überlieferten Anschauungen von den Pflichten, der Bedeutung und der Würde des Kaisertums, und das Gefühl für die Ehre der Nation, welche der Kaiser vertrat, am Wiener Hofe lebendig und wie Karl V. empfand Ferdinand die Schmach, daß er, der sich „Allzeit Mehrer des Reiches“ nannte, ein Minderer desselben werden sollte. Daneben freilich machte sich der Einfluß Spaniens geltend, welches den Frieden nicht wollte. Auch hielt man im Hinblick auf die Regierung Ferdinands II. unter all den Niederlagen die Hoffnung auf einen neuen, völligen Umschlag des Glückes um so mehr fest, als der fromme Sinn jener Zeit nicht glauben mochte, daß Gott eine Sache, die

den Katholiken als seine eigene erschien, völlig verlassen könne. Endlich ließen sich vielleicht die kaiserlichen Gesandten eigenmächtige Intriguen zu schulden kommen. Es bedurfte schließlich der Aussicht, daß die katholischen Stände für sich allein mit den Fremden und den Protestanten abschließen würden, um den Kaiser am 24. Oktober 1648 zur Unterzeichnung des westfälischen Friedens zu bestimmen, welcher das österreichische Elsaß mit Breisach an Frankreich, einen Teil von Pommern und die Bistümer Bremen und Verden an Schweden überwies, die — thatsächlich freilich schon längst bestehende — Unabhängigkeit der Schweiz und der Niederlande vom Reich anerkannte, den Nachkommen Friedrichs V. die Unterpfalz und eine achte Kur zugestand, eine Reihe von Stiften den Protestanten übergab, für beide Religionsparteien den Zustand vom Jahre 1624 als unveränderliche Norm festsetzte, den Feinden des Kaisers in Deutschland Amnestie und Restitution gewährte und das Reich in einen lockeren Bund von beinahe ganz unabhängigen Staaten umgestaltete. Das Elend des Krieges wurde mit diesem Vertrage allerdings noch nicht geendet. Einzelne Stände weigerten sich, die Bestimmungen des ohne sie beratenen Friedens zu vollziehen, andere zeigten sich säumig in den ihnen auferlegten Leistungen und die drängenden Edikte des Kaisers, sowie die Bemühungen der noch in Münster versammelten Gesandten hatten nur geringe Wirkung. Vor allem wollte Spanien nicht die Festung Frankenthal in der Unterpfalz räumen, weil es in den Frieden nicht eingeschlossen sei. So behielten denn Frankreich und Schweden ihre Heere unter den Waffen; die Schweden überschwemmten das Reich in einem Umfange, wie es während des Krieges kaum jemals der Fall gewesen, und erpreßten in ihren Quartieren ungeheure Summen; auch die Franzosen und Spanier, und der auf eigene Faust sein Kriegsvolk unterhaltende Herzog Karl von Lothringen setzten ihre Bedrückungen und Brandschatzungen fort. Erst 1650 gelang es auf einem Tage zu Nütnberg der kaiserlichen Politik, welche durch die inneren Unruhen in Frankreich und die Verhältnisse in Schweden unterstützt wurde, durch neue Verträge einerseits die Abdankung der französischen Truppen zu erwirken, anderseits die schwedischen Erpressungen zu beschränken und die Fristen festzusetzen, in welchen die für Schweden ausbedungene Kriegskontribution bezahlt und das Reich von dessen Besatzungen befreit werden sollte. Frankenthal wurde am 3. Mai 1652 von den Spaniern geräumt, nachdem der Kaiser die Reichsstadt Besançon als Landstadt an Spanien überwiesen hatte, ein Zugeständnis, wodurch er vielleicht das von seinem Vater im Jahre 1617 gegebene Versprechen, Vorderösterreich abzutreten, abkaufen mußte. Die letzte schwedische Besatzung wurde im Mai 1654 aus Vechta, im Stifte Münster, entlassen.

Bald darnach entriß man auch Lothringen die von ihm besetzt gehaltenen Plätze.

In Schlesien gab Ferdinand dem westfälischen Frieden die engste Auslegung, welche sich aus seinem Wortlaute erzwingen ließ. Durch „Reduktionskommissionen“ wurden in den Jahren 1653 und 1654 die protestantischen Prediger und Lehrer ausgeschafft und die Kirchen den Katholiken überwiesen. Die Herzoge von Brieg, Liegnitz und Münsterberg-Öls durften nur an ihren Hofstätten, Breslau nur in seinen Ringmauern und in den Vorstädten Kirchen und Gottesdienst behalten. Im übrigen Lande wurden den protestantischen Unterthanen, die man nicht zur Bekehrung zwingen konnte, nicht mehr als drei im Frieden ausbedungene Kirchen zugestanden. Gegen dieses in seiner Berechtigung leicht anzufechtende Vorgehen erhob nur der Kurfürst von Sachsen schwächliche Einsprache. Überhaupt zeigten protestantische und katholische Stände in diesen Jahren eine Gefügigkeit, welche nach der schweren Niederlage des Kaisertums überraschen muß. Man fühlte das Bedürfnis, sich den Fremden gegenüber um den Kaiser zusammenzuschließen, und die alten Anschauungen vom Reich und Kaisertum machten sich wie durch einen Rückschlag wiederum geltend. Dazu kam, daß Frankreich mit sich selbst zu thun hatte und Königin Christine von Schweden sich den katholischen Mächten näherte. Der westfälische Friede bestimmte, daß über die Frage, ob bei Lebzeiten des Kaisers ein römischer König gewählt werden dürfe, beim nächsten Reichstage entschieden und dort von sämtlichen Ständen eine Wahlkapitulation verfaßt werden solle. Ferdinand dagegen wünschte natürlich, seinem Hause die Nachfolge baldigst zu sichern. Er berief daher die Kurfürsten einzeln an seinen Hof und durch seine Versprechungen und ihre eigene Eifersucht gegen die Fürsten getrieben, ließen sie sich herbei, am 31. Mai 1653, von dem gewöhnlichen Wahlorte Umgang nehmend, zu Augsburg des Kaisers ältesten Sohn Ferdinand Maria zum römischen Könige zu wählen.

Am 30. Juni eröffnete darauf der Kaiser persönlich zu Regensburg den Reichstag. Es gelang ihm hier, die Festsetzung der Wahlkapitulation zu verhüten, die Genehmigung der eigenmächtigen Abtretung Besançons zu erwirken und den Grafen von Nassau sowie den nur in seinen Landen begüterten Großen, welche von seinem Vater und von ihm in den Reichsfürstenstand erhoben worden waren, Sitz und Stimme zu verschaffen. Ja, es fand nur geringen Widerspruch seitens der Protestanten, daß er am 16. März 1654 aus eigener Vollmacht eine neue Reichshofratsordnung erließ. Um so schroffer traten freilich unter den Ständen selbst die Gegensätze zwischen Kurfürsten und Fürsten, zwischen Katholiken und Protestanten hervor. Der am 17. Mai 1654 veröffentlichte Abschied des Reichstages —

er heißt der jüngste, weil nach ihm kein anderer mehr zu Stande kam — vermochte nur über das Justizwesen positive Satzungen zu treffen; in allen anderen Fragen von Belang hatte der Streit der Parteien die Beschlußfassung gehindert. Bald nach der Rückkehr des Kaisers von Regensburg starb am 9. Juli 1645 Ferdinand Maria. Ferdinand wollte nun seinen zweiten Sohn Leopold zum Nachfolger im Reiche ernennen lassen. Jetzt aber befand sich Mazarin wieder in der Lage, Frankreichs alte Politik mit Nachdruck zu verfolgen und seine Umtriebe fanden namentlich bei den geistlichen Kurfürsten so günstigen Boden, daß die Wahl nicht herbeigeführt werden konnte. Die Feindschaft zwischen dem Kaiser und Frankreich wurde durch die Aussicht, daß die spanische Linie der Habsburger erlöschen werde, gesteigert. Philipps IV. Sohn Balthasar war gestorben. Seine 1649 geschlossene Ehe mit des Kaisers Tochter Maria Anna schien keine Hoffnung auf Nachkommenschaft zu gewähren. Mazarin wollte daher Ludwig XIV. mit Philipps ältester Tochter verheiraten, um so Anspruch auf das Erbe zu gewinnen, und Spanien fürchtete, den Frieden mit dieser Ehe erkaufen zu müssen. Dadurch fühlte der Kaiser seine Rechte und seine politischen Interessen aufs höchste bedroht. Er wollte freilich den Münsterschen Frieden nicht brechen, aber er wandte sich gegen den Bundesgenossen Frankreichs in Italien, den Herzog von Modena, ihm als Reichsvasallen den Angriff auf das Reichslehen Mailand verbietend, und schickte dann 1656 als Oberstlehnsherr ein Heer über die Alpen, um die Spanier zu unterstützen. Schon sah er sich auch zu einem neuen Kriege gegen Schweden gezwungen. Karl Gustav, welcher der friedlichen Christine gefolgt war, hatte Polen angegriffen und es stand zu fürchten, daß er das Königreich in seinen Besitz bringen werde. Ein solches Anwachsen der schwedischen Macht erschien dem Kaiser als eine Gefahr, die er unbedingt abwehren müsse. Er rief das Reich und den Moskowiter gegen Schweden auf, begann Verhandlungen mit Dänemark und Brandenburg über einen gemeinsamen Angriff und schloß am 31. März 1657 mit König Johann Kasimir von Polen ein Bündnis. Ehe jedoch noch sein Heer ins Feld rücken konnte, raffte der Tod am 2. April 1657 den Kaiser hinweg.

Ferdinand III. führte den Wahlspruch: „Fromm und gerecht.“ Den Werken kirchlicher Frömmigkeit widmete er sich mit regem Eifer; in hohem Maße hatte er sich „jene beiden Grundzüge der habsburgischen Religion, die Verehrung des Altarssakramentes und der heiligen Maria“ angeeignet, in seinen Sitten war er „rein, wie ein Engel“; er wußte jene Unzugänglichkeit für Zorn und jenen Gleichmut im Unglück zu zeigen, welche von den Jesuiten als Kennzeichen eines heiligen und über die irdischen Dinge erhabenen Sinnes gepriesen wurden, und er bewies gegen Geistliche und

Kirchen die gebührende Verehrung und Freigebigkeit. Wie für sein Privatleben waren ihm ferner die ihm von Jugend auf eingepflanzten religiösen Anschauungen und Grundsätze auch für seine Regierung in erster Linie maßgebend; er meinte, um ihretwillen politische Rücksichten beiseite setzen zu müssen, er unterdrückte die Reste des Protestantismus und förderte den Katholizismus in all seinen Landen mit polizeilichen Maßregeln und er pflegte in allen kirchliche Dinge berührenden Fragen, die zur Entscheidung gestellt wurden, das Gutachten seines Beichtvaters, seines „Gewissensrates" und seiner Theologen einzuholen. Hinwiederum wahrte er freilich auch die staatlichen Rechte gegenüber der Kurie und der gesamten Hierarchie, ließ bei der Vertretung der kirchlichen Interessen den weltlichen Vorteil nicht aus den Augen und opferte jene, über den Widerspruch des Papstes, anderer Geistlichen und sogar seines Beichtvaters hinwegschreitend, wenn er sich in Übereinstimmung mit seinem Gewissensrate durch das Gebot der Selbsterhaltung dazu berechtigt glaubte. Kurz, seine kirchliche Haltung glich der Ferdinands II., doch war sein Eifer minder übertrieben, äußerlich und rücksichtslos und seine Frömmigkeit mehr in bewußter Überzeugung begründet.

An Gewissenhaftigkeit in der Rechtspflege stand Ferdinand seinem Vater nicht nach. Wie bei diesem entsprang sie zum Teil seinen religiösen Anschauungen, zum Teil seinem Charakter. Er war edel gesinnt, wohlwollend und mit tiefem Gefühle begabt. Dreimal verheiratet — zuerst am 20. Februar 1631 mit Maria Anna, der Schwester Philipps IV. von Spanien, deren Klugheit man großen Einfluß auf ihn zuschrieb, dann am 2. Juli 1648 mit seiner Base Maria Leopoldina von Tirol und endlich am 30. April 1651 mit Eleonore von Mantua — stand er mit seinen Gemahlinnen und seinen zahlreichen Kindern im innigsten Verhältnisse. Anderen war es nicht leicht, sein Vertrauen zu gewinnen und gegen das Ende seines Lebens hin ward er mißtrauisch und ließ sich vom ersten Eindruck bestimmen. Stets verkehrte er jedoch freundlich und herablassend mit seiner Umgebung, und seinen Dienern war er allezeit ein gnädiger Herr, bis ihn in späteren Jahren gichtische Lähmungen mitunter ungeduldig und verdrießlich machten. Allen, die sich ihm nahten, und besonders den Armen und Geringen, begegnete er mit ungemeiner Güte, und jene Leutseligkeit, welche unter den deutschen Habsburgern erblich schien, besaß er in hinreißender Fülle. Ernst und schweigsam von Natur, verband er jedoch damit eine Würde, deren imponirendem Eindrucke sich niemand zu entziehen vermochte. Er war sich seiner Stellung bewußt und sehr bedacht, sein Ansehen zu wahren, dabei aber frei von Hochmut und Eitelkeit, und obgleich er sich gern rühmen und loben hörte und es liebte,

daß man ihm mit Ehrfurcht begegnete, haßte er die Schmeichelei und verachtete die Kriecher. Ihn erfüllte ein fürstlicher Stolz und Ehrgeiz, dem sich zugleich nationales Gefühl verband. Ausländisches Wesen und die Fremden, namentlich die Italiener liebte er nicht, und seine Verbindung mit den Spaniern beruhte mehr auf der Gemeinsamkeit der politischen Interessen und der durch die Leere seiner Kassen verursachten Abhängigkeit, sowie auf dem Einflusse seiner von Spanien besoldeten Minister, als auf persönlicher Neigung.

Die von der Mutter ererbte Schwäche des Körpers, welche in seiner Jugend große Besorgnis erregte, hatte Ferdinand durch Schwimmen, Reiten, Jagen und ritterliche Übungen, in welchen er sich auszeichnete, gekräftigt. Bei seinem ersten Kriegszuge bewies er in Gefahren festen Mut und gewann durch sein Auftreten die Zuneigung und das Vertrauen des Heeres. Man erwartete damals, daß er als Regent mehr mit dem Schwerte als mit der Feder wirken werde. In der That scheint er strategische Begabung besessen zu haben. Noch als Kaiser erließ er zahlreiche eigenhändige Befehle an seine Generale und befaßte sich eifrig mit den Kriegswissenschaften, und namentlich mit Festungsbaukunst. Den gelehrten Studien widmete sich Ferdinand von Jugend an mit reger Wißbegierde. Er sprach neben der deutschen Sprache vortrefflich die lateinische, böhmische, magyarische, französische, spanische und italienische. Der letzteren bediente er sich gewöhnlich im Verkehr mit Ausländern. In allen Wissenschaften, und besonders in der Philosophie, hatte er sich große Kenntnisse erworben. Später beschäftigte er sich viel mit Mathematik, Astronomie, Chemie und Naturwissenschaften. Er liebte es, mit Gelehrten zu verkehren und sie an seinen Hof zu fesseln; beim Regensburger Reichstage stellte Otto von Guericke vor ihm Versuche mit der Luftpumpe an. Auch den Künsten, vor allem der Musik, brachte er Neigung und Verständnis entgegen. Er selbst malte, drechselte in Elfenbein, versuchte sich in Versen und komponierte mit Geschick. Seine gewandte und eindringliche Beredsamkeit, seine rasche Auffassungsgabe, sein ungemeines Gedächtnis, sein eindringendes Urteil und seine außerordentliche Menschenkenntnis erregten Bewunderung. Vor seinem Regierungsantritte zeigte er auch Entschiedenheit und Selbständigkeit der Entschließung. Nie, versicherte er, werde er sich von Ministern abhängig machen, und man glaubte am Hofe, daß er in der That einst seinen eigenen Willen haben und mehr Gehorsam fordern werde, als der Vater. In schroffem Gegensatze zu diesem bewährte er damals zugleich eine zähe, wenn auch keineswegs knauserige Sparsamkeit. Sein Grundsatz sei: „Genau gerechnet und wohl bezahlt“, sagte man in jener Zeit und erzählte sich, daß er dem Kaiser, als dieser ihn eines Tages

gefragt, was er studire, erwidert habe: er forsche nach, ob der Sohn die vom Vater vergebenen Güter wiedererlangen könne. Auch äußerlich war Ferdinand dem Vater unähnlich. Er war groß und schlank; schwarzes, langwallendes Haar und dunkle Augen unter hochgeschwungenen Brauen gaben seinem blassen Gesichte ein mehr spanisches, als deutsches Gepräge; seine schönen, ausdrucksvollen und scharfgeschnittenen Züge erinnerten die Zeitgenossen wie sein ganzes Wesen lebhaft an den Bruder seiner Mutter, Maximilian von Bayern. Die Hoffnung, daß er diesem auch in seinem Wirken als Herrscher gleichen werde, erfüllte jedoch Ferdinand nicht. Allerdings beschränkte er gleich nach seinem Regierungsantritt die Ausgaben für den Hofstaat, die Jagd und die Kapelle, zog unehrliche Beamte zur Rechenschaft, ordnete strenge Aufsicht über das Geldwesen an, suchte entfremdete Einkünfte wiederzugewinnen und die Einnahmen zu steigern und nahm in der ganzen Verwaltung Reformen in Angriff. Aber die beinahe übermenschliche Aufgabe, die von seinem Vater zerrütteten Finanzen unter den fortdauernden Anforderungen der Kriegsjahre und der Verarmung seiner Länder ins Gleichgewicht zu setzen und in der Beamtenwelt straffe Zucht und Ordnung zu schaffen, löste er nicht. Nach einigen Jahren überstieg sogar der regelmäßige Aufwand für seinen Hofhalt den Ferdinands II., obgleich er höchst einfach lebte und seiner Neigung zu glänzendem Auftreten nur bei außerordentlichen Anlässen nachgab, und gegen das Ende seines Lebens verwandte auch er nicht geringe Summen für Jagd und Musik, welche allmählich seine einzige Erholung bildeten. In der Verwaltung und im Finanzwesen wurden auch nach dem Kriege die alten Zustände wenig gebessert und neue Quellen des Wohlstandes, soviel ersichtlich, nicht eröffnet. Nur die Verschwendung seines Vaters in Gnaden und Geschenken ahmte er niemals nach; er war nicht karg im Geben, denn er versagte ungern einer Bitte die Gewährung und ließ sich mitunter durch Zudringlichkeit besiegen, aber er hielt alle Zeit Maß.

Den Staatsangelegenheiten widmete er sich bis an sein Lebensende mit demselben Fleiße und Pflichteifer, wie Ferdinand II. Er zeigte auch lebhaftes Interesse für sie, bis in späteren Jahren sein zur Schwermut neigender Sinn durch die Wucht des unablässigen Mißgeschicks niedergebeugt und abgestumpft wurde, und ihn dann seit dem Tode seines ältesten Sohnes eine Stimmung überwältigte, welche ihn Ekel an den Geschäften empfinden ließ. Die Leitung der Politik und Verwaltung, die Entscheidung in sachlichen und Personenfragen aber überließ er von Anfang an dem Grafen Maximilian von Trautmannsdorf, welcher seit 1628 sein Obersthofmeister war. Nach dessen am 8. Juni 1650 erfolgtem Tode ging die Regierung an den Grafen Johann Weikhard von Auersperg

über, der 1653 zum Reichsfürsten erhoben wurde. Wie der Kaiser diesen Männern gestattete, den geheimen Rat mit unbedeutenden, ja unwürdigen Männern zu besetzen, so ernannte er sogar seine Generale in der Regel nach ihren Ratschlägen. Der erbärmliche Savelli und der „Heerverderber“ Gallas verdankten den Oberfehl Trautmannsdorf, welchem sogar Erzherzog Leopold Wilhelm, des Kaisers Bruder, weichen mußte. Dieses völlige Hingeben an den Willen eines Ministers muß bei der geistigen Begabung Ferdinands und bei der Art, wie er vor seiner Thronbesteigung sich aussprach und auftrat, befremden. Es erklärt sich wohl nur zum Teil daraus, daß es dem Kaiser an frischer, unternehmender Thatkraft fehlte und eine gewisse Zaghaftigkeit und Unsicherheit in ihm war, welche ihn später unentschlossen machte und ferne Gefahren ängstlich ins Auge fassen, namentlich aber ansteckende Krankheiten so sehr fürchten ließ, daß er nicht einmal davon reden hören mochte. Der venetianische Gesandte Nani, der berühmte Geschichtschreiber der Republik, sagte im Jahre 1658 von Ferdinand und seinem Nachfolger: „Obgleich die Kaiser außerordentliche Einsicht besitzen und in einigen ihrer Minister mehr als mittelmäßige Schwäche erkennen, geben sie sich doch nach festem Gebrauche in jeder Beziehung völlig ihrem Gutachten hin, indem sie glauben, ihre Gewissen leichter bei dem beruhigen zu können, was ihnen die Mehrheit fremder Urteile, als bei dem, was ihnen ihr eigenes empfiehlt: ein Grundsatz, der ihnen namentlich von ihren Beichtvätern eingepflanzt wird.“ Ferdinand III., von welchem versichert wird, daß er die Jesuiten nicht geliebt habe, und welcher denselben in der That keineswegs blindlings ergeben war, hatte im Beginn seiner Beteiligung an den Staatsgeschäften den spanischen Kapuziner Quiroga zum Beichtvater. Im Februar 1635 nahm er — wir wissen nicht, weshalb, doch wie es scheint, nicht ohne Einwirkung Lamormains — den Jesuiten Heinrich Philippi, seinen ehemaligen Lehrer, als Seelenführer an. Schon in demselben Jahre begleitete er das Heer nicht mehr ins Feld; ob das der Einwirkung Philippis zuzuschreiben ist, steht dahin; auffallend ist das Zusammentreffen gewiß, zumal, wenn man die Stellung der Jesuiten zum Papste und Urbans VIII. Haß gegen Habsburg erwägt. Wie dem aber auch sei, wir werden nicht bezweifeln können, daß Nani die eigentliche Ursache der Entsagung Ferdinands auf selbständige Thätigkeit richtig vermutete, wenn wir uns erinnern, daß nach des Nuntius Caraffa Zeugnis Ferdinand II. durch den Jesuiten Villery angeleitet wurde, die Entscheidung seinen Räten zu überlassen. Es lag das im theologischen System des Ordens. Auf die Regierung Ferdinands III. hatten übrigens Philippi und dessen Nachfolger P. Ganß, soviel ersichtlich ist, nur in der Weise Einfluß, daß sie — mitunter im Auftrage des

Kaisers durch die Minister — befragt wurden, ob die gefaßten Beschlüsse ohne Sünde ausgeführt werden könnten. Inwieweit Ferdinand persönlich auf die Maßregeln, die in seinem Namen erfolgten, einwirkte, läßt sich bei der Dürftigkeit der bisher veröffentlichten Quellen nicht feststellen. Sogar in Hinsicht auf die Durchführung der Restauration in seinen Landen und die Behandlung der kirchlichen Fragen ist es nicht notwendig, auf seine Initiative zu schließen, da eben auch seine leitenden Minister den Grundsätzen der Restaurationspartei anhingen.

Nicol. Avancinus S. J., Sapientia terrarum coelique potens sive panegyricus funebris ad solennes exequias ... Ferdinandi III ... dictus. 1657. — M. Koch, Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Ferdinands III. 2 Bände. 1865 u. 66. Vgl. die Citate zur Biographie Ferdinands II., sowie Oettinger und Waitz.

XVI.

Der Hexenwahn.

(Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“, 17. und 18. Februar 1897.)

1.

Als Nebenfrucht seiner großen, ungemein verdienstvollen Geschichte Bayerns hat Sigmund Riezler vor einem halben Jahre ein Buch über die bayerischen Hexenprozesse[1] veröffentlicht. Den Anlaß dazu gab der in gewissem Sinne zufällige Umstand, daß Riezler bei den Forschungen für sein Hauptwerk zahlreiche, meist noch unbenützte Akten über die Hexenverfolgungen in Bayern fand. Er hat indes deren Ausbeutung nicht als Nebensache behandelt. Das Grausen, welches jeden bei eindringender Beschäftigung mit Hexenprozessen erfaßt, hat ihn vielmehr überwältigt und die Sache ist ihm zu Herzen gegangen. Das bekundet die Schärfe, womit er sich bisweilen über Vorkämpfer und Entschuldiger der Verfolgungen äußert; eine Schärfe, die nicht nur seinen eigenen Gepflogenheiten widerspricht, sondern auch von dem Brauche unserer Zeit abweicht, die Gemütserregungen bei wissenschaftlichen Erörterungen nicht mehr gegenüber schwerem Unrecht und sittlichen Gräueln, sondern nur noch gegenüber Kränkungen der Eigenliebe für wohlanständig erachtet. Dem lebhafteren Empfinden Riezlers haben wir es nun zu verdanken, daß er sich nicht auf die Verwertung seiner Akten und auf einen Beitrag zur bayerischen Geschichte beschränkt, sondern eine umfassende Untersuchung über die Entstehung

[1] Geschichte der Hexenprozesse in Bayern. Im Lichte der allgemeinen Entwicklung dargestellt von Sigmund Riezler. Stuttgart, Cottas Nachfolger 1896, 8°, 340 S.

und Entwicklung des Hexenwahns angestellt und durch diese eine Reihe neuer, für die allgemeine Geschichte Deutschlands und der Menschheit wichtiger Ergebnisse erzielt hat.

Es kann nicht meine Absicht sein, diese Errungenschaften hier darzulegen; möge man das mit großer Gelehrsamkeit, gewissenhafter Sorgfalt und klarem Urteil gearbeitete und obendrein noch sehr lesbar geschriebene, nicht erfreuende, aber höchst belehrende Buch selbst zur Hand nehmen. Ich möchte hier nur die Entwicklung des Hexenwahns im allgemeinen verfolgen und dabei einige Fragen berühren, worin ich mich den Aufstellungen Riezlers nicht vollkommen anschließen kann oder über sie ein wenig hinausgehen möchte.

Der Glaube, daß durch Zauberei dem Menschen Heil oder Unheil bereitet werden könne, ist allen Völkern der Erde gemeinsam. Er beruht auf der Vorstellung, daß die Seelen der Verstorbenen ein für uns nicht wahrnehmbares, aber dem leiblichen Leben durchaus ähnliches Dasein fortführen und einerseits die Naturkräfte beherrschen, andererseits die Fähigkeit, sich in Menschen, Tieren, Pflanzen, Steinen und anderen Dingen einzukörpern, besitzen. Wie sich aus dieser Vorstellung die Religion entwickelt hat, ist von Julius Lippert in seiner trefflichen Kulturgeschichte mit zahlreichen Zeugnissen aus allen Ländern dargethan worden. Aus derselben Wurzel ist der Zauberglaube entsprossen.

Da der Trieb, alle Erscheinungen in ursachlichem Zusammenhang aufzufassen, dem menschlichen Geiste mit unüberwindlicher und unzerstörbarer Kraft innewohnt, setzt dieser in den Anfängen seiner Entwicklung überall da, wo er die Ursache einer Erscheinung nicht zu erkennen vermag, die einzige unsichtbare Ursache, wovon er weiß, als wirkend ein. Jede Krankheit, die ihn befällt, schreibt er dem in seinen Leib gefahrenen Geist eines Verstorbenen zu; Sturm und Gewitter, Dürre und Frost, Ungeziefer, Viehseuchen und Mißwachs läßt er durch Geister erzeugen, und Tiere, Pflanzen oder Dinge, die ihn schädigen, glaubt er von Geistern bewohnt.

Können aber Geister schaden, so liegt die Folgerung nahe, daß Geister auch zu schützen und zu nützen vermögen, und auf beiden Voraussetzungen erbaut sich dann die Annahme, daß die Geister die Zukunft, deren Gestaltung sie bestimmen, oder doch tiefdringend beeinflussen, voraus wissen und voraus verkünden, daß sie wahrsagen können. Wie im leiblichen Leben muß es ferner unter den Geistern Unterschiede der Einsicht und Leistungsfähigkeit geben; es müssen die einen stärker sein als die anderen.

Aus diesen Schlüssen und aus der Überzeugung, daß die Geister wie die Menschen durch Geschenke und Bitten gewonnen werden können, ergaben sich dann nach einander die Folgerungen, daß man durch geeignete

Opfer und Gebete oder Beschwörungen Geister zur Hilfe und Segenspendung bewegen, ja zwingen könne; daß man sich durch Geister gegen Geister zu schützen vermöge; daß man durch Geister anderen Menschen Schaden zu bereiten und über die Naturkräfte zu verfügen imstande sei, und daß die Möglichkeit bestehe, sich die Geisterwelt in jeder Hinsicht dienstbar zu machen. Zuletzt endlich entwickelt sich die Anschauung, daß einzelne Menschen in hervorragendem Maße befähigt seien, die Geisterwelt zu beeinflussen, und zwar entweder — was das ältere sein dürfte — dadurch, daß sich ein besonders mächtiger Geist in ihnen eingekörpert hat, oder dadurch, daß sie infolge höheren Wissens oder ererbter Stellung in einem näheren Verhältnis zu allen oder einzelnen Geistern stehen.

Damit sind sämtliche Faktoren der Zauberei gegeben. Diese spaltet sich aber ihren Zwecken und Wirkungen nach in eine segnende und in eine verderbende oder, wie man seit dem Mittelalter im Abendlande sagte, in eine weiße und in eine schwarze Magie. Das deutsche Volk bezeichnete die letztere als Hexerei. Ursprünglich erscheinen, da ja der Nutzen des einen oft der Schaden des anderen ist, dieselben Persönlichkeiten als Träger beider Arten der Zauberkunst, und vorzugsweise schreibt man ihre Kenntnis denen zu, welche auch natürliche Heilkunst üben, wie weise Frauen und Hebammen oder die Vertreter des ältesten Handwerks, die Schmiede. Später fällt die Handhabung der weißen Magie überwiegend den amtlichen Dienern und Vertretern der Geister und Götter, den Priestern und Fürsten, zu, während die Hexerei als freiwilliges und geheimes Gewerbe einzelner Privatpersonen aufgefaßt wird. Diese werden nun ebenso gefürchtet, gehaßt und geflohen, wie jene geehrt und gesucht werden. Da man sich ferner im ganzen Sein überall und in jedem Augenblick von Geistern beeinflußt und bedroht glaubt, sieht man für die Hexerei ein unermeßliches Feld der Wirksamkeit offen und jede schädliche Wirkung, die man ursprünglich auf Geister zurückführte, schreibt man allmählich der die bösen Geister beherrschenden Hexerei zu. Um sich zu schützen, zu retten oder zu rächen, spürt man den Hexen nach; wo man die schuldige Person entdeckt zu haben glaubt, sucht man sie durch Qualen, deren keine zu grausam erscheint, zum Geständnis zu bringen; ist aber das Geständnis erpreßt, so wird die Hinrichtung mit einer Wut vollzogen, die dem wilden Wahnsinn der Angst vor der Hexerei entspricht, und besonders häufig wendet man dabei die Verbrennung an, weil diese als das sicherste Mittel gilt, um die Wiederkehr des Geistes eines Gestorbenen zu verhindern.

Alle die Entwicklungsstufen und Erscheinungen des Zauber- und Hexenglaubens können wir noch heute bei den Negerstämmen beobachten, wie das Wilhelm Schneider in seinem fleißigen Buche über: „Die Religion

der afrikanischen Naturvölker" (1891) eingehend zusammengestellt hat. Bei sämtlichen Völkern der Erde aber finden sich mehr oder minder ausgedehnte Teile oder Nachwirkungen der gleichen Anschauungen. Natürlich ist dabei nicht an Übertragung zu denken, sondern es erscheint hier der auch auf so vielen anderen Gebieten hervortretende Parallelismus in der Entwicklung der Völker, der darauf beruht, daß der menschliche Geist in allen Menschen dem Wesen nach gleich und von denselben Denkgesetzen beherrscht ist.

Irrig sucht daher die sonst vorzügliche „Geschichte der Hexenprozesse" von Soldan-Heppe nachzuweisen, daß der Hexenwahn der germanisch-romanischen Völker auf die Sumerier und Akkadier, Babylonier und Assyrer, Hebräer, Griechen und Römer zurückzuführen sei. Die Germanen besaßen ihren eigenen Hexenglauben, der nur in vielen Zügen dem der genannten wie aller anderen Völker entsprach. Als Zauber übende Mächte gelten, wie Riezler ohne Zweifel mit Recht annimmt, die Elben und diese dürfen wir gerade deshalb um so zuversichtlicher mit Eugen Mogk und anderen als Geister der Verstorbenen auffassen. Ursprünglich hießen wahrscheinlich diese selbst Hexen oder Unholde; später ging die Bezeichnung auf die mit ihrer Hilfe Unheil Stiftenden über, wobei vermutlich die Einkörperung eines Elben im Zaubernden die Vermittlung bildete.

Der Inhalt des altgermanischen Hexenglaubens läßt sich nicht genau umschreiben, da die Quellen zu dürftig fließen und in den uns überlieferten Nachrichten infolge der durch das Christentum bewirkten Vermischung antiker und germanischer Vorstellungen eine Scheidung beider nach ihrem Ursprunge häufig, wie schon Roskoff in seiner eindringenden Geschichte des Teufels bemerkt hat, unmöglich ist. Wir dürfen indes nach den uns gewährten Andeutungen unbedenklich annehmen, daß sich der germanische Hexenglaube in allem wesentlichen mit den Vorstellungen deckte, die sämtlichen Völkern gemeinsam sind. Wir können ferner vermuten, daß es bei den Germanen ebenso wie bei anderen unentwickelten Völkern üblich war, der Hexerei Verdächtige schonungslos zu foltern und nach erpreßtem Geständnisse zu verbrennen; denn wenn Gregor von Tours berichtet, daß die Merowingerkönigin Fredegunde eine Frau, die ihre Söhne durch Zauberei getötet haben sollte, foltern und verbrennen, den Majordomus Mummolus aber aus gleichem Grunde so foltern ließ, daß er starb, so dürfte das schwerlich von kirchlichen oder römischen Einflüssen abzuleiten sein. Bei den Sachsen tritt uns sogar eine der bösartigsten Erscheinungen der Hexenverfolgung, die uns bekannt sind, entgegen. Ein für jene erlassenes Gesetz Karls des Großen bedroht nämlich die mit dem Tode, welche glaubten, daß ein Mann oder eine Frau hexe und Menschen verzehre, und welche die beschuldigte Person deshalb verbrannten oder aufäßen und ihr Fleisch

an andere zum Essen verteilten. Das Verzehren der Menschen von seiten der Hexen haben wir uns ohne Zweifel als ein durch angehexte Krankheit oder Zaubermacht bewirktes Wegnehmen der Lebenskraft zu denken, wie solches den Hexen bei allen Völkern und im Abendlande auch später noch beigemessen wird; das Aufessen der Hexen selbst aber, welches auch bei manchen Negerstämmen üblich ist, bezweckte sicherlich einerseits wie die Verbrennung, die Rückkehr und Rache der Hexenseelen unmöglich zu machen, andererseits wie der Menschenfraß überhaupt die Stärkung der eigenen Seele durch Einkörperung der fremden.

An nächtliche Zusammenkünfte und Umzüge der Hexen haben die Germanen gewiß ebenso wie alle anderen Völker geglaubt; besteht doch die Masse der Genossen des wilden Heeres ohne Zweifel aus Seelen Verstorbener. Manche Versammlungsörter, die in späterer Zeit genannt werden, sind auch vielleicht uralt. Unzweifelhaft hat jedoch Riezler Recht, daß den Angaben der Hexenprozesse in dieser Hinsicht keine Beweiskraft beizumessen sei, und daß die Ausgestaltung des Hexensabbaths nicht mit altgermanischen Opfern und Volksversammlungen zusammenhänge, sondern durch die christliche Kirche erfolgt sei. Diese übertrug, wie schon Heppe-Soldan bemerkte, einfach die Anklagen, die in den ersten Jahrhunderten des Christentums zuerst von den Heiden gegen die Christen und dann von deren verschiedenen Sekten gegen einander erhoben worden waren, seit dem 11. Jahrhundert auf die Ketzer, welche sie verfolgte, und erweiterte sie in den Inquisitionsprozessen, aus denen sie dann in die Hexenprozesse übergingen.

Schwer ist die Frage zu entscheiden, ob die Vorstellung von der Teufelsbuhlschaft erst durch die Kirche ins Volk hineingetragen worden sei, oder jene auch hier an altgermanische Vorstellungen angeknüpft habe. Letztere Annahme dürfte doch wohl nicht mit Bestimmtheit zu verneinen sein; denn nicht nur zeigt die gotische Sage vom Ursprung der Hunnen, daß den Germanen der Glaube an Geschlechtsverkehr zwischen Geistern und Zauberinnen nicht fremd war, sondern wenn der tiroler Dichter Hans Vintler im Anfang des 15. Jahrhunderts erwähnt, man glaube, daß der Alp die Leute minne, so liegt da offenbar eine dem Begriffe der Teufelsbuhlschaft fremde, durch körperliche Vorgänge angeregte Volksvorstellung zu Grunde, und wenn in Hexenprozessen des 16. und 17. Jahrhunderts mehrmals als Frucht der Teufelsbuhlschaft die Geburt von Elben erwähnt wird, so deutet das doch wohl auch auf eine von den kirchlichen Theorien unabhängige Verbindung mit altem Volksglauben hin. Die Ausbildung der Lehre von der Teufelsbuhlschaft und die vordringliche Rolle, die diese in den Hexenprozessen des Abendlandes spielt, ist dagegen allerdings unzweifelhaft der Kirche beizumessen.

Das Christentum übernahm aus dem Judentum eine verhängnisvolle Erbschaft. Im älteren Judentum hatte der Jahweglaube allmählig in den Anschauungen der leitenden Kreise den ursprünglichen Glauben an viele Götter und zahllose Geister überwunden. Indes Reste davon zeigen noch die heiligen Bücher in den „Göttersöhnen", die mit Menschentöchtern die Gewaltigen der Erde erzeugen und Jahwes Umgebung und Boten bilden, und in dem schattenhaft unbestimmten bösen Geiste Azazel. Im Volke lebte sicherlich noch mehr von den alten Anschauungen fort, und aus ihnen dürften wohl die Ziim und Seirim, die Wüstengeschöpfe und Waldteufel Jesajas stammen. Obendrein hatte die Bibel die Vorstellung bewahrt, daß die Götter der Israel feindlichen Völker wirkliche, wenn auch Jahwe an Macht nachstehende Gewalten seien. Endlich gestaltete sich in jüngerer Zeit einer der Jahwe umgebenden Göttersöhne, Satan, im Gegensatze zu der fortschreitenden Idealisierung Jahwes zum Versucher und Anstifter des Bösen aus.

So waren die Anhaltspunkte dafür gegeben, daß seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. der persisch-griechische Dämonenglaube in die jüdische Kirche eindringen und in ihr zur üppigsten Entfaltung gedeihen konnte.

Es dürfte aussichtslos sein, wenn man versuchen wollte, zu scheiden, welcher Anteil an dem Dämonenglauben der hellinistischen Kulturwelt den persischen Anschauungen einerseits, den griechischen andererseits zufalle; denn dem Ursprunge nach gleichartig, haben sich beide auch vielfach gleichartig entwickelt, und nur der schroffe Dualismus Zarathustras bildet ein scharf sonderndes Merkmal. Bei den Griechen finden wir die Vorstellung, daß die Dämonen Seelen der Verstorbenen seien, noch von Hesiod deutlich ausgesprochen und die Erinnerung an diese ursprüngliche Auffassung erhält sich bis ins zweite Jahrhundert n. Chr.; ja, Flavius Josephus weiß um 70 n. Chr. noch, daß die Geister, welche die Besessenen quälen, Seelen Verstorbener seien. Überwiegend aber werden in der hellenistischen Zeit die griechischen Dämonen gleich den Amschaspands des Ormuzd und den Daëvas des Ahriman als eigenartige Mittelwesen zwischen Göttern und Menschen und als ihrer Art nach gut oder böse betrachtet, und die einen wirken wie die anderen teils als schützende und segnende Engel, teils als verführende und schädigende Teufel.

In dieser Gestaltung wurden sie durch die Bücher von Daniel, Tobias und der Weisheit Salomonis zunächst in die alexandrinische Judenwelt eingeführt, und indem die Übersetzung der Septuaginta aus den Abgöttern und Geistern der alten Bücher des Judentums Dämonen machte, wurden für die neuen Anschauungen alte Stützen gewonnen. Das Buch Henoch brachte darauf System in den Dämonenglauben und stellte den Satan als

Quell des Bösen und Verführer von Anbeginn Gott gegenüber an die Spitze der bösen Dämonen. Zahlreiche jüngere Bücher aber bauten auf dieser Grundlage weiter und durchtränkten die Juden immer tiefer mit den hellenistischen Anschauungen, aus welchen nun auch die Vorstellung der Besessenheit, die ohne Zweifel den Juden in den Urzeiten ebenso wie allen anderen Völkern eigen gewesen war, wiederbelebt wurde.

Den ganzen Wust von jüdisch-heidnischen Vorstellungen, der in dieser Weise angehäuft wurde, eignete sich darauf unter dem Drucke der die Zeit seiner Entstehung beherrschenden Geistesrichtung das Christentum an, und es ergänzte ihn, indem es von der Messiasidee aus dem durch Christus begründeten Reiche Gottes das Reich des Teufels entgegenstellte. Es kündigte sich als Überwindung des Teufels an, doch thatsächlich entsetzte es Gott der Regierung der irdischen Welt und überlieferte diese dem Satan, der es sogar wagen durfte, den Messias selbst in der plumpsten und einfältigsten Weise zu versuchen.

Mit dem Teufelsglauben wurde zugleich den alten und neuen Vorstellungen des Volkes von Zauberei aller Art Thür und Thor geöffnet, zumal ihnen das Alte Testament in manchen Verboten und Erzählungen Rückhalt bot. Was einst die Seelen der Verstorbenen bewirkt hatten, besorgten nun die Dämonen.

Das Ansehen, welches die Schriften des Neuen und Alten Testaments bei den Christen genossen, erschwerte diesen die Befreiung aus den Fesseln des Teufelsglaubens ungemein. Die folgenden Jahrhunderte trachteten aber auch nicht nach einer solchen, denn die antike Kulturwelt wurde immer mehr vom Dämonenglauben überwuchert, den insbesondere die Neuplatoniker und Neupythagoräer pflegten. Wie von der jüdischen Theologie, wurde daher auch von den Kirchenvätern die Dämonenlehre so eifrig ausgebaut, daß man sich bei ihnen, wie J. Buchmann in seinem viel zu wenig beachteten Werke über „Die unfreie und die freie Kirche" mit Recht bemerkt, gründlicher über das Wesen des Teufels und der Engel, als über die damals so lebhaft umstrittene Gottheit Christi unterrichten könnte; und wie die Rabbinen, so zeigen sich auch die Kirchenväter vom einfältigsten Zauberglauben erfüllt. Hält doch sogar Augustinus, der auf die spätere Entwicklung des Christentums unter allen Kirchenvätern den größten Einfluß ausübte, die Versetzung von Erntefeldern, den Geschlechtsverkehr zwischen Dämonen und Weibern und — wenn auch nicht ohne jeden Zweifel — die Verwandlung von Menschen in Tiere (de civit. Dei VIII, 19, XV, 23, XVIII, 18) für möglich. Man konnte sich nicht zu der Vorstellung erheben, daß die Heidengötter erdichtet seien; man hielt sie für böse Dämonen und man war so kritiklos und wundergläubig, daß man nicht nur Wunder

Gottes, Christi und der Heiligen für möglich erachtete, sondern ebenso fest an die Wirklichkeit der durch Götter und Zauberer vollbrachten Wunder glaubte. Man sehe nur, mit welchem für uns überaus komischem Ernste Augustinus die Sagen der Alten behandelt. Daher wurde auch die weiße Magie von der Kirche zum Schutze gegen die bösen Dämonen in ausgiebigster Weise entwickelt und dem maßlosen Wunderglauben der Heiden ein nicht minder maßloser Wunderglaube der Christen entgegengestellt. Die Wunderkraft des Christentums erschien als das vorzüglichste Beweismittel gegen die Wahrheit des heidnischen Götterglaubens. Gerade dadurch mußte aber auch der Glaube an die Möglichkeit, mit Hilfe der Götter und anderer Dämonen zu zaubern und zu hexen, befestigt und ausgedehnt werden. Der einzige Gewinn, den das Christentum in dieser Hinsicht brachte, bestand darin, daß es lehrte, der Teufel sei Christus und den an diesen Glaubenden gegenüber ohnmächtig. An die Stelle der heidnischen Deisidämonie setzte es das Gefühl der Sicherheit und Überlegenheit, und je länger, desto zuversichtlicher waren die Christen überzeugt, daß der Name Christi und das Zeichen des Kreuzes den Teufel und all seine Tücke überwinde. In manchen Legenden, wie in der des Martinus von Tours, erscheint der Teufel gegenüber der Virtuosität, womit die Heiligen ihn erkennen und bannen, wie ein Hanswurst.

Ein Fortschritt in der Auffassung der Hexerei erfolgte dann in der karolingischen Zeit. Da zuerst, wenn ich nicht irre, wird der Hexenglaube als nichtiger Aberglaube bezeichnet. Wieder stand das Christentum heidnischem Glauben gegenüber, indes nicht als kämpfender und bedrückter Verband einem den Staat beherrschenden, auf alle Mittel desselben gestützten Heidentum, sondern als fest geschlossene, vom Staate geschützte und geförderte, an Kultur weit überlegene Kirche griff sie das rohe und mit den Waffen des Staates überwältigte Heidentum der Germanen an. Wohl sah sie auch in dessen Göttern Dämonen, aber sie fühlte sich denselben von vornherein unendlich überlegen und darum bezeichnete sie nun auch deren Wunder als eitel Blendwerk und verbot nicht nur wie früher, Zauberei zu treiben, sondern auch an die Möglichkeit der Zauberei zu glauben und Menschen wegen Hexerei zu verfolgen. Verschiedene Synoden und Bischöfe des 8. und 9. Jahrhunderts, namentlich Bischof Agobard von Lyon, der hellste Kopf des Mittelalters, und der um das Jahr 900 entstandene „Canon episcopi“ äußerten sich in diesem Sinne. Es ist durchaus irrig, wenn Janssen in seiner Geschichte des deutschen Volkes (8, 495 fg.) behauptet, der Kanon stehe auf dem Standpunkt der altchristlichen Lehre, halte einen Teufelsbund für möglich und betrachte diesen als schlimmste Ketzerei: er bezeichnet den Glauben an Hexerei vielmehr

ausdrücklich als heidnischen Wahn. Aber trotz der Unvereinbarkeit mit den Lehren der Kirchenväter behauptete sich seine Auffassung in der Folge. Wie Gregor VII. von ihr aus die Verfolgung der Hexen verbot, so nahm um die Mitte des 12. Jahrhunderts Gratian den Canon episcopi in seine Sammlung des Kirchenrechts, die Dekretalien, die rasch maßgebendes Ansehen erlangten, auf, und bis tief ins 16. Jahrhundert hinein vertraten Bischöfe und Synoden die gleiche Anschauung. Ihr entsprechend betrachtete man auch den Glauben an Hexerei und den Versuch, zu zaubern, nicht als Ketzerei und Verbrechen, sondern als Aberglauben und ordnete gegen sie nur Belehrung, Kirchenbuße und höchstens Exkommunikation an.

Aber man las nach wie vor das Alte und das Neue Testament und bisweilen auch den Augustinus und andere Kirchenväter, sowie vor allem die Heiligenlegenden, und nach wie vor rechnete man es zu den Hauptleistungen der Heiligen, vom Teufel angefochten zu werden, ihn zu entlarven und ihn zu besiegen. Damit erhielt sich in der Kirche, während sie den germanischen Hexenwahn bekämpfte, der aus dem antiken Heidentum und dem Judentum überkommene theologische Dämonenglaube, und damit lag die Gefahr nahe, daß diesem auch wieder eine verhängnisvolle Wirksamkeit eingeräumt werde.

Das geschah nun wirklich, als die Kirche sich veranlaßt sah, gegen die Ketzer, die ihre Herrschaft gefährdeten, mit Untersuchung und Strafen vorzugehen. Sehr bald klagte sie diese Ketzer des Teufelsdienstes an. Sie ging dabei nicht vom Hexenwahn des Volkes aus. Entsprechend der Methode der mittelalterlichen Wissenschaft, welche ja auch Tiere und Pflanzen nicht nach eigener Beobachtung, sondern nach dem Buche irgend einer Autorität beschrieb, wurden, wie bereits oben erwähnt, die aus den ersten christlichen Jahrhunderten stammenden Märchen vom Geheimdienst der Sekten wiederholt, und lediglich von theologischen Vorstellungen aus entwickelte man dann die Lehre vom Hexensabbath, vom Teufelsbund, von der Teufelsbuhlschaft, vom Stigma u. s. w. Durch die Folter erzwang man für diese Erfindungen die wünschenswerten Zeugnisse und der für die weitere Entwicklung des Kirchentums überhaupt so unheilvolle Thomas von Aquin gab ihnen, auf Augustinus gestützt, die dogmatische Hinterlage.

II.

Daß sich aus den Ketzerprozessen, deren Führung und Ausbildung seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts die päpstliche Inquisition und ihre „Fanghunde“, die Dominikaner, übernahmen, die entsetzlichen Hexenverfolgungen der späteren Zeit entwickelt haben, hat schon Döllinger im „Janus“ behauptet und Soldan-Heppe eingehend nachgewiesen. Riezler

bringt neue Belege dafür. Offen ist jedoch meines Erachtens noch die Frage, wie es denn möglich wurde, daß im 16. und 17. Jahrhundert die abendländische Welt und insbesondere Deutschland von dem Hexenwahn wie von einer pestartigen Epidemie ergriffen und in eine wüste, ja man muß geradezu sagen bestialische Raserei versetzt wurden.

Riezler vertritt mit Nachdruck und großer Gelehrsamkeit die Ansicht, daß der Hexenglaube im 15. Jahrhundert unter dem Volke nur noch wenig Anhang besessen habe und die große Hexenwahnepidemie der beiden folgenden Jahrhunderte durch die 1484 erlassene Bulle des Papstes Innocenz VIII. und den „Hexenhammer" der Dominikaner Institoris und Sprenger hervorgerufen worden sei.

Mir erscheinen die Beweise, die Riezler für das Erlöschen des Hexenwahnes im Volke beibringt, indes nicht zwingend. Gerade Vorstellungen, wie sie jener enthielt, behaupten sich stets mit außerordentlicher Zähigkeit. Noch jetzt ist der Hexenglaube seinem ganzen Bestande nach oder doch in ausgedehnten Teilen beim Volke auf dem Lande und sogar in den großen Städten sehr verbreitet, obwohl ihm seit mindestens einem Jahrhundert durch die Schulen, die Beamten, die Zeitungen und häufig auch durch die Geistlichen entgegengearbeitet worden ist, und derartige aufklärende Einflüsse jetzt ihrem Wesen nach viel kräftiger sind und sich viel eindringender geltend machen als Bestrebungen gleicher Richtung im Mittelalter. Von Zeit zu Zeit treten uns denn auch in diesem Beweise von der Fortdauer des Hexenwahnes entgegen. Im Jahre 1090 stellt trotz allen seit dem 8. Jahrhundert erlassenen Verboten und Belehrungen das Volk um Freising einen Hexenprozeß an und geht dabei nach einer ganz ausgebildeten Methode zu Werke. Im Anfang des 15. Jahrhunderts weiß uns Vintler recht viel von Hexen und Hexerei zu erzählen, und es liegt um so weniger Grund vor, das, was sich in seinen Mitteilungen mit dem kirchlichen Aberglauben deckt, aus diesem abzuleiten, als er auch nicht in jenem Vorhandenes berichtet. In den Hexenprozessen des 16. Jahrhunderts hören wir ferner noch von Elben und dem Bilwis und anderem, was nur aus dem alten Volksglauben herstammen kann. Und wie vertraut zeigt man sich mit der Wasserprobe und anderen Gottesurteilen, welche die Kirche seit lange bekämpft hatte! Die schon von Buchmann nachdrücklich betonte Thatsache endlich, daß die Inquisitoren im 13., 14. und 15. Jahrhundert ihre Ketzerjagden durch die Beifügung der Anklage auf Hexerei volkstümlich zu machen suchten und vermochten, hat doch die Fortdauer lebhaften Hexenwahnes im Volke zur Voraussetzung. An und für sich ist es auch nicht denkbar, daß die Seelsorgegeistlichen, die einzigen Nichtbauern, die mit dem Landvolke näher verkehrten, das Licht der Aufklärung bei diesen hätten

leuchten lassen, da sie meist der dürftigsten Bildung entbehrten, und selbst wenn nicht dem volkstümlichen Hexenwahne, so doch und zwar seit dem 13. Jahrhundert in stets wachsendem Maße dem kirchlichen Teufelsglauben huldigten. Weshalb endlich sollten Bischöfe und Synoden bis ins 16. Jahrhundert hinein Verbote und Erklärungen gegen den Hexenglauben erlassen haben, wenn dieser nicht mehr im Volke lebte und mächtig war? Gegen den Teufelsglauben, welchen die Inquisitoren und Theologen groß zogen, konnten jene Erlasse doch nicht gerichtet sein.

Wenn ferner die Verfasser des Hexenhammers angeben, die meisten durch sie Angeklagten hätten behauptet, nicht an Hexerei zu glauben, so kann das nicht wunder nehmen, da es damals noch Regel war, daß geistliche und weltliche Gerichte den Glauben an Hexen verfolgten. Ebenso war es natürlich, daß damals noch viele Gebildete den seit der Karolingerzeit von der Kirche und vom Staate gebotenen Unglauben festhielten.

Die geringe uns erhaltene Zahl von Belegen für die Fortdauer des volkstümlichen Hexenwahns kann nichts beweisen. Die Prozesse der weltlichen und geistlichen Gerichte wurden in der Regel nicht schriftlich geführt; die Prediger hatten um so weniger Anlaß, gegen den Volkswahn zu eifern, je mehr sie von dem kirchlichen Teufelswahn durchdrungen waren, und die Schriftsteller kümmerten sich damals noch unendlich weniger um das Volk als heutzutage, wo wir trotz aller Vielschreiberei und trotz aller Zeitungen fast nichts vom Hexenwahn des Volkes erfahren, wenn wir nicht mit diesem unter Überwindung seines Mißtrauens zu verkehren verstehen.

Was sodann die Bulle des Papstes und den Hexenhammer angeht, so war erstere allerdings eine feierliche Glaubenserklärung und so gewiß wie nur irgend eine Bulle eine Entscheidung ex cathedra; aber das Ansehen des römischen Stuhles war damals, wenn auch theoretisch bis zur Lehre vom Vicegott gesteigert, doch thatsächlich nicht mehr ein so gewaltiges, daß das Wort Innocenz' VIII. nun plötzlich die dem Hexenwahn entfremdete Welt in diesen zu versenken vermocht haben würde. Hielten doch auch in der Folge noch sogar Synoden an der alten gegenteiligen Ansicht der Kirche fest und wurde doch Institoris selbst trotz seiner Bulle bald durch Bischof Georg von Brixen aus Tirol verwiesen. In der Regel erfuhr ferner von der Bulle wohl nur der, der den Hexenhammer las. Dieses teuere, dickleibige und lateinisch geschriebene Werk aber war gewiß nicht geeignet, in die weitesten Kreise zu dringen und eine alle Schichten des Volkes aufwühlende Bewegung zu erzeugen. Es erregte allerdings großes Aufsehen. Das beweist die Thatsache, daß es in acht oder neun Jahren mindestens neun Auflagen erlebte. Aber alle diese Auflagen wurden in Deutschland gedruckt. Wie ist es nun zu erklären, daß der

Hexenwahn in ähnlicher Weise wie bei unserem Volke zu derselben Zeit in Italien, Frankreich und England um sich griff? Und noch mehr! Es ist eins der wichtigsten, ganz neuen Ergebnisse der Forschungen Riezlers, daß der „Layenspiegel“ des neuburgischen Landvogtes Ulrich Tengler die Lehren des Hexenhammers in die Kreise der weltlichen Richter eingeführt hat. Die erste, 1509 veröffentlichte Ausgabe des Werkes enthält indes noch nichts von ihnen; erst in der zwei Jahre später erschienenen sind sie, wie Riezler nachweist, durch Tenglers geistlichen Sohn eingeschaltet worden. Überhaupt endlich wäre es doch ein einzig dastehender Fall, daß ein Buch für das Entstehen einer mächtigen Volksbewegung entscheidend geworden wäre. Die Wirkung eines solchen wird vielmehr stets von dem Vorhandensein einer entsprechenden Zeitströmung abhängig sein, und das war, wie ich meine, auch bei dem Hexenhammer der Fall.

Seit dem 12. Jahrhundert war der Wunderglaube, durch zahlreiche Schriften der Dominikaner und Cistercienser gepflegt, in stetem Wachstum begriffen. Seine natürliche Ergänzung bildete, wie schon Roskoff ausgeführt hat, der Teufelsglaube. Diesen entwickelte die Kirche aber auch in den Inquisitionsprozessen und sie pflegte ihn überhaupt, denn eine Kirche, die Zwangsgewalt über die Geister ihrer Angehörigen ausüben will, kann eher Gott als den Teufel entbehren. Dieser muß den Zwang da geltend machen, wohin äußere Gewalt nicht reicht, und jedes Widerstandsgelüste niederhalten. Und wo bliebe ohne ihn der süßeste Trost der kirchlich Frommen, die Hoffnung, einst aus den genußreichen Höhen des Himmels auf ihre im höllischen Feuer schmorenden persönlichen und sachlichen Gegner herabzublicken? Daher war es auch unausbleiblich, daß, wie einst Augustinus, der Bekämpfer der Heiden und Ketzer, so jetzt der Dogmatiker des Zwangskirchentums, Thomas von Aquin, den Teufelsglauben krassester Gestalt in seine Dogmatik aufnahm. Umsonst haben die Minoriten noch Jahrhunderte lang gegen diese Teufelstheologie gekämpft; sie mußte siegen, weil das unbeschränkte Papsttum siegte. Sehen wir doch eine ähnliche Entwicklung aus gleichen Wurzeln seit 1848 in der katholischen und protestantischen Kirche erblühen und bereits die häßlichen Früchte dumpfen Zauberglaubens tragen.

Der kirchliche Teufelsglaube mußte sich im Volke mit dem alten Hexenwahn verbinden. Wohl nur daraus dürfte es zu erklären sein, daß der Sachsen- und der Schwabenspiegel die Zauberei wieder mit der altgermanischen Strafe des Feuertodes bedrohen. Vereint wuchern dann beide weiter, gefördert durch die sich häufenden Inquisitionsprozesse, durch den immer mehr überhand nehmenden Eifer kirchlicher Schriftsteller, durch die sich immer mehr ausbreitende asketisch-schwärmerische Frömmigkeit und

durch den abergläubischen Sinn der Zeit, der auch Astrologie, Alchemie, Goldmacherei und Wahrsagekunst immer eifriger pflegt.

So wurde die Welt reif für Prozesse, welche die Hexerei nicht mehr als Beigabe der Ketzerei, sondern als selbständiges Verbrechen behandelten. Im Jahre 1423 fand ein solcher Prozeß zu Berlin statt. Zahlreiche Hexenbrände erfolgen dann in den dreißiger Jahren in verschiedenen Gebieten Deutschlands und der Schweiz. Bald schließen sich Flandern und Artois an. 1445 und 1451 mahnen päpstliche Bullen zur Verfolgung der Zauberer. Während des Baseler Konzils hatte bereits der Dominikaner Johann Nider seinen „Formicarius“ verfaßt, um Deutschland in die Geheimnisse des Hexenwesens einzuweihen; 1458 bringt sein Ordensgenosse Nikolaus Jaquier das System des Hexenglaubens in seinem „Flagellum“ zum Abschluß. 1456 schließt der Rat und Leibarzt Herzog Albrechts III. von Bayern, Dr. Johann Hartlieb, sein „Buch aller verbotenen Kunst“ ab, worin er allen möglichen Zauber- und Teufelswahn zusammenhäuft und nicht nur andeutet, daß Zauberei in den fürstlichen Kreisen sehr viel betrieben werde, sondern auch behauptet, daß Fürsten auf Zauberrossen zu reiten liebten. Den ganzen Blödsinn des Hexenwahns breitet dann um 1480 der Pfälzer Hofkaplan Matthias v. Kemnat in seiner Chronik Friedrichs I. von der Pfalz aus, und er ist bereits, wie Jaquier, von der Überzeugung erfüllt, daß die Hexen eine große, fest geschlossene Sekte bilden, die man erbarmungslos mit Feuer vertilgen müsse.

Riezler selbst sagt, Hartlieb zeige einen solchen Glauben an die Macht und mannigfache Wirksamkeit des Teufels auf Erden, daß die gute Aufnahme, die später der Hexenhammer unter den Gebildeten fand, begreiflicher erscheine. Ziehen wir die oben erwähnten Thatsachen in Betracht und erwägen wir, daß wir doch gewiß nur von einem Teile der damals vorgekommenen Hexenprozesse Kenntnis besitzen, so werden uns die Bulle Innocenz' VIII. und der Hexenhammer nicht als Quelle einer beginnenden, sondern nur als Glieder einer im Aufsteigen begriffenen Entwicklung erscheinen. Daß sie dieselben sehr gefördert haben, ist zweifellos; aber ihnen einen entscheidenden Einfluß beizumessen, sind wir, soweit ich sehe, nicht durch ausreichende Belege berechtigt.

Weit größere Bedeutung als ihnen dürfte dem Umstande zuzuschreiben sein, daß man in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch die vor den Osmanen nach dem Abendlande flüchtenden Griechen mit der Dämonenlehre der Neuplatoniker und Neupythagoräer bekannt wurde; daß die Mystik sich entfaltete und immer größeren Anhang gewann, und daß man sich mit dem Talmud, der Kabbala und anderen Schriften des jüngeren Judentums bekannt machte. Gleichzeitig entwickelte sich in Deutschland jene

religiöse Bewegung, woraus die Reformation hervorging. Wir sind über ihren inneren Verlauf trotz Gotheins trefflichem Buche über die Volksbewegungen vor der Reformation noch nicht erschöpfend unterrichtet, denn man hat, wie Kolde schon vor Jahren rügte, ihre Erforschung sehr vernachlässigt; aber wir dürfen nicht zweifeln, daß sie wie die Werkheiligkeit, den Wunderglauben und andere unheilvolle Erzeugnisse des mittelalterlichen Kirchentums, so auch den Teufels- und Hexenwahn ausgiebigst gesteigert hat.

Im Beginn des 16. Jahrhunderts beherrscht dieser Wahn bereits die weitesten Kreise in Deutschland. Die hervorragendsten Laien und zwar bezeichnenderweise gerade wissenschaftlich gebildete, wie Albrecht Dürer und der Verfasser der bambergischen Halsgerichtsordnung, Freiherr Johann von Schwarzenberg, sind völlig von ihm durchdrungen; und wie schon Innocenz VIII. in seiner Bulle versicherte, es würden in vielen Teilen Deutschlands zahlreiche Hexen beiderlei Geschlechts gefunden, und wie schon der Hexenhammer das gleiche zu behaupten vermag, so klagt 1508 der Abt Trithemius von Sponheim, daß kaum ein Örtchen ohne Hexe sei, aber sehr selten gerichtliche Verfolgung stattfinde. Diese letzte Bemerkung beweist zugleich, daß der Hexenwahn damals nicht wie in späterer Zeit durch massenhafte Prozesse ausgebreitet worden war. Wie ein geistiges Fluidum wogte er ansteckend dahin. Noch wird ihm hier und da mit Zweifel begegnet; noch wird hier und da kräftiger Widerspruch erhoben; doch immer mehr breitet er sich aus, verstärkt er sich und erringt er den Sieg.

Die Zustände wurden ähnliche wie die der antiken Welt zur Zeit der Entstehung des Christentums. In dieser verpesteten Atmosphäre erhob sich nun Luther. Wie einst der Zimmermannssohn von Nazareth, so vermochte auch der Bergmannssohn von Eisleben nicht, sich vom Banne der Zeitanschauungen zu befreien, und wie dem messianischen Reiche das des Satans gegenübergestellt worden war, so sah Luther sich überall dem Teufel gegenüber. Riezler meint, wenn die Hexenbulle Innocenz' VIII. um drei oder vier Jahrzehnte später, als sie erschien, ausgegangen wäre, würde Luther dem Hexenwahne vielleicht schon wegen des päpstlichen Ursprungs der Entscheidung einiges Mißtrauen entgegengebracht haben. Ganz gewiß nicht! Der Hexenwahn lag ihm wie seinen eifrigsten Anhängern im Blute; er hatte ihn mit der Muttermilch eingesogen, und dieser Wahn stimmte zu seinem Teufelsglauben, der einen wesentlichen und unentbehrlichen Bestandteil seiner Theologie bildete.

Wie nun Luthers persönlicher Teufelsglaube, so mußten und zwar in noch ungleich höherem Grade auch die kirchlichen Kämpfe den allgemeinen Teufelsglauben steigern. Jede Religionspartei erblickte ja in der anderen

ebenso die Werkzeuge des Satans, wie die Kirchenväter in den Heiden. Dazu gesellte sich dann bald das Gefühl für die Verwendbarkeit des Teufels zu Zwecken der Kirchenzucht. Je eifriger ein Theolog war, desto emsiger förderte er daher den Teufelsglauben. Aus diesem aber schöpfte wiederum der Hexenwahn wachsende Kraft. Es bildet daher einen naturgemäßen Zug in dem abstoßenden Bilde des Erzhierarchen Calvin, daß er eifrig und scheußlich wie kaum ein anderer gegen die Hexen wütete, und es war kein Zufall, daß in den Gebieten Deutschlands, wo der Kompromißkatholizismus [1] sich einbürgerte, nur wenige Hexenverfolgungen stattfanden, oder der Hexenwahn geradezu im Sinne der älteren Kirche als nichtiger Aberglaube bekämpft wurde, während in denselben Gebieten die Hexenverfolgungen sofort oder doch sehr bald als Begleiterinnen der Gegenreformation und des Einflusses der Jesuiten auftreten. Eine entsprechende Erscheinung ist es, daß in den durch Glaubenskämpfe erregten Ländern wie Frankreich, England und Polen Hexenwahn und Hexenverfolgung allmählich ebenso überwucherten wie in Deutschland, die glaubenseinigen Länder Italien und Spanien weit weniger von der Zeitkrankheit durchseucht wurden, obgleich sie an Aberglauben gewiß nicht zurückstanden und ihnen die Bulle Innocenz' VIII. und der Hexenhammer nicht weniger zugänglich waren, als den anderen Abendländern. Sehr bezeichnend ist endlich auch die Thatsache, daß, während man im Mittelalter dem Christengotte so gern Hebräer geschlachtet hatte und diese besonders als Zauberer verschrieen gewesen waren, jetzt unter den Millionen von Opfern des Hexenwahns nur wenige Juden nachweisbar sind. Die Aufmerksamkeit war in den meisten abendländischen Gebieten durch die innerchristlichen Kämpfe von ihnen abgelenkt worden; nur in Spanien verfolgte man sie neben den Moriscos als Feinde der allein herrschenden Kirche.

Die kirchlichen Einflüsse allein scheinen indes nicht genügend, um das Überhandnehmen der Hexenverfolgungen in Deutschland zu erklären. Wenn deren seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts statt der Inquisitoren die weltlichen Richter sich unterziehen und sie mit einer jene bald weit übertreffenden Wut betreiben, so müssen dafür doch noch andere Ursachen gewirkt haben. Diese lagen zunächst wohl in der Entwicklung des Ge-

[1] So bezeichne ich den Zustand der Verwirrung, der in äußerlich katholisch bleibenden Gebieten durch die Mischung von dogmatischer Unwissenheit und protestantischen Einflüssen hervorgerufen wurde. Selbstverständlich ist es nicht in dem Sinne zu nehmen, als habe sich eine dritte Kirche neben der protestantischen und katholischen gebildet, und als habe es ein fest formuliertes Bekenntnis des Kompromißkatholizismus gegeben. Der Ausdruck ist gewählt, um der älteren Anschauung zu begegnen, daß die Genossen des Wirrsals den Protestanten zuzurechnen seien.

richts- und Polizeiwesens. Seit der Errichtung des ewigen Landfriedens vom Jahre 1495 sehen wir die Staatsgewalten eifrig um die Ausbildung der Rechtspflege und namentlich des Strafrechts bemüht, und mit gesteigertem Nachdruck sind sie darauf aus, das gesamte öffentliche und private Leben der Unterthanen ihrer Polizeigewalt zu unterwerfen. Da konnte es nun um so weniger ausbleiben, daß sie ihre Thätigkeit auch gegen das „erschreckliche Laster der Zauberei", welches im Lichte des wachsenden Teufelsglaubens immer häufiger zu werden schien, richteten, als sie ja überhaupt die Kirchenhoheit und die geistliche Gerichtsbarkeit im Laufe des 15. Jahrhunderts in ausgedehntem Maße an sich gebracht hatten und bald in Folge der Reformationsbewegung völlig in Besitz nahmen. Nach dem großen Bauernaufstande von 1525 und der Täuferbewegung von 1532 gesellte sich ferner die haßerfüllte Furcht vor dem Volke hinzu. Wie Graf Eberhard II. von Erbach zogen alle Herren aus jenen Volksbewegungen den Schluß, daß es gar schädlich sei, die Unterthanen mit Güte zu regieren[1] und sie bemühten sich um so angelegentlicher, den „unartigen Pöbel" in Furcht vor der Obrigkeit zu halten, als sie bis tief in den dreißigjährigen Krieg hinein stets von der Sorge erfüllt blieben, daß eine allgemeine Empörung sich wiederholen könne. Was aber war geeigneter, die Gewalt der Obrigkeit umfassend und eindringend im Volke zur Geltung zu bringen und dort Schrecken zu verbreiten, als die Hexenverfolgung? Ketzerprozesse hat man aus gleichen Gründen gleich eifrig betrieben, aber die Gelegenheit zu solchen war anfangs wegen der herrschenden Verwirrung in den Glaubensanschauungen und dann wegen der Bestimmungen des Religionsfriedens eingeschränkt; den Hexenprozessen stand nichts im Wege. Dem Verlangen der Staatsgewalt nach Einführung und Handhabung guter Zucht möchte wohl auch an der Wiederbelebung der Hexenprozesse in Frankreich und England beträchtlicher Anteil zuzuschreiben sein.

Weiter machte sich in Deutschland geltend, daß die Begründer der neuen Staats- und Rechtsordnung Vorkämpfer des römischen Rechtes waren. Auf sie mußte der Inquisitionsprozeß unwiderstehliche Anziehung üben, und darin vor allem liegt wohl die verhängnisvolle Bedeutung des Hexenhammers, daß er den Inquisitionsprozeß in Bezug auf die Hexen in vollkommenster Ausbildung darbot und in innigster Verquickung juristische und theologische Gründe für ihre Verfolgung aufstellte. So erschien er als Fleisch vom Fleische und als Bein vom Beine der Romanisten und bezauberte noch den grausigen Carpzov.

---

[1] Vgl. Paul Sander, Ein Beitrag zur Kritik Peter Harrers, Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1896/97, S. 162.

Endlich ist wohl auch von vornherein ebenso wie früher bei der Ausbreitung der Ketzerprozesse die Habgier der Herren und Richter von Bedeutung gewesen.

Nachdem aber einmal die weltlichen Richter sich für die Hexenverfolgung erwärmt hatten, trieben ihr berufsmäßiges Festhalten am Buchstaben der Reichssatzungen, ihre bureaukratische Rechthaberei und ihr bureaukratischer Volkshaß sie weiter, und gerade ihre Thätigkeit trug, wie mich dünkt, wesentlich zu der ungeheuerlichen Ausdehnung der Hexenprozesse bei.

Wie diese im übrigen durch die Weiterentwicklung des kirchlichen Teufelsglaubens, durch die Steigerung des Volkswahns, durch die Wirkungen der Folter und der mit ihr angestellten Forschung nach Mitschuldigen, sowie durch eine Reihe anderer Umstände gefördert wurden, ist durch Roskoff, Heppe-Soldan und andere dargethan worden. Man meint in der Regel, und auch Riezler vertritt diese Ansicht, daß von 1520 bis 1580 etwa eine Unterbrechung oder doch Einschränkung in den Verfolgungen eingetreten sei. Für die Zeit von 1520 bis 1552 ist das vielleicht richtig, denn da konnten die Lahmlegung der geistlichen Gerichte durch die Reformation, die Glaubensstreitigkeiten und die politischen Unruhen ablenkend und hemmend wirken. Sobald jedoch durch die Herstellung des staatlichen Friedens den Regierungen die Möglichkeit, sich der Herstellung der inneren Ordnung zu widmen, geboten war, dürften auch die Hexenverfolgungen in ausgedehntem Maße betrieben worden sein. Wenn man im Erzstift Trier den Beginn des Hexenwesens später auf die Zeit, wo das Gebiet durch den wilden Markgrafen Albrecht Alcibiades heimgesucht worden war, zurückführte, so liegt dem wohl die Thatsache zu Grunde, daß gleich danach die Herstellung der Ordnung und die Hexenverfolgung begonnen hatten. Der Jesuit Canisius schrieb schon 1563: „Überall bestraft man die Hexen, welche sich merkwürdig mehren“ [1] und der wackere Bekämpfer der Verfolgung Johann Weyer [2] klagt im selben Jahre über die massenhaften

[1] Janssen-Pastor, Gesch. d. deutschen Volkes 8, 652.

[2] Die verdienstvolle Abhandlung, welche Prof. C. Binz in Bonn 1885 veröffentlichte, ist jüngst in zweiter, umgearbeiteter und vermehrter Auflage erschienen mit dem Titel: „Doctor Johann Weyer, ein rheinischer Arzt, der erste Bekämpfer des Hexenwesens. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung und der Heilkunde“. Berlin 1896. — Das Lob, welches ihrer ersten Auflage in diesen Blättern gespendet wurde, verdient die neue in vermehrtem Maße. Dem unermüdlichen Forscher ist es jetzt gelungen, alle Schriften Weyers, die gedruckt wurden, einzusehen und zu verwerten und die Nachrichten über seine Familie und sein Leben zu vervollständigen. Von besonderer Wichtigkeit ist die Ergänzung des schon früher in der „Allg. Ztg.“ 1895, Beil. 34 gegen Janssen geführten Be-

Morde Unschuldiger, die man der Hexerei beschuldigte, und erwähnt zahlreiche Prozesse. 1569 sagt eine Predigt, daß „schier die ganze Welt voll Teufels- und Hexenwerk“ sei; im selben Jahre erschien das in Hinsicht auf die Hexen freilich noch recht gemäßigte „Theatrum diabolorum“, und aus den Jahren 1564, 1565 und 1567 liegen bereits mehrere Gutachten von Rechtsgelehrten über Hexenprozesse vor. Es werden also wohl schon in diesen Jahren ausgedehnte und zahlreiche Hexenverfolgungen stattgefunden haben, wovon uns nur die Nachrichten fehlen. Ohne Zweifel hat überhaupt Längin in seinem wertvollen Buch über „Religion und Hexenprozeß“ 1888 mit Recht vermutet, daß Hexenprozesse seit dem Ende des 15. Jahrhunderts weit häufiger gewesen seien, als aus den uns überlieferten Nachrichten zu beweisen sei. Die stetig fortschreitende Zunahme des Teufels- und Hexenwahns stützt diese Annahme.

Die Versuche, den Hexenprozessen eine sachliche Grundlage in irgendwelchem Verschulden der Angeklagten oder in krankhaften Zuständen und dergleichen zu geben, darf man als abgethan betrachten. Riezler hat ihnen aufs neue abweisende Erörterung gewidmet. Nur der Hysterie, die in sehr ausgedehntem Maße geherrscht haben muß, wird man mit Weyer und seinem Biographen Binz einige Förderung des Hexenwahns und manche Anregung zu Prozessen beimessen dürfen. Wenn Janssen (8, 533) sich auf Berichte über nächtliche Orgien beruft, so wendet Riezler (257) gewiß mit Recht ein, daß die geistlichen Herren in solchen Dingen eine sehr lebhafte Einbildungskraft zu entwickeln pflegen und ihnen sogar manches als schändliches Verbrechen erscheint, was ein ungetrübtes Auge als harmlos erkennt. Mit welchen Farben würde ein asketischer Eiferer das Treiben unserer Haberer und der in der Heimat dieser üblichen Tanzbelustigungen mit den sich anschließenden Genüssen schildern! Rohe Sinnlichkeit hat zu allen Zeiten in den meisten Landschaften bei den Bauern geherrscht, aber von sittlicher Verworfenheit ist sie doch noch sehr verschieden. Die Behauptungen eines Institoris und eines Vilmar als vollgültige Belege anzurufen, hätte sogar Janssen Bedenken tragen sollen. Wer sich mit Hexenprozessen eingehend beschäftigt, muß, wie Riezler (199), zu dem Ergebnis kommen, daß die Fälle, wo wirkliche Verbrechen Prozesse veranlaßten, in die dann auch die Anklage auf Hexerei ein-

---

weises, daß Weyer nicht Katholik war, sondern — und zwar, wie Binz jetzt zeigt, bereits in den sechziger Jahren — der reformierten Kirche angehörte. In den auf die allgemeine Geschichte der Hexenprozesse bezüglichen Mitteilungen ist Binz durch das fast gleichzeitig erschienene Buch Riezlers überholt, doch wird man auch diese nicht ohne Nutzen lesen, da sie in mancher Hinsicht ausführlicher sind als Riezlers zusammenfassende Darstellungen.

gemischt wurde, ganz vereinzelte Ausnahmen bildeten, und daß die ungeheure Mehrheit der Anklagen und Verurteilungen völlig schuldlose oder solche Personen traf, die heute als Kurpfuscher um ein paar Mark gestraft werden würden. Als Zeugen hiefür stehen von den Zeitgenossen sogar die Jesuiten Tanner und Spee zur Seite. Wenn überwiegend Leute aus den unteren Schichten des Volkes dem Scheiterhaufen verfielen, so rührte das ohne Zweifel daher, daß das Ordnungsstreben der Obrigkeiten sich vorzugsweise gegen diese Kreise richtete. Auch wußten sich Reiche und Mächtige nicht selten loszukaufen, und mitunter erschraken die Richter oder deren Fürsten selbst vor den Folgen ihres Wüstens, wenn dessen Wirkungen die bevorrechteten Stände erreichten. Oft genug sind indes dem Hexenwahn auch Genossen jener zum Opfer geworden und bis auf die fürstlichen Familien selbst haben sich die Anklagen erstreckt.

Gerade das ist der grausigste Zug in dem entsetzlichen Bilde der Hexenverfolgungen, daß die Millionen — denn um solche, nicht nur um Hunderttausende handelt es sich — die nach unsäglichen Martern qualvoll hingerichtet wurden, ohne Zweifel unschuldig waren. Und sie wurden gefoltert und gerichtet im Namen der Religion der Liebe und oft war es, wie auch bei den beiden bayerischen Herzogen, die am eifrigsten die Hexen verfolgten, religiöse Gewissenhaftigkeit, wodurch die Fürsten und Richter zu ihrem Wüsten getrieben wurden. Wahrhaftig, bedenkt man das Wort Christi: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" so möchte man im Angesicht der Hexenprozesse am Christentum verzweifeln. Indes, was auch Kirchentum und Theologie verschuldet haben, den sittlichen Gehalt des Christentums haben sie doch nicht zu vernichten vermocht, und wie so manche andere Verirrung hat er auch diese und ihre ebenbürtige Mutter, die Ketzerverfolgung, überwunden, indem er, wie schon Längin mit Recht bemerkt hat, der Aufklärungsbewegung ihre sieghafte Kraft verlieh. Diese war es, die zuerst von allen deutschen Fürsten König Friedrich I. von Preußen gegen die Hexenverfolgungen ernstlich vorgehen ließ und zuletzt auch in Bayern den Hexenwahn, dem noch Kreittmayrs Strafgesetzbuch von 1751 und sogar noch eine 1769 erlassene Prozeßordnung huldigten, überwältigte.

Riezler hat auch das Absterben der Hexenverfolgungen in Bayern mit gleicher Gründlichkeit und Sorgfalt wie das Anwachsen und Herrschen der Prozesse geschildert. Wir legen sein Buch mit dem befriedigenden Gefühl aus der Hand, von ihm so viel gelernt zu haben, daß in Bezug auf die von ihm hier behandelte Seite der bayerischen Geschichte unser Wissen kaum noch eine wesentliche Erweiterung und sicherlich nicht Vertiefung erfahren kann.

XVII.

Zur hundertjährigen Gedenkfeier der Geburt Kaiser Wilhelms I.

Festrede gehalten am 22. März 1897 an der techn. Hochschule zu München.

Verehrte Festversammlung! Werte Kommilitonen!

Es ist ein Tag von größter und freudigster Bedeutung, den wir heute festlich begehen. Nicht in dynastischen Beziehungen gründet für uns diese Bedeutung, sondern in der Thatsache, daß wir dem Fürsten, der heute vor hundert Jahren geboren wurde, die nationale Einigung unseres Volkes und die Wiedergeburt des Deutschen Reiches verdanken.

Früher als irgend ein anderes Volk des mittelalterlichen Abendlandes wurde das deutsche in einem großen und starken Reiche zusammengefügt. Aber dieses Reich war nicht von innen heraus erwachsen, sondern von oben herab durch die Macht und überwältigende Persönlichkeit Ottos d. Gr. geschaffen. Es fehlte ihm die sichere Grundlage eines ausgebildeten Staatsbewußtseins, eines starken Nationalgefühls und einer festgefügten und eindringenden Verwaltung, wofür die Zeit noch nicht reif war. Was es zusammenhielt, war lediglich das Königtum und dessen stärkste Stütze bildete die Reichsgeistlichkeit, die zahlreiche Schar der Bischöfe und Äbte, die sich durch das rasche und stetige Wachstum ihrer Güter und Rechte zu fürstlicher Gewalt emporschwangen. Um ihren Besitz und die Einheit der Reichskirche zu sichern, hielten sie zur Krone. Als aber diese sich auf sich

selbst zu stellen suchte und als die Reichskirche in der vom Papsttum geleiteten Weltkirche aufging, da traten die geistlichen Fürsten alsbald dem Königtum feindlich entgegen und ihr Abfall entfesselte die weltlichen Fürsten, die der Krone stets widerstrebt hatten. So verloren Königtum und Reich kaum ein Jahrhundert nach ihrer Aufrichtung Festigkeit und Kraft, und wenn sie auch noch unter Friedrich I. und Heinrich IV. von strahlendem Glanze umwoben wurden, so schritt doch die innere Auflösung unaufhaltsam weiter.

Die Selbstsucht der geistlichen und weltlichen Fürsten riß den Besitz und die Rechte der Krone an sich, und unbekümmert um den Zusammenhalt des Reiches war diese Selbstsucht unablässig bemüht, die eigenen Gebiete zu gesonderten Staatswesen, zu in sich abgeschlossenen Territorien auszubauen. Bald trachteten auch die Könige nur noch danach, ihre Hausmacht zu vergrößern und das Reich dieser dienstbar zu machen, und bald verlernten auch sie so völlig, mit dem Volke zu rechnen, daß die wunderbare Fülle der Kräfte, die sich im niederen Adel, in den Bürgerschaften und in den Bauern entfaltete, für die nationale Aufgabe unverwertet blieb, während sie in friedlicher und kriegerischer Arbeit weite Lande der Slavenvölker dem Deutschtum unterwarf, die Herrschaft über den Handel der Nord- und Ostsee errang und Unvergängliches auf den Gebieten der Kunst und technischen Erfindung schuf. Der zusammenfassenden Führung entbehrend, lenkten bald auch jene unteren Schichten unseres Volkes in die Bahnen engherziger und rücksichtsloser Selbstsucht ein und in wilden, verwüstenden Kämpfen rangen Fürsten, Adel und Städte gegen einander, während die Bauern sich dem Staatsleben völlig entfremdeten. Alle Versuche, dem Reiche eine gedeihliche Verfassung zu geben, scheiterten an dem Widerstreite der Stände, und wo diese ja einmal den Ansatz machten, sich über die Enge ihrer Selbstsucht zu nationalem Wirken zu erheben, da versagten die Kaiser — ein Ludwig der Bayer und ein Maximilian I. — in der Beschränktheit ihrer selbstsüchtigen Politik die Führung oder traten der Volksbewegung hindernd in den Weg.

Immer mehr verfielen unter dem inneren Hader Friede und Ordnung im Reiche; immer tiefer sank dessen Ansehen nach außen. Weite Gebiete, die es einst seiner Herrschaft oder doch seinem Einflusse unterworfen hatte, entzogen sich ihm und wertvolle Teile des nationalen Gebietes bröckelten ab. Dreimal fiel sogar die Herrschaft über Deutschland an ausländische Fürsten: zuerst in der Zeit des großen Zwischenreiches dem Namen nach, dann in der That ein Jahrhundert lang, als die auf dem böhmischen Throne zu Tschechen gewordenen Luxemburger die Krone trugen, und endlich zur verhängnisvollsten Zeit unserer Volksentwicklung, als der Spanien

und die Niederlande beherrschende Habsburger Karl V. die Krone des Reiches erkaufte.

Diese dritte Fremdherrschaft verschuldete, daß die aufstrebende Entwicklung unseres Volkes endgültig gebrochen wurde und die von Luther entfesselten kirchlichen Bestrebungen statt einer durchgreifenden Erneuerung der christlichen Religion die Kirchenspaltung und die Umwandlung der Teilkirchen in staatliche Polizeianstalten herbeiführten. Seitdem versumpfte und verdorrte die Kraft des deutschen Volkes, die Staatsgewalt aber fiel den Fürsten allein zu und wie diese insgesamt sie in ihren Territorien zu einem Absolutismus ausbildeten, der das ganze Leben und sogar die religiöse Überzeugung der Unterthanen rücksichtslos knechtete, so kämpfte ein Teil von ihnen in ihrer Selbstsucht und Habgier gegen die letzten Reste der Reichseinheit mit einer Leidenschaftlichkeit, die schließlich den fürchterlichsten der Kriege, den dreißigjährigen, heraufbeschwor.

Ausgesogen bis aufs Mark, verwüstet und entvölkert, verwildert und geistig gebrochen, ja des nationalen Bewußtseins beraubt, ging Deutschland aus diesem Kriege hervor und vom alten Reiche erhielt sich nichts als ein leerer Schein. Die Fürsten aber fröhnten ihrer Selbstsucht in gesteigertem Maße. Ihr Despotismus mehrte die Bedrückung und Aussaugung des Volkes und ihre nur durch dynastische und territoriale Interessen geleitete Politik erfüllte das Reich mit inneren Kriegen und machte es zum Spielball fremder Mächte.

So überfluteten Elend und Schmach seit dem 16. Jahrhundert unser Vaterland. Während die meisten Völker Europas sich damals in mächtigen Staaten zu festgeeinten Nationen zusammenschlossen, auf den Gebieten des Geistes- und Wirtschaftslebens reiche Früchte zeitigten und nach außen hin ihre Interessen mit Erfolg zur Geltung brachten, zersplitterte Deutschland in eine Menge von einander feindseligen Territorien; es verfiel geistiger und wirtschaftlicher Unfruchtbarkeit; es ließ seine Eigenart durch fremden Einfluß zersetzen und entstellen, und es versank nicht nur in politische Ohnmacht, sondern verlor auch große und wichtige Gebiete an die Fremden. Zuletzt aber erlag das alte Reich kraftlos und schmählich dem Angriffe des korsischen Imperators, der in höhnendem Übermute verkünden durfte: „Deutschland hat aufgehört zu sein.“

Indes die unvertilgbare Kraft unseres Volkes hatte inzwischen in all der Not und Knechtung das Wunderwerk vollbracht, sich in stillem Ringen und Schaffen aufs neue zu erheben und zu entfalten, und als sie sich nun durch die napoleonische Fremdherrschaft bis in die innerste Zelle hinein mit Vernichtung bedroht fühlte, da bäumte sie sich auf und gebar den Deutschen das nationale Selbstbewußtsein und den Entschluß, den letzten

Heller und den letzten Tropfen Bluts für des Vaterlandes Rettung einzusetzen. Das Volk stand auf, der Sturm brach los; und er riß die zagenden oder widerstrebenden Fürsten mit sich fort und brach das Joch des Weltbezwingers.

Wohl wurde dann unserem Volke der erhoffte und verdiente Lohn nicht zu teil. Die Berechnung und Laune der fremden Mächte, die Eifersucht Österreichs gegen Preußen und die selbstsüchtige Sorge der deutschen Fürsten um ihre Unabhängigkeit ließen statt des nationalen Reiches nur die ganz verfehlte und lebensunfähige Bundesverfassung entstehen, und kaum fühlten sich die deutschen Fürsten auf ihren durch das Herzblut des Volkes wieder zusammengekitteten Thronen sicher, da ging ihr Bemühen dahin, die Volksbewegung, deren gewaltige, in den Freiheitskriegen zu Tage getretene Kraft sie mit Bangen erfüllte, in den Fesseln engherziger Polizeigewalt zu ersticken, zumal die Bewegung, da sie nicht von den dazu berufenen Fürsten zu gedeihlicher Entfaltung geleitet wurde, in die Irre zu gehen begann.

Doch die ungeheuren Anstrengungen und Opfer der Freiheitskriege sollten dennoch nicht verloren sein. Wie sie im Volke selbst ein nicht mehr zu vernichtendes nationales Bewußtsein und Streben wachgerufen hatten, so hatten sie einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen in dem Herzen eines Fürsten, der in jener großen Zeit zum Jüngling heranwuchs; im Herzen Wilhelms I. Und das war für die Zukunft unseres Volkes entscheidend.

Eine Volksbewegung wird durch sich allein nie ihr Ziel erreichen, sondern höchstens zur Revolution führen, deren Ausgang stets Verwirrung, Verwüstung und Rückwälzung bilden. Sie bedarf der mächtig leitenden Hand eines Einzelnen und nur, wenn dessen Persönlichkeit mit dem Willen auch die Eigenschaften zur Lösung der durch die Volksbewegung gestellten Aufgabe vereint, wird die Lösung dieser Aufgabe gelingen. Eine Persönlichkeit mit solchem Willen und solcher Begabung war Wilhelm I. und deshalb gelang es ihm zu verwirklichen, wonach unser Volk acht Jahrhunderte hindurch vergebens geschmachtet und gerungen. Deshalb aber dürfen und sollen auch am heutigen Tage alle, die deutsch fühlen, seines Wesens und Wirkens mit innigem Danke gedenken.

Was Preußen groß gemacht hat, war neben der Genialität zweier seiner Fürsten und mehr noch als diese, das strenge Pflichtgefühl, welches alle seine Herrscher seit dem Großen Kurfürsten erfüllte und durch sie dem preußischen Heere, Beamtentum und Volke anerzogen wurde. Wilhelm I. hatte dieses Pflichtgefühl in reichster Fülle ererbt. Mit rastloser Arbeit hat er ihm sein ganzes langes Leben hindurch gehorcht und ihm noch

als des nahenden Todes Schwäche den 91 jährigen Greis antrat, in den ergreifenden Worten Ausdruck gegeben: „Ich habe nicht Zeit, müde zu sein.“ Sein ganzes Streben und Handeln wurde vom Pflichtgefühl beherrscht und wie er ihm als Jüngling eine heiße, Jahre lang in Furcht und Hoffnung gehegte Liebe opferte, so ordnete er ihm allzeit sein Wünschen und Empfinden unter und ertrug um seinetwillen das Schwerste.

Das Pflichtgefühl seiner Vorgänger war aber ein durchaus selbstherrliches gewesen. Sie dienten dem Staate, weil sie sich selbst als den Staat fühlten. Des Königs Wille sollte das oberste Gesetz sein; das Volk hingegen betrachteten sie in jenem Sinne, dem Friedrich II. den schroffsten Ausdruck verlieh mit dem verächtlichen Worte: „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen.“ Eine ganz andere Auffassung gestaltete Wilhelms I. Pflichtgefühl.

Wohl eignete auch ihm eine sehr erhabene Vorstellung von der Herrscherwürde, doch sie erfüllte ihn nicht mit Stolz, sondern mit Demut. Das vom Hochmut des Despotismus und vom Traume der Legitimität mißdeutete Wort von Gottes Gnaden besagte ihm, wie er selbst betonte, nichts anderes, als was es ursprünglich bezeichnet hatte: aus Gottes Gnade. Er fühlte sich nicht als Stellvertreter oder gar Ebenbild Gottes mit übermenschlichem Vorzuge ausgestattet, sondern durch Gottes Gnade mit einer schweren Aufgabe betraut, von deren Erfüllung er Gott Rechenschaft abzulegen habe.

Darum bewahrte er auch als Herrscher und trotz seinen unvergleichlichen Erfolgen stets die schlichte und tiefe Bescheidenheit, die in seinem Wesen lag. Jedes eitle, heldenhafte Posieren war ihm fremd und zuwider, und er rühmte sich nicht nur niemals seiner Leistungen und Erfolge, sondern er suchte vielmehr Anerkennung und Ehren, die unzweifelhaft ihm gebührten, auf andere abzulenken. Immer war er dagegen bereit, die Verdienste anderer anzuerkennen und zu belohnen.

War doch auch die Schwester seiner Bescheidenheit die seltenste Tugend der Menschen, die Dankbarkeit. Dienste, die ihm oder dem Staate geleistet wurden, betrachtete er nicht als selbstverständliche Schuldigkeit, sondern er schätzte sie gleich freien Gaben der Freundschaft oder Opferwilligkeit und wußte sich ihrer noch nach Jahrzehnten mit warmem Herzen zu erinnern.

In seinem weichen und tiefen Gemüte waltete überhaupt ein unendliches Wohlwollen, das sich vielleicht am bedeutsamsten in so manchen kleinsten Zügen, die uns überliefert sind, kundgab. Welche feinsinnige Herzensgüte verrät es, daß er nach dem böhmischen Feldzuge eine Theateraufführung in Prag ablehnte, weil er der Toten und Verwundeten,

die er auf den Schlachtfeldern gesehen, nicht vergessen könne; daß er kein Torpedoboot besichtigen mochte, weil ihn die Mannschaft, die darin eingeschlossen werden mußte, dauerte, und daß er, der Beherrscher so weiter Lande, in seinem Schlosse Babelsberg oft von Zimmer zu Zimmer wanderte oder sich gar in einen halbdunkeln Flur zurückzog, um den Besucherscharen die Besichtigung aller Räume zu ermöglichen. Für offenbare Gemeinheit und grobe Pflichtverletzung hatte er freilich weder Nachsicht noch Verzeihung. Der schmählichsten Verkennung und Beleidigung seiner Person gewährte er jedoch beides um so bereitwilliger, als sein wohlwollender Idealismus in der Form inniger Religiosität gefesteten Bestand gewonnen hatte. Es verbitterte ihn nicht, daß die Berliner ihn 1848 als „Kartätschenprinzen" angeiferten und seine Verbannung nach England erzwangen, und es verbitterte ihn nicht, daß in der Konfliktszeit nahezu das ganze Volk ihn mit solchem Hasse verfolgte, daß Witzblätter Beifall fanden, wenn sie seine Züge zu denen eines Tigers verzerrten. Er sah in den anfeindenden Menschen nur Werkzeuge Gottes, der ihn prüfen und läutern wolle. Deshalb konnte er auch die noch größere That vollbringen, daß er es nicht mit Verachtung, sondern mit inniger Freude aufnahm, wenn dieselben Leute, die ihn gestern maßlos gelästert hatten, ihm heute mit überschwänglicher Begeisterung zujubelten, weil der Erfolg sich ihm zugewandt hatte. Er betrachtete diesen Umschwung als den durch Gottes Gnade bewirkten Durchbruch der besseren Natur des Menschen.

Diese großherzigen Anschauungen entsprangen indes nicht nur seinem natürlichen Wohlwollen, sondern sie gründeten ebensowohl in den Erinnerungen seiner Jugend.

Da hatte er erfahren, daß das preußische Heer, dessen Offiziere nach dem Grundsatze Friedrichs des Großen, nur der Adel besitze Ehrgefühl, ausgewählt waren, vor Napoleons Ansturm kläglich zusammenbrach; da hatte er vor dem fremden Sieger mit der schwerkranken Mutter unter unsäglichen Beschwerden nach dem äußersten Osten seines Landes entfliehen und mit ihr den Kelch der Demütigung bis zur Neige leeren müssen; und da hatte er gesehen, wie der Gram um die Schmach und die Not des Vaterlandes die Lebenskraft der herrlichen Frau in jungen Jahren verzehrte. Dann aber hatte er an der Seite seines Vaters gestanden, als die Schaaren der Freiwilligen aus dem Volke sich jauchzend herandrängten, um mit Gott für König und Vaterland in den Tod zu gehen, und als Tausende und Tausende ihr Geld und Geschmeide bis zum Golde der Trauringe für die Ausrüstung des Heeres darbrachten; und dann hatte er es in Bangen und Jubel miterlebt, daß Soldaten und Landwehrleute

mit Strömen ihres Blutes die Zwingherrschaft sprengten und sterbend ihr Glück priesen, für des Vaterlandes Heil ihr Leben opfern zu dürfen.

Das hat Wilhelm I., wie wiederholte Äußerungen beweisen, niemals vergessen und dadurch hat er für immer gelernt, an den guten Kern im Volke zu glauben und das Volk zu achten und zu lieben. Deshalb war er schon lange, bevor er die Regierung antrat, eifrig bemüht, die Lage des Arbeiterstandes zu verbessern, und deshalb übernahm er das Protektorat des preußischen Freimaurerverbandes, als dessen Aufgabe er es betrachtete und mit Ernst angestrebt wissen wollte, in brüderlicher Liebe für das Wohl des Volkes zu sorgen. Deshalb aber sah er auch im Volk nicht eine Herde Unfreier, die er nach Willkür zu treiben habe, sondern eine Gemeinschaft zum Wollen und Selbstbewußtsein berechtigter, ihm vor Gott gleicher Menschen, deren Entwicklung nach den in ihr selbst liegenden Forderungen zu gedeihlicher Entfaltung zu führen, ihm als heilige Pflicht obliege. Dem Volke selbst, nicht nur dem Staatsbegriffe galt sein Wirken.

Indes noch einen andern großen Gewinn hatten die Erfahrungen der Jugendzeit für ihn und für ganz Deutschland gezeitigt. Sie hatten ihn aus der Enge des Preußentums zum Gefühl und Verständnis für die deutsche Nation erhoben. Wohl blieben ihm des eigenen Staates Gedeihen und Größe der erste und nächste Zweck seiner Politik, doch deren höchstes und letztes Ziel war die Einigung Deutschlands. Es entsprach seiner innersten Überzeugung, wenn er 1861 beteuerte: „Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen", und wie jenes liebte er dieses, denn die nationale Begeisterung, die in den Freiheitskriegen stürmisch gewaltet, lebte in ihm dauernd fort. Als 1840 die Franzosen Gelüste nach der Rheingrenze verrieten und demgegenüber Beckers Lied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" erklang, da schrieb Prinz Wilhelm sich dieses Lied eigenhändig ab und setzte wie zur Bekräftigung seinen Namen darunter. Und er hat das damit abgelegte Gelübde allzeit gehalten. Als 1864 Bismarck, um europäischen Verwicklungen vorzubeugen, empfahl, Nordschleswig an Dänemark zu überlassen, ging Wilhelm nicht darauf ein, weil dort Deutsche wohnten, und trotz der feindseligen Haltung der deutschen Klein- und Mittelstaaten wies Wilhelm 1859 die Anerbietungen Napoleons III., gegen Abtretung der preußischen und bairischen Rheinlande Preußen zu ausgedehnten Gebietserweiterungen in Deutschland zu verhelfen, mit unbeugsamer Entschiedenheit zurück.

Mit dem Willen, für das deutsche Volk heilsam zu wirken, verband sich in Wilhelm I. aber auch die Fähigkeit dazu.

Er besaß nicht geniale Begabung. Eine solche ist indes auch dem Menschen und namentlich dem Fürsten oft nur ein Hindernis erfolgreichen Wirkens. Stetiger und sicherer schafft im praktischen und besonders im staatlichen Leben ein klarer und nüchterner Verstand und dieser eignete Wilhelm I. in seltenem Maße. Er erfaßte die Dinge nicht im Fluge: in sorgsamer und langer Prüfung bemächtigte er sich ihrer, dann aber beherrschte er sie auch nach allen Beziehungen. Die zahllosen Schriftstücke, die er verfaßte, zeigen daher wohl Wiederholungen, die der Sache weitere Vertiefung zu geben oder eine neue Seite abzugewinnen suchen, aber nur sehr wenige Änderungen und Verbesserungen.

Dieser Klarheit seines Denkens entsprang die offenherzige Wahrheit seines Wesens und diese Klarheit erzeugte im Verein mit seiner Pflichttreue die unerschütterliche Festigkeit, womit er einmal gewonnene Überzeugung vertrat. Dabei besaß er jedoch in reichstem Maße eine Eigenschaft, die Fürsten nur äußerst selten eignet, die Fähigkeit, immer wieder und weiter zu lernen und durch gute Gründe anderer seine eigene Meinung besiegen zu lassen. So wurde es ihm möglich, der fortschreitenden Entwicklung seiner Zeit und des Volkes mit Verständnis zu folgen, und Männer von unvergleichlicher Genialität des Geistes und unvergleichlicher Stärke der Eigenart zur Arbeit für seine Ziele heranzuziehen. Es war ein Großes, daß er sich diese Männer, einen Roon, einen Moltke, einen Bismarck als Räte erwählte, denn er selbst ist es gewesen, der ihre Bedeutung erkannte und sie an seine Seite erhob; doch ein noch weit Größeres war es, daß er sie nicht zu Werkzeugen herabzuwürdigen suchte, sondern sie zu freien Genossen seiner Thätigkeit machte und ihren Kräften vollen Spielraum zur Entfaltung bot. Namentlich einem so übergewaltigen, zum Herrschen geborenen und oft nervös überreizten Manne wie Bismarck gegenüber erforderte das gewiß nicht selten ein ungewöhnliches Maß von Selbstverleugnung.

Es war und ist eine weitverbreitete Meinung, daß Wilhelm I. nur das Werkzeug seiner großen Räte gewesen sei, und er selbst hat diese Ansicht in seiner wunderbaren Bescheidenheit und dankbaren Güte gefördert; indes ein solches Verhältnis würde nicht nur durch seine bestimmt ausgeprägte Persönlichkeit, sondern auch und vor allem durch seine Pflichttreue und durch sein Bewußtsein der eigenen Verantwortlichkeit niemals gestattet worden sein. Er entschied überall selbst nach gewissenhafter Prüfung und bisweilen fiel es sogar Bismarck nicht leicht, seines Gebieters Empfinden durch seine Darlegungen zu überwinden. Die Neugestaltung des preußischen Heeres, die die späteren Siege ermöglichte, war Wilhelms eigenstes Werk und die Ziele seiner

Politik hatte er sich längst vorgezeichnet, ehe Bismarck ihm nahetrat. Das Verdienst der Männer, die seine Pläne verwirklichten, wird durch die Anerkennung dieses Sachverhaltes nicht geschmälert: sein eigenes Verdienst aber wächst, wenn wir in ihm einen Mann kennen, der im Besitze monarchischer Gewalt und mit klarem Kopfe und festem Willen ausgestattet, dennoch die Einsicht und Größe seiner Räte zu würdigen wußte. Es kann überhaupt Wilhelm I. wohl kaum ein besserer Ruhm gespendet werden, als indem wir bekennen, daß, wie die Selbstsucht der Stände und Fürsten das alte deutsche Reich zerstört hat, so die großartige Selbstlosigkeit Wilhelms I., die sich wie dem Volke so auch den Räten gegenüber bewährte, die Schöpfung des neuen deutschen Reiches ermöglicht hat.

Als er am 23. Oktober 1857 die Stellvertretung seines erkrankten Bruders übernahm, stand Wilhelm bereits im 61. Jahre. „Was kann ich noch thun, als meinem Sohne den Weg bereiten?" antwortete er auf einen Glückwunsch. Er hatte es ansehen müssen, daß die Früchte der Freiheitskriege durch seines Vaters Beschränktheit und Zaghaftigkeit für Preußen verloren gingen, und er hatte es erlebt, daß seines Bruders geniale Zerfahrenheit die preußische Krone in den Schmutz einer wüsten Revolution niedertreten und ihr die schmachvolle Demütigung von Olmütz durch Österreich bereiten ließ. In den letzten fünf Jahren hatte ihm des Bruders Mißtrauen gegen seine politische Richtung nicht einmal mehr zu raten und zu warnen gestattet und ihn fern von Berlin zu weilen gezwungen. Da mochte wohl sein Mut gesunken und die Hoffnung, noch an seinem Lebensabende das Ziel seiner Politik zu erreichen, geschwunden sein. Aber diese Politik selbst war gerade durch den Gegensatz zur Regierung seiner Vorgänger und durch deren herbe Erfahrungen zur Klarheit und Besonnenheit gereift.

In Hinsicht auf Deutschland war dem Fürsten die während der Freiheitskriege in ihm aufgekeimte Überzeugung, daß Preußen berufen sei, an die Spitze Deutschlands zu treten, befestigt worden, und er war zu der Einsicht gelangt, daß die Einigung Deutschlands nur dann gelingen könne, wenn sie, wie er schon 1849 betonte, „mit billiger Rücksicht auf die Lebensbedingungen der Mittel- und Kleinstaaten" vollzogen werde. Ebenso gewiß aber war ihm geworden, daß Österreich in die Führung Preußens und in die nationale Einigung Deutschlands niemals willigen, sondern stets jenes niederzuhalten und Deutschland lediglich für sich auszubeuten suchen werde.

Österreich konnte ja mit seiner aus so vielerlei Nationalitäten gemischten und überwiegend nichtdeutschen Bevölkerung niemals ein deutsch-

nationaler Staat werden. Seit ferner die Türken nicht mehr wie im 16. und 17. Jahrhundert Deutschland gleich Österreich mit Unterjochung bedrohten, sondern Österreich selbst erobernd die Donau hinabdrang und zum Schwarzen und Ägäischen Meere strebte, und seit Österreich seine Besitzungen im Westen Deutschlands verloren hatte, bestanden zwischen ihm und Deutschland wohl noch Beziehungen, die ein treues Bündnis zwischen beiden erheischten, aber Österreichs politische und wirtschaftliche Aufgaben wiesen es von Deutschland ab nach Osten. Für Deutschland und für Österreich war es daher eine unabweisbare Notwendigkeit, daß beide sich voneinander schieden und sich selbständig gestalteten. Indes Österreich begriff diese Notwendigkeit und seine wahren Aufgaben nicht, sondern wollte von den Überlieferungen des alten, untergegangenen deutschen Kaisertums aus die Vorherrschaft in Deutschland behaupten; ein großer Teil deutschen Volkes unterstützte, teils durch jene Überlieferungen, teils durch politische und kirchliche Abneigung gegen Preußen geleitet, die unheilvollen Absichten Österreichs, und auch die Fürsten der Mittel- und Kleinstaaten widerstrebten der preußischen Führung wie aus ähnlichen Gründen so aus Sorge um ihre Selbständigkeit. Sie verkannten eben noch, daß eine feste Einigung Deutschlands ihre Stellung ebenso sichern und heben wie in manchen Beziehungen beschränken werde, und sie begriffen noch nicht, daß in der neuen Zeit, die seit den Tagen Napoleons I. heraufgezogen war, das Fürstentum seine Daseinsberechtigung fort und fort durch hingebende Vertretung und Förderung der Interessen des Volkes und insbesondere der nationalen Bestrebungen neu zu erweisen habe.

Unter diesen Verhältnissen konnte, zumal alle europäischen Mächte ein starkes Deutschland nicht erstehen lassen wollten, die nationale Einigung unseres Volkes nur dann gelingen, wenn Preußen sich auf eine überlegene Heeresmacht zu stützen vermochte. Vom Beginn seiner Regierung an war daher Wilhelm I. bemüht, eine solche zu schaffen, und seine klare Einsicht, sein starkes Pflichtgefühl ließen ihn, wenn auch mit blutendem Herzen, dem Widerspruch Trotz bieten, den der thörichte Doktrinarismus der preußischen Liberalen gegen die Neugestaltung des Heerwesens erhob. So war denn das Schwert zum Kampfe bereit, als Bismarck an die Seite des inzwischen durch den Tod seines Bruders König gewordenen Fürsten trat.

Schon 1849 hatte Wilhelm betont, wer Deutschland regieren wolle, müsse es erobern, und in den folgenden Jahren hatte er wiederholt die Unvermeidlichkeit eines Krieges mit Österreich hervorgehoben, ja einen solchen zur Klärung der unerträglichen Lage herbeigesehnt. Seit er König geworden, scheute er in seiner Güte und Gewissenhaftigkeit vor der Verantwortung zurück, das Elend eines Krieges und gar noch eines Krieges

von Deutschen gegen Deutsche zu entfesseln. Bismarck dagegen ließ sich nicht die Erkenntnis verdunkeln, daß die deutsche Frage nur durch „Blut und Eisen" gelöst werden könne, und wohl durfte er der Ansicht sein, daß, nachdem im Laufe der früheren Jahrhunderte so unendlich viel deutsches Blut für die Selbstsucht der politischen Stände, für dynastische Interessen und sogar für fremde Mächte geflossen sei, nun unser Volk auch einmal sein Blut für sich selbst vergießen dürfe, damit es fernerhin einig, groß und gegen den Mißbrauch seiner Kräfte geschützt sei.

König Wilhelm und Bismarck hofften, daß die deutschen Mittel- und Kleinstaaten neutral bleiben würden, und suchten das durch beruhigende Verhandlungen zu fördern. Doch jene ließen sich bewegen, Österreich Heeresfolge zu leisten. Gleichwohl siegte 1866 die nationale Sache Deutschlands durch die Politik Bismarcks und das von Moltke geleitete preußische Heer; nur war der Erfolg kein vollständiger. Die Einmischung Napoleons III. verbot, daß Bayern, Baden und Württemberg gleich den norddeutschen Staaten mit Preußen in enge Gemeinschaft traten. Aber Napoleon selbst sollte es veranlassen, daß die deutsche Einigung rascher und herrlicher vollendet wurde, als irgend jemand zu hoffen gewagt hatte. Nachdem er sich 1869 der Hilfe Österreichs und Italiens versichert hatte, suchte er den Krieg, der durch die Übermacht der drei Nachbarstaaten Preußen und Deutschland erdrücken und zerstückeln sollte. Da trieb ihn Bismarcks Genialität zu einer verfrühten und beleidigenden Kriegserklärung, und indem nun das deutsche Volk und seine Fürsten mit ihm für Deutschlands Freiheit und Einheit sich erhoben und dank der von Wilhelm I. begründeten Heeresverfassung rasch glänzende Siege errangen, wurden Österreich und Italien von der Teilnahme am Kriege abgehalten. So konnte Frankreich in schweren Kämpfen niedergerungen werden und das Ausland war nicht mehr im stande, dem deutschen Volke den Lohn seiner Blutopfer vorzuenthalten. Zu Versailles, von wo aus einst Frankreichs Könige Deutschland in Schmach und Elend versenkt und echtdeutscher Lande beraubt hatten, wurde am 18. Januar 1871 das neue Deutsche Reich aufgerichtet und mit seiner Krone Kaiser Wilhelm I. geschmückt.

Das neue Reich hat die kleineren Staaten nicht vernichtet und ihnen die Möglichkeit gewahrt, das deutsche Volkswesen in seiner Mannigfaltigkeit zu entwickeln, solange sie zugleich ihre oberste Aufgabe, die nationale, erfüllen. Für diese aber bietet die Einheit des Reiches die breite nnd kraftspendende Grundlage. Zugleich schützt sie unser Volk gegen seine zahlreichen Feinde und ermöglicht ihm erfolgreiche Teilnahme am wirtschaftlichen Wettbewerbe der Völker, während sie anderseits die feste Stütze des Weltfriedens bildet.

Kaiser Wilhelm I. hat jedoch dem neuen Deutschen Reiche noch andere Ziele vorgezeichnrt, indem er in der Verkündigung, die er von Versailles aus erließ, dem Titel der alten Kaiser eine neue Deutung verlieh und sagte: „Uns und unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens.“

Wie er den hiermit angedeuteten Aufgaben durch Pflege der Wissenschaften und Künste, durch Förderung des Wirtschaftslebens und durch Neubearbeitung der Rechtsbücher zu entsprechen trachtete, dessen sind wir Zeugen gewesen. Vor allem aber müssen wir uns mit Dank daran erinnern, daß infolge seiner Botschaft vom 17. November 1881 das Deutsche Reich zuerst unter allen Kulturstaaten die gedeihliche Ordnung und Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse des ärmeren Volkes in Angriff nahm, und daß Kaiser Wilhelm, der schon 1820 befürwortet hatte, daß man durch stärkere Besteuerung der Reicheren und der hochbesoldeten Beamten die unteren Schichten entlasten möge, deren völlige Befreiung von direkten Steuern einführte. Damit bahnte er die Lösung der wichtigsten und gefahrvollsten aller inneren Angelegenheiten unseres Reiches an.

Es war das ein Bedürfnis der Zeit, zugleich aber seines Herzens, und seine Persönlichkeit machte sich hierin ebenso heilsam geltend, wie sie das innere Zusammenwachsen des neuen Reiches förderte.

Des greisen Fürsten Wesen, das Würde und Anspruchslosigkeit, Kraft und Güte, Pflichttreue, Offenheit, Einsicht und Entgegenkommen in wunderbarem Reichtum und Einklang vereinte, erleichterte es den Fürsten, sich der Hoheit des Kaisertums zu fügen, und zog das Volk mit unwiderstehlicher Kraft an sich. Wilhelm I., der nie sich selbst suchte, hat Ehre, Macht und Ruhm in überreicher Fülle gefunden, doch das Beste was er fand, und das, was er selbst am meisten schätzte, war die Liebe des Volkes, die kein Fürst der Geschichte in gleichem Maße wie er genossen hat. Diese Liebe blühte nicht nur bei seinen Lebzeiten in den Zeitungen und auf den Lippen der Höflinge, sondern sie glühte im Herzen und sie wird sein Andenken umstrahlen, so lange es Deutsche giebt, die deutsch fühlen.

Die Geschichte wird Wilhelm I. wohl nicht den Großen nennen, denn er gehörte nicht zu jenen Männern, die, ihrer Zeit vorauseilend, der Menschheitsentwicklung neue Bahnen wiesen. Wollen wir ihm einen Beinamen geben, so dürfte, wie kürzlich Bernhard Erdmannsdörffer in einer gewaltigen Gedenkrede bemerkt hat, kein besserer zu finden sein als der des Deutschen, denn nicht nur war Kaiser Wilhelm deutsch gesinnt und nicht nur hat er das Deutsche Reich erneuert, sondern er war auch seiner

Persönlichkeit nach der vollendete Typus des guten und tüchtigen deutschen Mannes.

Und vor allem als solcher möge er uns und den künftigen Geschlechtern in der Erinnerung leben, ein Vorbild und zugleich eine Mahnung. — Äußere Feinde umdräuen uns, denn sie mögen es nicht ertragen, daß wir ein starkes und nicht mehr ausgebeutetes Volk sein wollen. Im Innern wuchert der haßvolle Hader der Parteien, und während die alten Parteien, die das Reich erbauen halfen, schlaff geworden sind, oder in unfruchtbarem Doktrinarismus verkommen, kämpfen die beiden mächtigsten neuen Parteien geschäftig und eifrig gegen das Reich und gegen die Kultur, die unser Volk groß gemacht hat. Die Getreuen des Reiches aber blicken mit Sorge und Beklemmung nach der Stelle, wo Wilhelm I. dem nationalen und dem monarchischen Gefühle einst reiche Nahrung bot. Sollen Reich und Nation aus diesen Gefahren siegreich hervorgehen, so muß jeder, dessen Herz für sie schlägt, Wilhelm I. in treuer und rastloser Erfüllung seiner Pflicht gegen das Vaterland nacheifern. Vor allem, werte Kommilitonen, gilt dies Gebot der akademischen Jugend, denn insbesondere sie wird die weitere Entwicklung unseres Volkes zu vollziehen haben. Bei der Feier seines neunzigsten Geburtstages äußerte Kaiser Wilhelm, daß er in dem an den Hochschulen herrschenden Geiste eine Bürgschaft für das Heil der Zukunft erblicke. Möge das Andenken Kaiser Wilhelms I. seiner Zuversicht zur Verwirklichung verhelfen, auf daß das von ihm gegründete neue Reich, glücklicher als das alte, an der Selbstsucht seiner Glieder zu grundegegangene, sich durch selbstlose Pflichterfüllung seiner Angehörigen festige und unserem Volke zu segensreicher Entfaltung dauernd Schirm gewähre.

XVIII.

Eine Festrede zur Bismarck-Feier.

(Gehalten am 1. April 1895 bei dem Festkommers in München.)

Verehrte Festgenossen!

Fast ein Jahrtausend ist vergangen, seit Otto der Große inmitten der Trümmer des karolingischen Weltreiches ein starkes Königtum aufrichtete, die deutschen Stämme mit dem Gefühle der Zusammengehörigkeit durchdrang und so das alte Deutsche Reich gründete.

Überblicken wir die Entwicklung, welche Reich und Nation seit jenen Tagen durchliefen, so sehen wir auf allen Gebieten menschlichen Wirkens große deutsche Namen und hervorragende deutsche Thaten in dicht gedrängter Fülle verzeichnet. Keinem andern Volke steht das unsre nach an Verdienst und Ruhm. Doch allzeit gebrach es den Deutschen an der Fähigkeit, ihre Individualität dem Wohle und Willen der Gesamtheit unterzuordnen und ihren überquellenden, sich leicht in undurchführbare Theorien verrennenden Idealismus in die Schranken der Wirklichkeit zu fügen. Darum erwuchs unserm Volke aus der Stärke der Individualität und des Idealismus seiner Söhne, aus dieser Doppelwurzel seiner höchsten Leistungen zugleich auch unsagbares Unheil und Verderben.

Kaisertum und Reich verfielen; weite Gebiete kamen unter Fremdherrschaft; am mühsam erarbeiteten Wohlstande Deutschlands bereicherten sich seine Feinde, welche es als Wüste hinter sich ließen; so manche deutsche Erfindung und Entdeckung blieb unverwertet oder nützte nur den Fremden, um Deutschland zu schädigen; dessen politisches und wirtschaftliches Elend trieb viele der Tüchtigsten ins Ausland und ließ sie dort der Heimat vergessen oder gar gegen diese den feindlichen Nachbarn dienen;

die Teile und Teilchen des Reiches befehdeten einander und waren nur einig im Kampfe gegen die nationale Einheit, zu deren Hinderung sie sogar den Bund mit den Erbfeinden des Vaterlandes nicht scheuten; den Ausländern wurde der deutsche Name zum Hohn und die Deutschen selbst schämten sich seiner und des deutschen Wesens. Schmach und Elend, wie sie nie ein anderes großes Volk erfuhr, wurden immer aufs neue auf das gespaltene Deutschland gehäuft.

Wohl mühten sich bisweilen hervorragende Männer, Wandel zu schaffen; wohl erhob sich bisweilen das Volk selbst, um sich Heil zu erwirken; niemals gelang es, das Ziel zu erreichen; sogar die großartige Bewegung der Freiheitskriege verfehlte dasselbe. Erst uns jetzt Lebenden war es beschieden, Deutschland aus seiner Erniedrigung erhoben und national geeinigt zu sehen.

Das Bewußtsein dieses unschätzbaren Glückes wird uns häufig verdunkelt durch den Parteihader des Tages, durch Mißstände, welche überwiegend aus der Vergangenheit und den allgemeinen Weltverhältnissen entspringen und durch die unersättliche Begehrlichkeit des heutigen Menschengeschlechts, welches jede Verbesserung seiner Lage durch verdoppelte Wünsche überbietet. Verscheuchen wir aber diese Nebelschwaden und blicken wir hellen Auges von der Vergangenheit unseres Volkes auf die Gegenwart, so werden wir die Größe des uns widerfahrenen Heils erkennen.

Wir besitzen ein festgeeintes Reich. Dieses Reich aber hat nicht in starrem Despotismus und erstickender Gleichmacherei die Einzelstaaten vernichtet; es hat diese vielmehr gestärkt. Es hebt ihre Bedeutung nach außen und verleiht ihnen ein politisches Gewicht, welches ihre Einzelmacht weit übertrifft. Es stützt sie andrerseits auch nach innen, denn die Geschichte lehrt, daß jede aufstrebende Bewegung in unserem Volke, solange dieses national nicht befriedigt war, sich zuerst gegen die Teilfürsten richtete. Nach wie vor können die Einzelstaaten dem Leben des Volkes die Förderungen spenden, welche dasselbe in früheren Zeiten von ihnen empfing; ihren unheilvollen Einflüssen auf Sein und Entwicklung der Nation sind dagegen Schranken gezogen: sogar der stärkste, der preußische Partikularismus, muß sich dem Reiche beugen.

Mächtig in dieser Einheit und gestützt auf ein einheitlich gestaltetes Heer ist ferner das neue Reich nicht mehr wie einst das alte widerstandslos der Vergewaltigung und Beraubung durch die Nachbarn preisgegeben, und in ruhiger Befriedigung kann es sich der Thatsache freuen, daß es durch beispiellos glänzende Waffenerfolge längst verlorene Gebiete von höchstem Wert mit einer Bevölkerung, die zu den tüchtigsten Sprossen deutschen Samens zählt, daß es Schleswig und Holstein, Elsaß und Lothringen

zurückgewonnen hat. Soweit Menschen die Erde bewohnen, ist heute Deutschlands Name geachtet oder gefürchtet.

Dem deutschen Volke selbst aber hat das neue Reich eine freiheitliche Verfassung, Einheit des Rechtes, Einheit der Wirtschaftspolitik und Einheit von Münze, Maß und Gewicht gegeben und aus diesen großen Errungenschaften, vor allem aber aus der nationalen Einigung selbst hat sich auf allen Gebieten des Volkslebens ein reger Aufschwung alter, eine frische Erhebung neuer Kräfte entwickelt. Diese Entwicklung bietet nun jeder Begabung reichlich Raum zur Bethätigung, und wie jetzt die Deutschen, welche die Heimat verlassen, sich derselben mit Stolz und Treue erinnern, so können jetzt ebensowohl ihre Erfolge wie die der daheim Wirkenden dem Vaterlande zum Nutzen gedeihen.

Das sind die Früchte des neuen Deutschen Reiches und dieses Reich hat der zweite große Otto, der entscheidend in Deutschlands Geschichte eingriff, geschaffen, indem er mit eiserner Faust die widerstrebende Nation zur Einigung zwang.

Es ist unserm Volke gegeben, daß bisweilen seine ganze Begabung nach bestimmter Richtung hin in einer einzigen Persönlichkeit zusammengefaßt wird, welche sich dadurch zu einer das gewohnte Menschenmaß weit überragenden Leistungsfähigkeit und zu weltgeschichtlicher Bedeutung erhebt. Solche Erscheinungen sind Luther, Kant, Goethe. Die politischen Fähigkeiten unseres Volkes einten sich und gipfelten in Bismarck. In unvergleichlicher Fülle verbanden sich in ihm Schärfe und Weite des Blickes, Kühnheit der Gedanken, Mut und Energie des Wollens mit idealer Gesinnung und mit begeisterter Hingabe ans Vaterland. So wurde er der größte Staatsmann, welchen die Geschichte kennt, und leistete unsrer Nation das, was vor ihm weder ein Einzelner, noch die Gesamtheit des Volkes zu vollbringen vermocht hatte.

Wohl mag er beim Ausbau des Reiches Fehler begangen haben; welcher Sterbliche ist denn von Irrtum frei? Wohl mögen auch seinem Wesen Härten und sogar Schwächen anhaften; es ist ja nun einmal ein Gesetz des Seins: je gewaltiger eine Individualität, desto schärfer sind ihre Eigentümlichkeiten ausgeprägt, und desto entschiedener ist sie von ihrer Berechtigung überzeugt. Doch welcher wahrhaft deutsch Gesinnte möchte um geringerer Dinge willen das Eine, Größte vergessen, daß Bismarck uns das errang, was das deutsche Volk ein Jahrtausend lang in Glück und Glanz, in Schimpf und Not vergeblich ersehnte, wofür Tausende und Tausende umsonst ihr Herzblut verspritzten, was noch vor einem Menschenalter unerreichbar erschien: die nationale Einheit und ein Deutsches Reich!

In ungeteilter Verehrung bringen wir daher heute dem großen Manne, um welchen uns alle anderen Kulturvölker beneiden, unsern innigen Dank dar. Wir danken ihm aber nicht nur für die Gründung des neuen Reiches, das herrliche Werk des ihm von Gott verliehenen politischen Genies; wir danken ihm auch für diejenigen Verdienste, welche ganz sein eigen sind: wir danken ihm dafür, daß er auf der Höhe seiner Stellung und in der Fülle der Macht unserem Volke das Beispiel tief religiöser Gesinnung, bürgerlicher Sittlichkeit und hausväterlicher Tugenden gegeben hat; wir danken ihm ferner dafür, daß er, der märkische Junker, nicht Standes-, sondern Volkspolitik getrieben und nicht dem preußischen Partikularismus, sondern der Größe der Nation gedient hat, wir danken ihm weiter dafür, daß er die Macht des von ihm geschaffenen Reiches und die Überlegenheit seines Geistes nicht zu ehrgeizigen Kriegen und zu frivoler Bedrängung anderer Völker mißbraucht, sondern Deutschland zum festen Horte des Weltfriedens gemacht hat; und wir danken ihm endlich vor allem, daß er sein ganzes langes Leben hindurch trotz den bittersten Anfeindungen und trotz schweren Körperleiden in strenger Pflichttreue rastlos und unermüdlich für unsere Nation gearbeitet hat. Ist aber unser Dank echt, so darf er nicht nur in Worten bestehen.

Noch erscheint der Bestand des neuen Reiches nicht völlig gesichert. Noch hat das Ausland, welches Jahrhunderte lang gewohnt war, Deutschland zum Schemel seiner Füße zu nehmen, uns nicht verziehen, daß wir uns erkühnt haben, einig, stark und siegreich zu sein, und es späht begierig nach der Gelegenheit, unser Vaterland wieder zum Spielball seines Übermutes und seiner Raubgier zu machen. Noch ist auch in weiten Kreisen unseres eigenen Volkes das nationale Gefühl unentwickelt und schwach, und viele, die vergaßen, was Deutschland durch innere Fehden seiner Parteien und Fürsten, durch den Dreißigjährigen Krieg, durch die Raubkriege Ludwigs XIV. und durch die Zwingherrschaft Napoleons I. gelitten hat, grollen dem neuen Reiche, weil es nicht so entstand und nicht ganz so gestaltet wurde, wie sie selbst es dachten und wünschten. Noch endlich bedrohen jene feindlichen Kräfte, welche das alte Reich zerstörten, auch das neue, und sogar in diesen Tagen nationaler Weihe haben sie in dem Widerspruch der Mehrheit des Reichstages gegen die Beglückwünschung seines Schöpfers eine Kundgebung ihrer Gehässigkeit gewagt, welche auch auf den traurigsten Blättern deutscher Geschichte ihresgleichen nicht findet an Erbärmlichkeit.

Diese Gefahren kann das Werk Bismarcks nur dann siegreich überwinden, wenn Alle, deren Herz warm für das neue Reich und die

deutsche Nation schlägt, bis zum letzten Atemzuge treu und eifrig ihre ganze Kraft für die Erhaltung und für den gedeihlichen Ausbau des Reiches einsetzen. Solches Thun ist auch der beste Dank, welchen wir Bismarck zu widmen vermögen, und diesen Dank abzustatten, lassen Sie, verehrte Festgenossen, uns in dieser Stunde geloben, indem wir uns zu dem begeisterten Rufe erheben: Bismarck, der große Schöpfer des neuen Deutschen Reiches und der nationalen Einigung, lebe hoch!

XIX.

Eine Festrede zur Bismarck-Feier.

(Gehalten am 31. März 1898.)

Verehrte Festgenossen!

Wenn wir uns, um dem großen Altreichskanzler am Vorabende seines Geburtstages unsere Huldigung darzubringen, heuer in weiterem Kreise als in anderen Jahren vereinigen, so ist das veranlaßt und gerechtfertigt durch den Rückblick auf die Ereignisse, die sich vor nunmehr einem halben Jahrhundert in allen Gauen unseres deutschen Vaterlandes abspielten. Nichts ist besser geeignet uns den Wert und die Bedeutung der Thätigkeit Bismarcks für unsere Nation vor Augen zu stellen, als das Jahr 1848.

Wir alle wissen, welche Fülle von Segen uns das „tolle“ Jahr trotz all seinen Verirrungen gebracht hat. Wir wissen, wie es die Willkür des Fürstentums und der Bureaukratie fesselte, wie es die das Gesamtwohl beeinträchtigenden Vorrechte einzelner Stände aufhob, wie es Gleichheit aller vor Recht und Gesetz gewährte, wie es das Volk und vor allem das Bürgertum zur eindringenden Teilnahme am staatlichen Leben heranzog, wie es so viele das wirtschaftliche und sociale Leben noch beengende Schranken niederbrach und wie es der Volksentwicklung nach allen Richtungen hin freiere und gedeihlichere Bahnen eröffnete. Indes ihr erstes und eigentliches Ziel, die nationale Einigung, verfehlte die Bewegung jener Zeit vollständig. Wieviel neues Gute auch geschaffen wurde, das alte Übel, das eine mehr als tausendjährige Entwicklung gezeitigt hatte, konnte nicht überwunden werden.

Jene Entwicklung hatte bewirkt, daß das Volk zuerst in den unteren,

dann auch in den oberen Schichten immer völliger von jeder Beteiligung am Staatsleben ausgeschlossen worden war und dieses sich zuletzt in die Person des Fürsten oder, wenn er zur Leitung nicht fähig war, in den engen Kreis seines Hofes zurückgezogen hatte. Es gab keine Mitglieder der Staatsgemeinschaft mehr, sondern nur noch Unterthanen, und soweit diese nicht durch den Gehorsam gegen den Fürsten zur Arbeit für den Staat gezwungen wurden, lebten sie in duldender oder behaglicher Gleichgültigkeit, wie es eben der Wille der Regierung fügte, ausschließlich den eigenen Angelegenheiten, ohne nur Verlangen nach staatlicher Thätigkeit zu tragen. Obendrein aber schlang sich um unser Volk nicht wie um andere Nationen das einheitliche und starke Band einer großen Monarchie, sondern es war in einer Unzahl von Territorien aufgeteilt und hatte sich gewöhnt, diese als die naturgemäße und berechtigte Begrenzung seines öffentlichen Daseins zu betrachten.

Erst unter dem Drucke der französischen Zwingherrschaft erhob sich mit elementarer Kraft das nationale Bewußtsein, und erst als das Fürstentum sich hilflos unter dem Fuße des korsischen Imperators wand, versprach es dem Volke, das sich anschickte, für seine und der Fürsten Rettung die letzten Kräfte einzusetzen, die Zuziehung zur Teilnahme an den Staatsangelegenheiten durch Konstitutionen und gewählte Volksvertretungen. Indes aus den Wirbeln der Freiheitskriege tauchte statt eines lebensfähigen Deutschen Reiches doch nur der totgeborene Deutsche Bund hervor, und als die Fürsten sich ihrer Throne vor äußeren Feinden sicher fühlten, vergaßen sie ihrer dem Volke gegebenen Zusagen. Die gewaltige Kraft, die dieses im Kampf fürs Vaterland bewährt hatte, erfüllte die Fürsten mit Furcht vor ihm und statt es weise und gütig zu politischer Thätigkeit unter ihrer Leitung zu erziehen, suchten sie es durch engherzigen und gehässigen Druck zu knechten.

Da wucherte denn jenes feindselige Mißtrauen gegen die Regierungen empor, das 1848 seinen klassischen Ausdruck fand in dem berufenen Worte eines sächsischen Abgeordneten: „Ich kenne die Absichten der Regierungen nicht, aber ich mißbillige sie“; da ergab man sich einem Doktrinarismus, der weder mit Thatsachen noch mit Möglichkeiten rechnete, und da suchte man sich die Vorbilder und Ziele des politischen Strebens im Auslande, ohne die geschichtliche Entwicklung und die gegebenen Verhältnisse der Heimat zu berücksichtigen. Politischer Sinn und politisches Verständnis blieben wie der Masse des Volkes so auch mit wenigen Ausnahmen seinen erlesensten Geistern vorenthalten.

Daher rührt der nationale Mißerfolg des Jahres 1848. Als das Volk sich erhob, um seine von den Regierungen verratene und verfolgte

Sache in die eigene Hand zu nehmen, da fehlten ihm die Selbstzucht, das Geschick und der praktische Blick, um sein Beginnen zum heilsamen Ende zu führen. Nie hat eine Versammlung getagt, die mehr geistig bedeutende, edelgesinnte und großstrebende Männer gezählt hätte als das Frankfurter Parlament, und das gesamte Volk war mit Begeisterung bereit, dessen Wirken mit Gut und Blut zu unterstützen, während die kläglich zusammengeknickten Regierungen außer Stande waren, ihm Hindernisse zu bereiten. Aber vor lauter Doktrinarismus, vor lauter Planen und vor lauter Reden und Erörtern versäumte das Parlament seine Zeit, und die Volksbewegung wurde durch die Vertreter des rücksichtslosesten und verranntesten Doktrinarismus auf Irrbahnen geführt, die unabwendbar in ihr Scheitern und in die Herstellung der alten bösen Zustände auslaufen mußten.

Vergegenwärtigen wir uns diesen Verlauf des tollen Jahres, dann verstehen wir ganz die Sehnsucht, der wenig später Geibel Ausdruck verlieh, indem er sang:

„Was frommt uns aller Witz der Zeitungskenner,
Was aller Dichter wohlgereimt Geplänkel
Vom Strand der Nordsee bis zum wald'gen Brenner?
Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den tollgewordnen Renner,
Mit ehr'ner Faust beherrsch' und ehr'nem Schenkel!"

Und dieser Mann, der das Denken in Handeln umzusetzen vermochte, erstand uns in Bismarck. Die gewaltige, unvergleichliche Kraft seiner Eigenart hatte von allen deutschen Zeitgenossen ihn allein davor bewahrt, dem Joche des Doktrinarismus zu verfallen, und so hatte er sich, durch eindringende Beschäftigung mit der Geschichte aller Völker unterstützt, den sicheren Blick für die wirklichen Verhältnisse erworben, der ihm ermöglichte, unter dem erbitterten Widerspruch und Widerstreben fast der ganzen Nation das zu erreichen, was die ganze Fülle von Geist und Willen im Jahre 1848 verfehlt hatte: die Einigung Deutschlands in einem nach innen und außen starken Reiche.

Und noch ein zweiter Gewinn von Bismarcks Wirken hebt sich auf dem Hintergrunde des Jahres 1848 in besonders hell strahlendem Glanze hervor.

Der Liberalismus von 1848 bezweckte, von den Gedanken der großen französischen Revolution und von dem Vorbilde der englischen Verfassung beherrscht, die Beseitigung der monarchischen Gewalt oder doch ihre Einschränkung auf wesenlose Ehrenvorrechte. Der Mißerfolg des Revolutionsjahres beirrte ihn nicht und die darauf folgende Reaktion vermehrte ihm den Antrieb und Eifer zur Verfolgung seiner Ziele. 1855 konnte der Geschichtsschreiber Gervinus die Meinung äußern, daß bis

zum Ende unseres Jahrhunderts der Liberalismus in ganz Europa das Fürstentum überwältigt haben werde, und bald konnte der Liberalismus auf dem Boden des stärksten Königtums, in Preußen, den offenen Kampf um die Herrschaft aufnehmen. Heute dagegen steht die Monarchie innerlich stärker und ihrem Wesen nach größer als je zuvor in Deutschlands Staaten da.

Wir freuen uns dieser Thatsache, denn eine republikanische Verfassung widerspricht der geschichtlichen Entwicklung und der Eigenart unseres Volkes, und für eine englische Verfassung fehlen bei uns die Vorbedingungen der Vergangenheit und Gegenwart. Wir Deutsche bedürfen einer starken Regierungsgewalt, und wir müssen es als eine schwere Gefährdung des Staatswesens und des Volkswohls betrachten, wenn eine einzelne Partei durch eine mehr oder minder beschränkte Mehrheit der Volksvertretung die Regierung von der führenden Stellung verdrängt. Daß aber heute in den meisten deutschen Staaten die Fürstengewalt nicht nur dem Namen, sondern auch der That nach regiert und die Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse leitet, das verdanken wir Bismarck.

Mit eiserner Faust hat er in der preußischen Konfliktszeit den wankenden Königsthron gegen den wilden Anprall des liberalen Doktrinarismus aufrecht erhalten und nachdem seine Erfolge für die nationale Sache ihm auch im Inneren das Übergewicht verliehen, hat er nicht, wie so mancher riet und wie es nach 1815 und nach 1848 geschehen war, aufs neue eine unbeschränkte Fürstengewalt aufzurichten gesucht und dadurch die Zeitströmung zu noch erbitterterem Kampfe herausgefordert, sondern mit jenem wunderbaren Scharfblick für die sachlichen Verhältnisse, der ihm eigen, hat er, der seinem Wesen nach zur Alleinherrschaft Geborene, den Liberalismus mit der Monarchie versöhnt, indem er dessen berechtigte und erfüllbare Forderungen rückhaltlos anerkannte und gewährte. Das war die erste große That zur Neubefestigung der Monarchien. Noch größer und bedeutungsvoller aber war die zweite.

Im Liberalismus hatte Bismarck das Bürgertum für die Monarchie gewonnen. Hinter dem dritten Stande erhob sich jedoch bereits, ebenfalls vom zügellosen Sturme des Doktrinarismus getrieben, die Flut des vierten Standes, die Socialdemokratie. Wiederum erkannte Bismarck, daß es nicht genügen könne, der Verhetzung und den Ausschreitungen bei den politisch unreifen Massen mit starker Hand Schranken zu ziehen, sondern daß es Sache der Staatsleitung, der Monarchie sei, den berechtigten und erfüllbaren Forderungen der Socialdemokratie zu entsprechen und die Bewegung zu heilvoller Entwicklung zu führen. Daher begann er das Werk der socialen Gesetzgebung, die man im einzelnen beurteilen mag wie man

will, der man indes nicht abstreiten kann, daß ihr der größte und menschenwürdigste Gedanke, der je auf dem Gebiete des Gesellschaftslebens gefaßt wurde, zu Grunde liegt.

Auf diese Weise hat Bismarck — wesentlich gefördert durch die vollendete Verkörperung des neuen Fürstentums in der Persönlichkeit Kaiser Wilhelms I. — die monarchische Gewalt nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland zu neuer Kraft erhoben und mit neuem Inhalt erfüllt. Die alte Monarchie des Gottesgnadentums und der Legitimität ist für immer im Strome der Zeitentwicklung versunken, und alle Speichelleckerei und Schweifwedelei, alles Bureaukratentum der Gegenwart wird sie nicht wieder hervorholen. Die neue Monarchie ist ein Volksfürstentum; nicht das vom Volke verliehene und abhängige des Liberalismus, sondern ein Fürstentum für das Volk; ein Fürstentum, dem nicht gleich dem alten nur die Interessen der eigenen Macht und der Dynastie maßgebend sind, dem vielmehr die treue, starke und wohlwollende Leitung, die Volksentwicklung nach deren inneren Gesetzen als Aufgabe gilt und das in dem immer heftiger entbrennenden Kampfe der socialen Parteien die versöhnende Vermittlung, die Ausgleichung der Gegensätze, die Beschirmung der Schwachen gegen die Starken und die Erhaltung der idealen Güter der Menschheit als seine erste und größte Pflicht betrachtet.

Das ist die neue Monarchie. Wandelt sie die ihr von Bismarck gewiesene Bahn, dann wird sie nicht nur sich selbst behaupten und an Kraft und Ansehen stetig wachsen, sondern sie wird auch das deutsche Volk vor unermeßlichem Unheil bewahren und es zu beglückendem Gedeihen führen. Damit aber werden dann wie in nationaler, so auch in socialer Hinsicht die Bestrebungen des Jahres 1848 ihre mögliche und berechtigte Verwirklichung finden und wie auf dem nationalen, so wird auch auf dem socialen Gebiete Bismarck als der klare Vollender der wirren Bewegung des tollen Jahres erscheinen.

Walte Gott, daß sich unsere Hoffnung erfülle; daß das nationale Werk Bismarcks, das neue Deutsche Reich, sich immer mehr befestige und daß sein sociales Werk sich durch die von ihm neu gestalteten Monarchien immer weiter vollende.

Mit freudiger Zuversicht dürfen wir gerade heute wohl in die Zukunft blicken. Das stärkste Band der nationalen Gemeinschaft und zugleich die Grundlage des socialen Gedeihens bildet die wirtschaftliche Entwicklung. Hat diese im Deutschen Reiche seit seiner Gründung überhaupt einen mächtigen Aufschwung genommen, so sind ihr jüngst zwei neue starke Stützen gewonnen worden. Während das zerrissene Deutschland seine mittelalterliche Handelsherrschaft verlor und dann bei der Teilung der Welt unter die Kulturvölker

stets ausgeschlossen blieb, hat jetzt unser Kaiser, gestützt auf die Macht des geeinigten Reiches, uns in einem unserer wichtigsten Handelsgebiete vor allen andern Völkern eine feste Stellung zu erringen vermocht. Welcher Deutschgesinnte hat bei der Kunde von diesem Erfolge wohl nicht mit dankerfülltem Blicke gen Friedrichsruh jubelnd ausgerufen: „Deines Geistes hab ich einen Hauch gespürt"? Und noch bedeutsamer ist die andere Thatsache, daß vor wenigen Tagen unser Reichstag in die Vermehrung der Flotte gewilligt hat, die zum Schutze unseres Handels unerläßlich ist. Mit Trauer sahen wir da alle Vertreter der bayerischen Centrumspartei bis auf Einen mit Polen, Welfen und Socialdemokraten gegen die Vorlage stimmen. Wenn wir unsere Centrumsleute als Gegner des neuen Reichs bezeichnen, dann zürnen, ja — ich für meine Person darf wohl sagen — schimpfen sie[1]; aber zeugen ihre Thaten von Freundschaft und Eifer für das Reich? Die gemeinsamen Interessen müssen doch in jedem Gemeinwesen, wenn es gedeihen soll, über den besonderen stehen, und im letzten Ergebnis wird sich jeder Einzelne stets mit der Gesamtheit gefördert finden. Wie das Kaisertum die Einzelfürstentümer an innerer Kraft und äußerem Ansehen gemehrt hat, so muß und wird das Gedeihen des Reiches auch das Gedeihen all seiner Teile fördern.

Der Rückblick auf 1848 liefert dafür den Beweis. Darum, verehrte Festgenossen, lassen Sie uns von da aus heute um so freudiger und inniger das Gelöbnis, daß wir treu und fest zum Reiche halten wollen, erneuern und lassen Sie uns um so freudiger und inniger dem Schöpfer des neuen Reiches unseren Dank darbringen, indem wir uns mit dem Rufe erheben: Fürst Bismarck, der große Kanzler, lebe hoch!

---

[1] Diese Bemerkung bezieht sich auf Angriffe, die Stieve kurz vorher im Finanzausschusse der bayerischen Abgeordnetenkammer wegen der abgedruckten Kaiser Wilhelm-Rede 1897 von ultramontaner Seite erfahren hatte.

XX.

Bedeutung und Zukunft des Altkatholizismus.

(Beilage zur „Allgem. Zeitung“ Nr. 131, 1896.)

Der fünfundzwanzigste Geburtstag der Glaubenssätze von der Unfehlbarkeit und dem Universalepiskopat des Papstes hat aus den Reihen der Altkatholiken zwei Schriften hervorgehen lassen, deren auch an dieser Stelle zu gedenken nicht ungeeignet sein dürfte. Die ungeheure Erregung, welche die vatikanische Versammlung einst erzeugte, ist freilich längst gestillt. Die römisch-katholische Kirche ist bis in den fernsten Winkel vom Papalsysteme durchdrungen; die protestantische und die vom kirchlichen Leben abgewandte Welt haben sich — abgesehen von engen Kreisen — dieser Thatsache gegenüber mit kurzsichtiger Gleichgültigkeit erfüllt; die Staaten buhlen um die Gunst ihrer übermächtigen Feindin; dem Altkatholizismus aber huldigt nur ein kleines Häuflein von „Seelen“, und dieses wird in der Öffentlichkeit höchstens dann noch beachtet, wenn einer seiner alten Vorkämpfer die dornenvolle Laufbahn endet oder einem seiner Angehörigen ein Amt oder eine Ehrung zu teil zu werden droht. Nichtsdestoweniger verdient der Altkatholizismus gewiß noch immer nicht nur wegen der geistigen und sittlichen Bedeutung zahlreicher Männer, die er als Anhänger zählte und zählt, und nicht nur wegen der bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen, die er gezeitigt, sondern vor allem auch deshalb hervorragende Beachtung, weil seine Entstehung und Entwicklung auf den Gang unserer Zeit eindringendes Licht werfen. Hiervon geben die erwähnten beiden Schriften ausgiebiges Zeugnis.

Sie stehen der Form nach in bezeichnendem Gegensatze zu einander. Die eine[1] ist eine schmächtige Broschüre mit stolzem Titel; ihr Verfasser

---

[1] Die geschichtliche Stellung und Aufgabe des Altkatholizismus. Leipzig, Fr. Jansa, 1895. 68 S.

ist ein junger, in der Seelsorge thätiger Geistlicher; er verschweigt seinen Namen, nicht aus Furcht, sondern um seine Ausführungen uneingeschränkt wirken zu lassen, und diese behandeln lediglich die großen sachlichen Fragen. Die andere[1] ist ein sehr klein gedrucktes und dennoch nicht dünnes Buch mit bescheidener Aufschrift; als Urheber nennt sich Karl Jentsch, ein 63 Jahre zählender, aus dem Priesterstande in gelehrte Laienwirksamkeit übergetretener Mann, und er berichtet uns, wenngleich unter Einfügung allgemeiner Erörterungen, seinen eigenen Lebensgang. Diesen Unterschieden entspricht der Gegensatz der Richtungen und Ergebnisse beider Arbeiten.

Die Broschüre, welche mit großem Geschick geschrieben ist, giebt zunächst in markigen, die entscheidenden Momente scharf hervorhebenden Zügen eine Schilderung, wie der Jesuitenorden die vatikanischen Lehren entwickelt und bis zur Dogmatisierung gefördert, gegenüber dem dadurch zur Vollendung gebrachten „Papalismus" aber die altkatholische Bewegung den Episkopalismus gewahrt und den Grund zu einer reformfähigen Nationalkirche gelegt habe. „Was der 18. Juli 1870 an seinem Teil an der katholischen Kirche verbrach, das machte nach Möglichkeit der 23. September 1871 wieder gut" durch die Beschlüsse des ersten „Altkatholikenkongresses" zu München, meint der Verfasser. Von dieser Grundlage aus sucht er dann darzuthun, daß der Altkatholizismus die Aufgaben, die demselben durch seine Entstehung gestellt waren, erfüllt und jenen Erwartungen entsprochen habe, durch welche Döllinger in seinem unzerstörbarem Idealismus von seinem anfangs erhobenen Widerspruch gegen die Bildung einer altkatholischen Sonderkirche abgebracht worden ist. Der Altkatholizismus, sagt unser Schriftchen, habe Zeugnis für die altkatholische Wahrheit und gegen die vatikanischen Irrlehren abgelegt, er habe für die Herstellung eines „von Irrwahn und Aberglauben gereinigten", dem alten Christentum mehr entsprechenden Kirchenwesens mit ebensoviel Nachdruck wie Mäßigung gearbeitet, und er habe die Wiedervereinigung aller christlichen Kirchen zu vermitteln begonnen, ein Unternehmen, „um dessentwillen allein er schon vollauf existenzberechtigt wäre, selbst wenn er nicht die großen Erfolge aufzuweisen hätte, die thatsächlich da sind". Zum Schlusse führt endlich der Verfasser aus, wie der Altkatholizismus, obwohl er von der Staatsgewalt nicht unterstützt und in Bayern geradezu bekämpft worden sei, sich dennoch unter Überwindung der größten Schwierigkeiten gefestigt, sich in 94 Gemeinden mit 55 Pfarrern und einem Bischof über ganz Deutschland verbreitet und aus eigener Kraft nicht nur zahlreiche Kirchen,

[1] Wandlungen. Lebenserinnerungen von Karl Jentsch. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1896. 400 S. (Zuerst erschienen diese Erinnerungen in den „Grenzboten".)

Pfarrhäuser und Schulen gebaut, sondern auch beträchtliche Geldmittel für Kirchenzwecke gesammelt habe. So gelangt er durch seine Ausführungen, die einen trefflichen Überblick über Entwicklung und Ziele des Altkatholizismus gewähren, zu dem Ergebnisse: „Es ist kein Zweifel, daß der Altkatholizismus nicht mehr zu Grunde gehen kann als Kirche. Es ist aber auch kein Zweifel, daß die römische Kirche in der Gestalt, in der sie sich heute darbietet, nicht auf die Dauer die katholische Kirche der Zukunft sein kann." Und „dann, wenn die römische Kirche wenigstens in Europas Kulturländern ihre Macht verlieren wird, dann wird der Altkatholizismus ganz in seine geschichtliche Aufgabe eintreten".

Das sind die hoffnungsfrohen und kampflustigen Morgenklänge eines jungen Idealisten. Neben ihnen tönen die „Wandlungen" wie das wehmütige Abendlied eines greisen Entsagenden. Der unbefangen Lauschende vernimmt indes außer der Klage um das Weh und die Enttäuschungen des Lebens auch die erquickenden Töne eines aus tiefem Gemüte und abgeklärter Lebensanschauung quellenden Humors, die erhebenden Weisen einer aus ernster Denkarbeit und ungewöhnlich umfassender Belesenheit gewonnenen Einsicht in das Wesen und Treiben der Menschheit und die ergreifenden Accorde eines allen Bedrückten zugewandten Wohlwollens und eines in herben Erfahrungen geläuterten, aber nicht geschwächten Idealismus. Zugleich bietet das Buch das anziehende Bild der Entwicklung einer reichbegabten und tiefen Individualität und einen Beitrag zur Zeitgeschichte, deren Wert weit über den Bereich der persönlichen Schicksale des Verfassers hinausgeht. So nimmt es, mit rückhaltloser Offenheit, mit Bescheidenheit und Innigkeit geschrieben, den Leser unwiderstehlich gefangen und erweckt ihm nicht nur lebhaften Anteil für den Verfasser, sondern gewährt auch reiche Belehrung und Anregung.

Jentsch ist geboren in Schlesien, dessen Bewohnern die Mischung von Deutschtum und Polentum, sowie österreichischen und preußischen Einflüssen im Laufe der Jahrhunderte eine Eigenart ihres vielseitigen Wesens verliehen hat, welche an Weichheit und Beweglichkeit des Empfindens und Wollens die Natur anderer deutscher Stämme übertrifft. Jentsch hat neben der Mitgift des Heimatbodens noch als Familienerbe den Mangel an Erwerbssinn und praktischem Zielstreben empfangen. Infolge dieses Mangels ist sein Vater unter Beihilfe eines Brandes verarmt, der eine seiner Brüder ohne greifbare Früchte tüchtiger Kenntnisse gestorben und der andere im Orden der unbeschuhten Karmeliter eingesargt worden. Auch unseres Erzählers eigener Lebensgang ist dadurch in entscheidender Weise beeinflußt worden; das leitende Element in seiner Entwicklung bildete jedoch der Drang zu logischem Denken, welcher unter dem Einflusse der

klugen, aber ängstlichen und kleinlich ordentlichen Mutter, der engen Verhältnisse, die seine Kindheit einschlossen, und des Stubenhockens und Viellesens, wodurch seine Knabenzeit ausgefüllt wurde, einen starken Beisatz von Tüftelei und Grübelei annahm und erst in späten Jahren jene Freiheit errang, worin er im Verein mit einer seltenen Beobachtungsgabe Jentsch befähigte, uns wie das vorliegende Buch, so mehrere höchst anregende und von selbständigem Urteil getragene volkswirtschaftliche und philosophische Werke[1] zu bieten.

Fein und anschaulich schildert Jentsch das Leben im Vaterhause, in seiner kleinen Geburtsstadt Landeshut und in deren gleich ihr selbst damals noch recht unmodernen Schulen. Auf kirchlichem Gebiete herrschten noch ein seichter Rationalismus und eine stumpfe Gleichgültigkeit gegen die konfessionellen Unterschiede, welche es ermöglichten, daß der Pfarrer Förster, der nachmalige Fürstbischof von Breslau, seine Predigten, die er nach Behauptung späterer katholischer Gegner aus protestantischen Büchern zusammenstellte, auch von den protestantischen Bewohnern des Städtchens besucht sah und für die „Honoratioren" unter diesen eigens Stühle in das Presbyterium gesetzt wurden. Jentsch schien für das Verharren in dieser blassen Richtung vorbestimmt, denn er entstammte einer Mischehe und wurde protestantisch getauft und unterrichtet. Indes aus Büchern, die sein Vater zum Einbinden erhielt, empfing er die Einwirkungen der damals beginnenden Erhebung eines strengen, aber noch nicht geistig geknechteten Katholizismus, und den dadurch entstehenden Neigungen half die katholische Mutter bereitwillig nach. Bald überwältigte die Logik des katholischen Lehrsystems, welche unanfechtbar erscheint, solange man ihre Grundlagen nicht untersucht, das Denken des Knaben. „Im Kopfe", bemerkt Jentsch selbst, „entsprang meine katholische Überzeugung; im Gemüte hatte sie keine Wurzeln". Das ungeschickte Verhalten seiner protestantischen Mitschüler und Lehrer stärkte obendrein seinen durch die gutmütige Schwäche des Vaters früh entwickelten Eigensinn. So trat er mit 13 Jahren zum Katholizismus über und bezog das Gymnasium zu Glatz, um sich für das Studium der Theologie vorzubereiten, welches für alle Schüler dieser Anstalt damals als selbstverständliches Ziel galt.

Von den Glatzer Verhältnissen, von seinen Lehrern und von seinen Mitschülern entwirft Jentsch eine lebensvolle Zeichnung, worin insbesondere die Züge der anschwellenden ultramontanen Bewegung interessieren, und

---

[1] Geschichtsphilosophische Gedanken, 1892. — Weder Kommunismus noch Kapitalismus, 1893. — Neue Ziele, neue Wege, 1894. — Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft, 1895.

daran knüpft er eine Erörterung der Überbürdungsfrage, welche allen Laien im Schulwesen wärmstens empfohlen sei, da Pädagogen und Behörden ihr selbstverständlich nicht zugänglich sein werden. Der Verfasser dürfte den Nagel auf den Kopf treffen, wenn er seine Betrachtungen in dem Satze zusammenfaßt: „Was soviel Ermüdungsstoffe in den heutigen Schülergehirnen anhäuft, das ist die Freiheitsberaubung und die Vernichtung der Individualität."

Das damalige Glatzer Gymnasium zeitigte diese Früchte moderner Pädagogik und Staatsweisheit noch nicht, und Jentsch konnte daher unter der Förderung gleichartiger und widersprechender Einflüsse seine Individualität weiter entwickeln. Sie schritt dabei allerdings auf der Bahn selbständigen Denkens weiter vor, als es mit dem beabsichtigten Eintritt in den Kirchendienst im Grunde verträglich war, aber der Jüngling wurde sich über diesen Sachverhalt nicht klar, und bevor seine Schulzeit schloß, trat ihm in dem Domherrn und Universitätsprofessor Baltzer, der zu einer Visitation erschien, ein Mann entgegen, der den Beweis, daß Denken und Glauben zu vereinen seien, in seiner ebenso mächtigen wie edlen Persönlichkeit zu bieten schien.

Baltzer hatte, wie Jentsch mit Recht bemerkt, durch seine Lehrwirksamkeit an der Breslauer Universität „dem schlesischen Klerus die dogmatisch begründete Überzeugung von der Wahrheit des römisch-katholischen Glaubens" gegeben, während sein Standesgenosse, der Kirchenhistoriker und Domdechant Ritter, die äußeren Bedingungen für die Umwandlung der theologischen Fakultät und der Theologenerziehung schuf. In den zwanziger Jahren hatte die Breslauer Fakultät nur zwei bis drei Professoren besessen, und diese hatten, als die Regierung ihnen den berühmten Möhler zugesellen wollte, das als überflüssig abgelehnt, weil „jeder von ihnen mehrere Fächer besorge und die übrigen bei den evangelischen Theologen gehört werden könnten, die ihre Sache ganz vortrefflich machten". Als Jentsch jetzt im Herbst 1852 die Hochschule bezog, wirkten neben Baltzer und Ritter Movers, Stern und Reinkens, sowie andere Männer, die jenen, wenn auch nicht an geistiger Bedeutung, so doch an religiöser Gesinnung ähnlich waren. Nur der Moralist entsprach weder in seinem Verhalten, noch in seiner Lehrweise den Aufgaben seines Amtes und arbeitete in wüstem Ehrgeiz bereits als böser Dämon der Fakultät emsig an ihrer Zerrüttung. Jentsch zeichnet alle diese Männer mit einer Treue, der meine eigene Erinnerung völlig beipflichtet. Er hörte aber bei ihnen nur die theoretischen Fächer, weil er fand, daß diese seine Kraft vollauf in Anspruch nähmen; ihm fehlte eben noch der praktische Sinn. Am studentischen Leben nahm er keinen Teil. Auch die bereits kräftig auftretende

ultramontane Bewegung, in welcher er mit Recht zugleich einen Kampf der preußischen Katholiken „um politische und sociale Emancipation" sieht, beeinflußte ihn nicht tiefer. Dagegen befestigte sich seine wissenschaftliche Überzeugung von der Wahrheit der katholischen Lehre durch die Theologen, die er hörte, durch den Philosophen Elvenich und vor allem durch Baltzer. „Wenn dieser," berichtet er, „mit seiner klangvollen Stimme seine Schlußketten, Glied für Glied wohlgefügt, um uns spannte, dann dachte niemand an die Möglichkeit, ihnen jemals zu entrinnen, und jeder gab sich mit einer Art von Wollustgefühl gefangen. Seine logischen Kunstwerke fühlten sich weder kalt noch trocken an, denn in jeden Satz legte er seine Feuerseele, und Humor und Phantasie umkleideten das logische Gerippe. Auf dem einzig unerschütterlichen Baugrund aller Philosophie, dem menschlichen Selbstbewußtsein, errichtete er seine Gebäude, dessen Säulen, die Offenbarungsthatsachen, harmonisch aufstiegen, bis der weise Baumeister den Schlußstein einsetzte: den Papst, um zuletzt — tragisches Schicksal — von diesem Schlußsteine zermalmt zu werden." Die Zermalmung, welche der Papst über Baltzer verhängte, weil derselbe auf Grund der Philosophie Anton Günthers die Vernunftmäßigkeit des Katholizismus darzuthun unternahm, wurde damals bereits eingeleitet; aber sie beirrte Jentsch nicht, der sie wie andere von einem Irrtum, nicht vom System der Kurie herleitete.

Seines Glaubens und Berufes sicher, trat er in das Priesterseminar, dessen Leiter für ihre Aufgabe in seltenem Maße geeignet waren. Insbesondere der Vorstand, Domherr Sauer. „Unter allen frommen Menschen, die ich kennen gelernt habe," bemerkt Jentsch, „ist er der einzige, den ich heilig zu nennen wagen möchte." Frei von Bigotterie und Fanatismus, selbstlos und gütig, verständig und klug, war er das beste Vorbild seiner Zöglinge und wußte, was Gutes in ihnen war, zu entfalten. So mußte Jentsch mit Wärme für den Dienst der Kirche erfüllt werden. Auch mit der jesuitischen Kasuistik, die er auch jetzt von einem wohl allzu theoretischen Standpukt aus in Schutz nimmt, befreundete ihn einer seiner Lehrer. Nur eines gewann er auch jetzt nicht: den Geschäftssinn des katholischen Kirchentums. Kaum geweiht und inmitten der Not seiner Familie, deren Verhältnisse inzwischen in den übelsten Stand geraten waren, nahm er Anstoß an den Segnungen, welche man von ihm heischte, weil die eines Neopresbyters besonders kräftig seien, an den Meßstipendien, die wie eine Ware vergeben und übertragen wurden, und an dem Kaufe von Messen für bestimmte irdische Zwecke.

In diese Dinge und in die gesamte Wirklichkeit des kirchlichen Dienstes sich einzuleben, wurde dem jungen Kaplan durch die amtliche

Verwendung, die er fand, nicht erleichtert. Die Vorstellung, daß man auch in einem Priester mit der Individualität zu rechnen und daß man für die Weiterentwicklung eines eben erst aus den schützenden Wänden von Schule, Konvikt und Priesterseminar herausgetretenen Jünglings zu sorgen habe, scheint der Breslauer Bistumsleitung bereits völlig entschwunden gewesen zu sein. Man ordnete Jentsch zuerst einem rationalistischen, rohen und liederlichen, dann einem kraftlosen, beschränkten und weichlich frömmelnden und schließlich einem spießbürgerlich behäbigen, willensschwachen und einfältig bigotten Pfarrer bei. Er schildert uns diese Seelenhirten, eine Reihe anderer Geistlicher, mit denen er in Berührung kam, und seine Gemeinden mit jener eingehenden Gesprächigkeit, welche in geistlichen Kreisen für dergleichen Dinge heimisch ist. Vieles, was er mitteilt, ist der Aufmerksamkeit würdig und gewährt belehrenden Einblick in die damaligen Kirchenzustände Schlesiens. Vor allem aber wird uns begreiflich, daß Jentsch auf eigenen Wegen verharrte und sich weder mit jener überschwenglichen Begeisterung für die Kirche als solche und für äußeres Kirchenleben, wodurch manchem über den Widerstreit zwischen Denken und Glauben hinweggeholfen worden ist, erfüllen, noch auch lernen konnte, die Welt und ihre Erscheinungen stets und ausschließlich unter kirchlichem Gesichtswinkel zu betrachten.

Der letztere Mangel machte sich bei erster Gelegenheit geltend, zumal aus der Selbständigkeit des Denkens in dem armen, einsam studierenden Kaplan die Begeisterung für die Freiheit der Individuen und Völker und für nationale Bestrebungen erwuchs. Im Herbst 1864 wurde Jentsch nach Liegnitz versetzt. Er hatte vorher die durch den Tod seines dritten Pfarrers erledigte Stelle längere Zeit verwaltet, war jedoch, weil er dabei zu wenig finanzielles Geschick erwies, nicht zum Nachfolger ernannt worden. Seine vierte Kaplanei stellte nun den einunddreißigjährigen Mann neben einen ganz unthätigen und nach einiger Zeit geisteskrank werdenden Mann; von diesem konnte natürlich weder ein leitender noch auch nur ein zurückhaltender Einfluß auf ihn ausgeübt werden, während er jetzt zuerst in dem lebhaften Städtchen thatsächlich in die „Welt" eintrat. Daher sah man denn unsern Kaplan zunächst in rein politischen Fragen auf Seite des Liberalismus von den „guten" Katholiken und der Hierarchie abgesondert auftreten. Bald aber bekundete sich sein Gebrechen auch auf kirchlichem Gebiete. Nachdem Italien den Kirchenstaat bis auf Rom in Besitz genommen hatte, vermochte Jentsch nicht, die Entrüstung über diesen „Raub" zu teilen; vielmehr empörte es ihn, „daß der Papst, das Episkopat und die katholische Presse aus einer offenbar dem Untergang geweihten Institution eine wesentliche Einrichtung der Kirche machten und

den Glauben an deren Notwendigkeit zum Dogma stempelten". Das seitdem nicht mehr verstummende Gezeter der Hierarchie und ihrer Gefolgleute über die Verderbnis der Welt und die grausame Verfolgung der Kirche schärfte und steifte seinen Widerspruch. In bewußten und durchgreifenden Gegensatz zur kurialistischen Richtung aber brachte ihn die Erregung, welche seit der Berufung des vatikanischen Konzils ihn wie alle denkenden Katholiken bis ins Mark erschütterte.

Die Lebhaftigkeit seines Empfindens riß ihn trotz besonneneren Vorsätzen schon im April 1870 hin, gegen die Behauptung eines ultramontanen Blattes, daß der schlesische Klerus die Dogmatisierung der Unfehlbarkeit nicht für einen Abfall von der alten Lehre erachte, in einer liberalen Zeitung Verwahrung einzulegen. Alsbald schritt der Generalvikar gegen ihn ein. Wenn man aus unserm Buche gesehen und auch sonst beobachtet hat, wie vorsichtig die Breslauer Behörde gegen Trunksucht und Unzucht ihrer Geistlichen vorging, wenn man erwägt, daß, wie der Fürstbischof selbst an Jentsch schrieb, die Meinung über die Unfehlbarkeit damals „in der Kirche noch frei" war, und wenn man weiß, daß nicht nur viele Geistliche des Bistums, sondern der Generalvikar Neukirch und der Fürstbischof Förster selbst Gegner der vatikanischen Lehren waren, so wird man zwar vielleicht immerhin noch den Entschuldigungsgründen, welche Jentsch zu Gunsten seiner Verfolger geltend macht, Anerkennung gewähren, aber man wird sich dennoch der Entrüstung über die Frivolität nicht erwehren können, und diese Entrüstung muß wachsen, wenn man vernimmt, daß Jentsch, nachdem er der Behörde durch eine öffentliche Erklärung genuggethan hatte, doch noch empfindlich für das „gegebene Ärgerniß" gestraft wurde. Obwohl er nämlich bereits durch anderthalb Jahre die Liegnitzer Pfarrei verwaltet hatte, wurde er zunächst als Kaplan mit 420 Thalern Gehalt nach einem Orte, wo er von jedem geistig anregenden Verkehr abgeschnitten war und mit der übrigen Welt nur durch eine in der Woche nachmittags, an Sonn- und Feiertagen gar nicht eintreffende Botenfrau in Verbindung stand, versetzt, dann aber mit der nur um ein paar Thaler besser bezahlten und an geistigem Leben nicht viel mehr bietenden Kuratie in Harpersdorf abgefunden. Diese letztere mußte er obendrein noch mit einer Verleugnung seiner Überzeugung erkaufen. Die verhängnisvolle Äußerung Döllingers, daß Tausende in der deutschen Geistlichkeit so dächten wie er, gab auch im Bistum Breslau den Vorkämpfern des Ultramontanismus den Anlaß, den Geistlichen eine Gegenerklärung zur Unterschrift vorzulegen und so das Gewissen der stillen Gegner der vatikanischen Dogmen zu vergewaltigen. Jentsch verweigerte die Beteiligung. Das Generalvikariat aber trug kein Bedenken, daraufhin die Verleihung

der Kuratie von einer ausdrücklichen Unterwerfung unter die neuen Lehren abhängig zu machen. Eine ablehnende Antwort würde nur die Ausschließung von jedem Amte zur Folge gehabt haben, während die altkatholische Bewegung damals — im Mai 1871 — noch in den ersten Anfängen stand, die nicht absehen ließen, ob sie Fortgang gewinnen und ihren Anhängern die äußere Möglichkeit des Daseins bieten werde. Obendrein war Jentsch durch den Verlauf seines ersten Zerwürfnisses mit der Behörde und die dabei in Bezug auf den Mut und die Entschlossenheit seiner Standesgenossen gewonnenen Erfahrungen gebeugt und — was am schwersten ins Gewicht fiel — er besaß eine alte, auf ihn allein angewiesene Mutter. So leistete er äußerlich das sacrificio del' intelletto und kam nach Harpersdorf.

Dort fand er ein „idyllisches Ruheplätzchen“ und in den einfachen Verhältnissen des abgelegenen Bezirkes erschloß sich ihm das Verständnis für das Leben der Welt. Seine Erörterungen über Sittlichkeit und Wirtschaftswesen der Bauern, welche auf eine Fülle fein beobachteter Einzelheiten gestützt sind, geben davon Zeugnis. Mitunter regt sich im Leser wohl das Bedenken, daß der Verfasser ein wenig durch Pessimismus oder Optimismus, die beide der eigenen Entwicklung des Erzählers entstammt seien, beeinflußt werde, aber an Genuß und Belehrung nimmt er deshalb nicht weniger in Empfang und jeder, der an den großen socialen Fragen der Gegenwart Anteil nimmt, wird gerade diesen Teil des Buches der größten Beachtung wert finden.

Jentsch sollte sich des stillen Winkels jedoch nicht lange erfreuen. Hätte man ihm eine Pfarrei mit ausgedehnter Seelsorge und großer Wirtschaft verliehen, so würde er sich wohl geschäftlich in die Kirche eingelebt haben. Seine Kuratie dagegen mit ihren wenigen, unter Protestanten weit zerstreuten, Seelen füllte das Dasein des Mannes, dessen Natur rastlose Thätigkeit erheischte, nicht aus. Seit der Niederlage, die er im Frühjahr 1870 erlitten, hatte er theologischen Studien entsagt, denn er wollte seinen Glauben nicht weiteren Zweifeln aussetzen. Er hatte Klavierspielen gelernt und vier bis sechs Stunden täglich geübt. Das konnte ihn jedoch nicht innerlich fesseln, da er kein Musiker war, und ebensowenig befriedigte ihn, was er sonst trieb, wie es der Tag bot. Die unverwendete, überschüssige Kraft seines Geistes gärte und brodelte ziellos, zumal er weder eine Bibliothek zur Verfügung hatte, noch die Mittel besaß, Bücher und Zeitschriften zu kaufen. Vielleicht wäre er allmählich dort geistig versumpft und vertrocknet, wie das wohl die Weisheit seiner geistlichen Väter bezweckte, als sie ihn von Liegnitz hinweg in Armut und geistige Öde stießen. Der Kulturkampf trug jedoch fort und

fort neue Erregung in seine Seele, und so konnte es denn nicht ausbleiben, daß der Vulkan seines Innern zum Ausbruch gedieh. „In dem Drange, wenigstens etwas zu thun, sei es auch das allerdümmste,“ beichtet Jentsch, „erklärte ich meine Beistimmung zur Staatskatholikenadresse.“ Durch einen öffentlichen Widerruf gelang es ihm noch einmal, den Grimm seiner Oberen zu beschwichtigen, aber bald sündigte er aufs neue und zwar in Hinsicht auf einen Punkt, wo die Diener der Kirche um so empfindlicher zu sein pflegen, je eifriger sie der Kirche ergeben sind. Nachdem die preußische Regierung die Sperre über die Einkünfte des Bistums Breslau verhängt hatte, wurde für die Unterhaltung neu geweihter Priester eine Sammlung veranstaltet. Jentsch erhielt die Aufforderung zum Beitrage in dem Augenblicke, wo ihm die Regierung mitteilte, daß sein Gehalt durch eine Zulage von 11 Thaler 13 Silbergroschen 7 Pfennig auf 500 Thaler abgerundet worden sei, und der Ärger über diese sich wie Hohn ausnehmende Großmut des Staates entriß ihm gegenüber dem ihn empörenden kirchlichen Ansinnen die Zügel der Selbstbeherrschung. Er bemerkte auf der Liste, daß er zu einer Sammlung, „die eine Demonstration gegen die Staatsgesetze bedeute“, nichts beitrage, und richtete zugleich an den ihm vorgesetzten Erzpriester, der die Liste versandt hatte, einen Brief, worin er unter anderem ausführte, daß die Weihe der Neupriester unter den gegebenen Verhältnissen gegen die kanonischen Gesetze verstoße und der Fürstbischof die fehlenden Mittel leicht aus seinem eigenen Einkommen, welches 150000 Thaler betrage, beschaffen könne. Kaum hatte er die Schriftstücke abgesandt, so kam ihm zum Bewußtsein, daß er damit ein unverzeihliches Verbrechen begangen habe, und da ihm ein Brief des Erzpriesters diese Meinung bestätigte, so eilte er, den Bischof Reinkens um Verwendung im altkatholischen Kirchendienste zu bitten.

Er hatte das bis dahin vermieden, weil er eine Reform der Kirche nur aus deren Schoße heraus für möglich erachtete und die Gründung einer Nebenkirche für aussichtslos und verfehlt hielt. Jetzt zwang ihn die Rücksicht auf seine alte Mutter, seine Bedenken zu überwinden, und im Mai 1875 trat er zu Offenburg ein altkatholisches Pfarramt an, nachdem er in Harpersdorf exkommuniziert und abgesetzt worden war.

Hier bricht Jentsch seine Erzählung ab. Die Fülle ihres vielseitigen und fesselnden Inhaltes konnte hier nur angedeutet werden. Ihren Schluß bildet eine Erörterung über Bedeutung und Zukunft des Altkatholizismus. Jentsch hat sein altkatholisches Pfarramt längst aufgegeben. Sein Denken hat ihn in logischem Fortschritt unbarmherzig zur Loslösung von allen Dogmen und jedem Kirchentum geführt. Er ist in

der altkatholischen Gemeinschaft wie in einer „Nothütte“ geblieben, weil er „das Christentum zu hoch schätzt, als daß er ihm durch förmliche Trennung vom Leibe der Christenheit Verachtung bezeugen sollte, und weil er in der römischen Kirche mit seinen Überzeugungen nicht geduldet werden würde, unter den evangelischen Kirchen aber keine findet, zu der er sich hingezogen fühlt.“ Mit kühlem Sinn betrachtet er daher den Altkatholizismus und er hegt nicht die leiseste Hoffnung, daß dieser den Sauerteig abgeben könne, der die religiösen Verhältnisse Europas zu neuer Entwicklung anrege. Nicht einmal als Keim einer Nationalkirche will er ihn gelten lassen, weil die Bewegung zu wenig Anhang gefunden habe und eine Nationalkirche an und für sich zu der alle Völkerunterschiede aufhebenden Grundrichtung des Christentums in Widerspruch stehe. „Die altkatholische Gelehrsamkeit“, sagt er ferner, „hat die theologische Wissenschaft, namentlich die Kirchengeschichte, mit einer Anzahl wertvoller Specialforschungen bereichert, aber einen neuen epochemachenden Gedanken nicht zu Tage gefördert. . . . Der kirchlichen Gärung unserer Zeit eine Bahn gewiesen und im Dunkel der theologisch-philosophischen Wirrnisse ein Licht aufgesteckt zu haben, kann sich der Altkatholizismus auch nicht rühmen. . . . Man begnügt sich in den altkatholischen Gemeinden mit einem verdünnten Katholizismus, der ebenso kritiklos genossen wird, wie der inhaltreichere der alten Kirche, und ist schon froh, nur von Rom losgekommen zu sein.“ Von einem stetigen Fortschreiten des Altkatholizismus endlich sieht Jentsch keine Spur und er urteilt daher: „Die Aussicht, daß die deutsche Altkatholikengemeinschaft das Jahr 2000 erleben könnte, ist sehr gering.“

In jeder Beziehung stehen somit seine Anschauungen in schroffem Widerspruch zu den Ausführungen der an erster Stelle besprochenen Broschüre. Welche Auffassung die richtige ist, das kann nur die Zukunft unwiderleglich beweisen. Wen aber nicht aus überquellendem Herzen hervorströmende Begeisterung und Zuversicht fortreißen, wem sich der heiße Idealismus in ruhigem Denken gekühlt hat und wer die ganze Geschichte des Altkatholizismus selbst durchgelebt und durchgelitten hat, der dürfte wohl Jentsch zustimmen und den Altkatholizismus als einen edlen Irrtum betrachten. Diesem fehlte zum Erfolge indes wohl nicht nur das, was Jentsch vermißt, sondern auch — und das mag das Entscheidende gewesen sein — die Grundlage unerträglicher, von allen Schichten des Volkes empfundener Mißstände in der bekämpften Kirche. Ein Dogma wird nie eine grundholende Umwälzung festgewurzelter Zustände veranlassen; dazu bedarf es einer aus dem gesamten geistigen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben eines Volkes hervorgehenden Bewegung. Eine solche fand der Altkatholizismus nicht vor. Dem jesuitischen Katholizismus kam dagegen

außer den Vorteilen, welche ihm durch die Herrschaft über eine fest gegliederte, reiche und weit ausgedehnte Kirche gewährt waren, vor allem der Umstand zu gute, daß seine Richtung der herrschenden Zeitströmung entspricht. Aus der großen französischen Revolution hat unser Jahrhundert die Krankheit der Gleichmacherei und der Vernichtung der Individualitäten geerbt. Dieser Krankheit verdankt die Socialdemokratie Entstehung und Kraft; von ihr sind unser Staats- und Schulwesen tiefdringend beeinflußt und durch sie sind die Frauenfrage und zahlreiche andere Erscheinungen unserer Zeit bis herab zu dem immer üppiger aufwuchernden Byzantinismus, der das Ich unter den Sohlen der Gewalthaber ertötet, angeregt und entfaltet worden. Aus ihr ist auch die ultramantane Bewegung unseres Jahrhunderts erwachsen und genährt worden und als natürliche Zwillingsschwester der Socialdemokratie, als welche sie die Verfassung des Jesuitenordens und seine Missionsstaaten in Paraguay von vornherein bekundeten, hat sie ihre Erfolge errungen. Wie die Socialdemokratie kann sie nur durch eine Wendung im Gange der Menschheitsentwicklung ihre Kraft verlieren.

XXI.

Ignaz von Döllinger.

(Münchener Neueste Nachrichten Nr. 24, 26, 29, 30, 31, 1890.)

Nicht die Hoffnung, ein des Toten würdiges Gedenkblatt zu schaffen, — nein, nur der Wunsch, ihm den Zoll inniger Verehrung darzubringen, läßt mich, Ihrer Aufforderung entsprechend, an eine Aufgabe herantreten, welche, um sie in kurzer Frist und engem Rahmen voll zu lösen, die Begabung und das Wissen eines Meisters, wie es der Verstorbene selbst war, erfordern würde. Die Darstellung der theologischen Entwicklung und Wirksamkeit Döllingers deckt sich ja mit einer Geschichte des Schicksals, welches Denken, Wissenschaft und echte Religiosität im Laufe unseres Jahrhunderts in der katholischen Kirche zu erdulden hatten, und obendrein ist in dem Theologen Döllinger noch keineswegs die ganze Persönlichkeit des außerordentlichen Mannes begriffen. Ich kann daher nur versuchen, seine Bedeutung und vielseitige Eigenart in schwachen Umrissen anzudeuten.

Döllingers Jugend fiel in jene ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts, in welchen der Druck der napoleonischen Herrschaft, die Erregung der Freiheitskriege und ebensowohl der Einfluß der durch die französische Revolution entfalteten Ideen, wie der Gegensatz zu denselben die schwungvolle und schwärmerische Stimmung erzeugten, aus welcher die heilige Allianz und die deutsche Burschenschaft, Schelling und die romantische Dichterschule, die Frau von Krüdener und so manche andere edle oder krause Blüte erwuchsen. Diese Stimmung gab der katholischen Theologie in Deutschland, wo sie unter der Knechtschaft der Jesuiten seit der Reformation in kläglicher Erstarrung gelegen hatte, plötzlich eine große Zahl erleuchteter Vertreter wie Hermes, Günther, Sailer, Möhler, Staudenmaier, Overberg und Katerkamp und gesellte ihnen Laien wie Görres, Franz von Baader, die Fürstin von Galizin, Friedrich von Schlegel und Friedrich Leopold von Stolberg bei. In ihrer aller Herzen wuchs ein Idealbild

der katholischen Kirche von makelloser Herrlichkeit, überwältigender Größe und durchgeistigter Christlichkeit empor, welches sie entzückte, sie mit erhabenen Gedanken erfüllte und sie zu begeistertem Wirken für die Kirche spornte.

Auf den jungen Döllinger konnte die Zeitströmung um so stärker einwirken, als er in Bamberg und Würzburg lebte, wo die Herrschaft geistlicher Fürsten eben erst aufgehoben worden war, die Luft, die er atmete, daher gleichsam mit kirchlichen Anschauungen und Erinnerungen geschwängert war, und der kirchliche Sinn durch verkehrte Maßnahmen der neuen bayerischen Regierung bis zu einer fast allgemeinen Verweigerung des Verfassungseides von Seite der Geistlichkeit gereizt wurde. Döllinger besaß eben auch ein warmes, empfängliches Gemüt. Nichts ist irriger, als wenn man, wie es z. B. eben jetzt in einem Nachrufe der „Kölnischen Zeitung" geschehen ist, behauptet: „Sein Verstand herrschte dermaßen vor, daß es fast scheinen konnte, als habe er kein Herz oder Gemüt." Es ist richtig, daß etwas Herbes und Sarkastisches in seinem Wesen lag und wenn er ärgerlich oder ungeduldig wurde, konnte er eine schneidende Schärfe kundgeben, welche auch mutige und derbe Leute zittern machte. Aber es waren das nur die Formen des früh aus dem Familienverkehr getretenen, ganz in seinen Studien aufgehenden Büchermenschen. Wer ihm näher trat, lernte bald sein Wohlwollen kennen und man brauchte nur einmal zu beobachten, wie gerne er mit Kindern scherzte und wie liebe- und verständnisvoll er auf ihre Gedanken einging, um gewiß zu werden, daß in seiner Brust ein sehr lebendiges und tief empfindendes Herz schlug.

So erfüllte denn auch er sich mit inniger Begeisterung für jenes Idealbild der katholischen Kirche und so wurde er, der Enkel eines Arztes, der Sohn eines berühmten Anatomen und Physiologen, ein Jüngling, welchem die äußeren Verhältnisse die Wahl des Berufes völlig freistellten, im Jahre 1821 Priester. Für seelsorgerliche Wirksamkeit war er jedoch nicht veranlagt. Seine Begabung wies ihn zu gelehrter Forschung und ein günstiges Geschick fügte es, daß er schon 1823 als Professor der Kirchengeschichte in das Lyceum zu Aschaffenburg, 1826 an die von Landshut hieher verlegte Universität München berufen wurde.

Mit regem Eifer hat sich Döllinger bis zum Jahre 1871, wo er seine Vorlesungen einstellte, dem Lehrfach gewidmet. Für seine Vorträge, welche er mit der Zeit auch auf neuere Weltgeschichte ausdehnte, schuf er sich sorgfältig gearbeitete Hefte, welche er jedoch je länger desto mehr nur als Leitfaden benützte und im freien Vortrage immer ausgiebiger aus der Fülle seines Wissens ergänzte. Er sprach nicht fließend und schwungvoll,

aber doch nicht schmucklos und der Reichtum der Mitteilungen sowie die Klarheit und Sachlichkeit der Darstellung zogen unwiderstehlich an. Mit gewerbsmäßiger Schülerzüchtigung sich zu befassen, lag nicht in seiner Art, aber jedem Studenten, der ernstlich arbeiten wollte, stand seine Thüre allzeit offen, und mit einer Geduld, welche ihm sonst keineswegs Gewohnheit war, spendete er da unermüdlich Rat und Auskunft, wenn ihm auch von vornherein der Erfolg zweifelhaft dünkte. Wo er aber Begabung und Eifer vereint sah, da nahm er bald den regsten Anteil und das Maß seines Gebens überwucherte rasch die Fähigkeit des Schülers, zu empfangen.

Den größten Teil seiner Kraft wandte indes Döllinger von Anfang an und stetig eigenen Forschungen zu. Bei diesen nun geriet er zunächst in schroffen Gegensatz zur protestantischen Theologie. Die damals in dieser herrschende Richtung unterzog das Dogmengebäude der christlichen Kirche einer kritischen Sichtung und wies die allmähliche Entstehung und Umgestaltung der Lehrsätze nach. Dadurch sahen Döllinger und seine Gesinnungsgenossen die Grundlage ihres Idealbildes von der katholischen Kirche angegriffen. Dieses verwandelte sich in ein Traumgeschöpf und es konnte nicht, wie seine Verehrer wollten, durch eine Reform der bestehenden Kirchenverhältnisse aufs neue zur Wirklichkeit geführt werden, wenn nicht eine ununterbrochene Überlieferung der wesentlichen Lehren bis zu Christus und den Aposteln zurückführte. Daher wollte Döllinger das Vorhandensein einer solchen Überlieferung und die Wahrheit des in seiner Seele lebenden Idealbildes der Kirche nachweisen. Gleich das erste Buch, welches es 1826 über „Die Lehre von der Eucharistie in den drei ersten Jahrhunderten" veröffentlichte, verfolgte diesen Zweck, und dieselbe Absicht bildete den Kerngedanken in den nächsten Werken, die er in rascher Folge herausgab.

Naturgemäß wurde aber durch die Polemik und durch die Angriffe, welche sie hervorrief, der Gegensatz Döllingers zum Protestantismus verschärft und da er sah, daß dessen Vertreter im Kampfe ein Idealbild ihres Bekenntnisses vorantrugen, welches der ursprünglichen Gestalt der Reformationskirchen keineswegs entsprach, so unternahm er es, quellenmäßig nachzuweisen, was denn die Rechtfertigungslehre Luthers eigentlich bedeute und daß sie keineswegs eine geistige und sittliche Erneuerung der Menschheit bewirkt habe. Auf Grund ungemein ausgedehnter Forschungen veröffentlichte er 1846—48 das dreibändige Werk: „Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen im Umfange des lutherischen Bekenntnisses", woran sich 1851 „Luther, eine Skizze", anschloß.

Diese Schriften brachten Döllinger bei den protestantischen und freisinnigen Zeitgenossen vollends in den Ruf des finstersten Römlings und

grimmigsten Protestantenfeindes, als welchen ihn schon vorher seine Beteiligung an den politisch-kirchlichen Tageskämpfen hatte betrachten lassen. In dem Streite über die gemischten Ehen, welcher die Gefangennahme des Erzbischofs von Köln veranlaßte; in der Frage, ob die protestantischen Soldaten in München bei der Fronleichnams-Prozession vor dem Sanktissimum niederknien sollten; in den Verhandlungen der bayerischen Kammer; im Frankfurter Reichsparlament, wo er die Bestimmung über die Grundrechte der Kirchengemeinschaften, die später als Artikel 15 in die preußische Verfassung überging, entwarf; im Lola-Montez-Handel, der seine vorübergehende Entsetzung von der Professur bewirkte; auf den „Generalversammlungen der katholischen Vereine Deutschlands", die er ins Leben rief; auf Tagfahrten der deutschen Bischöfe in Würzburg und Freising; überall war er als Gegner der staatlichen Ansprüche auf Kirchenhoheit, als Bekämpfer der Protestanten, als Verfechter streng römischer Anschauungen aufgetreten. Daher verhöhnte ihn Heine mit den bekannten Versen:

„Lebt er noch am Isarstrande,
Jener alte gottverdammte
Erzpfaff Döllingerius?"

und kein Theologe war wohl zu jener Zeit in nichtultramontanen Kreisen mehr verschrieen und verhaßt als Döllinger.

Bei näherem Zusehen zeigt sich jedoch sein Bild anders. Sein Auftreten in der Kniebeugungsfrage war nur eine Gefälligkeit gegen König Ludwig I., welcher die betreffende Verordnung persönlich erlassen hatte, um ein hübsches Paradestück zu erzielen, und sich nun ihretwegen von protestantischer Seite aufs heftigste angegriffen sah. Daß Döllinger sie verteidigte, entsprang — man darf das offen eingestehen — einer kleinen Schwäche, welche sich auch sonst bisweilen geltend machte. Dafür aber war auch wieder er es, der die Aufhebung der Maßregel erwirkte, indem er dem Könige vorstellte, sie sei unzulässig, wenn die Protestanten sich dadurch in ihrem Gewissen beschwert fühlten.

So war er auch in jeder anderen Beziehung bereit, den Protestanten Freiheit der Gewissen und des Kirchenwesens zuzugestehen und für die katholische Kirche forderte er nichts als ebensolche Freiheit, denn nur in dieser schien ihm die Verwirklichung seines Kirchenideals möglich. Daß die Bewegung, für die er im Namen der Freiheit stritt, im Grunde die Knechtung des Staates anstrebte und auf das gerade Gegenteil der von ihm ersehnten Kirchenreform losarbeitete, das war ihm noch ebenso verborgen wie all seinen Gesinnungsgenossen. Ihre ideale Begeisterung verhüllte ihnen die grobe Wirklichkeit.

Nebenher wurde Döllinger allerdings auch durch den um Görres gebildeten fanatischen Kreis, in welchem er seinen täglichen Verkehr fand, beeinflußt. Er selbst schrieb es später den von dort aus an ihn gerichteten Mahnungen, die Kirche nicht bloßzustellen, zu, daß er seinem Buche über die Reformation nicht eine gleich erschöpfende Schilderung der katholischen Zustände des 16. und 17. Jahrhunderts folgen ließ, wie er beabsichtigt hatte, um die Erneuerung der Kirche zu fördern. Indes auf die Dauer konnte Döllinger nicht in diesem Kreise verharren, wo Unschlittkerzen aus Vampyrleichen und Katakombenlämpchen mit Walpurgisöl ein magisches Helldunkel unterhielten. Er war der Meinung, daß „Geschichte und Philosophie die beiden Augen der Theologie" seien; eine Theologie mit solchen Augen aber mußte ihn zum Lichte führen!

„Das Charisma der wissenschaftlichen Schärfe und Gründlichkeit, der rastlosen, in die Tiefe dringenden Forschung und der beharrlichen Geistesarbeit ist uns Deutschen einmal gegeben; mit diesem Pfunde nicht wuchern zu wollen, wäre sträfliche Versäumnis." Diese Worte Döllingers zeichnen treffend den Kern seines eigenen Wesens und das Programm seines eigenen Strebens. In einem ganz seltenen Maße war ihm selbst die von ihm seinem Volke zugesprochene Gabe verliehen, aber in noch ungewöhnlicherer Stärke war ihm der Trieb, diese Gabe zu verwerten, eigen. Es hat vielleicht nie einen Gelehrten geben, dem die Arbeit so ausschließlich Lebenszweck war, ohne daß er doch ein „verbohrter Bücherwurm" wurde. Döllinger war eine lebhafte, frische und frohe Natur und zum Verkehr mit Menschen geneigt; heiterer Gesellschaft konnte er sich mit herzlicher Gemütlichkeit hingeben und den harmlosesten Scherz mit behaglichem Lachen aufnehmen. Aber dennoch war ihm alles, was man gemeinhin „Lebensgenuß" nennt, völlig gleichgültig. Die einzige Erholung, die er nicht entbehren konnte und wollte, waren tägliche Spaziergänge, welche er bis in sein höchstes Alter, ohne zu rasten, auf zwei bis drei Stunden ausdehnte. Die Arbeit dagegen war ihm ein geradezu leidenschaftliches Bedürfnis. Schon als Knabe mußte ihn sein Vater oft von den Büchern wegjagen und er selbst erzählte einmal, in seiner Gymnasialzeit habe er sich das ganze Jahr hindurch auf die Ferien gefreut, die er bei einem Oheim zugebracht habe, „denn der habe so schöne Bücher gehabt".

Seiner Leidenschaft für die Arbeit sich voll hinzugeben befähigten ihn eine eiserne Gesundheit und stählerne Nerven. Sorgfältig war er bedacht, sich beide und damit die Arbeitskraft zu erhalten. Oft führte er den Spruch im Munde: „L'homme ne meurt pas, il se tue", und als Mittel dieses Selbstmordes bezeichnete er die Unmäßigkeit. Den Begriff der Mäßigkeit aber umgrenzte er so enge, wie der strengste Büßer. Er

nahm nichts zu sich als des Morgens eine Tasse Kaffee mit etwas Brot, des Mittags ein einfaches Mahl, dann wieder eine Tasse Kaffee und Abends ein Glas Wasser. Für den Kaffee beschuldigte er sich einer unüberwindlichen Vorliebe; im übrigen waren ihm auch Speisen und Getränke gleichgültig. In Gesellschaft trank er wohl einmal einige Gläser Champagner, regelmäßig aber hat er nur eine Zeit lang in höherem Alter auf ärztliche Anordnung etwas Rotwein mit Wasser bei Tisch getrunken. Spirituosen betrachtete er als die Hauptmörder der Menschheit. Noch in den letzten Wochen that er eine in dieser Hinsicht sehr bezeichnende Äußerung gelegentlich des Todes eines hervorragenden Mannes. „Ich habe mir," sagte er, „wohl gedacht, daß er nicht alt werden würde, denn als ich einmal vormittags zu ihm kam, hatte er ein Glas Wein vor sich stehen, und Leute, die morgens Wein trinken, leben nie lange." Dabei war der Betreffende aber 75 Jahre alt geworden. Einen wahren Haß trug Döllinger gegen das Bier, welches, wie er meinte, die Menschen dumm und roh mache; er hat, glaube ich, nie einen Tropfen über die Lippen gebracht. Reichlicher Schlaf war ihm wie allen geistig Arbeitenden Bedürfnis. Er stand um vier oder fünf Uhr morgens auf, legte sich aber um 9 Uhr abends nieder und auch tagsüber bewies er eine beneidenswerte Fähigkeit zu schlafen. Schon aus Frankfurt berichtet ein Parlamentsgenosse, daß Döllinger in geselligen Zusammenkünften gewöhnlich „halb schlummerte", und seit Jahrzehnten war es Regel, daß der alte Herr in Sitzungen, wo ihn die Besprechungen nicht interessierten oder ihm infolge seiner wachsenden Schwerhörigkeit unverständlich waren, ruhig und fest schlief.

Sein köstliches Schlaftalent und vor allem seine Mäßigkeit bewahrten Döllinger, da ihn nie eine ernstliche Krankheit befiel, bis in seine letzten Tage eine wunderbare Kraft. Noch vor wenigen Monaten sprach er in der Festsitzung der Akademie der Wissenschaften fast anderthalb Stunden lang, ohne Ermüdung zu verraten, und tagtäglich saß er vom frühesten Morgen bis zum Abend abgesehen von der Unterbrechung des Mittagsmahls und des Spaziergangs unabläßig arbeitend am Studiertisch, wie er das seit seiner Jugend gethan hatte.

Eine so seltene Arbeitskraft und ein so seltener Arbeitseifer, wie Döllinger sie besaß, müssen, 70 Jahre hindurch stets gleichmäßig bethätigt, an und für sich ein ganz außerordentliches Maß von Früchten einheimsen. In Döllinger aber verband sich damit noch eine Gabe, die in solcher Fülle vielleicht nie einem Sterblichen zu teil geworden ist. Riehl, der Meister der Charakterschilderung, nannte, als Rektor der Universität Döllinger zum achtzigsten Geburtstag begrüßend, diesen ein rezeptives Genie. Das Wort

ist zutreffend. Alles, was Döllinger einmal gelesen, oder im Gespräch gehört hatte, behielt sein Gedächtnis, und es war ihm stets in voller Bestimmtheit gegenwärtig; ja diese wunderbare Kraft minderte sich nicht einmal in seinem Alter. Vor einigen Jahren sprach ich ihm von einer kleinen Schrift des 17. Jahrhunderts. Ich habe dieselbe nie in einem neueren Buche erwähnt gefunden und die Erinnerung an sie konnte mithin Döllinger nicht aufgefrischt worden sein. Sofort antwortete er jedoch: „Ja, das ist eine interessante Schrift; ich habe sie vor etwa 30 Jahren auch gelesen". Und dann besprach er in der eingehendsten Weise ihren Inhalt.

Ungewöhnlich war ferner sein Sprachtalent. Wie das Lateinische und Griechische so beherrschte er auch das Französische, Italienische, Spanische und Portugiesische in Schrift und Sprache vollkommen und des Englischen war er wie seiner Muttersprache Meister.

Den eigenen Fähigkeiten kamen endlich äußere Umstände zu Hilfe. Schon als Student wurde er auf der Universitätsbibliothek in Würzburg beschäftigt und jahrzehntelang war er Oberbibliothekar der hiesigen, für Theologie und Geschichte ungewöhnlich gut ausgestatteten Universitätsbibliothek. So war ihm der Anlaß geboten, früh eine außerordentliche Bücherkenntnis zu erwerben, und die überreichen Schätze der hiesigen Staatsbibliothek gaben ihm Gelegenheit, dieselbe zu erweitern. Er benützte sie dann auf seinen Reisen in Italien, Frankreich und England zu einer Zeit, wo der Sammeleifer noch nicht allgemein geworden war, um seltene Bücher zu erwerben. Gern erzählte er, wie er bei den fliegenden Antiquaren am Pont neuf in Paris dieses oder jenes Kleinod unter wertlosem Wuste entdeckte. Seine Bedürfnislosigkeit gestattete ihm, beträchtliche Summen auf Bücherkäufe zu verwenden, und seine ausgedehnten Beziehungen führten ihm Zusendungen in Masse zu. Auf diese Weise erwarb er eine Privatbibliothek, die er mit gerechtem Stolze als die größte und ausgewählteste Europas für theologische und geschichtliche Fächer bezeichnen durfte. Möge sie nur München oder doch Deutschland erhalten bleiben! Zahlreich sind in ihr die Werke, welche sonst gar nicht mehr oder nur äußerst selten zu finden sind. Wie sehr aber diese Bibliothek auch wuchs, Döllinger blieb trotzdem stets der fleißigste Benutzer der Universitäts- und der Staatsbibliothek. Sein Hunger nach Wissen war unersättlich und seine Arbeitskraft unerschöpflich. Zieht man all das Gesagte in Betracht, so wird man begreifen, daß Döllinger ein Wissen sammelte, wie es wohl nie ein anderer Mensch besessen hat. Auf dem Gebiete der Theologie, der Kirchengeschichte, der Weltgeschichte und der Philosophie giebt es wohl kaum ein Buch von Bedeutung, das er nicht

kannte. Zugleich aber war er auch mit der schönen Litteratur Deutschlands, Englands und der romanischen Völker vertraut und namentlich einer der gründlichsten Dantekenner; ja sogar in der Rechtswissenschaft und in den Ergebnissen der Naturforschung war er so bewandert, wie es ein Nichtfachmann nur immer sein konnte.

Im Gespräch offenbarte sich die unermeßliche Fülle seines Wissens oft in überwältigender Weise. Seine Bücher und akademischen Reden spendeten nur den kleineren Teil davon der Mit- und Nachwelt. Mitunter lag das in seinen Reden gerade an der Überfülle seines ihm stets gegenwärtigen Wissens. Er lobte mir einmal ein ganz schlechtes Buch und erwiderte auf meine Einwendungen: „Ja, aber es hat mich an so viel Interessantes erinnert.“ So sagte er auch in seinen Reden bisweilen Dinge, die alltäglich klangen, während sich ihm die mannigfaltigsten Beziehungen daran knüpften, die auszusprechen er nicht nötig fand. Im allgemeinen aber war in ihm der Trieb zum Schaffen und zur Mitteilung überhaupt weit schwächer als der Drang, seine Kenntnisse zu erweitern. Frug man ihn, so sprudelte der Born seines Wissens mit unerschöpflicher Bereitwilligkeit und manches fremde Buch, wie z. B. Hubers Jesuiten oder F. Hoffmanns Inquisition ist reich aus Döllingers Hirn. Seine eigenen Werke sind meist Gelegenheitsschriften und ihm sozusagen abgezwungen oder sie sind nicht vollendet. Er bedurfte der Nötigung, um vom Empfangen zum Geben überzugehen. Nichtsdestoweniger giebt es jedoch wenige Schriftsteller, deren Werke sich an Fülle des Mitgeteilten, an Vielseitigkeit und an Weite des Blickes mit den seinigen messen können und schon diese allein genügen, um ihm einen vornehmen Platz unter den Gelehrtesten aller Zeiten zu sichern.

Indem sich nun in Döllingers klarem und kritischem Kopfe ein so ungemeines Wissen ansammelte, daß er schon im Beginn der fünfziger Jahre als der weitaus größte katholische Theologe unter den Lebenden gelten mußte, war es eine unausweichliche Notwendigkeit, daß sich seine Wege immer mehr von der ultramontanen Bewegung, für welche er zu kämpfen schien, schieden. Schon in den fünfziger Jahren soll Marie Görres von ihm gesagt haben: „Der endet noch als Ketzer!“ Sie alle, die sich mit und nach ihm für sein Idealbild der Kirche begeisterten, haben im Sinne des Ultramontanismus, soweit sie nicht vor dessen voller Entwicklung starben, als Ketzer geendet, denn sie vermochten nicht, „das Opfer der Vernunft“ zu bringen. Indes würde gerade Döllinger nie zum Bruch mit den Autoritäten der Papstkirche gelangt sein, wenn diese selbst ihn nicht dazu gezwungen hätte.

Seit 1851 zog sich Döllinger aus dem politischen Leben und aus der

konfessionellen Polemik zurück. Sein eigenes Wesen verlangte weder nach jenem noch nach dieser, der Görreskreis hatte sich aufgelöst und Mainz war das Hauptquartier des Ultramontanismus geworden, sodaß das Drängen und Schieben persönlicher Freunde wegfiel. Döllinger versenkte sich nun ganz in Forschungen, deren einziger Zweck das Erkennen der Wahrheit bildete, und zwar gab ihm eine eben damals aufgeworfene und viel erörterte wissenschaftliche Frage den willkommenen Anlaß, sich wieder dem Gegenstande seiner Vorliebe und Begeisterung, dem ältesten Christentum, zuzuwenden. Die Frucht seiner Arbeit war 1853 das Buch: „Hippolytus und Kallistus", welches sowohl von protestantischen wie von katholischen Theologen als „eine der glänzendsten Leistungen historisch-kritischer Forschung" anerkannt wurde und bis zur Gegenwart anerkannt wird. Die Kenntnis der altchristlichen Dogmengeschichte, Kirchendisciplin und Kultur empfing eine Fülle neuen Lichtes.

Unter dieser Arbeit aber erwuchs dem auf die Mittagshöhe des Lebens gelangten Mann ein Plan, wie er nur aus dem Umfange und der Tiefe seines Wissens ersprießen konnte. Er setzte sich das Ziel, die Geschichte des Christentums als der höchsten religiös-sittlichen Kulturerscheinung der Menschheit zu schreiben und so der Welt das Idealbild der Kirche, wie es in ihm lebte, zu zeichnen. 1858 erschien die Einleitung: „Heidentum und Judentum als Vorhalle des Christentums", ein Werk, welches mit staunenswerter Gelehrsamkeit und tiefstem geschichtlichen Verständnisse in durchsichtigem Aufbau und markiger, kraftvoller Ausführung ein umfassendes und erschöpfendes Bild der gesamten vorchristlichen Religion, Philosophie und Sittenentwicklung mit Ausnahme der indischen entrollte und so die Grundlage schuf für die Erfassung der Bedeutung des Christentums.

Schon 1860 folgte der die Vorzüge der Einleitung voll besitzende erste Teil des geplanten Werkes selbst: „Christentum und Kirche in der Zeit der Grundlegung", worin die ersten 70 Jahre des Christentums behandelt waren. Mit höchster Spannung sah die ganze gebildete Welt den Fortsetzungen des Werkes entgegen. Aber dieselben sollten nicht mehr erscheinen.

Inzwischen war die ultramontane Bewegung, von den revolutionsscheuen Regierungen, und insbesondere der preußischen, kräftig gefördert, zur Entfaltung gelangt. In der katholischen Kirche Deutschlands rissen von Tag zu Tag wieder die „Mainzer", die Jesuiten, die Zöglinge des Collegium Germanicum zu Rom, die Herrschaft an sich. Sie bildeten eine neue theologische Schule, die „neuscholastische", welche das System des Jesuitismus verfocht und mit jenem sicheren Instinkte, welcher die

Vorkämpfer eines äußerlichen Zwangskirchentums stets in den Vertretern denkender Theologie und durchgeistigter Religiosität ihre gefährlichsten Gegner erblicken läßt, in wüstem Hasse über jene Idealisten herfiel, welche der katholischen Kirche Deutschlands neues Leben eingeflößt und bis dahin als ihre besten Söhne gegolten hatten.

Einem Döllinger mußte diese Richtung ebenso widerwärtig wie verderblich erscheinen. Die Größe der von ihr drohenden Gefahr erkannte er jedoch noch immer nicht.

Wenn er schon in den vierziger Jahren die Zulassung der Jesuiten in Bayern bekämpfte, so geschah das seinen eigenen Auslassungen zufolge vornehmlich deshalb, weil er bei Prüfungen ihre Zöglinge äußerst unwissend gefunden hatte. Seine Erfahrungen in dieser Hinsicht waren allerdings kräftig. Auf die Frage: „Welche Wissenschaft nennen wir Theologie?" hatte ihm, wie er einmal erzählte, ein solcher Jesuiterschüler geantwortet: „Theologie ist diejenige Wissenschaft, deren Patronin die heil. Katharina ist", und als er dann gefragt: „Für welche Wissenschaft aber ist denn die heil. Katharina Patronin?" hatte die wohleinstudierte Antwort gelautet: „Die heil. Katharina ist die Patronin der Theologie" und weiteres war aus dem jungen Priesterkandidaten nicht zu entlocken gewesen. Solche Unterrichtsergebnisse mußten es natürlich einem Manne wie Döllinger als ein Verbrechen erscheinen lassen, bayerische Anstalten den Jesuiten zu überliefern. Daß aber der Jesuitismus die Verneinung des Christentums, wie er es auffaßte, bedeute, war ihm noch ebenso wenig zum Bewußtsein gekommen, wie daß die römische Kurie, namentlich seit der Thronbesteigung Pius' IX., auf eine unbeschränkte Despotie über die Kirche lossteuere. 1848 hatte er im Frankfurter Parlament aus vollster Überzeugung versichert: „Die Behauptung, daß in der katholischen Kirche der Papst absoluter Monarch sei, ist vollkommen grundlos; es giebt keine Gewalt, die mehr gebunden ist, als die päpstliche". An dieser Überzeugung hielt er fest und obgleich er 1857 bei einer Anwesenheit in Rom die dort herrschende Richtung und die heillose Verkommenheit aller Zustände kennen gelernt hatte, ja obgleich Pius IX. selbst sich ihm gegenüber scharf über die „liberale" Theologie Deutschlands geäußert hatte, blieb Döllinger doch gewiß, daß die bischöfliche Verfassung der Kirche unerschütterlich feststehe und daß die von ihm ersehnte Reform der Kirche früher oder später herbeigeführt werden würde. Der Ultramontanismus erschien ihm nur als eine jener Verirrungen, wie sie in der Kirche seiner Meinung nach schon öfter überwunden waren.

Heutzutage erscheint das befremdlich. Wer jedoch die Gesinnungsgenossen Döllingers gekannt hat, weiß, daß ihnen allen jene Täuschung

gemeinsam war. In unüberwindlichem Idealismus hofften sie alle, die kirchlichen Autoritäten und Rom selbst für ihre Bestrebungen gewinnen zu können.

Ganz unversehens geriet Döllinger mit Rom in Zerwürfnis. Die österreichischen Niederlagen von 1859 ließen den Kirchenstaat Stück für Stück an Italien übergehen. Voll Sorge erwarteten die katholischen Kreise seinen völligen Zusammenbruch. Da hielt Döllinger im April 1861 seine berühmten Odeonsvorträge, um die Ängstlichen zu beruhigen und ihnen darzuthun, daß der Fortbestand der Kirche und des Papsttums nicht vom Kirchenstaate abhängig sei, vielmehr das Papsttum, von dieser Bürde gelöst, seinen idealen Aufgaben um so besser gerecht werden könne. Was Döllinger aber in seinem Idealismus so gut meinte, wirkte ganz anders. Der Nuntius verließ während des Vortrages den Saal und eine Springflut von Angriffen brauste aus dem ultramontanen Lager über den Redner herein.

Döllinger war aufs höchste überrascht und bestürzt.

Mit Thränen in den Augen klagte er damals seinem Schüler Friedrich, wie seine Absicht so verkannt worden sei. Er suchte zu beschwichtigen, zugleich aber schrieb er zu seiner Rechtfertigung binnen fünf Monaten das umfangreiche Buch: „Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat“, welches die Behauptungen seiner Vorträge in ausgiebiger Weise begründete, außerdem jedoch die Zustände aller Kirchen der Gegenwart erörterte, um schließlich eine Wiedereinigung und Erneuerung aller in der katholischen Kirche in Aussicht zu nehmen.

Diese Hoffnung, welche in ihm schon Ende der vierziger Jahre aus seiner warmen Religiosität und seiner starken Liebe zu Deutschland erwacht war, trat von nun an immer bestimmter und stärker in ihm hervor. Durch Heranziehung aller echt christlichen Elemente hoffte er die Reform der katholischen Kirche bewirkt zu sehen. An den Sieg des Ultramontanismus in dieser glaubte er trotz allem noch immer nicht. Indes schien es ihm doch nun notwendig, demselben alle Kräfte der idealen und wissenschaftlichen Richtung entgegen zu stellen. Aus dieser Absicht ging die von ihm 1863 nach München berufene katholische Gelehrten-Versammlung hervor, welche er mit seiner großartigen Rede über „Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie“ eröffnete. Hatte er aber gehofft, auch die Theologen des Ultramontanismus zur Mitwirkung gewinnen zu können, so wurde sein Idealismus schon in der Versammlung selbst bitter enttäuscht und das Auftreten der Kurie machte die Wiederholung der Gelehrtentage, die Ausbildung des von Döllinger bezweckten Gelehrtenvereins unmöglich.

Nun suchte Döllinger seinen Bestrebungen wenigstens ein litterarisches

Organ zu verschaffen, und so rief er das „Theologische Litteraturblatt" ins Leben, welches bis 1877 unter der Leitung von H. Reusch in Bonn bestanden und sehr Hervorragendes geleistet hat.

Er selbst veröffentlichte 1863 seine „Papstfabeln", ein Meisterwerk der Kritik, welches einerseits das Papsttum gegen ihm schimpfliche Sagen verteidigte, anderseits aber auch Legenden zerstörte, welche die Ansprüche der Kurie auf Unfehlbarkeit und Allgewalt über die Kirche stützten. Wollte er Rom vielleicht zeigen, daß, um mit seinen eigenen Worten zu reden, die deutsche Theologie gleich dem Speer des Telephus ebensowohl Wunden heile wie schlage?

Auf die deutsche Theologie und die deutsche Wissenschaft überhaupt baute Döllinger nach wie vor seine zuversichtliche Hoffnung für die Erneuerung der Kirche. Mit hinreißender Kraft und Schönheit hat er die Aufgaben, die Leistungen und die Bedeutung beider in seiner Gedenkrede auf König Maximilian II. 1864 und in seiner Rektoratsrede über „Die Universitäten sonst und jetzt" gezeichnet. Mit ihren Geisteswaffen meinte er nach wie vor, den Ultramontanismus überwinden zu können.

Das Jahr 1870 belehrte ihn seines Irrtums.

„Gegen die Hoffnung hoffend" hatte Döllinger wie so viele geistig bedeutende und tief religiöse Katholiken das Vertrauen festgehalten, daß die gesunde Kraft des Christentums, durch echte Wissenschaft entfaltet und vertreten, den Ultramontanismus überwinden werde. Darum hatte er zu dem Dogma von der unbefleckten Empfängnis (1854) und zum Syllabus (1864) geschwiegen. Er wollte nicht durch eine notwendig Unheil und Zerrüttung mit sich führende Auflehnung gegen die Autoritäten der Kirche zu erreichen suchen, was, wie er meinte, durch den Schutz und die Leitung Gottes herbeigeführt werden müsse. Die Vorbereitungen für das vatikanische Konzil, das Geheimthun, die Ausschließung wissenschaftlicher Theologen, erweckten ihm Besorgnisse, töteten aber nicht seine Hoffnung.

Da erschienen in dem römischen Jesuitenblatt, „Civiltà cattolica" Aufsätze, welche zweifellos darthaten, daß der Zweck des Konzils sei, die persönliche Unfehlbarkeit des Papstes und dessen „Universalepiskopat" zu dogmatisieren, d. h. über die Kirche mit Umsturz ihrer alten Verfassung einen Gottpapst als unumschränkten Alleinherrscher zu stellen. Gelang das, so hatte jene ideale Richtung des Christentums, welche Döllinger vertrat, in der Papstkirche nicht mehr Raum und die von ihm ersehnte Reform war aufs äußerste erschwert.

Wie Schuppen fiel es nun dem 71jährigen Idealisten, seinen eigenen Worten zufolge, von den Augen. Jetzt ermaß er die ganze Größe der Gefahr; jetzt erkannte er, daß der Ultramontanismus nichts anderes dar-

stelle, als das innerste Wesen des Papsttums, wie es sich seit dem 6. Jahrhundert entwickelt hatte, und daß dieses nicht auf theologischer, sondern auf juristischer Grundlage zur kirchlichen und politischen Weltherrschaft aufstrebende Papsttum die Quelle aller jener bösen Entwicklungen und Erscheinungen gebildet habe und bilde, deren Größe und Bedeutung er bis dahin in seiner Begeisterung für die Kirche vor sich und anderen zu vertuschen bemüht gewesen war.

Da glaubte er nicht mehr schweigen zu dürfen. Es galt ihm, die Kirche vor dem Papsttum zu retten. „Seine ganze Geisteskraft zusammenraffend," schrieb er im März 1869 in die „Allgemeine Zeitung" seine gewaltigen Aufsätze: „Das Konzilium und die Civiltà", worin er aus Geschichte und Litteratur nachwies, welche Folgen das Gelingen der römischen Pläne nicht nur für die katholische Kirche, sondern für das gesamte geistige, staatliche und gesellschaftliche Leben nach sich ziehen müsse. Alle religiösen und alle Kulturkräfte wollte er zum Kampfe gegen die seiner Idealkirche drohende Vernichtung aufrufen. Und es gelang ihm. Sein Wort entfesselte jenen Sturm, welcher alle Gebildeten der ganzen Welt mit einem Male aus ihrer Gleichgültigkeit aufrüttelte und die Konzilsfrage in alle Herzen, auf alle Lippen trug. Auch die Regierungen wurden jetzt aufmerksam und, von Döllinger beraten, suchte Bayerns Ministerpräsident, Fürst Hohenlohe, einen politischen Feldzug gegen Roms Absichten einzuleiten.

Dem Theologen Döllinger schien es jedoch auch geboten, die geplanten Dogmen wissenschaftlich zu widerlegen und so schuf er aus der Fülle seiner unermeßlichen Gelehrsamkeit binnen wenigen Monaten den „Janus", diese furchtbare Verurteilung der geschichtlichen Entwicklung und der Ansprüche des Papsttums, von welcher einer der Ultramontansten, der päpstliche Hausprälat Hülskamp, damals urteilte: „Das Buch ist mit solcher Erudition gesättigt, daß eine Klarstellung beziehungsweise Widerlegung aller der vielen Tausenden von Thatsachen so bald nicht zu erwarten sein dürfte". Seit den Reformationsschriften Luthers vom Jahre 1520 hat wohl kein Buch einen so gewaltigen Eindruck gemacht wie der „Janus". Seine Wirkung war es, wenn Pius IX. klagen mußte: „Ich weiß schon, daß ich in Deutschland nichts gelte, sondern Döllinger der Papst der Deutschen ist". Indes auch weit über Deutschlands Grenzen hinaus, in der ganzen gebildeten Welt übte es seine Wirkung und für die Geschichtsforschung wird es dauernd eine überreiche Fundgrube der Belehrung und Anregung bilden.

Döllinger ließ ihm bei Beginn des Konzils „die Erwägungen über die Infallibilität" folgen, welche, für die Bischöfe bestimmt, kurz, aber

schneidig und wuchtig die stärksten Gründe gegen die Unfehlbarkeitslehre zusammenstellten, und die Verhandlungen des Konzils begleitete er, mit staunenswürdiger Rüstigkeit arbeitend, in den „Briefen vom Konzil“ der „Allgemeinen Zeitung“, worin er zum Entsetzen der Kurie, auf Grund zahlreicher ihm zugehender Berichte, das Geheimnis, worein man das Konzil zu hüllen suchte, durchbrach.

Dieser ganzen schriftstellerischen Thätigkeit lieh er nicht seinen Namen, damit nur das Sachliche seiner Ausführungen wirkte. Als er sich jedoch überzeugte, daß die Kurie siegreich vordringe, da glaubte er offen Zeugnis ablegen zu sollen. Gegen die dem Konzil aufgezwungene Geschäftsordnung und gegen die Infallibilitätsvorlage schrieb er mit seinem Namen.

Indes, was konnte alles Beweisen fruchten? Das gesamte Gebäude der Papstgewalt ist ja auf und aus Erdichtungen und Fälschungen errichtet. Wollte die Kurie diesen entsagen, so müßte sie auf ihr Dasein verzichten. Um dieses zu erhalten, mußte nach dem Worte des Kardinals Manning „Das Dogma die Geschichte besiegen“ und die tausendjährige Entwicklung des Papsttums und der von ihm geleiteten kirchlichen Bewegung ihren naturgemäßen Abschluß in den am 18. Juli 1870 von Pius IX. als Dogmen verkündeten Lehren finden.

Auch die vielfach gehegte Erwartung, daß ein Teil der deutschen Bischöfe und die Masse der Geistlichen und Laien den Widerstand gegen die neuen Lehren fortsetzen würden, erfüllte sich nicht. Die ultramontane Bewegung hatte sich schon zu sehr an blinde Hingabe an Rom gewöhnt und vor allem hatte sie im Kampfe für den Katholizismus und gegen den Protestantismus eine so lebhafte Anhänglichkeit an den äußeren Kirchenverband hervorgerufen, daß auch einsichtige und religiöse Gegner der neuen Lehren denselben nicht gefährden mochten. Dazu kam bei vielen dann noch die Gemeinschaft der Interessen, die sie an Rom knüpfte. Ein Windthorst, ich darf die persönliche Erinnerung wohl einflechten — hatte noch gegen Ende 1869 in meiner Gegenwart versichert: „Und wenn sie mir den Kopf abschlagen, ich glaube nicht an die Unfehlbarkeit“; nach dem 18. Juli eilte er, sich zu unterwerfen.

Döllinger konnte das nicht thun, wenn er nicht Verrat üben wollte an seinem so klaren und festbegründeten Wissen und an jenem Ideal der Kirche, welches ihn seit seiner frühesten Jugend erfüllte. Auch war er ein zu treuer Bürger des Staates, um über die politischen Gefahren der neuen Lehren hinwegzusehen. Durch seine berühmte, in packender Weise begründete Erklärung vom 28. März 1871: „Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger kann ich diese Lehre nicht annehmen“, zog er die Exkommunikation auf sich herab.

Ebenso unmöglich aber wie die Unterwerfung war es ihm, die Führung der sich nun entwickelnden „altkatholischen Bewegung“ zu übernehmen. Von gewisser Seite wurde und wird ihm zum Vorwurfe gemacht, daß er es nicht gethan, und man hat behauptet und sagt es noch, daß, wenn er trotz seiner Exkommunikation in einer Kirche Münchens Gottesdienst gehalten hätte, ganz Bayern dem Altkatholizismus zugefallen sein und dieser in ganz Deutschland die weiteste Verbreitung gefunden haben würde. Ich glaube das nicht. Die altkatholische Bewegung konnte doch wohl überhaupt durchschlagenden Erfolg nicht gewinnen, weil das Gebäude der Papstkirche viel zu fest gefügt war, weil in den Urteilsfähigen das religiöse Empfinden und Bedürfnis meist viel zu wenig Stärke besitzt und weil dogmatische Fragen die Massen überhaupt nicht dauernd erregen und zum Bruch mit dem Gewohnten hinreißen können. Die Reformation Luthers verdankte ihre Erfolge auch nicht der Rechtfertigungslehre, sondern wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen und dem unerträglichen Drucke des veräußerlichten Kirchentums. In jedem Falle aber konnte, wie ich meine, Döllinger nicht die angedeutete Rolle übernehmen und zwar nicht deshalb, weil er „kein Mann der That“ war, sondern weil er sich nicht von seinem Kirchenideal lossagen konnte.

Ein bekanntes Wort sagt, daß niemand nach dem siebzigsten Jahre noch für neue Ideen empfänglich sei. Gewiß aber vermag ein Greis wie Döllinger nicht, eine Idee aufzugeben, welche seit mehr als einem halben Jahrhundert gleichsam sein Lebensbrot gebildet hat. Man spricht viel von Wandlungen Döllingers; mir erscheint er im Grundzug seiner Entwicklung stets derselbe.

Unmittelbar nach dem Konzil machte er den Versuch, eine Anzahl deutscher Theologen zur Fortsetzung des wissenschaftlichen Kampfes gegen die neuen Lehren zu einigen. Dagegen riet er auf der Altkatholiken-Versammlung zu München dringend von einer „Sektenbildung“ ab. Seiner Meinung nach sollten die Gegner der vatikanischen Dogmen in der Gemeinschaft der Papstkirche verharren und den Sauerteig bilden, der jene umgestalte. Daß altkatholische Gemeinden geschaffen wurden, hat er später als notwendig anerkannt und ist er mit den Führern der altkatholischen Bewegung stets in enger Freundschaft verbunden geblieben. Er selbst aber suchte zunächst durch Heranziehung von Vertretern der griechischen, der anglikanischen, amerikanischer und evangelischer Kirchen die Elemente zu gewinnen, um trotz Ultramontanismus und Papsttum die innere Reform der Kirche herbeizuführen. Hatte er einst in den von Rom gesonderten Kirchengemeinschaften nur Verirrungen erblickt, so war ihm seit 1851 mehr und mehr klar geworden, daß sie vieles bewahrt und entwickelt

hatten, was seinem Ideal des Christentums völlig entsprach. Darum glaubte er, in ihnen Bundesgenossen finden zu können. Im Fortgang der Unionsverhandlungen erkannte er jedoch, daß durch die Entwicklung der römischen Kirche, wie sie sich seit 1870 gestaltete, seinen Wünschen mehr und mehr Hindernisse erwuchsen. Da überließ er endlich das große Werk, entsagend, der Zukunft. Die Hoffnung auf dessen Ausführbarkeit aber hielt er auch jetzt noch unentwegt fest und bis zum letzten Atemzuge hört er nicht auf, selbst dafür zu wirken.

Im Jahre 1873 war Döllinger zum Präsidenten unserer Akademie der Wissenschaften ernannt worden. Hatte ihm seit 1861 die Wahl zum Sekretär der historischen Klasse dieser Akademie Anlaß gegeben, sich in zahlreichen Nekrologen auf verstorbene Mitglieder als Meister in der Schilderung und Würdigung der Persönlichkeit, des Strebens und der Leistungen von Fachgenossen zu bewähren, so bot ihm seine neue Würde die willkommene Gelegenheit, für sein Kirchenideal weiter zu streiten und die „Revision“ seiner früheren Schriften durchzuführen, die er seinem eigenen Geständnisse nach wünschte, um richtig zu stellen, was er einseitig beurteilt oder in seiner Täuschung über die Tragweite der ultramontanen Bewegung beschönigt hatte. In dem wiederholt von ihm ausgesprochenen Gefühle, daß bei seinem hohen Alter jeder neue Lebenstag ein besonderes Gnadengeschenk Gottes sei, welches er aufs äußerste ausnützen müsse, entwickelte der greise Mann die Arbeitskraft eines Jünglings. Jede der beiden jährlichen öffentlichen Sitzungen der Akademie zierte er mit einer Rede, welche meisterhaft in der Form und in der einfachen Klarheit des Aufbaues eine große Frage der Geschichte oder der Gegenwart behandelte. Die bis 1888 gehaltenen sind im genannten Jahre mit seinen Nekrologen und mit älteren Reden in den zwei Bänden „Akademische Vorträge“ veröffentlicht worden. Die späteren, darunter die großartige über „Die Geschichte der religiösen Freiheit“ und die durch Gelehrsamkeit und Kritik hervorragende über „Die Aufhebung des Templerordens“ werden hoffentlich aus seinem Nachlasse der Öffentlichkeit übergeben werden. Bis zu seiner Todeskrankheit war er mit Forschungen zum Ausbau und zur erschöpfenden Begründung des letzten Vortrags beschäftigt.

Die Riesenarbeit für seine Reden erschöpfte jedoch seine Leistungsfähigkeit nicht. Nebenher gab er noch eine Reihe größerer, höchst inhaltreicher und bedeutender Werke heraus.

Für solche Veröffentlichungen bedurfte er eines Gehilfen, denn, wie es so oft gerade bei hervorragenden Forschern der Fall ist, der Genuß neuen Erkennens verleidete ihm leicht, wenn er sich über das Ergebnis ausgedehnter Studien klar geworden war, die Mühsal ihrer eingehenden

Mitteilung an die Öffentlichkeit. Für seine schriftstellerische Thätigkeit in der Konzilszeit, für den „Janus" und die Konzilsbriefe, hatte er den geeignetsten Gehilfen in dem schneidigen, zum Geisteskämpfer geborenen Johannes Huber gefunden; später ging ihm Wocker, jetzt in Bern, zur Hand; zu den großen Werken seines letzten Lebensabschnittes verbündete sich ihm Professor Heinrich Reusch, der ihm an kritischer Schärfe, Arbeitskraft und Umfang des theologischen und kirchengeschichtlichen Wissens ähnlich.

So zeitigten die letzten siebzehn Jahre Döllingers noch eine Fülle von Früchten, welche allein ein gewöhnliches Menschenleben als in seltenem Maße ergiebig erscheinen lassen würde. Den leitenden Gedanken in fast all diesen Veröffentlichungen aber bildete, zu zeigen, wie in der Kirche an die Stelle der Forderung sittlicher Selbstvervollkommnung und sich Rechenschaft gebenden Glaubens das Streben getreten sei, ein veräußerlichtes Kirchentum und die jurisdiktionelle Heilsvermittelung der Priesterschaft znm Wesen der Religion zu machen, der Priesterschaft ein Oberhaupt mit unbeschränkter Gewalt über Glauben, Sittenzucht und Kirchentum zu geben und endlich diesem Oberhaupt auch die politische Weltherrschaft zu erringen, und wie durch diese Wandlung und durch ihre Hauptvertreter, die Kurie und den Jesuitismus, Verderben über die Kirche und über das religiöse, sittliche, geistige, gesellschaftliche und staatliche Leben der Völker ausgebreitet worden sei.

Zu diesem unermüdlichen Kampfe für sein Ideal der Kirche spornte ihn sein zuversichtliches Vertrauen auf dessen Sieg, und dieses wieder entsprang aus seinem festen und innigen Glauben. Weder seine Studien noch seine Lebenserfahrungen hatten denselben erschüttert, denn er war ihm in seiner Jugend für immer in Fleisch und Blut gedrungen. Anschauungen, welche mit seinem Ideal unvereinbar waren, beseitigte seine Entwicklung mit Stumpf und Stiel und sie führte ihn heraus aus der Befangenheit, in welcher er die geschichtlich erwachsene Papstkirche als die alleinige und volle Vertreterin der von Christus, dem Sohne Gottes, gegründeten Religion betrachtet hatte. Sein Lebenselement selbst, der Glaube an jene Religion, blieb jedoch unangetastet.

Dieser fromme und feste Glaube ließ ihn mit Ruhe die Exkommunikation ertragen. Er war sich bewußt, sie für den Glauben Christi zu erdulden und trotz ihr ein lebendiges Glied der Kirche zu sein. Deshalb verbitterten ihn auch sein Schicksal und die grimmigen und gemeinen Anfechtungen, welchen er ausgesetzt war, nicht. Bitterkeit und Haß waren überhaupt seiner Seele fremd. Angriffe entlockten ihm höchstens jenes Lächeln, mit welchem Sokrates seinen Richtern gegenüber stand. Über

Thatsachen konnte er sich scharf äußern, über Personen nicht, und stets war er bereit, jedes Verdienst anzuerkennen.

Bekundete sich hierin die Größe eines edlen Herzens, so trat dieselbe noch voller in einem anderen Zuge hervor. Von jenem berüchtigten „Gelehrtenhochmute", welcher das liebe Ich wie ein Sanktissimum in ewiger Anbetung vor sich herträgt, besaß er nichts; er, den seit frühen Jahren die katholische Welt als ihre Leuchte und ihre Zierde gepriesen, welchen Fürsten und Päpste mit Auszeichnungen überschütteten und vor welchem sich dann die Geistesgrößen der ganzen Erde mit allen Freunden der Freiheit und Kultur in wachsender Verehrung beugten. Wohl nie hat sich das Wort voller bewährt: „Tiefe schafft Bescheidenheit". Mit welcher ergreifenden Demut gestand er nicht auf der Höhe seines Ruhmes das Irren seiner Vergangenheit ein! Im Verkehr auch war er anspruchslos und schlicht im höchsten Maße und so fremd war ihm ein eitles Bewußtsein seiner Größe, daß er sich vor erstauntem Lachen schüttelte, als ich ihm schilderte, mit welchem ängstlichen Respekt ich und andere jüngere Historiker ihm bei seiner ersten Einladung zum Mittagessen entgegengetreten seien.

Wie sein Wohlwollen und sein wissenschaftlicher Rat jedem jederzeit bereit standen, wurde schon erwähnt. Daß er seiner Familie und seinen Freunden ein warmes Herz entgegenbrachte und daß er jene stille Wohlthätigkeit übte, wobei die rechte Hand die linke nicht wissen läßt, was sie thut, sei nur angedeutet. Wie flüchtig aber auch die Züge dieser Skizze sein müssen, unerwähnt darf nicht seine Vaterlandsliebe bleiben. Mit warmem Gefühl war er seinem Bayern und dessen Fürstenhause zugethan und ebenso fest hing sein Herz an Deutschland. Bis 1870 war er „Großdeutscher" und hoffte von Österreich die Einigung der Nation. Der Neugestaltung Deutschlands unter Preußens Führung schloß er sich jedoch mit rückhaltloser Befriedigung und Begeisterung an, denn er sah durch sie die Größe und das Heil der Nation begründet und das war die Erfüllung seines politischen Wünschens. Wie stark und groß sein nationales Gefühl war, bekunden seine Schriften und Reden oft genug. Stolzere und schönere Worte können über Deutschlands Stellung im Kulturleben nicht gesprochen werden, als wenn Döllinger sagte: Deutschland ist „das geistige Centrum, welches alle weltbewegenden Ideen entweder erzeugt oder doch an sich zieht, verarbeitet und wieder ausströmt; es ist das Schlachtfeld, auf welchem alle großen Geistesschlachten geschlagen werden. Es giebt kein Volk auf Erden, welches dem deutschen gleich käme an Allseitigkeit, an der Gabe, das Fremde zu seinem Eigentum umzubilden, und dieser Leichtigkeit des Aneignens geht doch wieder die zähe Beharrlichkeit des stillen, jahrelangen

Forschens und die schöpferische Kraft des ureigenen Hervorbringens zur Seite .... In höherem Grade als jedes andere Volk sind die Deutschen in der modernen Welt gleich den Griechen in der alten zum Priestertum der Wissenschaft berufen. Und sie haben diesem Berufe keine Unehre gemacht!"

63 Jahre hindurch hat Döllinger in München, welches er lieb gewann wie eine Heimatstadt, gelebt. Wer die hagere Gestalt mit früher leicht hinkendem und später etwas schleppendem Gange vorgebeugt daherschreiten oder sie in sich zusammengesunken sitzen sah, ahnte wohl schwerlich, was der Mann da sei. Aber wenn er sprach, dann war in den scharfgeschnittenen Zügen ein wunderbares Leben und in den Augen entzündete sich ein Leuchten, wie ich es bei keinem anderen noch wahrgenommen habe. Manches Bild, manche Büste bewahrt sein Äußeres, wie es in den verschiedenen Abschnitten seines Lebens sich darstellte. Noch in den letzten Wochen saß er Julius Zumbusch für eine Medaille, welche ihm von den Mitgliedern der hiesigen Akademie zu seinem 91. Geburtstage zugedacht war, und so werden auch die Züge seines höchsten Alters der Nachwelt durch Meisterhand erhalten werden.

Sein Andenken wird durch sein Wirken unvergänglich sein. J. Friedrich sagt in einem trefflichen Aufsatze, welchen er 1879 in „Nord und Süd" über Döllinger veröffentlichte, er halte diesen „nicht bloß für den größten katholischen Theologen Deutschlands in diesem Jahrhundert, sondern aller Jahrhunderte". Gewiß ist, daß Döllinger der erste und bedeutendste war, welcher die Theologie nach der Methode der modernen Wissenschaften behandelte und sie durch ausgiebigste Heranziehung der Geschichte und Philosophie, sowie aller anderen, verwandten Wissenszweige zur universalen und echt wissenschaftlichen Religions-Philosophie zu erheben suchte. Die Geschichtswissenschaft aber verdankt ihm neben einer Fülle von Einzelgewinnen die Enthüllung der Entwicklung und der Wirksamkeit des Papsttums und des Jesuitismus, die tiefere Kenntnis der christlichen Urzeit und die Beleuchtung der Schattenseiten der Reformation. In der Geschichte der Menschheit wird daher sein Name stets unter den ersten der Helden, welche die „große Schlacht des Denkens" kämpften, erglänzen und auch derjenige, welcher seinen Standpunkt nicht teilt, wird ihn verehren, weil er mit seltenem Eifer und seltener Treue für die höchsten Güter der Menschheit rang.

München, Bayern und Deutschland aber dürfen und müssen Döllingers gedenken als einer der größten und edelsten Erscheinungen ihres Bodens!

XXII.

Zur Charakteristik der „katholischen Abteilung“.

(Beilage zur „Allgem. Zeitung“, Nr. 222, 12. August 1895.)

Gestatten Sie, daß ich zu den Ausführungen des zweiten Ihrer trefflichen „Kirchenpolitischen Briefe“ [1] einige Bemerkungen mitteile, zu welchen ich mich persönlich berechtigt und verpflichtet fühle. „Spectator“ nennt neben Krätzig und Aulicke auch Brüggemann und Stieve, meinen Vater, als Mitglieder der „katholischen Abteilung“ des preußischen Kultusministeriums. Das ist so nicht zutreffend. Die katholische Abteilung, welche die rechtlichen Beziehungen zwischen dem Staate und der katholischen Kirche zu bearbeiten hatte, bestand nur aus Juristen. Brüggemann und mein ihm nachfolgender Vater, beide früher Gymnasialdirektoren, waren im Ministerium mit den katholischen Schulangelegenheiten betraut und traten nur in Rechtsfällen, die diese berührten, mit der katholischen Abteilung in gemeinsame Beratung. Ob Brüggemann darüber hinaus an der Kirchenpolitik der Regierung beteiligt war, weiß ich nicht; bei meinem Vater war es nicht der Fall, und man würde sich über dessen Stellung täuschen, wollte man ihm Einfluß auf diese Kirchenpolitik zuschreiben.

Zur Zeit der Thätigkeit meines Vaters bestand die katholische Abteilung aus Krätzig [2] als Vorsitzendem, Ulrich und Linhof als Räten und Weesemann als Hilfsarbeiter. Krätzig war ein tüchtiger, gewandter und fleißiger Beamter, aber ganz in Juristerei und Bureaukratismus befangen, ohne über sein Fach hinausgehende Kenntnisse und Interessen, sehr eitel und ehrgeizig; dem entsprechend war sein Ultramontanismus streng, schroff

---

[1] Vgl. Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ Nr. 175 vom 1. August.

[2] Aulicke war bereits verstorben.

und eifrig, aber nicht tiefem religiösen Gefühl, noch durchdachten Grundsätzen, sondern den gegebenen Verhältnissen entsprungen. Der Abteilung ihre Bahnen zu bestimmen und sie zu einer vom Willen der Regierung mehr oder weniger abweichenden Politik zu lenken, war Krätzig nicht der Mann; wenn er dem beginnenden Kulturkampfe zum Opfer fiel, so lag das an seiner äußeren, nicht an seiner inneren Stellung in der Abteilung. Noch weniger Bedeutung für deren Haltung besaßen Ulrich, ein pflichttreuer, verständiger, tiefreligiöser Mann, und schon seiner Stellung nach der Hülfsarbeiter Weesemann, eine sehr begabte, klare und kernige Persönlichkeit. Der leitende Geist war Josef Linhof.

Er erschien sehr harmlos, dieser Herr; Haar und Kleidung zeigten stets eine fast altjüngferliche Sorgfalt und Sauberkeit; die asketisch magere, etwas vorgebeugte und sich lautlos bewegende Gestalt trug ein stubengelbes, hageres, glattrasiertes Gesicht; die halbgeschlossenen Augen verrieten wenig Leben und den schmalen Mund umspielte stets ein blödes Lächeln, welches auch dann nicht schwand, wenn man dem Herrn Geheimrat Dinge sagte, die ihm mißfielen. Seine Unterhaltung in der Gesellschaft bestand in der Regel aus Artigkeiten und Witzchen, welche sich nicht selten zu erschreckender Kindlichkeit verirrten; auf sachliche Erörterungen ließ er sich dagegen selten ein, und er bewies dabei nicht nur die größte Zurückhaltung, sondern hüllte sich auch einem Widerspruch gegenüber sofort in Schweigen; eine entschiedene oder gar scharfe Äußerung hörte man nie von ihm und mit milder Wehmut verwies er eine solche seiner Frau, einer sehr oberflächlichen, aber lebhaften und geschwätzigen Dame, welche in der Gemeinde die Kirchenpolizei übte, ihre ultramontanen Anschauungen bei Kaffee und Wein mit Leidenschaftlichkeit vertrat und oft von den Ansichten ihres Gemahls mehr verriet, als diesem genehm war. Bei häufigeren Begegnungen erweckte Linhofs süße Verbindlichkeit freilich Mißtrauen, und ich erinnere mich, daß sogar unsere alte, merkwürdig kluge Köchin nach einem Essen frug: „War der Braten heute mißraten? Der Herr Geheimrat Linhof hat ihn, als er mir das Trinkgeld gab, so außerordentlich gelobt.“ Für einen bedeutenden Mann konnte ihn jedoch wohl nicht leicht jemand halten, der nur außeramtlich mit ihm verkehrte. In der That besaß er dagegen ungewöhnlichen juristischen Scharfsinn und die ausgebreitetsten Kenntnisse auf dem Gebiete des Rechts und der Verwaltung, welche ein überaus starkes Gedächtnis in jedem Augenblick zu seiner Verfügung stellte, sodaß er oft bei seinen Kollegen Staunen und Verlegenheit erweckte, indem er ihnen uralte und vergessene Gesetze und Verordnungen entgegenhielt. Auch eignete ihm eine diplomatische Gewandtheit, welche nie in Verwirrung geriet, stets einen Ausweg wußte und mit der größten Treuherzigkeit Versicherungen gab, denen nur

eine sehr gewagte reservatio mentalis vor seinem Gewissen das Gepräge der Ehrlichkeit erhalten mochte. Obendrein geizte er für sich weder nach Ehre noch anderem Vorteile, sondern suchte mit kühlem Fanatismus lediglich für die Ziele zu wirken, welche ihm die rechten schienen. Diese wurden ihm bezeichnet durch seine kirchliche Gesinnung, einen Ultramontanismus, wie er so schroff, folgerichtig und rücksichtslos nur in einem juristischen Kopfe erzeugt und gehegt werden kann. Gewiß dachte er nicht daran, am Staate Verrat zu begehen, aber es galt ihm als zweifellos, daß die Interessen der Kirche höher ständen und berechtigter seien als die eines jeden Staates und namentlich als die des protestantischen und preußischen, gegen welchen in der Brust jedes echten Ultramontanen bewußt oder unbewußt ein glühender und unversöhnlicher Haß loderte. Man raunte sich zu, Linhof gehöre zu den Affiliierten des Jesuitenordens; gewiß ist, daß er seinen Anschauungen, seinem Wesen und der Art seines Wirkens nach dem Orden zur Zierde gereicht haben würde.

Daß dieser Mann seinerzeit nach Berlin berufen wurde und vom Hilfsarbeiter zum vortragenden Rate emporstieg, kann nicht überraschen; gab es doch im Kultusministerium sogar einen protestantischen Rat, welcher von 1866 an lange Zeit hindurch die Ausfälle, welche die „Zeitläufte“ der Historisch-politischen Blätter gegen Preußen richteten, mit jubelnden Randbemerkungen begleitete. Wenn aber bei der Auflösung der katholischen Abteilung im Jahre 1871 Linhof im Ministerium belassen wurde und bis vor wenigen Jahren seine Wirksamkeit fortsetzen konnte, so erklärt sich das wohl nur aus dem wundersamen Mangel an Verständnis für Katholizismus und katholisches Kirchentum, welcher den meisten norddeutschen Protestanten und insbesondere den regierenden Berliner Kreisen eigen ist und welcher sich, wie „Spectator“ mit Recht bemerkt, ganz besonders in der Besetzung der Bischofsstühle bekundet hat.

An diesen Fehlern und an der gesamten preußischen Kirchenpolitik hat mein Vater, wie bereits erwähnt, keinen Anteil, da diese Dinge nicht in den Bereich seiner amtlichen Aufgaben gehörten. Er hat aber auch keineswegs jener kirchlichen Richtung gehuldigt, welche „Spectator“ ihm beimißt. Mein Vater war ein tiefreligiöser und stranggläubiger Katholik, aber er war nicht nur, wie so viele seiner Altersgenossen, nicht ultramontan, sondern er hielt auch keineswegs „die kirchlichen Interessen für identisch mit denen des Papsttums“ und er täuschte sich durchaus nicht „über die innere Lage der Kirche“.

Mein Vater hatte, nachdem er das Gymnasium verlassen, noch zwei Jahre in seiner Vaterstadt Münster um seiner Familie willen zubringen müssen, und da an der dortigen Akademie in der Philologie, welcher er

sich widmen wollte, nicht viel zu lernen war, vorläufig Theologie und Philosophie studiert. Als er dann die Universitäten zu Berlin und Bonn besuchte, hatte er sich neben der Philologie weiter mit Philosophie und außerdem mit Naturwissenschaften befaßt. Jene glücklichen Zeiten gestatteten ja noch solche Vielseitigkeit, und obwohl mein Vater auf Empfehlung Böckhs, noch bevor er irgend eine Prüfung gemacht hatte, als Lehrer angestellt wurde und rasch zum Direktor aufstieg, war er den Liebhabereien seiner Jugendzeit nie untreu geworden. Dadurch hatte er sich einen freieren und weiteren Blick erworben, und persönliche Beziehungen zu seinem Vetter und Studienfreunde Lutterbeck in Gießen, der aus Anlaß des Mainzer Kirchenstreites von seiner Theologieprofessur entfernt wurde, hatten ihn über die Ziele und die Methode des Ultramontanismus bereits einigermaßen aufgeklärt. Dann trat er, nachdem er 1852 als Regierungs- und Schulrat nach Breslau versetzt worden war, alsbald in nahe Beziehungen zu Elvenich, Movers, Baltzer und Reinkens und erlebte gewissermaßen unmittelbar die Verfolgung der Philosophie Anton Günthers durch Rom und die brutale Mißhandlung Baltzers durch den Fürstbischof Förster und die demselben dienende „katholische Abteilung" des Kultusministeriums. Diese Händel, die gewaltsame Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis und die Veröffentlichung des Syllabus machten meinen Vater zum entschiedenen Gegner des Kurialismus und Jesuitismus und, obgleich er in den Streitigkeiten seiner Freunde nicht öffentlich Partei ergreifen wollte und konnte, kam es doch schon Ende der fünfziger Jahre dahin, daß der leidenschaftliche Fürstbischof jeden Verkehr mit ihm abbrach.

Wie es kam, daß mein Vater trotzdem im Jahre 1866 nach Berlin berufen wurde, ist mir ein Rätsel. Die Herren der katholischen Abteilung, voran Linhof, kamen ihm von vornherein mit Mißtrauen entgegen und Minister von Mühler selbst behandelte ihn bald geradezu mit Feindseligkeit, da die kirchlichen Anschauungen meines Vaters den seinigen so gar nicht entsprachen und dessen herbe Pflichttreue ein Diplomatisieren und Anschmiegen nicht kannte.

Dafür traten aber, als das vatikanische Konzil in Sicht kam, alle diejenigen zu meinem Vater in Beziehung, welche die Dogmatisierung der Unfehlbarkeit und des Universalepiskopates als einen Bruch mit Lehre und Verfassung der Kirche betrachteten, voran die Reichensperger und Windthorst. Zu letzterem bildete sich bald ein sehr nahes Verhältnis. Wenn Windthorst in Berlin weilte, brachten er und mein Vater jeden Donnerstag Nachmittag zwei bis drei Stunden miteinander zu. Näheres über diese Besprechungen weiß ich nicht; als ich einige Jahre später meinen

Vater danach frug, antwortete er mir: „Ich habe Windthorst versprochen, zu schweigen.“ Wie aber Windthorst damals gesinnt war, darüber gab mir genügende Auskunft, daß, als im Januar 1870 bei einem heiteren Essen, dem auch ich anwohnte, eine Dame ausrief: „Nun stoßen wir auf die Unfehlbarkeit des Papstes an!“ er ihr mit einer Schärfe, die ihm Damen gegenüber sonst ganz fremd war, „diese Frivolität in einer Sache, welche die Gewissen Tausender mit Qual und Sorge erfülle,“ verwies und gleich darauf einer anderen Dame auf die Frage, ob denn die Dogmatisierung der Unfehlbarkeit überhaupt möglich sei, plattdeutsch sagte: „Und wenn sie mir den Kopf abschlagen, ich glaube nicht dran.“

Da kam der 18. Juli 1870. Noch steht mir vor Augen, wie mein Vater und ich am folgenden Tage unter schmerzbewegten Erörterungen der eben eingetroffenen Nachrichten aus Rom beim Brandenburger Thor auf Peter Reichensperger stießen und dieser auf die Frage meines Vaters: „Was soll nun werden?“ mit einem Achselzucken, als gelte es einer verlornen Whistpartie, erwiderte: „Da die Bischöfe nicht widerstehen, werden wir uns eben auch unterwerfen müssen.“ Wir waren entsetzt, als wir aber den Vorfall dem Kammergerichtsrat Rohden, einem der ältesten Genossen der katholischen Fraktion, erzählten, bemerkte dieser grimmig: „Dem Peter ist es nie um die Sache zu thun gewesen; die Fraktion war ihm nur ein Mittel, seinem Ehrgeiz zu frönen, wie er denn auch stets bemüht gewesen ist, alle befähigten und selbständigen Elemente aus ihr fernzuhalten oder in ihr zu unterdrücken; er wird auch jetzt seinen Glauben opfern, um seine politische Rolle weiter zu spielen.“

Mit Windthorst hatte mein Vater noch eine Besprechung; dann sind beide nie wieder zusammengekommen. Auch all die anderen katholischen Politiker, die sich unterwarfen, zogen sich zurück. Nur August Reichensperger setzte den Verkehr fort. „Ich bin kein Theologe und kann und will die Frage nicht prüfen,“ sagte er mir einmal; „ich überlasse die Verantwortung den Bischöfen, aber jeder muß nach seinem Gewissen handeln.“

Mein Vater blieb unentwegt seinen alten Überzeugungen treu. Für ihn blieb der Glaube seiner Jugend stets ein unantastbares, über jeden Zweifel erhabenes Heiligtum, und er hielt an diesem mit derselben Entschiedenheit fest, womit er die „neuen Zuthaten“ verwarf; er entsagte auch niemals der Hoffnung, daß Gott seine Kirche aus dieser Verirrung wie aus anderen wieder erlösen werde. Von dieser Gesinnung aus lehnte er den Anschluß an die altkatholische Bewegung ab und verweigerte sogar die Teilnahme an öffentlichen Erklärungen gegen die Unfehlbarkeit. Eine solche Teilnahme erachtete er übrigens auch durch seine amtliche Stellung

ausgeschlossen, welche ihm verbiete, sich in einen inneren Streit der Kirche der einen Partei gegen die andere anzuschließen. Er hielt eben den Streit wie damals noch so viele nur für einen vorübergehenden. Über die politische Tragweite des neuen Dogmas täuschte er sich indes ebensowenig, wie er früher die Staatsgefährlichkeit des Ultramontanismus verkannt hatte. Nichtsdestoweniger mißbilligte er, während er eine rechtzeitige Gegenwehr des Staates wider Roms Übergriffe gewünscht hatte, den Kulturkampf; wir begegneten uns hier in der Überzeugung, daß es nur den Ultramontanismus stärken werde, wenn man ihm Märtyrer schaffe, und daß der Staat in seinen Maßnahmen die Grenzen seines Rechtes überschreite.

Nichtsdestoweniger wurde der Umstand, daß mein Vater in Privatgesprächen aus seiner Verwerfung des neuen Dogmas nie ein Hehl machte, von kirchlicher Seite zu einem meines Wissens einzig dastehenden Vorgehen wider ihn benutzt. Eines Tages — ich habe hier auf dem Lande meine Papiere nicht zur Hand, glaube mich aber nicht darin zu irren, daß es Anfang 1872 war — besuchte Propst Robert Herzog von St. Hedwig in Berlin meinen Vater und begann eine Unterhaltung über die neuen Dogmen. Der Propst hatte schon in Breslau als Kaplan in nahen Beziehungen zu unserer Familie gestanden und verkehrte auch damals in ihr. Um so weniger trug mein Vater Bedenken, sich rückhaltlos zu äußeren. Herzog machte einige Einwürfe und ging. Einige Wochen später, zur Osterzeit, erschien ein anderer, meinem Vater nahe befreundeter Geistlicher bei diesem und teilte ihm mit, Fürstbischof Förster von Breslau habe die geheime Weisung erlassen, ihn, wenn er die Osterkommunion empfangen wolle, zurückzuweisen. Mein Vater ging gleichwohl zur Kirche und der Zufall fügte es, daß er bei einem fremden Geistlichen beichtete und aus der Hand des gerade celebrierenden Bischofs Ketteler von Mainz die Kommunion empfing. Sein freundlicher Warner versicherte ihm indes bald, daß die vorige Weisung verschärft worden sei. Darauf frug mein Vater brieflich bei Herzog an. Dieser antwortete, mein Vater möge zu ihm kommen, und als derselbe entgegnete, da die Unterredung, auf welche hin er denunziert worden sein solle, eine rein freundschaftliche gewesen sei und in seinem Hause stattgefunden habe, könne er jetzt nicht bei dem Propste wie vor seinem Richter erscheinen, lehnte Herzog jede weitere Erörterung ab. Bis zum Jahre 1876, wo er wegen Schwerhörigkeit seinen Abschied nahm und Berlin verließ, hat darauf mein Vater sich der Kommunion enthalten, denn das Verhalten Herzogs bezeugte ihm, daß die ihm zu teil gewordene Warnung begründet sei.

Was Herzog und Förster zu ihrem Vorgehen bestimmte, darüber

kann ich nur Vermutungen hegen. Ich begnüge mich daher, die Thatsachen zu berichten, welche ausreichen, um die kirchliche Stellung meines Vaters zu bezeichnen. Hinzufügen will ich nur, daß jener Propst Herzog im Jahre 1882 von der preußischen Regierung zum Fürstbischof von Breslau ernannt wurde und diese, die ihn jahrelang zu Berlin unter Augen gehabt hatte, dann höchlichst überraschte, indem er alsbald schroff gegen sie Stellung nahm.

XXIII.

August Kluckhohn.

(Beilage zur „Allgem. Zeitung“, Nr. 189, 10. Juli 1893.)

Der Kreis der hervorragenden deutschen Geschichtsforscher ist im Laufe der letzten Jahre durch eine Reihe jäher Verluste gelichtet worden. Zu den empfindlichsten unter diesen zählt der unerwartet eingetretene Tod des Mannes, von dessen Sein und Wirken hier ein gedrängtes Bild zu entwerfen versucht wird.

Kluckhohn gehörte nicht zu den vom Glücke bevorzugten Persönlichkeiten, welchen durch die Gunst der äußeren Verhältnisse, durch die Einseitigkeit ihres Denkens oder durch die unzugängliche Festigkeit ihres Wesens eine unbeirrt stetige und einheitliche Entwicklung ihres Lebens und Schaffens gewährt wird. In ihm verband sich mit einem ungewöhnlich weichen Gemüte ein überaus reger Geist und ein rastloser Drang zu erfolgreicher Thätigkeit, und diese Eigenschaften wurden durch den Gang seiner jüngeren Jahre nicht abgestumpft, sondern vielmehr entwickelt.

Kluckhohn wurde am 6. Juli 1832 zu Bavenhausen, einem Dorfe des Fürstentums Lippe-Detmold, als Sohn eines Bauern geboren. Die ungewöhnliche Begabung, welche er schon in der Dorfschule bekundete, weckte den Gedanken, ihn studieren zu lassen, indes die Mittel dazu fehlten und deshalb mußte er sich nach Beendigung seiner Schulzeit an den bäuerlichen Arbeiten seiner Familie beteiligen. Wunsch und Hoffnung, das ins Auge gefaßte höhere Ziel zu erreichen, schwanden jedoch nicht, und so wurden denn die Vorbereitungen dafür fortgesetzt, soweit es das Dorf und des täglichen Lebens Mühen gestatteten. Nach einigen Jahren gestalteten sich auch die Verhältnisse günstiger und Kluckhohn trat Ostern 1848 in die Untersecunda des Gymnasiums zu Lemgo ein. Die Vorbereitung war jedoch nicht genügend gewesen und der Anfang auf zu hoher

Stufe gemacht worden; daher konnte Kluckhohn erst im Herbst 1853 das Zeugnis der Reife erlangen. Er begab sich damit nach Heidelberg und hatte, wie es scheint, zunächst die Absicht, Jurist zu werden, wurde aber durch Häusser, den Meister hinreißenden Vortrages, für die seinem Wesen weit mehr zusagende Geschichte gewonnen und schloß sich aufs engste an den verehrten Lehrer an. Da zeigte sich dann, daß die Verzögerung seines Abganges vom Gymnasium keinen Verlust bedeutete; an Urteil und Lebensernst vorgeschritten, konnte er schon gegen Ende des fünften Semesters auf Grund einer Abhandlung über den Gottesfrieden mit der ersten Note promovieren.

Dieser Erfolg mochte den Ehrgeiz nähren, welchen zu entwickeln die Zeit des Harrens vor und des mühsamen Ringens auf dem Gymnasium geeignet gewesen war. Kluckhohn beschloß, trotz den Hindernissen, welche in seinen Vermögensverhältnissen sich entgegenstellten, die akademische Laufbahn einzuschlagen, und ging Ostern 1856 nach Göttingen, um sich von Waitz in die innersten Geheimnisse der historischen Technik einweihen zu lassen. Nebenher arbeitete er an seiner Dissertation weiter, welche 1857 zu einer „Geschichte des Gottesfriedens" erweitert, im Druck veröffentlicht wurde und ihm wegen ihrer gründlichen und umsichtigen Forschung, sowie wegen ihrer ungewöhnlich vollendeten Darstellung, so reiche Anerkennung brachte, daß er mit frischem Mute zu den Forschungen über den Landfrieden zurückkehrte, von welchen aus er zu jener Vorarbeit gelangt war. Im Frühling 1858 begab er sich dann wieder nach Heidelberg, wo er sich am 2. Mai habilitierte und noch im Sommer Vorlesungen über die Hohenstaufenzeit hielt.

Schon im Oktober des genannten Jahres wurde er jedoch von der selbstgewählten Bahn in fremde Wege gelenkt. H. v. Sybel, welcher drei Jahre zuvor an der Universität München zu wirken begonnen hatte, berief ihn dorthin, um sich von ihm in der Herausgabe der von ihm geplanten „Historischen Zeitschrift" unterstützen zu lassen, und im Zusammenhange hiermit trat Kluckhohn nicht nur im Sommer 1859 als Hilfsarbeiter v. Sybels für die von der Münchener Historischen Kommission beschlossene Veröffentlichung der deutschen Reichstagsakten des 14. Jahrhunderts ein, sondern er habilitierte sich auch am 21. Mai 1860 an der Münchener Universität. Die dreifache Thätigkeit ließ für die Fortsetzung der älteren Arbeiten keinen Raum: nur ein Aufsatz über „Landfrieden und Landfriedensbruch" gelangte als Frucht derselben im Staatswörterbuch von Bluntschli und Brater zur Veröffentlichung. Dafür entfaltete Kluckhohn eine staunenswert rege Thätigkeit auf den neuen Gebieten und schrieb eine sehr große Zahl gründlicher und umfassender Besprechungen für die Zeit-

schrift. Bald wurde jedoch sein Arbeitsfeld nochmals geändert. Als Sybel 1861 nach Bonn übersiedelte und die Redaktion seiner Zeitschrift dorthin verlegte, schied Kluckhohn aus dieser aus und gleich darauf mußte er die Arbeit für die Reichstagsakten mit der neuen Aufgabe vertauschen, für die von der Historischen Kommission unternommene Herausgabe der „Wittelsbacher Korrespondenzen" die urkundlichen Quellen zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz zu sammeln und zu bearbeiten. Außerdem aber wurde er durch selbständige Forschungen veranlaßt, 1862 eine Abhandlung über „Herzog Wilhelm III. von Bayern, den Protektor des Basler Konzils" zu veröffentlichen und ein Buch über „Ludwig den Reichen, Herzog von Bayern" zu verfassen, welches von der Historischen Kommission mit einem Preise gekrönt und von ihm 1865 nach erneuter Überarbeitung in Druck gegeben wurde.

Zu dem unruhigen Wechsel und der gewaltigen Anstrengung all dieser Arbeiten gesellte sich die Ungunst äußerer Verhältnisse. Am 10. November 1859 hatte er sich mit Auguste Schenk, welche er in Heidelberg kennen gelernt hatte, verheiratet, und bald steigerten zwei Töchterchen die Erfordernisse des täglichen Lebens. Da wurden denn oft die Mittel recht knapp, zumal es der geist- und phantasievollen Gattin an haushälterischer Begabung gebrach. Sein ungewöhnlich elastisches und unverwüstlich heiteres Wesen ließ ihn der aufreibenden Zersplitterung seiner Kräfte und dem Drucke seiner materiellen Lage nicht unterliegen, ja es setzte ihn in den Stand, die Freude an der Arbeit zu bewahren und das Glück der Lebensgemeinschaft mit der geliebten und anregenden Frau zu genießen; indes vollendeten diese drangvollen Jahre doch wohl die frühere Entwicklung und hinterließen ihre Spuren in seinem späteren Leben, obgleich die äußeren Erfolge nicht allzu lange säumten, sich einzustellen, und sich dann rasch und reichlich häuften.

Im Jahre 1865 wurde Kluckhohn zum außerordentlichen Mitgliede der hiesigen Akademie der Wissenschaften erwählt, am 18. Februar 1866 zum außerordentlichen Professor an der Universität ernannt, im März 1869 als ordentlicher Professor an die technische Hochschule Münchens befördert und im Herbste desselben Jahres zum ordentlichen Mitgliede der Akademie erkoren.

Die Stellung am Polytechnikum, welche ihn in erster Reihe zu Vorlesungen über die Handels- und die Kulturgeschichte verpflichtete, wurde rasch eine glänzende. Die nach 1870 erfolgende Neuordnung des bayerischen Zollwesens führte Scharen von Zolldienstaspiranten in die Hörsäle und ihnen gesellten sich zahlreiche Verkehrsdienstaspiranten, da man damals noch nicht erkannt hatte, daß zum höherem Verkehrsdienste nur juristische

Kenntnisse befähigen. Auch Kandidaten des Realienamtes fanden sich in beträchtlicher Menge ein und nahmen mit regem Eifer und bereitwilligem Verständnisse an strengwissenschaftlichen Vorlesungen und geschichtlichen Übungen teil. So genoß Kluckhohn eine große Lehrwirksamkeit. Vor allem aber entsprach die Kulturgeschichte so recht seiner Begabung und den ursprünglichen Trieben seines Wesens. Indes, wie er sich nur in einigen Abhandlungen mit dem Hauptstoffe seiner Vorlesungen beschäftigte, so fühlte er sich auch niemals ganz heimisch am Polytechnikum, vielmehr blieb sein Verlangen auf eine Universitätsprofessur gerichtet. Deshalb setzte er es gleich anfangs durch, daß er am 5. Juli 1869 zum Honorarprofessor an der Universität ernannt wurde, und deshalb hielt er wiederholt noch Vorlesungen an der Schwesteranstalt, bis ihn die Überfülle anderer Aufgaben daran hinderte.

Solche erwuchsen ihm nicht nur aus seiner amtlichen Stellung und seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Das stärkere Pulsieren des politischen Lebens, welches nach den großen Kriegsjahren eintrat, trieb auch Kluckhohn in die Kämpfe auf den Boden des Staates und der Gemeinde. Als eifriger Anhänger der nationalliberalen Partei wurde er — freilich erfolglos — als Kandidat für den bayerischen Landtag aufgestellt und zum Gemeindebevollmächtigten erwählt. In dieser Eigenschaft wirkte er dann namentlich auf dem Gebiete des städtischen Schulwesens und unterstützte die segensreichen Bemühungen des unvergeßlichen Widenmayer, welchem er auch im Volksbildungsverein ein treuer und eifriger Gehilfe war. Daneben fehlte er nirgends, wo er für politischen oder geistigen Liberalismus thätig sein konnte.

Trotz alledem vermochte er eine reiche schriftstellerische Thätigkeit zu entfalten. Als Frucht seiner Arbeiten für die Historische Kommission erschien 1867 der erste Band der „Briefe Friedrichs des Frommen, Kurfürsten von der Pfalz", welchem 1870—72 der noch stattlichere zweite folgte und eine Reihe stofflich verwandter Abhandlungen, sowie 1879 das Buch: „Friedrich der Fromme, Kurfürst von der Pfalz, der Schützer der reformierten Kirche", sich anschlossen. Seinen kulturgeschichtlichen Studien entsprangen die besonders wertvollen Schriften: „Der Frhr. v. Ickstatt und das Unterrichtswesen in Bayern" 1868, „Die Jesuiten in Bayern mit besonderer Rücksicht auf ihre Lehrthätigkeit" 1873, und „Geschichte des Schulwesens in Bayern vom 16. bis 18. Jahrhundert" 1875, sowie die in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Aufsätze über „Bayern unter dem Ministerium Montgelas", Aventin, „Die Illuminaten in Bayern". Außerdem gab er noch Vorträge über „Luise, Königin von Preußen", Blücher und Stein, sowie neben Besprechungen in der „Historischen Zeit-

schrift“ und in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“ eine Reihe von Aufsätzen in der Allgemeinen Deutschen Biographie heraus.

Seine vielseitige Thätigkeit, welche zeitweilig seine Gesundheit ernstlich erschütterte, erwarb ihm hohe Achtung in den gelehrten und den am öffentlichen Leben beteiligten Kreisen. Auch die Anerkennung der Regierung fehlte ihm nicht. Früh erhielt er die herkömmlichen Ordensauszeichnungen und 1877 wurde er für drei Jahre zum Direktor der Technischen Hochschule ernannt, obwohl ja sein Fach von den eigentlichen Aufgaben der Anstalt fern ablag.

Zwei Jahre später wurde jedoch dies Verhältnis getrübt, indem Kluckhohn Ende 1878 einen Ruf an das Polytechnikum in Dresden erhielt und Miene machte, denselben anzunehmen. Der damalige Leiter des bayerischen Unterrichtswesens konnte das Bewußtsein hegen, verdiente Gelehrte nie rücksichtslos behandelt und gerade Kluckhohn wegen seiner Leistungen für die bayerische Geschichte besonders ausgezeichnet zu haben. Frhr. v. Lutz verübelte ihm daher den Gedanken, Bayern zu verlassen, schwer, und wie er ihm nie verziehen hat, so lag damals bereits das Ernennungsdekret für den Nachfolger bereit, als Kluckhohn sich zum Bleiben entschied.

Diesem mochte die veränderte Stimmung nicht verborgen bleiben. Auch die Wirksamkeit an der Technischen Hochschule minderte sich, da mit der allmählich entstehenden Überzahl der Bewerber für die Stellen im Zoll- und Verkehrsdienst sowie an den Realschulen sein Hörsaal an Besuchern verlor. Obendrein traf ihn häusliches Unglück. Nachdem seine erste Frau am 4. Juni 1864 gestorben, hatte er einige Jahre später deren Schwester geheiratet, welche häufig nervenleidend war und am 3. Februar 1878 langwieriger Krankheit erlag, wie schon vor ihr von den vier Kindern, denen sie das Leben gegeben, die beiden Knaben dieses sehr bald wieder verlassen hatten.

Unter diesen Umständen nahm Kluckhohn einen Ruf, welcher ihn nach Göttingen an die dortige Universität lud, bereitwillig an, zumal hier nicht das mindeste geschah, um ihn zu halten. Im Frühling 1883 siedelte er über, und zehn Jahre hindurch war es ihm noch vergönnt, dort thätig zu sein. Die glänzenden Zeiten, in welchen einst Waitz, sein Lehrer, dichte Scharen von Schülern um sich versammelt hatte, waren der Hochschule entschwunden. Immerhin konnte Kluckhohn sowohl in den Vorlesungen wie in den Übungen eine sehr befriedigende Wirksamkeit gewinnen. Sein lebhafter und gewandter Vortrag zog die Hörer an, und diejenigen, welche ihm durch die von ihm geleiteten Übungen näher traten, fesselte er durch sein stets zu Unterweisung und Hilfe bereites Wohlwollen in innigster

Weise an sich. Eine Reihe verdienstvoller Arbeiten entstanden auf seine Anregung, und mit seiner Unterstützung und in dem Verkehr mit seinen Schülern genoß er erfrischende Freude. Auch bei den Kollegen gewann er berechtigtes Ansehen, und 1892 wurde er zum Mitgliede der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen erwählt. Andrerseits aber hatte er das Glück, in Frau Pauline Kern, der Witwe des früh verstorbenen Freiburger Historikers, eine Gemahlin zu gewinnen, welche ihn nicht nur in Hinsicht auf Charakter, Gemüt und Geist in ungewöhnlich vollkommener Weise ergänzte, sondern ihm auch als treffliche Hausfrau das eigene Heim, welches er sich bald nach dortiger Sitte schuf, schön und behaglich machte. In seinem Hause und Garten, welchen er selbst mit Liebe pflegte, genoß er die frohesten Stunden im Familienkreise, welcher durch die Geburt zweier Knaben und die Verheiratung, beziehungsweise Verlobung zweier Töchter erweitert wurde.

Trotz alledem konnte er freilich München nicht vergessen. An die klare, scharfe Luft der bayerischen Hochebene und die zwanglose Weise der Süddeutschen gewöhnt, vermochte er sich nicht mehr so recht im Norden einzuleben, und er war schon zu alt geworden, um für den Freundeskreis, welchen er an der Isar verlassen hatte, in der neuen Heimat Ersatz zu finden. Mit inniger Befriedigung benutzte er daher alljährlich den Anlaß, welchen ihm die Versammlungen der Historischen Kommission boten, um die Isarstadt und die alten Freunde wieder zu begrüßen, und es war eine freundliche Fügung, welche ihn, als das Maß seiner Tage erfüllt war, am 19. Mai dieses Jahres gerade hier im gastlichen Hause eines langjährigen Freundes die Augen schließen ließ, als er in Begleitung seiner Gattin von einer kleinen wissenschaftlichen Reise, um einige, den Freunden zugedachte Tage verfrüht, zur Sitzung der Kommission nach München gekommen war.

Für seine wissenschaftlichen Arbeiten hatte Kluckhohn in Göttingen größere Muße als hier zu finden gehofft. In den siebziger Jahren hatte er eine Geschichte des Jesuitenordens geplant und Vorarbeiten dafür begonnen. Dann war er auf den Antrag Giesebrechts eingegangen, für die von Heeren und Ukert begründete Sammlung eine Geschichte Bayerns in der neueren Zeit zu schreiben, und später hatte er auch eine Geschichte der Reformation zu verfassen übernommen. Für beide Werke war er jedoch in München über Vorbereitungen nicht hinausgekommen. In Göttingen nahmen ihn dann zunächst jene Arbeiten in Anspruch, welche stets dem Übergange von einer Anstalt zur anderen, deren Erfordernisse doch mehr oder minder verschiedene sind, nachfolgen. Als er aber endlich, auf die bayerische Geschichte verzichtend, sich eingehender mit dem Werke über die Reformation

zu befassen begonnen hatte, da trat an ihn die Aufforderung heran, in der Historischen Kommission die Leitung der jüngeren Abteilung der Reichstagsakten zu übernehmen.

Einer solchen Versuchung vermochte Kluckhohn nicht zu widerstehen, obgleich das Herausgeben von Akten im Grunde weder seinen Neigungen entsprach noch in der Richtung seiner Begabung lag. Es war eben eine Eigentümlichkeit seines Wesens geworden, daß, wenn ihm eine neue Aufgabe bezeichnet wurde, welche großen und lohnenden Zielen galt, er sich mit Begeisterung für sie erfüllte und darüber vergaß, zu berechnen, ob sie ihm für die Durchführung älterer Untersuchungen Raum lasse. In diesem Falle kam noch hinzu, daß die Einladung von Sybel ausging, welchem er in wärmster Verehrung ergeben war, und daß sie ihm die Aussicht bot, für Beschäftigung und Fortkommen seiner Schüler auch über die Universitätszeit hinaus sorgen zu können. So nahm er denn den Auftrag an und ging mit Eifer an den Vollzug, die Sammlung der Akten durch Reisen und Litteraturstudien vorbereitend. Schon vorher aber hatte er im Zusammenhange mit der geplanten Reformationsgeschichte die Herausgabe von Akten über den großen Bauernaufstand von 1525 übernommen, welche Dr. Otto Merx unter seiner Leitung bearbeitete. Auf diese Weise war seine ganze, von Amtspflichten freigelassene Kraft gefesselt, und diese Kraft wurde seit 1889 mehr und mehr durch ein schweres Leiden, welches sich in ihm ausbildete, geschmälert. Gleichwohl hörte er nicht auf, daheim und auf Reisen thätig zu sein, und mit froher Befriedigung brachte er auf seiner letzten Reise nach München den bis auf die Vorrede im Druck vollendeten ersten Band der Reichstagsakten mit, um ihn der Historischen Kommission vorzulegen; ja er hoffte, bis zum Herbste den zweiten Band folgen lassen zu können, und auch die Bauernaufstandsakten waren dem Erscheinen nahe gebracht.

Unter diesen Arbeiten entstanden neben einer Biographie Lorenz Westenrieders, welche noch eine Frucht seiner Münchener Forschungen bildete, mehrere Abhandlungen zur Reformationsgeschichte. Diese selbst aber blieb ungeschrieben, und Kluckhohn ist aus dem Leben gegangen, ohne uns ein größeres, darstellendes Werk hinterlassen zu haben. Die Wissenschaft muß das beklagen. Indes schuldet sie ihm gleichwohl reichen Dank, denn durch die Aktensammlungen und die kleineren Schriften, welche er vollendete, hat und wird die Geschichtskenntnis wichtiger Zeiträume und Erscheinungen wesentliche Erweiterung und Vertiefung empfangen. Die Mängel aber, welche an seinen Werken getadelt worden sind, entsprangen gutenteils der ihm eigentümlichen Begeisterungsfähigkeit. Wenn er sich mit einer Persönlichkeit oder Bewegung befaßte, war er stets geneigt, das Große

und Gute doppelt, Gebrechen und Fehler dagegen in verringertem Maße zu sehen.

Derselbe Optimismus beherrschte auch sein Leben. Nicht zwar in Bezug auf seine eigene Persönlichkeit, denn da war er leicht ein Schwarzseher. Andere dagegen faßte er stets von der besten Seite auf, und sogar diejenigen, welche ihn beleidigten, konnten es nicht dahin bringen, daß er ihnen feind wurde, vielmehr steigerte ihr Verhalten nur sein Bedürfnis, sie zu versöhnen, wenn er sie vorher geachtet und geliebt hatte. Herzensgüte war überhaupt der Grundzug seines Wesens. Sie machte ihn zum liebenswürdigsten Gesellschafter, zum anhänglichsten Freunde, zum erfolgreichen und geliebten Lehrer und zum zärtlichsten Gatten und Vater, und sie verlieh ihm nicht nur tief religiöse Gesinnung, welche ihn in glücklichen Tagen erhob und im Leid stärkte, sondern auch jene schwungvolle Hingabe an die Sache des Liberalismus und an den nationalen Gedanken, wodurch ihm hier in München eine über die akademischen Aufgaben hinausgreifende, vielseitige Wirksamkeit ermöglicht wurde.

XXIV.

Max Lossen und sein „Kölnischer Krieg".

(Beilage zur „Allgem. Zeitung" Nr. 42 u. 43 vom 22. u. 23. Februar 1898.)

I.

Es war im Sommer 1865, der wie wenige seither seinen Namen verdiente. Seiner Glut war, wer nur konnte in München, entflohen. Einsam hockte ich in den Räumen der Historischen Kommission hinter verstaubten Akten. Da trat ein Jüngling, wenig älter als ich, mit raschen, fast möchte ich sagen heftigen Bewegungen herein. Kaum mittelgroß und untersetzt, machte er in seiner etwas unharmonischen und nachlässigen Gewandung den Eindruck eines soliden angehenden Geschäftsmannes. Aber er stellte sich in einer die Herkunft vom Mittelrhein verratenden Sprache als meinesgleichen, als Studenten der Geschichte Max Lossen vor, der die Ferien zu archivalischen Forschungen benutzen wolle. Noch am selben Tage, als wir der Arbeit Last bei kühlem Trunke vergaßen, erfuhr ich die Geschichte seines Lebens, die ich später eingehender kennen lernte, in den Grundzügen. Es war nicht seine Art, mit irgend etwas hinter dem Berge zu halten, und war er einmal im Zuge, dann erzählte er mit der ihm eigenen Sorgsamkeit und Zähigkeit in leichtfließender Rede weiter. Was er nun über seine Jugend zu berichten hatte, war nicht Gewöhnliches.

Er stammte aus einer bei Lippstadt in Westfalen ansässigen Bauernfamilie. Sein Urgroßvater hatte zuerst als Legationssekretär und dann als Rat eines Grafen Hatzfeld beim Hofe des Kurfürsten von Köln zu Bonn gelebt. Der Großvater (1759—1821) hatte den mühevollen Beruf eines Lehrers mit dem einträglicheren eines Hüttenmannes vertauscht und war als Kommerzienrat und Inhaber verschiedener Hüttenwerke gestorben. Der Vater Friedrich Wilhelm (1805—1848) endlich leitete mit seinem Bruder ein von ihnen gepachtetes nassauisches Domänenhüttenwerk zu

Emmershausen und Michelbach im Taunus. Er starb 2 Jahre nach seiner Gattin, als sein ältester Sohn Max, am 25. April 1842 zu Emmershausen geboren, erst 6 Jahre zählte. Eine neue Heimat fand darauf dieser mit seinen vier Geschwistern in Kreuznach bei des Vaters Bruder, dem praktischen Arzt und nachmals Sanitätsrat Lossen und dessen dem Haushalt vorstehender Schwester Elisabeth. Wie der Oheim die Gattin, so hatte die Tante den Bräutigam verloren. Beiden war dadurch der Ernst ihres Wesens und die Tiefe ihres religiösen Empfindens gewahrt worden. Davon und von dem strengen Pflichtgefühl, das Kants kategorischer Imperativ den Gebildeten im Anfange unsres Jahrhunderts eingeprägt hatte, wurde das ganze Leben des Hauses gestaltet, das einfach und schlicht, wie damals üblich, geführt wurde und die Wohlhabenheit der Besitzer nur in außerordentlicher Wohlthätigkeit bekundete.

Am 1. August 1861 entließ das Gymnasium zu Kreuznach Lossen mit dem Zeugnis der Reife „in der wohlbegründeten Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, sich zu einem tüchtigen und rechtschaffenen Rechtsgelehrten, Richter und Beamten auszubilden“. Er gedachte sich dem Staatsdienste eines Geburtslandes Nassau zu widmen. Daher legte er noch im August zu Hadamar auch die nassauische Abgangsprüfung ab. Im November bezog er dann die Universität München, und da man damals noch die Ansicht hegte, daß allgemeine Bildung auch dem Juristen nicht schädlich sei, begann er nach bayerischem Brauche mit dem „philosophischen Jahre“. Er hörte Kulturgeschichte bei Riehl, Germanisches und Romanisches bei Konrad Hofmann und Geschichte bei Cornelius, Döllinger und Giesebrecht. Dadurch wurde er bald seinen ursprünglichen Plänen entfremdet. Eine Zeit lang dachte er daran, dem geistsprühenden, scharfsinnigen Hofmann in das dornige Gehege der Sprachforschung zu folgen; dann zogen ihn der fesselnde Vortrag und die überwältigende Persönlichkeit von Cornelius auf das weite Gefilde der Geschichte.

Nicht allein in den Hörsälen suchte indes Lossen Erweiterung seines Gesichtskreises. Als Nassauer fand er Zutritt im gastlichen Hause seines Landsmannes Riehl und bald gestaltete sich das Verhältnis enger, da er als tüchtiger Cellospieler eine Lücke in des musikfrohen Lehrers Hausquartett auszufüllen vermochte. Dadurch und durch Beziehungen zur Witwe des bekannten Naturforschers Karl Friedrich v. Ledebour wurde er auch in den litterarischen Kreis eingeführt, worin Geibel, Heyse, Lingg u. a. glänzten. Noch näher verknüpfte ihn indes der Geist des Kreuznacher Hauses mit einer anderen Welt. Wie bei uns allen, die wir in den 40er und 50er Jahren auf norddeutschem Boden heranwuchsen, waren auch bei ihm, von Romantik und Freiheitssinn befruchtet, eine warme Religiosität und ein

reger kirchlicher Eifer emporgediehen, die vertrauensselig Arm in Arm mit dem Ultramontanismus dahinschritten, da der unversöhnliche Gegensatz beider Richtungen ihren Anhängern noch verhüllt war. Lossens Tante und Erzieherin war eng befreundet mit Clementine v. Lasaulx, Oberin der barmherzigen Schwestern zu Trier und Schwester des im Mai 1861 zu München verstorbenen „Romantikers der klassischen Philologie“, des Universitätsprofessors Peter Ernst v. Lasaulx. So kam Lossen in den Kreis, wo des alten Görres' Geist in mystischem Nebel kampfheischend umging und seine klarere, mildere Tochter Marie die anziehende und Wärme spendende Mitte bildete. Hier vor allem fühlte sich Lossen heimisch und hier wurden die Eindrücke der Jugend vertieft. Daher suchte er auch seine studentischen Freuden in der katholischen Verbindung Aenania.

Wie stark die kirchliche Strömung in ihm flutete, bewies er, nachdem er im Oktober 1863 an die Universität Bonn übergesiedelt war; er gründete die katholische Studentenverbindung Arminia, trat als Vorstand an ihre Spitze und suchte in langen wohlgesinnten Reden das Schwert des Geistes zum Kampf für Kirche und Freiheit zu schärfen. Seinen Studien war das nicht hervorragend förderlich und den Professoren, bei denen er sich einschrieb, Delius, Kampschulte, Knoodt, Ritschl und Sybel, war es nicht allzu oft gestattet, seine kirchlich-geselligen Gedankenkreise zu stören. Deshalb vertauschte er im Herbst 1864 Bonn mit Heidelberg, wohin ihn zugleich ein Mann zog, der bestimmend in seinen Lebensgang eingriff.

Ein Bruder seiner Mutter, Wilhelm Sachs aus Mannheim, hatte sich 1848 stark an der Revolution in Baden beteiligt und deshalb flüchten müssen. Erst 1861 war ihm gestattet worden, zur Leitung seines großen Tabakgeschäftes nach Mannheim zurückzukehren. Schon vorher hatte er seinen Neffen kennen gelernt und dessen entschiedener Freiheitssinn, dessen geistige Frische und Regsamkeit hatten ihn eingenommen; auch fehlte nicht die urdeutsche und besonders einem Radikalen wohlthuende Neigung, an Theorien unentwegt und rücksichtslos festzuhalten. Jetzt wollte daher Sachs aus dem Neffen einen Politiker machen, der das, was ihm selbst mißglückt war, vollenden helfen sollte. Damit aber der künftige Staatsmann unabhängig von bureaukratischer Dienstbarkeit jeder Art den steilen Pfad zum Ziele wandeln könne und das Leben nicht nur vom grünen Tisch oder Katheder aus, sondern in seiner Wirklichkeit kennen lerne, verlangte Sachs, Lossen solle in sein Tabaksgeschäft eintreten und später dessen Leitung übernehmen. Der 20jährige Jüngling war dem Vorschlage nicht abgeneigt, doch erklärte er, zunächst seine Studien durch die Promotion zu Ende führen zu wollen, und da sein Kopf eine Festigkeit besaß,

woran auch die von starkem Metallklang unterstützte Beredsamkeit des alten Freiheitskämpfers wirkungslos abprallte, so blieb nur ein Vergleich übrig, demzufolge Lossen seine Studien während der Woche in Heidelberg an der Hand von Bluntschli, Häusser, Boltzmann und Wattenbach fortsetzte, an Sonn- und Feiertagen aber, sowie in der Ferienzeit, vom Oheim in die Geheimnisse der Politik und des Tabakhandels eingeweiht wurde. Mit seiner Regsamkeit und Thatkraft wurde er beiden Aufgaben gerecht, und so konnte er denn im August 1865 wieder in München erscheinen, um die Untersuchungen abzuschließen, die er einst auf Veranlassung von Cornelius begonnen hatte und in einer Dissertation zu verwerten gedachte.

Sie galten dem Ereignisse, das den deutschen Verhältnissen die Wendung zum 30jährigen Kriege gab; der 1607 durch Maximilian I. von Bayern ausgeführten Achtsvollstreckung gegen die Reichsstadt Donauwörth. Rasch waren sie beendet und Lossen enteilte meinem Gesichtskreise.

Nur durch Dritte vernahm ich von seinen weiteren Geschicken. Schon im Dezember 1865 promovierte er in Heidelberg. Gleich darauf verlobte er sich mit Kätty Boisserée, einer Tochter des bekannten Kölner Kaufmannsgeschlechtes, für die er schon als Student in Bonn tiefe Neigung gefaßt hatte. Dann eilte er nach Spanien, um für das Geschäft seines Oheims zu wirken. In Bilbao erhielt er jedoch die Nachricht, daß jener zu London einem Schlagflusse erlegen sei. So ruhte nun die Last des ganzen Geschäftes, das er mit seinen Geschwistern erbte, auf seinen Schultern, und ich glaubte ihn der Wissenschaft um so sicherer verloren, als er im Juni 1867 Hochzeit hielt und seine Familie rasch wuchs. Indes, er fand doch in dem Geschäftsbetriebe keine Befriedigung, obgleich ihn die häufigen, oft mit geraumem Aufenthalte verbundenen Reisen, wodurch er Frankreich, Spanien, Portugal, Algier und England den Reizen des Pfälzer Tabaks zu erschließen suchte, lebhaft erfreuten und er, obwohl die Entdeckung eines von seinem Oheim 1848 errichteten und dann vergessenen Testaments dessen Vermögen großenteils der Stadt Mannheim überlieferte, keinen Grund hatte, seine Thätigkeit als eine fruchtlose zu betrachten. Anfang 1870 löste er das Geschäft auf, um nach München überzusiedeln und sich aufs neue der Geschichte zu widmen.

Unmittelbar darauf brach der französische Krieg aus. Der Sturm der Begeisterung, der unser ganzes Volk durchzog, ergriff auch ihn. Er wollte als Freiwilliger eintreten, obgleich er früher nicht gedient hatte. Seine Frau und drei Kinder wehrten ihm. Doch unthätig bleiben konnte er nicht. Er errichtete ein Lazareth für Ruhrkranke, holte Klosterfrauen zur Pflege herbei und besorgte die Abholung der Kranken von den Bahnhöfen, sowie die ganze Verwaltung der Anstalt, während seine Gattin mit

den Arbeiterinnen des eben aufgelösten Geschäftes für die Aufgenommenen Nahrung und Wäsche beschaffte. 1500 Soldaten, die der bösen Seuche verfallen, wurden binnen 9 Monaten verpflegt und nur 13 von ihnen starben.

Dieses Wirken fürs Vaterland, die große Volksbewegung und die Aufrichtung des neuen Deutschen Reiches übten tiefen Einfluß auf Lossens politische Anschauungen. Bis dahin war er großdeutsch gesinnt gewesen; jetzt schloß er sich mit ganzem Herzen dem neuen Reiche an. Der demokratischen Richtung entsagte er freilich nicht, doch trieb sie ihn nicht zur Opposition und er dachte nicht mehr daran, als Politiker sich zu bethätigen. Er wollte nur noch der Wissenschaft dienen.

Im Mai 1871 zog er nach München, wo er sich und seiner mit der Zeit neun Kinder zählenden Familie bald in der Kaulbachstraße, Wand an Wand mit seinem verehrten Lehrer Cornelius, ein behagliches Heim erbaute. Um sich wieder in die Geschichte einzuführen, hörte er Vorlesungen bei Cornelius, Döllinger und Giesebrecht. Zugleich nahm er den Verkehr mit diesen Männern und mit Riehl, sowie anderen älteren Bekannten auf und öffnete sein von der rheinisch heiteren und lebhaften Gattin emsig verwaltetes Haus auch jüngeren Leuten und besonders Fachgenossen. Aus diesen traten Kluckhohn, Druffel, Hirschwälder und Berchtold, die nun alle schon aus dem Leben geschieden sind, sowie ich ihm bald besonders nahe, und teils an seinem gastlichen Tische, teils auf gemeinsamen Spaziergängen fochten wir manchen heißen Strauß über Wissens- und Tagesfragen aus. Dabei führte niemand Angriff und Verteidigung hartnäckiger und ernsthafter als er und nicht selten erfuhren Druffel und ich seinen Tadel ob unberechtigten Leichtsinns und Humors.

Ein besonderes Band zwischen uns (außer dem Protestanten Kluckhohn) bildete von Anfang an die kirchliche Bewegung, die sich gegenüber den Beschlüssen der vatikanischen Versammlung seit dem Ende des französischen Krieges entfaltete. Auch da waren wir nur in der Hauptfrage, der Verwerfung der neu erfundenen Dogmen, einig; sonst wichen wir weit von einander ab. Während Druffels streng konservativer Sinn die Kirche genau so, wie sie vor der Verkündigung jener Dogmen gewesen war, festhalten wollte, Hirschwälder und ich aber durchgreifende Reformen befürworteten, hielten Lossen und Berchtold eine mittlere Richtung ein. Lossen beteiligte sich auch zwar eifrig an allen Erörterungen und Versammlungen, die der Kirchenfrage galten, und nahm mit regstem Interesse an den Zusammenkünften teil, worin sich in den Jahren 1871/72 bei Professor Cornelius die Führer der hiesigen Altkatholiken und die vorübergehend hier weilenden Häupter und Freunde der Bewegung vereinten; er selbst trat dieser Be-

wegung jedoch trotz den entschlosseneren Neigungen seiner Frau jahrelang nicht öffentlich bei, sondern ließ sich teils durch Bedenken, die seiner kirchlichen Gesinnung entsprangen, teils durch einen besonders stark entwickelten Zug seines Wesens, das Gefühl der Pietät, zurückhalten.

Er war durchaus kein Höfling und konnte mitunter derb und rücksichtslos erscheinen; aber wo er sich zu Dank und Verehrung verpflichtet fühlte, da drängte er jedes andere Empfinden zurück und ließ sich nicht nur Dinge gefallen, wogegen sich eine weit nachgiebigere und geduldigere Natur empört haben würde, sondern war auch unermüdlich, Opfer zu bringen. So trug denn die Rücksicht auf seine Pflegeeltern wesentlich dazu bei, daß er sich bis zu deren Tode der öffentlichen Thätigkeit für den Altkatholizismus enthielt. Erst als diese Schranke gefallen war und seine eigenen Anschauungen durch den Fortgang des kirchlichen Kampfes weitergeführt waren, wurde er einer der thätigsten Vertreter der altkatholischen Bewegung, etn fleißiger Mitarbeiter und ein Jahr lang sogar thatsächlich Herausgeber des „Deutschen Merkurs" und schließlich Vorstand der hiesigen Gemeindeausschüsse.

Dabei beharrte er indes stets in der schlichten Gläubigkeit seiner Jugendzeit. Theologische und philosophische Forschungen lockten ihn nicht. Das Glauben war ihm Bedürfnis und Gewohnheit. Überhaupt aber war seine kühle, klare und frühzeitig abgeschlossene Individualität Veränderungen und Beeinflussungen wenig zugänglich. Deshalb erregten ihn auch grundsätzliche Gegensätze nicht bis ins Mark hinein, und wie gern und lebhaft er auch über Meinungsverschiedenheiten stritt, er zerstritt sich selten mit jemandem. Geschah es aber, so war er um so geneigter zur Versöhnung, als er obendrein nicht nur anhänglich, sondern auch wohlwollend und duldsam war. Seine Duldsamkeit gewährte sogar bisweilen anderen eine Nachsicht oder Verteidigung, die Fernerstehende befremdete, zumal er selbst peinlich ehrenhaft, gewissenhaft und zuverlässig war und sein eigenes Verhalten nach fast pedantisch strengen Grundsätzen regelte. Freilich trieb ihn auch Widerspruch leicht weiter, als er aus eigenem Antriebe gegangen wäre, denn es war eben doch, wie sein Kreuznacher Zeugnis behauptete, die Anlage zum Juristen in ihm.

Zu den angedeuteten, den Umgang mit ihm erfreulich machenden Eigenschaften gesellten sich aber in Lossen auch ein heiterer, federnder, stets jugendlich bleibender Sinn, sehr vielseitiges Interesse, ausgebreitetes Wissen auf sehr verschiedenen Gebieten, künstlerische Neigungen, große Anspruchslosigkeit und rege Bereitwilligkeit, Wissen, Können und Leistungen anderer anzuerkennen. So konnte er mit Leuten der verschiedensten Art und Richtungen, ja mit Vertretern von Anschauungen, die den seinigen schroff

entgegenstanden, dauernd auf gutem Fuße bleiben und den Kreis seines Verkehrs immer weiter ausdehnen. Besonders gern ging er auch mit jüngeren Leuten um, denn das entsprach seinem Wesen, und er besaß eine lehrhafte Anlage.

Wie ausgiebig er aber auch der Geselligkeit pflegte, wie eifrig er sich den kirchlichen Fragen widmete und wie aufmerksam er daneben, von warmer Vaterlandsliebe erfüllt, die Entwicklung des Staatslebens verfolgte: an erster Stelle stand ihm stets die wissenschaftliche Arbeit, der zuliebe er nach München übergesiedelt war.

Gleich im Beginn seines hiesigen Aufenthalts hatte ihn Professor Cornelius auf den „Kölnischen Krieg“ hingewiesen, jenen Kampf, wodurch in den Jahren 1582—1584 der Versuch des Kurfürsten Gebhard Truchseß von Köln, sein Erzbistum zu säkularisieren und protestantisch zu machen, vereitelt wurde. Der bedeutungsvolle Gegenstand lockte Lossen, zumal es sich dabei um seine Heimat und das ihm so vertraute Köln handelte. Auch hoffte er von raschem, kräftigem Handeln berichten zu können, wie er in seiner Dissertation frisch und keck den Gang der Entwicklung in hervorstechenden Punkten verfolgt hatte. In ein paar Jahren gedachte er fertig zu werden. Er kannte noch nicht die öde Steppe, worin das Leben unsres Volkes vom Religionsfrieden bis zum 30jährigen Kriege, statt Thaten Akten gebärend, dahinschlich. Indes, nachdem er einmal den Spaten angesetzt hatte, zog er die Hand nicht mehr zurück und immer weiter und breiter durchwühlte er den Sand, den das krause Wurzelwerk endloser Praktiken und Gegenpraktiken, woraus nur selten eine magere Kiefer der That aufsproßt, durchzieht. Mit einer Geduld, die nur der voll zu würdigen weiß, der sie selbst geübt hat, suchte er aus einer langen Reihe von Archiven und aus vielen Hunderten verschollener Bücher seinen Stoff herbei und mit musterhafter Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt sammelte und bereitete er jeden Stein, der seinem Bau dienen konnte. Wie es so leicht dem ergeht, der sich derartiger Aufgabe widmet und nicht auch auf andere Bahnen gezwungen wird, ging er ganz in der einen Sache auf. Abgesehen von der Herausgabe der akademischen Vorträge Döllingers, die er in den Jahren 1891 und 1893 besorgte, stehen alle seine zahlreichen Veröffentlichungen im nächsten Zusammenhang mit seiner Geschichte des Kölnischen Krieges.

Nichtsdestoweniger oder vielleicht auch gerade deshalb genügte aber die wissenschaftliche Arbeit auf die Dauer nicht, um Lossens Thätigkeitsdrang zu sättigen. Er war ein tüchtiger Kaufmann gewesen, und das Kreuznacher Zeugnis hatte auch insofern richtig geurteilt, als es meinte, er könne ein guter Beamter werden. Er hatte ein dringendes Bedürfnis

nach praktischer Wirksamkeit, und wir pflegten ihn damit zu necken, daß sein eigentlicher Beruf sein würde, als Bürgermeister einer kleinen Stadt über dem Wohlverhalten von Mensch und Vieh zu wachen. Seiner eigenen Neigung kam es daher entgegen, daß Döllinger, der Präsident der Münchener Akademie der Wissenschaften, und Giesebrecht, der Sekretär ihrer historischen Klasse, ihm im Jahre 1882 vorschlugen, das eben erledigte Sekretariat der Akademie zu übernehmen. Döllinger, der den Tagesgeschäften des Präsidiums weder Neigung, noch Befähigung entgegenbrachte, wünschte sie auf einen gewandten und klugen Gehilfen abzuwälzen, und Giesebrecht, der selbst ein vorzüglicher Verwalter war, begehrte die im Akademiebetriebe eingerissenen Mißstände beseitigt zu sehen. Beide aber setzten ihre Hoffnung auf Lossen, mit dem sie beide und besonders Döllinger in regem Verkehr standen und der Döllinger schon öfter die Hilfe geleistet hatte, deren dieser nicht entbehren konnte, wenn er etwas veröffentlichen sollte.

Wir jüngeren Freunde waren entsetzt. Lossens Vorgänger war ein einfacher Kanzlist und seine Thätigkeit eine derartige gewesen, daß mir nach seinem Tode der damalige Akademiediener, ein früherer Feldwebel, vertraulich versicherte, diese Stelle könne er mit Leichtigkeit versehen. Aber Lossen war nicht umsonst Kaufmann gewesen und hatte nicht umsonst als solcher auch mit kleinen Dingen und allerlei Volk zu thun gehabt. Durch geschäftsmäßige Behandlung wußte er sich mit den Widrigkeiten und Niedrigkeiten seiner Stellung abzufinden, und seine rheinische Gemütlichkeit, sowie seine Gleichgültigkeit gegen alles Ceremonielle halfen ihm die Keckheit der Niederen und den Stolz der Hohen überwinden. Auch wurde seine Stellung natürlich sehr dadurch gehoben, daß er es nicht nötig hatte, sie zu versehen, sondern jeden Augenblick gehen konnte, wenn er wollte, und daß er 1885 zum außerordentlichen, 1889 zum ordentlichen Mitglied der historischen Klasse und ebenso 1888 zum außerordentlichen, 1892 zum ordentlichen Mitgliede der Historischen Kommission erwählt wurde. Vor allem aber wußte er der Stellung einen ganz anderen Inhalt zu geben, als sie bisher besessen hatte. Mit der Energie des Pflichtgefühls, das in ihm lebte, und des Thätigkeitsdranges, der ihn erfüllte, sowie zugleich mit innerem Behagen widmete er sich den Geschäften und übernahm alles, was anderen zu lästig fiel. Zugleich unterrichtete er sich über alles, was in den Bereich der Akademiegeschäfte gehörte, aufs gründlichste und wurde dadurch ebenso befähigt wie bereit, überall Auskunft zu geben und zu raten. Seine peinliche Gewissenhaftigkeit und strenge Sachlichkeit ferner erwarben ihm rasch das volle Vertrauen seiner Vorgesetzten und der Akademiegenossen, und seine Geschäftsgewandtheit, seine ausgedehnten Sprachkenntnisse und sein praktischer Sinn boten ihm Hilfsmittel, die seine

Thätigkeit auf sich selbst zu stellen geeignet waren. Andererseits gab die so natürliche Unlust Döllingers und anderer Gelehrten an den Betriebsgeschäften seiner Wirksamkeit erweiterten Raum.

Auf diese Weise erhielt Döllinger in Lossen die Stütze, deren er begehrte, und wie er das oft in warmen Worten anerkannte, so zollte auch sein Nachfolger, der jetzige Präsident, Geheimrat v. Pettenkofer, dem unermüdlichen Gehilfen am Grabe herzlichen Dank; Lossen selbst aber fand eine seiner würdige, der Akademie höchst ersprießliche Thätigkeit.

Wohl erwuchsen ihm aus der alten Natur seiner Stellung Erfahrungen, die ihm bittere Stunden bereiteten und ihn wiederholt an Rücktritt denken ließen. Indes die Federkraft seines Wesens half ihm darüber hinweg, und das Amtieren entsprach so sehr seiner Eigenart, daß er sich nicht mehr davon losmachen konnte. Je länger, desto mehr durchdrang ihn das Beamtentum. Er überwand in Hinsicht auf Politik, Staat und Gesellschaft nie die demokratischen Anschauungen, worin er sich einst mit seinem Oheim Sachs zusammengefunden hatte, und huldigte auch sonst freisinnigen Grundsätzen; aber trotzdem waren in allen Fragen, die irgendwie mit seiner amtlichen Thätigkeit zusammenhingen, die Gesichtspunkte des Beamten für ihn maßgebend, wie er das auch selbst wiederholt aussprach.

Der Eifer fürs Amt war indes nicht imstande, die Liebe zur Wissenschaft zu ersticken. Unablässig und mit gleicher Gewissenhaftigkeit, ja mit vermehrter Ausbreitung seiner Forschungen arbeitete er an der Geschichte des Kölnischen Krieges fort, soweit es nur die Amtspflicht gestattete. Nach mehr als 25jähriger Bemühung brachte er das Werk, dessen erster Band 1882 erschienen war, im Herbst 1897 mit dem zweiten Band zum Abschlusse.

Das Register dieses Bandes hat er noch auf dem Krankenlager unter fürchterlichen Schmerzen angefertigt. Er war sein ganzes Leben hindurch nie krank gewesen und hatte sich stets außerordentlicher Frische erfreut; auch war er ein gewaltiger Turner und tüchtiger Bergsteiger gewesen, ja er hatte körperliche Übungen mit einer Art von Leidenschaftlichkeit betrieben. Erst seit 2 Jahren machte sich eine gewisse Abspannung bemerklich. Es bildete sich der Darmkrebs aus. Im August 1897 begann dieser ernstliche Störungen zu verursachen und nach kurzer Besserung traten im Oktober seine vollen Wirkungen ein, die nach entsetzlichen Leiden Lossens Leben am 5. Januar 1898 endeten.

Es war dem Dahinsiechenden ein Trost, daß es ihm vergönnt gewesen, sein Lebenswerk zu vollenden, und es war sein Wunsch, daß es in diesen Blättern besprochen werden möge. Es sei mir daher gestattet, daß

ich diesen Zeilen der Erinnerung einen Überblick über die Ergebnisse jenes Werkes beifüge.

II.

Der Kölner Krieg ist ein wichtiger Abschnitt des langen Kampfes um die „Freistellung“, der die Entwicklung der deutschen Verhältnisse zum 30 jährigen Kriege entscheidend beeinflußt hat.

Der unter dem falschen Namen des Religionsfriedens bekannte Landfriede, den König Ferdinand I. und die katholischen Reichsstände 1555 zu Augsburg mit den protestantischen Reichsständen abgeschlossen, hatte diesen bis zu künftiger Vergleichung des Religionszwiespalts die Außerkraftsetzung der gegen Ketzer gerichteten Reichsgesetze und damit den Fortgenuß der Reichsstandschaft, sowie eine Reihe besonderer Zugeständnisse bewilligt. Da man jedoch an dem mittelalterlichen Grundsatze festhielt, daß in einem Staate nur eine Kirche bestehen dürfe, und da demgemäß der Vertrag die alte, katholische Kirche als die allein zu Recht bestehende behandelte, waren dem Protestantismus verschiedene Einschränkungen auferlegt worden, die der alten Kirche ihren bis dahin bewahrten Besitzstand sichern sollten.

Die Protestanten hatten das hingenommen, weil sie gleich den Katholiken nach Ruhe lechzten, und sie hatten auch in der nächstfolgenden Zeit keinen ernstlichen Versuch zur Beseitigung der ihnen nachteiligen Bestimmungen unternommen, weil sie trotz diesen eine Reihe von Bistümern und Reichsklöstern an sich bringen, Massen von Kirchengut einziehen und auch sonst die Herrschaft ihres Bekenntnisses ausdehnen konnten. Ihre Nachlässigkeit begann erst zu weichen, als die Wirkungen der anhebenden Gegenreformationsbewegung bemerkbar wurden.

Zuerst geschah dies, indem einige Domkapitel von ihren Mitgliedern den Eid auf das tridentinische Glaubensbekenntnis oder doch ein streng auf den Katholizismus verpflichtendes Gelöbnis, von ihren Vorstehern aber obendrein noch den Empfang der Priesterweihe verlangten. Da merkten die Grafen und Freiherren des Reiches auf. Sie waren gewohnt, ihre jüngeren Söhne und Brüder durch Kapitelspfründen oder Bistümer zu versorgen, und mancher beschaffte sich auch durch einige Jahre geistlicher Laufbahn einen willkommenen Sparpfennig, bevor er das väterliche Erbe antrat. Die geistlichen Würden hatten ja bis dahin außer zeitweiligen Chorbesuchen keinerlei Verpflichtungen auferlegt und dem Lebensgenusse, wozu sie die Mittel boten, keine Schranken gesetzt. Die neuen Satzungen und Eide bereiteten dagegen dem alten Brauche Schwierigkeiten und schlossen Protestanten von den Stiften aus. Bei der ohnehin bedrängten Wirtschaftslage des mittleren Adels erschien das doppelt nachteilig. Grafen und

Herren beschwerten sich daher bei dem Reichstage, der 1566 gehalten wurde, über die Neuerungen. Sie erzielten indes keine Abhilfe und mußten also auf andere Wege denken.

Schon 1565 hatten die protestantischen Grafen und Herren den Erzbischof Kurfürsten Friedrich von Köln aufgefordert, sein Stift zu reformieren und so die „Freistellung“, d. h. die Zulassung der Protestanten zu den Reichsstiften und Domkapiteln thatsächlich einzuführen. Er war ihr Standesgenosse, ein Graf v. Wied, und huldigte dem Kompromißkatholizismus, jener damals fast alle deutschen Katholiken beherrschenden Richtung, der die Dogmatik gleichgültig und unbekannt war, im äußeren Kirchenwesen aber protestantische Anschauungen Maß gaben. Gleichwohl ging er nicht auf den ihm vorgeschlagenen Plan ein. Ihn mochte neben anderem das Beispiel seines Verwandten Hermann v. Wied schrecken, der 1547 den Versuch, sich der Reformation anzuschließen, mit dem Verluste der Stifte Köln und Paderborn gebüßt hatte. Als wenig später der fanatische Papst Pius V. ihn drängte, das Tridentiner Glaubensbekenntnis zu beschwören, dankte er 1567 ab.

An seine Stelle wählte das Domkapitel den Grafen Salentin v. Isenburg. Es bestand aus 16 „Edelherren“, die mindesten Grafen oder Freiherrn sein und acht ebenbürtige Ahnen nachweisen mußten, und aus acht Priesterkanonikern, die geweihte Priester und Doktoren der Theologie zu sein hatten. Unter den Edelherren war Salentin der einzig entschieden katholisch Gesinnte. Aber als Letzter seines Geschlechtes war auch er von vornherein nicht gesonnen, die Priesterweihe zu nehmen, und sein Eifer ging nicht so weit, daß er das Tridentinum beschwören und der päpstlichen Kurie aus den schmalen Einkünften seines tiefverschuldeten Stiftes die Taxen für seine Bestätigung und das Pallium entrichten mochte. In Rom, wo man seit Pius V. die Kirche ebenso liebte wie allzeit das Geld, sprach man daher schon nach Jahresfrist von seiner Absetzung. Indes einen solchen Gedanken zu verwirklichen, erschien nicht so leicht. Salentin war ein sehr begabter und thatkräftiger Mann, eine durchaus eigenartige Persönlichkeit, die aus Lossens trefflicher Schilderung näher kennen zu lernen jeden Leser erfreuen muß. Ein tüchtiger Verwalter und ein schneidiger Kriegsmann, war er stets geneigt, mehr Ansprüche zu erheben, als ihm zustanden, nie aber auf wohlerworbene Rechte zu verzichten. Obendrein durfte er auf die Hilfe der Reichsgrafen und mindestens der protestantischen Fürsten, der Papst dagegen nicht auf die des stets vermittelnden Kaisers Maximilian II. zählen. Da wies Kardinal Otto Truchseß von Waldburg, der erste ultramontane deutsche Bischof des 16. Jahrhunderts, auf Ernst, den 14jährigen Sohn Herzog Albrechts von Bayern

hin, den man mit Hilfe Spaniens an Salentins Platz bringen könne.

Herzog Albrecht war anfangs Kompromißkatholik gewesen. Streitigkeiten mit seinem Adel hatten ihn 1564 zum Anhänger der Gegenreformation gemacht. Wie aber Territorialpolitik die Wurzel seines kirchlichen Eifers war, so bot diesem das dynastische Interesse weitere Nahrung. Albrecht entschloß sich 1565, das jüngste seiner sieben Kinder, den Herzog Ernst, mit geistlichen Pfründen zu versorgen; der 11 jährige Knabe empfand sogleich Beruf für den geistlichen Stand, und schon 1567 wurde er zum Bischof von Freising erwählt. Dies kleine und arme Stift konnte jedoch nicht zu standesgemäßem Unterhalte Ernsts genügen. Freudig begrüßte daher sein Vater die Kölner Aussichten.

Auch Spanien entsprach der Erwartung Kardinal Ottos. Seit 1566 kämpfte Alba in den Niederlanden, um sie dem staatlichen und kirchlichen Joche Spaniens wieder zu unterwerfen. Für seinen Erfolg war es von großer Bedeutung, ob ein befreundeter oder abgeneigter Kurfürst das rheinische Nachbarstift beherrschte. Obendrein hoffte er durch Herzog Albrecht den Landsberger Bund, an dessen Spitze jener stand, und damit die gesamten katholischen Fürsten Deutschlands zu thatkräftiger Unterstützung der spanischen Waffen zu gewinnen. Von diesen Gesichtspunkten der großen europäischen Politik aus befürwortete er deshalb Ernst in Rom so nachdrücklich, daß der Papst dafür gewonnen wurde, den Prinzen zum Koadjutor Salentins zu bestellen.

Doch das so glücklich eingeleitete Unternehmen sollte nicht so rasch zum Ziele gedeihen. Von geringerer Bedeutung war es, daß der junge Herzog Ernst bei einem Aufenthalte am Rhein von dem Leichtsinn des dortigen Lebens umstrickt und teils dadurch, teils durch das verbohrte Zelotentum seiner geistlichen Erzieher mit Widerwillen gegen den geistlichen Stand erfüllt und während eines Aufenthalts in Rom sogar veranlaßt wurde, sich seinen Zwangsmeistern durch die Flucht zu entziehen. Diese Vorgänge, die Lossen eingehend schildert, sind sehr interessant für uns und bieten ein merkwürdiges Seitenstück zu der Erziehung, die später Ernsts Neffe, Ferdinand, sein Nachfolger, empfing. Sie zeigen, wie finster und beschränkt sich der deutsche Ultramontanismus schon damals vom römischen abhob und wie bedenkliche Früchte seine jede Willensfreiheit unterdrückende Erziehung zeitigte. Aber Herzog Albrechts Wille, Ernsts gutes Herz und die Klugheit der Jesuiten hielten den Prinzen auf der geistlichen Bahn fest, und in Rom wie bei der Masse der katholischen Geistlichen und Laien Deutschlands fielen seine sittlichen Verfehlungen nicht ins Gewicht, da sie zu den Gewohnheiten des Klerus gehörten. Seine Liebenswürdigkeit, sein

Geist und sein Eifer für den Katholizismus erwarben ihm sogar dauernd die warme Zuneigung Gregors XIII. und der Kardinäle. Andere Umstände wirkten jedoch Ernst stärker entgegen, und da Salentin sich endlich herbeiließ, den Eid auf das Tridentiner Glaubensbekenntnis abzulegen, wurde er endlich 1573 vom Papst als Erzbischof bestätigt. Der einzige Erfolg, den Ernst im Zusammenhang mit dem Kölner Plane errang, war der, daß er im März 1573 zum Bischof von Hildesheim gewählt wurde, weil das Domkapitel von Bayerns Macht Schutz gegen den Herzog von Braunschweig erhoffte, dessen Vorfahr bereits zwei Drittel des Stiftes an sich gerissen hatte, und der selbst auch den Rest sich anzueignen trachtete.

Macht und Einkünfte Hildesheims waren gering. Immerhin aber hatte nun Ernst in Niederdeutschland Fuß gefaßt, und um so lebhafter mußten sich die Besorgnisse regen, die seine Bewerbung um Köln den Grafen und Freiherren des Reiches erweckt hatte. Bei den Protestanten war der Eifer für die Freistellung durch die gewaltsame Gegenreformation, die seit 1570 von mehreren geistlichen Fürsten begonnen worden war, gewachsen, und von niemand schien der Protestantismus mehr zu fürchten zu haben, als von einem Sprossen des bayerischen Hauses. Dem ganzen mittleren Adel aber drohte politischer Nachteil. Seit dem 13. Jahrhundert hatten die Fürsten den mittleren und den niederen Reichsadel mehr und mehr aus dem Staatsleben hinausgedrängt. Auf den Reichstagen hatten die Reichsritter gar keine Vertretung, von den Grafen und Freiherren nur die Schwaben und die Wetterauer eine abwechselnd auszuübende Gesamtstimme im Fürstenrate erlangt. Einfluß auf die Reichsangelegenheiten vermochten die Adeligen nur mittelbar durch die aus ihnen hervorgegangenen Bischöfe und Prälaten auszuüben. Die größte Bedeutung besaßen da die drei mit der Kurwürde verbundenen Erzbistümer am Rhein. Von diesen gehörten dem Herkommen nach Mainz und Trier dem ritterlichen, Köln dagegen dem mittleren Adel. Durfte sich dieser nun dort durch einen Fürsten verdrängen lassen? Gewiß nicht, denn er war sich längst darüber klar geworden, wie sehr er gegen die Fürsten den Schutz des Reiches bedürfe, und bemühte sich daher auch mit wachsendem Eifer um ausgiebigere Vertretung auf den Reichstagen.

Als Vorkämpfer der Grafen und Freiherren erhob sich nun Graf Johann von Nassau. Ihn bestimmte neben den Anliegen seines Standes auch der Umstand, daß sein Bruder Wilhelm von Oranien an der Spitze der Niederländer gegen Spanien stritt und dessen Sieg in ausgedehntem Maße von der Entwicklung der westdeutschen Verhältnisse abhängig schien. Unerschöpflich in Plänen und Auskünften, gleich seinem Bruder, versuchte

Johann zuerst Salentin zu bestimmen, daß er den längst gefaßten Plan, zu heiraten, ausführe und dennoch Kurfürst bleibe; dann wandte er sich einem umfassenderen Entwurfe zu. Am 5. April 1574 starb Graf Johann von Hoya, der die Bistümer Osnabrück, Münster und Paderborn besaß. Wie er selbst dem Kompromißkatholizismus ergeben gewesen, so hatte dieser sich auch in seinen Stiften ausgebreitet und war bereits oft in Protestantismus übergegangen. Zum Nachfolger wurde daher in Paderborn Kurfürst Salentin, auf dessen baldigen Rücktritt man rechnete, in Münster der 12jährige Herzog Johann Wilhelm von Jülich, dessen Vater dem Kompromißkatholizismus eifrig ergeben war, und in Osnabrück der Erzbischof von Bremen, Herzog Heinrich von Sachsen-Lauenburg, der thatsächlich Protestant war, erwählt. Bald darauf starb Johann Wilhelms einziger Bruder und er wurde somit, indem er jetzt zum Erben der Jülicher Lande berufen war, genötigt, aus dem geistlichen Stande zu scheiden. Da faßte nun Graf Johann den Plan, Heinrich von Bremen nach Münster zu bringen, ja, da Kurfürst Salentin sich aus persönlicher Freundschaft für Heinrich dem Gedanken geneigt zeigte, bemühte der Nassauer sich, dem Sachsen auch die Nachfolge in Köln zu verschaffen, obgleich jener sich inzwischen verheiratet hatte.

Für Köln hatte jedoch Salentin den bayerischen Prinzen in Aussicht genommen und da für diesen in Münster aus verwandtschaftlichen und anderen Rücksichten der Herzog von Jülich, an beiden Orten aber die Partei Roms eintrat und außerdem noch verschiedenartige Verhältnisse und Interessen sich geltend machten, so entfaltete sich ein verwickeltes Getriebe von Bemühungen und Ränken. Lossen hat es mit sicherer Hand klargelegt und dabei nicht nur das Bild der kirchlichen und staatlichen Zustände in den Stiften, das er der Geschichte dieser Kämpfe voranstellt, vertieft, sondern auch die Entwicklung der großen westeuropäischen Gegensätze mannigfach beleuchtet.

Das Ergebnis war, daß in Münster, um Heinrich von Bremen auszuschließen, der Jülicher Erbprinz vorläufig noch die Regierung behielt, und in Köln, nachdem Salentin wirklich zurückgetreten war, am 5. Dezember 1577, Gebhard Truchseß von Waldburg, ein Neffe des Kardinals Otto, erwählt wurde; nur in Paderborn trat an Salentins Stelle Heinrich von Bremen.

Mit noch geringerem Erfolge hatte Graf Johann von Nassau gleichzeitig für die Freistellung auf dem Gebiete der Reichsverfassung gearbeitet. Hier versagte sich ihm die Hilfe der protestantischen Fürsten. Diese waren sämtlich sehr fromme und glaubenseifrige Herren. Für ihre Politik waren ihnen indes, wie überhaupt, so auch in Bezug auf die kirchlichen Ver-

hältnisse des Reichs lediglich, oder doch in erster Reihe, die Interessen ihres Hauses und ihrer Territorialmacht maßgebend. Die, welche die in ihren Landen und ihrem Machtbereiche gelegenen Kirchengüter an sich gebracht hatten, wollten den Frieden erhalten und weiteren Kampf gegen den Katholizismus vermieden wissen; die, welche noch zu erwerben hofften, wünschten die Freistellung in den Stiften und die Beseitigung der anderen den Protestanten im Religionsfrieden gesetzten Schranken. Gesättigte und hungrige Fürsten schieden sich. Dafür, daß die Frage zur Entscheidung stand, ob der Protestantismus im Reiche das Übergewicht oder der Katholizismus die Kraft zu neuem, siegreichem Kampfe erlangen solle, hatten beide Gruppen kein Verständnis und auch die hungrige wurde durch engherzige Selbstsucht in ihrem Vorgehen gelähmt. Versagte doch eins ihrer rührigsten und klügsten Mitglieder, Landgraf Wilhelm von Hessen, dem Nassauer in der Kölner Sache seine Mitwirkung, weil er da für sich und seine Söhne doch keinen Vorteil zu erwarten habe. So fand Johann nur bei Kurpfalz Unterstützung, das unter den Hungrigen voranstand. Den Grund hiefür enthüllt uns ein Blick auf eine Karte jener Zeit, indem er uns zeigt, wie die kleine Pfalz von geistlichen Gebieten durchsetzt und umgeben war. Dazu gesellte sich der kirchliche Fanatismus des Kurfürsten Friedrich III. und seines Sohnes Johann Kasimir, sowie der Einfluß des Großhofmeisters, des Grafen Ludwig v. Wittgenstein, der mit den Interessen seines Herrn die seiner eigenen Standesgenossen, der Reichsgrafen, verfocht. Indes die Gesättigten, voran Kurfürst August von Sachsen, die maßgebende Persönlichkeit unter den deutschen Protestanten, hielten zurück, und die Reichsritterschaft legte geradezu Verwahrung gegen die Freistellung in den Stiften ein, da sie besorgte, diese werde zur Einziehung der Stifte durch die Fürsten führen und so dem niederen Adel Einkünfte und Einfluß rauben. Daher scheiterten die Versuche der Kurpfälzer, Johanns und seiner Anhänger, auf dem Wahltage von 1575 und dem Reichstage von 1576 die Freistellung für die Reichsstifte durchzusetzen, obgleich die Erfolge der Gegenreformation geboten, sie auch auf die Unterthanen der geistlichen Fürsten und auf die Reichsstädte auszudehnen.

Unerwartet eröffneten sich jedoch bald neue Aussichten. Gebhard Truchseß hatte sich vor und namentlich nach seiner Erwählung zum Kurfürsten von Köln als eifrigen Katholiken gebart und trotz Bayerns Umtrieben war er im März 1580 vom Papst bestätigt worden. Er hatte indes von Anfang an mit den Wetterauer Reichsgrafen und vor allem mit Johann von Nassau in Verbindung gestanden und sich sogar ihren Freistellungsbestrebungen geneigt gezeigt. Seit seiner Bestätigung ergab

er sich nun leichtfertigem Leben und trat in ein nahes Verhältnis zu einem adeligen Fräulein, der Gräfin Agnes v. Mansfeld. Die Erzählung, daß deren Brüder und Verwandte ihn endlich zum Eheversprechen gezwungen hätten, hält Lossen wohl mit Recht für begründet. Gebhard besaß indes nicht die Mittel, um eine standesgemäße Ehe einzugehen. Da setzten denn Johann von Nassau und andere Wetterauer ein, indem sie ihm zuredeten, zum Protestantismus überzutreten und das Erzbistum zu behalten. Nach längerem Sträuben überwand Gebhard seine Gewissensbedenken und ging auf den Plan ein.

Gelang dessen Ausführung, dann verfiel nicht nur ganz Nordwestdeutschland dem Protestantismus, sondern, indem eine so große Zahl von Reichsstiften verschwand und die Gleichheit der geistlichen und weltlichen Stimmen im Kurfürstenkolleg beseitigt wurde, mußte das Reich aufgelöst und die deutsche „Libertät", die völlige Unabhängigkeit der Einzelstaaten, herbeigeführt werden. Doch das bedeutungsvolle Unternehmen fand nicht ausreichende Unterstützung.

In den am Rhein gelegenen Gebieten des Kölner Erzbistums regte sich bei Adeligen und Bürgern die Sorge vor Erblichmachung des Stiftes, und zahlreich waren die Gegner des Protestantismus. Die Reichsstadt Köln, deren Zustände Lossen mit eingehender Liebe schildert, war mit dem katholischen Kirchentum seit Jahrhunderten so innig verwachsen, daß sie mit diesem sich selbst aufgegeben haben würde. Die Domherren ferner waren teils eifrige Anhänger Roms, teils schlaff und um ihre Pfründen besorgt, und aus ihrer Mitte erhob sich als schneidiger Gegner Gebhards der Chorbischof Herzog Friedrich von Sachsen-Lauenburg, ein Bruder Heinrichs von Bremen, den Gebhard aus einem halben Protestanten und eifrigen Freunde in einen entschiedenen Katholiken und erbitterten Feind umgewandelt hatte, indem er ihm anfangs die Abtretung des Erzstifts in Aussicht gestellt, dann aber durch sein Verharren Enttäuschung bereitet hatte. Sogar die alten Stiftsräte endlich entzogen sich dem Dienste des Herrn, der den Überlieferungen seines Amtes ungetreu wurde.

Gebhard selbst aber war ein unbedeutender, kraftloser Mensch und verfügte nur über äußerst geringe Mittel. Er war ganz von fremder Hilfe abhängig. Solche konnten ihm jedoch die aufständischen Niederländer nicht gewähren, weil die spanischen Waffen zu dieser Zeit das Übergewicht besaßen; Frankreich wurde durch inneren Zwist von der Einmischung zurückgehalten, und unter den deutschen Protestanten gaben wieder die Gesättigten unter der Führung des Kurfürsten August von Sachsen den Ausschlag. Einzig die Wetterauer Grafen, Kurpfalz, die rheinischen Pfalzgrafen und einige Städte traten Gebhard zur Seite, aber sie besaßen weder

die Macht noch die Entschlossenheit noch die politische Einsicht, um das schwierige Wagnis zu glücklichem Ausgang zu führen.

Andrerseits erhob sich die katholische Partei gegen die sie bedrohende Gefahr mit Eifer und Entschlossenheit. Kaiser Rudolf II. freilich suchte anfangs zu vermitteln, um den Frieden im Reich zu erhalten und das Eingreifen des Auslandes zu verhüten. Der Papst dagegen ging mit rücksichtsloser Entschiedenheit vor, seine Nuntien und Sendlinge und seine deutschen Anhänger arbeiteten und wühlten mit rastloser Anstrengung, und Spanien bot bewaffnete Hilfe. Sie alle richteten ihre Blicke jetzt wieder auf Ernst von Bayern, um ihn an Gebhards Stelle zu setzen. Er war inzwischen 1581 auch zum Oberhaupt des Bistums Lüttich und der Reichsklöster Stablo und Malmedy erwählt worden, und seine Stellung in Niederdeutschland hatte also wesentlich an Bedeutung gewonnen. Indes er, der Gebhards um eines Weibes willen begangene That strafen sollte, wurde durch ein Liebesverhältnis in Freising zurückgehalten. Erst mit Hilfe eines päpstlichen Befehls konnten ihn seine Mutter und sein frommer Bruder Wilhelm V., der in Bayern regierte, zum Aufbruch nach Köln bewegen. Dort wurde er dann am 23. Mai 1583 zum Nachfolger Gebhards erwählt, nachdem er die anderen Bewerber unter Billigung des Nuntius durch schnöde Simonie abgefunden hatte.

Inzwischen hatte im Erzstift bereits der Waffengang begonnen, wobei auch Salentin von Isenburg für das einst von ihm geleitete Stift das Schwert führte. Der Kampf, dessen Geschichte Lossen sorgsam aus dem Schutte gleichzeitiger oder jüngerer Sage auslöst, schleppte sich monatelang ohne Entscheidung hin, denn wie Gebhard, so fehlte es auch seinen Gegnern an Geld. Von den geistlichen Fürsten leistete nur der Würzburger Bischof einen Zuschuß. Der Papst gab mehr als seiner Neigung und den Gewohnheiten der Kurie entsprach, aber es war wenig genug. Nur Wilhelm V. von Bayern spendete trotz der eigenen Überschuldung große Summen, und vor allem den damit geworbenen, von seinem Bruder Herzog Ferdinand geführten Truppen war es zu danken, daß bis zum Mai 1584 Ernsts Sieg entschieden war. In zweiter Reihe wirkten dahin Spaniens bewaffnete Hilfe, die freilich mehr plünderte als kämpfte, und das Ansehen des Kaisers, das Rudolf II. nach Ernsts Wahl für diesen einsetzte.

Nach Gebhards Vertreibung diente sein Name noch jahrelang den Niederländern und raubgierigen Parteigängern, um im Kölner Erzstifte feste Plätze zu besetzen und verwüstende Einfälle auszuführen. Entsetzlich hatte das Land an den Folgen der Liebe Gebhards zu leiden. Im Bistum Straßburg, wo Gebhard und einige seiner Kölner Anhänger ebenfalls

Domherrnpfründen besaßen, setzte sich auch der Streit um die Freistellung noch jahrzehntelang fort und beschwor über das Elsaß ähnliche Verwüstung wie über die Kölner Lande herauf. Aber der Sieg des Katholizismus am Niederrhein war mit der Verdrängung Gebhards aus dem Kölner Stift entschieden. Wie wenig geistlich sich auch Kurfürst Ernst hielt, die Gegenreformation förderte er in seinem Stift mit Entschiedenheit. Bereits 1585 wurde er auch in Münster zum Bischof erwählt und in Paderborn wurde, nachdem Heinrich von Bremen gestorben, der eifrig katholische Dietrich von Fürstenberg zum Nachfolger erhoben; 1587 aber wurde sogar in Minden ein Katholik als Bischof eingesetzt, und obgleich in Osnabrück auf Heinrich ein Mann folgte, der zwar das Tridentinum beschwor, sich jedoch ganz protestantisch hielt, so blieb doch auch in diesem Stifte der Katholizismus in ausgedehntem Maße erhalten. Nur Bremen und Halberstadt, die schon vorher ganz protestantisch waren, verfielen den benachbarten protestantischen Fürstenhäusern.

Wenn die Bevölkerung am Niederrhein und in Westfalen noch heute überwiegend katholisch ist, und wenn in unserm Jahrhundert der Ultramontanismus von dort aus aufs neue den unseligen kirchenpolitischen Zwiespalt unsres Volkes beleben konnte, so ist das die Folge des Sieges, den die mit der Gegenreformation verbündete Politik der bayerischen Wittelbacher 1584 errungen hat. Andrerseits danken wir es aber auch diesem Siege, daß die seit Jahrhunderten das Reich zerstörende Territorialpolitik der deutschen Reichsstände dasselbe nicht schon damals in eine Reihe unabhängiger Einzelstaaten auflöste, sondern dies trotz aller Schwäche sehr wertvolle Band nationaler Einheit fortbestand, bis es von der gehobenen Kraft und dem endlich erwachten Nationalbewußtsein des deutschen Volkes in unsern Tagen durch neue starke und lebensvolle Einrichtungen ersetzt werden konnte.

So gilt Lossens Lebenswerk einem Stoffe von großer und nationaler Bedeutung. Mit mustergültiger Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit hat er ihn bearbeitet und wenn er in der Vorrede zum zweiten Bande sagen konnte, daß dem ersten durch die zahlreichen und bedeutenden Veröffentlichungen, die in den seit seinem Erscheinen verflossenen 15 Jahren erfolgten, wenig belangreiche Ergänzungen oder Berichtigungen nachgebracht worden seien, so wird das gleiche Urteil in Zukunft ohne Zweifel auch über den zweiten Band gefällt werden können. Mit Recht konnte ferner Lossen beim Abschlusse seines Werkes sagen: „Ich lege die Feder nieder mit dem Bewußtsein, einen Zeitraum der deutschen Geschichte, in welchem religiöse Leidenschaften und Parteiungen vorgeherrscht haben, die heute noch in der Masse unsres Volkes fortleben, . . . mich erhebend

über eigene Vorliebe und Abneigung, wahrheitsgetreu dargestellt zu haben". Sein Werk ist nicht nur ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Vergangenheit und zum Verständnis der Gegenwart unsres Volkes, sondern auch ein Denkmal, das er sich selbst gesetzt hat und das noch ehrend von ihm zeugen wird, wenn wir alle, die dem wackeren, tüchtigen, ehrenfesten Manne als Freunde nahe standen, längst verstummt sind.

XXV.

Zwei Tage in französischem Polizeiarrest[1].

(1869.)

I.

Eingesandt.

(Außerordentliche Beilage der Allgem. Zeitung v. 22. Juni 1869 Nr. 173.)

Den Unthaten der französischen Polizei, zu welchen die letzten unruhigen Tage zu Paris die Veranlassung geboten haben, ist auch ein junger deutscher Gelehrter zum Opfer gefallen, der dort im Auftrag der Münchener historischen Kommission für die Geschichte des Wittelsbachschen Hauses arbeitet. Als er abends nach Beendigung des Auflaufs über die Boulevards nach Hause ging, wurde er gleich vielen anderen ohne Grund verhaftet, um später ohne Untersuchung und ohne Entschuldigung wieder entlassen zu werden. Ländlich sittlich! Er wird Ihnen später über die Mißhandlungen, die er und seine Mitgefangenen auf der Conciergerie und dem Fort Bicêtre erduldet haben, selbst Bericht erstatten. Schon jetzt aber erlaube ich mir die Frage aufzuwerfen, wie die deutschen Gesandtschaften gegenüber dem Schicksal ihrer Landesangehörigen sich verhalten haben. Unser deutscher Gelehrter hat die frühzeitige Beendigung seiner Leiden und damit, man kann sagen, seine Lebensrettung nur einer ein-

[1] Die Veröffentlichung dieses interessanten Berichtes war durch eine Voranzeige des darin erzählten Vorfalles durch Prof. Cornelius eingeleitet worden, die zu einer Polemik mit dem bayerischen Gesandten in Paris, Grafen Quadt geführt hatte. Diese mit der Person Stieves und seinen Erlebnissen sich beschäftigenden Inserate verdienen der Vergessenheit entrückt zu werden, ich lasse ihren Wortlaut daher an dieser Stelle folgen.

flußreichen Privatverwendung zu danken, nicht der bayerischen Gesandtschaft, von deren Bemühungen in diesem Fall nichts bekannt geworden ist, obwohl sie seine Person und den Zweck seines Aufenthaltes kannte und über sein Schicksal unterichtet war. Eine ungerechtfertige Verhaftung mag überall vorkommen können, aber Mißhandlung unschuldiger Gefangenen sollte überall verhindert werden. Was die Pariser Polizei mit den Unterthanen des Kaisers Napoleon macht, geht uns nicht näher an. Wir sollten aber denken: wenn die Vertreter der fremden Regierungen in jedem ähnlichen Fall energisch ihrer Pflicht nachkämen, so würde die Polizei sehr bald dahin instruiert werden, wenigstens die Ausländer nicht wie Franzosen, sondern wie Menschen zu behandeln. Engländer und Amerikaner haben schon dermalen solche Brutalitäten kaum zu fürchten.

München.

Dr. K. A. Cornelius, Professor.

Amtliche Berichtigung.

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 29. Juni 1869 Nr. 180.)

In der außerordentlichen Beilage der „Allgemeinen Zeitung" vom 22. laufenden Monats Nr. 173 ist ein „Eingesandt" des Professors Dr. K. A. Cornelius in München veröffentlicht, dessen Auslassungen die Königlich bayerische Gesandtschaft in Paris beschuldigen, die erforderlichen Bemühungen zu Gunsten eines bei den jüngsten Pariser Unruhen angeblich ohne Grund verhafteten deutschen Gelehrten, Mitglied (sic!) der Münchener historischen Kommission, unterlassen zu haben. Dieser Vorwurf entbehrt aller Berechtigung. Bei den massenhaften Verhaftungen, welche an den Abenden des 9., 10., 11. und 12. laufenden Monats stattgefunden hatten, war die königliche Gesandtschaft darauf gefaßt, Reklamationen von nach ihrer Angabe unschuldig verhafteten bayerischen Unterthanen zu empfangen und nach Lage des Falls geeignet zu vertreten. Wider Erwarten kam jedoch die königliche Gesandtschaft lediglich in einem einzigen Fall in die Lage, sich eines verhafteten bayerischen Unterthans anzunehmen, wobei ihre Schritte sofort die gewünschte Befreiung zur Folge hatten. Was jedoch den im „Eingesandt" des Professors Cornelius berührten deutschen Gelehrten betrifft, so war die königliche Gesandtschaft schon um deswillen außer Stand auf seine Befreiung aus der Haft hinzuwirken, weil sie von der Thatsache der Verhaftung selbst erst unterrichtet wurde, nachdem die Freilassung bereits erfolgt war. Der besagte junge Gelehrte, Dr. Stieve, königlich preußischer Unterthan und lediglich mit preußischem Passe versehen, war Ende März mit Professor Dr. Cornelius aus München nach

Paris gekommen um wissenschaftliche Zwecke zu verfolgen. Die königliche Gesandtschaft hatte sich mehrfach bei der kaiserlichen Regierung verwandt, um für ihn, als Hilfsarbeiter eines bayerischen Gelehrten, benötigte Erleichterungen seiner wissenschaftlichen Forschungen zu erwirken, und sie hätte, rechtzeitig von dessen Verhaftung unterrichtet, auch keinen Anstand genommen, ihre Verwendung für seine Freilassung eintreten zu lassen. Die königliche Gesandtschaft wurde jedoch erst Montag den 14. laufenden Monats von Dr. Stieve selbst mit der Mitteilung überrascht, daß er in der Nacht vom 11. auf 12. verhaftet, am 12. nach Bicêtre abgeführt und von dort am Abend des 13. laufenden Monats freigelassen worden sei.

Ein Brief, welchen Herr Dr. Stieve an die königliche Gesandtschaft, datiert Fort Bicêtre, Samstag den 12. Juni, gerichtet hatte, kam teilweise wegen eines von ihm bei der Adressierung begangenen Irrtums (rue bel Respiro statt rue Berry) erst am Dienstag den 15. Juni in den Einlauf der königlichen Gesandtschaft. Dr. Stieve glaubte übrigens aus dem Grunde, daß die Pariser Polizei seinen preußischen Reisepaß nicht respektiert habe, sowie wegen der angeblichen Mißhandlungen an die königliche Gesandtschaft noch das Ansinnen stellen zu sollen, hierwegen eine Beschwerde bei der kaiserlichen Regierung zu begründen und für ihn Satisfaktion zu erwirken. Dr. Stieve mußte darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Würdigung dieses Ansinnens die Zuständigkeit der königlich bayerischen Gesandtschaft in keiner Weise berühre und ausschließlich Sache der königlich preußischen Botschaft sei.

Prof. Dr. Cornelius würde die Bemerkung am Schlusse seines „Eingesandt“ wohl unterlassen haben, wenn er die Zeitungsberichte über die Verhaftung und darauf erfolgte Landesverweisung des amerikanischen Generals Kluseret vor Augen gehabt hätte.

Paris, 24. Juni 1869.

Die königlich bayerische Gesandtschaft:
Graf Quadt.

Inserat.

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 2. Juli 1869 Nr. 183.)

Der königliche Gesandte Graf Quadt versetzt mich durch seine Berichtigung in Nr. 180 der Beilage der Allgemeinen Zeitung in die unangenehme Notwendigkeit, Vorgänge innerhalb der königlichen Gesandtschaft, die ihm verborgen geblieben sind, zu seiner Kenntnis zu bringen. Er glaubt, die Gesandtschaft sei erst am Montag (14. Juni) von Dr. Stieve selbst durch die Mitteilung von seiner Gefangenschaft und zugleich von

seiner Befreiung überrascht worden. In der That aber fand Dr. Stieve am Montag die Beamten der königlichen Gesandtschaft bereits von seiner Verhaftung unterrichtet, und die Überraschung kann sich daher lediglich auf den Besuch des Dr. Stieve beziehen, den sie so bald nicht erwartet haben mögen. In Übereinstimmung hiermit erklärt ein anderer Herr, dessen Zeugnis mir im Original vorliegt (Name und Wohnung können auf Verlangen mitgeteilt werden), daß er schon am Sonntag (13. Juni), also noch während der Gefangenschaft des Dr. Stieve, die Gesandtschaft von der Sache in Kenntnis gesetzt habe. Ich unterlasse nicht daran zu erinnern, daß seine Bemühungen in eine Zeit fallen, in welcher nach Aussage des königlichen Gesandten Grafen Quadt, „die Gesandtschaft darauf gefaßt war, Reklamationen von nach ihrer Angabe unschuldig verhafteten bayerischen Unterthanen zu empfangen, und nach Lage des Falls geeignet zu vertreten". Was er ausgerichtet hat, möge er selbst erzählen.

— — „Je me rendis à midi ce dimanche même à la légation. Absence complète d'ambassadeur, d'attaché et de secrétaire. Un garçon qui se trouvait là par hasard, me recevant dans l'escalier, me donna l'adresse de l'attaché de l'ambassade, faubourg St.-Honoré, où je me rendis immédiatement. Il était midi et demi. Le domestique à qui je confiai le but de ma visite, vint quelques minutes après avoir averti son maître me prévenir que mr. le comte de ... — le nom m'échappe — était endormi; qu'il ne pouvait s'occuper de ces sortes d'affaires, et qu'ayant encore sommeil il me priait de retourner à l'ambassade, qui selon lui et malgré mes dénégations devait être ouverte de midi à 2 heures. Malgré ma certitude de ne trouver personne je revins à la légation, où, cette fois reçu par le concierge je parvins — chose difficile — à me procurer l'adresse du secrétaire, 24 rue Paittont, que je ne trouvai pas. Fatigué de ce ballotage etc."

Hiermit wird die Berichtigung des königlichen Gesandten Grafen Quadt, soweit sie meinen Worten vom 22. Juni gilt, von Anfang bis zum Ende hinfällig. Auch der Hinweis auf die Verhaftung und Ausweisung des Amerikaners Kluseret würde nur in dem Falle zutreffen, wenn dieser wie Dr. Stieve ohne Grund, gleichviel ob scheinbaren oder rechtlichen, verhaftet und in der Gefangenschaft mißhandelt worden wäre. Welches Los den amerikanischen Gesandten, der etwa in diesem Falle nicht eingeschritten wäre, getroffen hätte, wird sich der königliche Gesandte Graf Quadt selber sagen.

Ich wäre also fertig. Um aber zugleich dem traurigen Gerede, ob Preuße oder Bayer, zu begegnen, das aus den Worten des königlichen

Gesandten gegen seinen Willen neue Nahrung schöpfen möchte, finde ich mich noch zu folgender Mitteilung veranlaßt. Der Mann, welcher, ohne ihn zu kennen, den preußischen im Dienst einer bayerischen Kommission für bayerische Zwecke arbeitenden Gelehrten, mit einer die bayerische Gesandtschaft überraschenden Schnelligkeit, aus den Händen der Polizei gerettet hat — und der andere Mann, der für das Schicksal des ihm erst tags zuvor bekannt gewordenen Gelehrten die bayerische Gesandtschaft interessieren wollte, sind beide weder Preußen noch Bayern. Sie gehören vielmehr beide jener großherzigen Nation an, von der wir mitunter, so scheint es, noch das Beste lernen können, auch jetzt in den Tagen ihrer politischen Herabwürdigung. (6558)

München, den 30. Juni 1869.

K. A. Cornelius.

II.

Zwei Tage in französischem Polizeiarrest.

(Allgemeine Zeitung.)

München, 3. Juli 1869. Von einem heftigen Unwohlsein, das ich mir in Bicêtre zugezogen, einigermaßen hergestellt, beeile ich mich, Ihnen über das zu berichten, was ich, gelegentlich der letzten Unruhen in Paris verhaftet, erlitten habe.

Am Freitag den 11. Juni verließ ich abends gegen halb 11 Uhr eine dicht am Boulevard Bonne Nouvelle gelegene Brauerei, wo ich gewartet, bis ich die Boulevards völlig ruhig und verlassen sah, um meine etwa drei Minuten entfernte Wohnung am Boulevard St. Denis aufzusuchen. Die Boulevards waren nicht abgesperrt, kein Sergent de Ville war zu sehen; nur einzelne Fußgänger begegneten mir. Am Dienstag und Donnerstag abends hatte ich um dieselbe Zeit denselben Weg ohne die mindeste Anfechtung zurückgelegt, und versah mich daher auch jetzt nicht im mindesten irgendwelcher Gefahr. Plötzlich, fast am Ende des Boulevard, hörte ich Lärm und sah, aufblickend, eine große Schar Sergents de Ville und Gardes de Paris unmittelbar vor mir. Wie ich später hörte, zogen dieselben die Boulevards hinab, alle ihnen Begegnenden verhaftend, um die Zahl der Gefangenen zu einer möglichst ansehnlichen zu machen. Von dieser Absicht nichts ahnend, wollte ich unter Angabe meiner Wohnung und Vorzeigung meines Passes die Erlaubnis zur Verfolgung meines Heimwegs erbitten, wie man das ja in Deutschland in solchem Falle thun würde. Kaum hatte ich jedoch ein paar Schritte gegen die Sergents gethan, als sich zwei derselben fluchend und schimpfend auf mich warfen, der eine gab

mir einen Faustschlag auf den Kopf, den nur mein Hut unschädlich machte, der zweite einen auf den Rücken, und dann stießen sie mich gegen die Gardes de Paris hin. Unterwegs bemerkten sie, daß ich einen Spazierstock hatte; unter neuen Beschimpfungen wurde er mir aus der Hand gerissen. Als ich unter der Garde stand, von einem Soldaten am Arm, von einem zweiten am Zipfel meines Überziehers gehalten, wandte ich mich an einige, in der Nähe stehende, wie es schien, Höhergestellte, berief mich darauf, daß ich keinen andern Heimweg nehmen könnte, berief mich auf meinen Paß u. s. w. „Sie sind nicht Franzose?" fragte mich einer derselben. „Nein!" antwortete ich. „Ah, um so besser," lautete die Entgegnung. Ich sah ein, daß jedes Wort verloren sei, und schwieg, in der Verlegenheit meine Hand auf die Hüfte stützend. „Er hat noch etwas," schrien sofort die Sergents, „untersucht ihn." Alle Taschen wurden durchsucht, jede Stelle am Leibe wurde befühlt und mein Taschenmesser mir weggenommen. Zehn Minuten etwa stand ich noch inmitten der Gardes de Paris, die schon etliche Gefangene mit sich führten; dann erscholl der Befehl, uns zu dem gerade gegenüberliegenden Polizeiposten zu führen.

Vor diesem stand eine Schar von etwa zwanzig Polizisten; als ich an ihnen vorbeiging, schrie einer: „Ah, voilà un beau grand garçon!" und gab mir mit der Faust einen Hieb auf den Arm. Ein paar rasche Schritte retteten mich in das Wachtzimmer. Dort befanden sich erst etwa zwanzig Verhaftete, nach mir aber trafen ununterbrochen neue ein. Ich wollte mich an den Beamten, der einigen Gefangenen die Namen abnahm, wenden, sah jedoch bald ein, daß es geratener sei, mich möglichst wenig bemerklich zu machen, um der Bestialität der Sergents zu entgehen.

Von dieser können Sie sich keinen Begriff machen, und ich selbst muß gestehen, daß ich, selbst wenn ich in Betracht ziehe, daß diese Leute zum teil fünf Nächte lang auf den Beinen gewesen, daß man sie beschimpft und verhöhnt, manche vielleicht geprügelt hatte, nicht begreifen kann, wie die Diener der öffentlichen Sicherheit in einem civilisierten Staat sich solchen Auftretens schuldig machen konnten; hätten sie Leute vor sich gehabt, die man aus der schreienden, höhnenden, mit Steinen u. s. w. werfenden Menge gerissen, so ließe es sich halb und halb entschuldigen; aber die Gefangenen waren meist, wie ich, während sie über die leeren Boulevards gingen, angehalten worden und man mißhandelte sie nicht nur im Augenblicke der Verhaftung, sondern jene rasende Bande von Schutzleuten, die vor dem Posten stand, beschleunigte den Eintritt fast eines jeden mit Faustschlägen und Fußtritten, ja selbst im Wachtzimmer mißhandelte man noch die Ankommenden. Einen Studenten z. B., den man aus einer Droschke gerissen und mit einem sogenannten Totschläger am

Kopfe verwundet hatte, sodaß ihm das Blut zu beiden Seiten des Gesichts herabfloß und ringsum das Hemd rötete, stießen die Sergents selbst dort noch mit empörender Roheit hin und her.

Nach ungefähr einer halben Stunde war das Zimmer zu ebener Erde gefüllt, und es wurde daher der Befehl gegeben, einen Teil der Gefangenen in den ersten Stock zu führen. Ein Kaufmann aus Marseille, der gleich nach mir verhaftet ward, ging voraus; ich folgte. Als wir oben in das dem untern entsprechende Zimmer traten, welches mit Bänken besetzt war, wollte unser Führer uns auf diesen unseren Platz anweisen, ein anderer Sergent stürzte jedoch aus einer Ecke hervor und brüllte, man solle uns ins „Violon“ führen. Eine Seitenthür wurde geöffnet, und wir standen vor einem finsteren Loch, aus dem uns eine dumpfe Luft entgegenschlug. Mein Vordermann weigerte sich, einzutreten, doch Faustschläge und Fußtritte belehrten ihn, daß er zu gehorchen habe. Mir wollte man in gleicher Weise den Weg zeigen, doch wich ich durch raschen Eintritt den Mißhandlungen noch glücklich aus. Vierzehn Gefangene folgten uns, dann schlug man die Thüre zu.

Nachdem wir uns von der Aufregung erholt, betrachteten wir unseren neuen Aufenthaltsort, beim Schein eines Zündhölzchens. Das Gemach war höchstens fünfzehn Schritte lang und drei Schritte breit; gleich am Eingang befand sich ein Abtritt; die hintere Hälfte des Raums nahm eine geneigte Holzplatte ein, auf der höchstens drei Menschen liegen konnten; Licht und Luft zu geben, war ein rundes Fenster von etwa einem Fuß Durchmesser bestimmt. Natürlich waren wir bald dem Ersticken nahe, doch wurde erst nach langem Schreien und Klopfen die Thüre wieder geöffnet. Das große Zimmer war indessen auch bereits überfüllt, und wir, die wir zu sechs auf der Pritsche saßen, zogen daher vor, da die Luft unseres Gemaches nun erträglicher wurde, in diesem zu verharren.

Um zwei Uhr etwa begann man die Gefangenen wieder in das untere Zimmer hinabzuführen. Jeder wurde aufs neue durchsucht, mußte Namen, Stand und Wohnung angeben — wobei ich vergeblich meinen Paß vorwies — und wurde dann auf die Straße hinausgeführt, wo man uns in Reihen aufstellte. Um halb vier etwa setzten wir uns, von Soldaten und Sergents de Ville umgeben, in Bewegung und langten nach einer halben Stunde an der Conciergerie, jenem düsteren Nordflügel des Palais de Justice an. Am Thor wurden wir gezählt — ich hatte Nr. 227 —, dann traten wir in einen großen Vorsaal, in welchem bald an anderen Stellen Verhaftete eintrafen.

Nach längerem Warten öffnete man das Gitter, welches den Vorsaal nach einer Seite hin abschloß und führte uns in eine lange Halle, die-

selbe, wie ich hörte, wo einst die Opfer der Revolution ihre Abführung zur Guillotine erwarteten. Diese Halle, welche zwei auf Gänge führende Fenster, zwei Gitter am Anfang und Ende und drei Gaslaternen matt erhellten, war völlig leer; nur drei niedere Öfen standen an der rechten Seite, und an der linken befanden sich etwa zwanzig schrankartige Zellen für die ihr Verhör abwartenden Verbrecher. Wir waren jetzt etwa 800 Gefangene, von denen wohl ein Drittel den gebildeten Ständen angehörte und nicht viele wirklich zur „Canaille“, wie man uns insgesamt so oft bezeichnete, zu gehören schienen. Da sah man zwei Advokaten de la cour impériale, einen Arzt, viele Litteraten, Studenten, ältere und jüngere Kaufleute, gutgekleidete Fremde u. s. w., kurz es mußte jedem einleuchten, daß die Behauptung, die Sergents hätten mit Vorliebe Gutgekleidete verhaftet, wahr sei. Die französischen Zeitungen haben ausführliche Berichte über die Zahl und Stellung der Verhafteten aus den gebildeten Ständen gebracht; wie unglaublich weit der Eifer der Sergents de Ville ging, kennzeichnet wohl am sprechendsten, daß sie mehrere Juges d'instruction, die, mit der Untersuchung über die Unruhen betraut, sich durch den Augenschein über die Vorgänge auf den Boulevards unterrichten wollten, verhaftet haben. Die Mehrheit der Gefangenen war nicht minder bunt gemischt als die Minderheit; hier sah man drei Kellner mit ihren weißen Schürzen, von denen zwei, eben aus dem Restaurant heraustretend — wenn ich nicht irre, um etwas Vergessenes hereinzuholen — in die Hände der Polizei gefallen waren; dort ging ein älterer Mann mit einem Korb auf und ab, der sein Haus, als er die Boulevards ruhig sah, verlassen hatte, um einen Gang zu machen, dort stand ein Omnibuskutscher mit seinem Mantel und einem Päckchen beladen, der auf dem Heimweg begriffen war u. s. w.

Die erste Sorge nach dem Eintritt war nun, an Freunde, Haus- und Gasthofsbesitzer u. s. w. Zettel mit der Bitte um schleunigste Reklamation zu schreiben; ein Schließer nahm dieselben gegen neun Uhr ab, zu welchem Zwecke weiß ich nicht, denn jedenfalls ist keiner der Briefe vor abends, wo die Reklamationen vergeblich waren, angekommen. Sonst kümmerte sich niemand um uns, nur schloß ein aufwartender Sträfling mit großer Beharrlichkeit stets wieder die erwähnten Zellen, in welche sich die ermüdeten Gefangenen zu je zweien hineinzwängten; auch konnte man jetzt bei dem Schließer „Coco“, ein Gemisch aus Wasser und Zitronen-Réglisse, welches den Durst nur immer lebhafter erweckte, aber doch für den Augenblick Zunge und Kehle kühlte, kaufen, und durften je zwei zu den Aborten hinaus. Erst um elf Uhr etwa wurden wir wieder in den Vorsaal geführt; jeder erhielt einen Napf und einen Holzlöffel und dann zogen wir einer nach dem andern an einigen Schließern vorbei, welche

uns ein halbes Brot und einen Löffel Suppe gaben. Die Suppe war nichts als graues Wasser mit etlichen Blättern, sie wurde jedoch von den meisten, weil sie warm war, mit Gier verzehrt, das Brot dagegen war durchaus nicht zu genießen, selbst mit der Suppe konnte man es nicht hinunterwürgen und der gemeinste Arbeiter warf es weg.

Nach 12 Uhr führte man uns wieder in den Vorsaal, wir hatten seit 10 Uhr mit steigender Spannung gehofft, man werde das Verhör beginnen, man begnügte sich jedoch aufs neue, Namen, Stand und Wohnung aufzuschreiben, wobei ich wiederum vergeblich meinen Paß vorzeigte.

Den Nachmittag brachten wir dann zwischen Furcht und Hoffnung schwankend zu; bald hieß es, man werde uns am Abend entlassen, bald, wir würden drei, vier, ja acht Tage in Haft bleiben. Die Niedergeschlagenheit wurde immer allgemeiner, zumal jeder immer mehr von völliger Erschöpfung ergriffen wurde. Seit Mittag war es nicht mehr möglich gewesen, die Zellen geschlossen zu halten; in und auf ihnen saß man dicht gedrängt, ebenso waren die Öfen von Müden besetzt. Der Boden, den die Polizei uns zum Lager bestimmt hatte, war, da beim Eintritt in die Halle viele, von der Not gezwungen und voraussetzend, daß man uns an einen anderen Ort führen werde, ihre Notdurft verrichtet hatten, teils mit Lachen, teils mit schlüpfrigem, jeden Schritt erschwerenden Schmutz bedeckt; gleichwohl hatten viele Arbeiter in der äußersten Erschöpfung sich auf ihn ausgestreckt; wer davor Ekel empfand, wandelte auf und ab; endlich hob man die Thüren der Zellen aus und legte sie auf den Boden. Ich war nicht so glücklich auf diesem harten Lager einen Platz zu erhalten und mußte daher, wie viele andere, meinen Spaziergang ununterbrochen fortsetzen. Welch furchtbare Qual es war, auf dem engen, schlüpfrigen Raum, der frei geblieben, nach durchwachter Nacht, von Hunger und Durst gepeinigt, und während die Augen, vom Tabaksrauch und dem falschen Licht entzündet, immer lebhafter schmerzten, in nicht gerade heiteren Gedanken an zwölf Stunden langsam auf und ab zu gehen; kann keine Einbildungskraft sich vorstellen; am Nachmittag schmerzte mich jede Stelle des Leibes und ich fürchtete jeden Augenblick zusammenzubrechen. Dieser Spaziergang ist fast das Härteste, was ich in meiner Gefangenschaft erduldet habe, und doch hätte man durch einiges Kehren und etwas Stroh uns diese Marter leicht ersparen können[1].

---

[1] Ein Mitgefangener schreibt mir, daß Pariser Zeitungen mitgeteilt haben: „Mr. le directeur de la conciergerie a mis gracieusement à la disposition des messieurs les prisonniers tout ce qu'il y avait de matelas dans la

Nach 4 Uhr wurden endlich kleine Abteilungen aufs neue in den Vorsaal geführt, wo einige Schreiber an einem Tische saßen, der mit den Zetteln bedeckt war, auf welchen morgens unsere Namen vermerkt worden; jeder mußte seinen Namen angeben, der Beamte suchte seinen Zettel und dann erfolgte der Bescheid: „Rentrez“ oder „Partez“. Wer reklamiert war, erhielt ersteres Urteil und wurde in die Halle zurückgeschickt, die übrigen wurden zu je zwölf aufgestellt und von zwölf Sergents hinausgeleitet. Allmählich leerte sich die Halle, denn nur wenige kamen zurück. Ich benutzte die Gelegenheit, um auf einer verlassenen Thüre Platz zu nehmen; kaum hatte ich eine halbe Stunde gesessen, als ein Schließer herankam und alles von den Thüren verjagte; mit welcher Erbitterung wir aufstanden, läßt sich leicht denken. Gegen 6 Uhr ging endlich auch ich in den Vorsaal hinaus; auch mir erscholl das „Partez“; ich wollte mich aufs neue auf meinen Paß berufen, ein Sergent drängte mich jedoch hinweg und ich war zu betäubt, um trotzdem meinen Protest zu erheben; auch war ja keine Frucht davon zu hoffen, da wir nur untergeordnete Beamte vor uns hatten. Nachdem das Dutzend voll war, führte man uns zum Thor der Conciergerie, wo uns ein Zellenwagen erwartete.

Die Einrichtung eines solchen ist wohl jedem einigermaßen bekannt; hier zuerst, als sich die Thür eines der Kasten hinter mir schloß, verlor ich den guten Mut, den ich die ganze Zeit hindurch mir bewahrt hatte.

Nach langer Fahrt und manchem Anhalten, welches mich jedesmal, voll Hoffnung, die qualvolle Reise werde beendet sein, auffahren ließ, rollte der Wagen endlich über weichen Boden und stand still. Wir stiegen aus und sahen uns auf einem weiten Platz vor Kasematten, ein Polizeikommissär nahm uns unsere Namen ab; ich wollte ihn fragen, ob ich nicht etwas für meine Befreiung thun könne, doch er wandte sich, ohne auf mich zu hören, ab, und ein Sergent stieß mich in die Kasematte.

In dieser, einem langen Gewölbe, das am Ende zwei Schießscharten, am Anfang zwei Fenster hatte, vor welchem Schildwachen standen, befanden sich etwa 110 Gefangene; jetzt herrschte die Blouse entschieden vor, doch waren auch der den gebildeten Ständen Angehörigen nicht wenige. Ich fand jenen Kaufmann aus Marseille, mit dem ich auf dem Posten am Boulevard Bonne Nouvelle zusammengewesen, einen Advokaten, einen Arzt, einen älteren Kaufmann aus Paris und mehrere gutgekleidete junge Leute, die ich in der Conciergerie gesehen hatte, wieder. Wir begrüßten

---

prison;“ mit Recht nennt er diese Angabe un grossier mensonge, qui est une ironie. In einem verschlossenen Nebenraum unserer Halle lagen allerdings Matratzen, doch ist uns nicht eine zur Verfügung gestellt worden.

uns, und ich hörte, daß wir in Bicêtre seien. Die Erwartungen, die man hinsichtlich unseres Schicksals hegte, waren sehr trübe. Allgemein erwartete man, daß unserer eine längere Haft warte und die beiden Fragen, welche uns für den Augenblick die wichtigsten waren: ob man uns noch Nahrung und für die Nacht Stroh geben werde, wurden einstimmig verneint. In ersterer Hinsicht hatte man recht, denn wirklich wurde seitens der Behörde auch nicht einmal ein Stückchen Brot verabreicht: nur einige Soldaten brachten Brot und Käse zum Verkauf, und wer Geld hatte und rasch bei der Hand war, konnte so wenigstens den heftigsten Hunger stillen, die übrigen mußten bis zum nächsten Mittag ihr Fasten fortsetzen, das für viele Arbeiter, welche keinen Sou bei sich hatten, um so härter war, als sie sich nicht einmal mehr Tabak verschaffen konnten. Dagegen wurde um 8 Uhr Stroh gebracht, das ausreichte, um den Boden längs der Langwände zu bedecken; auch dieses verdankten wir jedoch nicht der Polizei, sondern der Güte des Kommandanten, der mit uns Erbarmen hatte. Mit Jubel wurde es empfangen, alles warf sich sofort darauf nieder, und ich glaube, jedem wird, wie mir, die furchtbare Ermüdung binnen wenigen Minuten die Augen geschlossen haben.

Gegen 4 Uhr weckte mich am folgenden (Sonntag-) Morgen die Kälte, alles war noch still; ich fühlte mich wieder frischer, und stellte nun Betrachtungen darüber an, wie es möglich sei, daß, während der Polizeipräfekt nur aufgefordert hatte, die Zusammenrottungen nicht zu vergrößern, man uns einzeln auf den leeren Boulevards aufgegriffen; wie es möglich sei, daß Schutzleute und Polizei eine solche Masse unschuldiger Leute in so unerhörter Weise mißhandeln durften, und wie es möglich sei, daß jede beliebige Reklamation befreit, mein preußischer Paß aber gar nichts genützt hatte. Eine Lösung dieser Fragen fand ich nicht.

Um 6 Uhr führte man uns zu je zwölf, wie wir gekommen, unter militärischer Begleitung in ein seitwärts liegendes Haus. Alles jubelte auf: „Man wird das Verhör beginnen.“ Wiederum wurden wir jedoch nur um Namen, Stand und Wohnung gefragt. Um 8 Uhr brachte eine Frau nebst Cigarren und Tabak, Papier, Feder und Tinte zum Verkauf, und alsbald machte sich jeder daran, aufs neue an nahe und entfernte Freunde die dringendsten Bitten zu richten, sich für die Befreiung zu verwenden; so lange das Papier reichte, wurde geschrieben, einen älteren Herren habe ich vom Morgen bis zum Abend fast ununterbrochen mit der Feder beschäftigt gesehen; waren doch diese Briefe unsere einzige Hoffnung.

Nachdem ich einige Briefe geschrieben, unterhielt ich mich mit meinen Leidensgefährten. Welche Beschwerden über die Bestialität der Sergents

de Ville, der jetzt entronnen zu sein, jeder als das höchste Glück pries, welche Unzahl von Verhaftungsgeschichten gleich der meinigen, welche Klagen von Vätern und Söhnen, die sich von ihrer Familie erwartet wußten!

Um 11 Uhr erhielten wir eine Fleischbrühe, die allenfalls diesen Namen verdiente, und ein Stück guten Brots, um 4 Uhr einen Bissen kaltes Rindfleisch, das nur der Hunger genießbar erscheinen lassen konnte. Verkauft wurden Eßwaren an diesem Tage nicht, mehrmals aber brachten Soldaten Wein an die Fenster. Dann wurden zwei Reihen gebildet, ein Arbeiter, ein prächtiger junger Mann, trat an ihre Spitze und verabreichte den Vorüberziehenden je ein Glas, solange der kleine Vorrat reichte. Alles fügte sich dieser Anordnung, und überhaupt muß ich gestehen, daß sich die Arbeiter u. s. w. mit Ausnahme weniger, überraschend gut betrugen. Sie gehorchten stets den Aufforderungen jenes Arbeiters, der durch stillschweigende Übereinkunft als Befehlshaber unserer Kasematte betrachtet wurde, und wo eine Ungehörigkeit vorkam, reichte meist ein Wort von ihm oder einem der den gebildeten Ständen Angehörigen aus, um den Ausschreitenden in die Schranken zu weisen; widersetzte sich jemand, so zwang ihn der Unwille der Gesamtheit rasch nachzugeben.

Unsere Lage schien uns jetzt, den Leiden der Conciergerie gegenüber, sehr erträglich; sehr hart empfanden wir es nur, daß man uns zur Verrichtung der Notdurft nicht gestattete hinauszugehen, sondern uns dafür auf zwei am Ende der Kasematten stehende Kübel verwies; selbst der niedrigste Arbeiter schämte sich, dieselben zu benutzen, als aber am Nachmittag die Not zwang, mischte sich bald ein widerlicher Geruch mit dem Tabaksqualm, der die Halle erfüllte, und erst nachdem wir alle von den bis dahin stets dicht belagerten Fenstern sich hatten entfernen lassen, wurde, durch den lebhaften Zug, der sich nun entwickelte, die Luft wieder einigermaßen erträglich.

Über unsere Zukunft hatten wir noch immer nicht die leiseste Andeutung. Bald dieses, bald jenes Gerücht tauchte auf, die trüben Voraussagungen fanden jedoch den meisten Glauben, weil wir die Soldaten mit Eifer beschäftigt sahen, vor der Kasematte durch Palissaden einen Hof für Spaziergänge zu bilden. Einen schauerlichen Eindruck machte auf uns die Nachricht, daß ein Mann von etwa 40 Jahren, ein Handwerker, glaube ich, der am Morgen — ich weiß nicht weshalb — mit gebundenen Händen aus einer Kasematte über den Hof geführt, nach einiger Zeit zurückgebracht und, nachdem er lange Zeit gebunden wie er war auf dem Boden vor der Kasematte gesessen, in Einzelhaft gebracht war, sich in dieser erhängt habe. Dagegen hob es unseren Mut, daß im Laufe des Nachmittags einige Gefangene

entlassen wurden. Doch herrschte immerhin noch Niedergeschlagenheit und Besorgnis vor. Erst gegen 6 Uhr bemächtigte sich der meisten mehr und mehr eine seltsame Heiterkeit; man lachte, scherzte, sang, die Arbeiter machten Turnübungen, ja sie veranstalten gegen 8 Uhr sogar einen großen Cancan.

Ich empfand immer heftigere Kopfschmerzen, da ich mich durch den steten Wechsel von Hitze und kalter Zugluft erkältet hatte, und lag neben zwei jungen Kaufleuten aus Württemberg auf dem Stroh, halb träumend dem Treiben zuschauend. Plötzlich ward es still; der Polizeikommissar stand am Fenster und rief wieder etliche Namen auf. Gleichgültig wandte ich mich ab, denn ich hatte keine Hoffnung mehr, noch an diesem Tage befreit zu werden. Da hörte ich meinen Namen. Schnell war ich auf den Beinen, drückte meinen Nachbarn und anderen, die herbeieilten, um mich zu bitten, daß ich nicht vergessen möge, zu ihren Freunden u. s. w. zu gehen, die Hände und stürzte der Thür zu; ein Arbeiter drückte mir einen Napf nebst Holzlöffel (unser Eßgeschirr, das wir abliefern mußten) in die Hand, Grüße flogen mir nach, dann stand ich draußen.

Ohne jede Bemerkung wurden wir, außer mir noch fünf, entlassen. Ohne Grund hatte man uns verhaftet, ohne Verhör, ohne Untersuchung gab man uns die Freiheit, und obgleich man dadurch unsere Unschuld und die Ungesetzlichkeit unserer Verhaftungen anerkannte, hielt man nach einer solchen Behandlung, wie wir sie erfahren, auch nicht ein Wort des Bedauerns oder der Entschuldigung für nötig.

Für mich waren übrigens die Leiden mit meiner Entlassung noch nicht beendigt. Ich fühlte die äußerste Erschöpfung und nachdem ich mich am folgenden Tage mit Gewalt aufrecht erhalten, mußte ich mehrere Tage das Bett hüten, und selbst jetzt, nach drei Wochen — habe ich die Folgen meiner Gefangenschaft so wenig überwunden, daß ich meine Arbeiten noch nicht wieder aufnehmen konnte.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.